UC-NRLF
B 4 078 197

GRUNDFRAGEN DER WAHRNEHMUNGSLEHRE

VON

PAUL FERDINAND LINKE

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Digitized by Google

LIBRARY
EDUC.
PSYCH.
LIBRARY

Digitized by Google

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Digitized by Google

Digitized by Google

GRUNDFRAGEN DER WAHRNEHMUNGSLEHRE

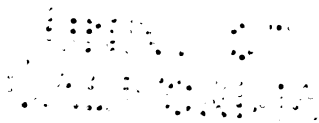
Digitized by Google

Digitized by Google

GRUNDFRAGEN DER WAHRNEHMUNGSLEHRE

von

PAUL FERDINAND LINKE



Zweite, durchgesehene und um ein Nachwort über
Gegenstandsphänomenologie und Gestalttheorie
vermehrte Auflage

1 9 2 9

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Digitized by Google

BF 233
L 5
PSYCHOLOGY
LIBRARY
EDUC.
PSYCH.
LIBRARY

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vorwort und Einführung.

Die hier veröffentlichten Untersuchungen sind reich an kritischen Betrachtungen; sie sind dabei aber so weit wie möglich von der Absicht entfernt, die Methoden und die Ergebnisse der psychologischen Forschung an der Norm eines ihnen an und für sich fremden, von vornherein fertigen philosophischen „Standpunktes" zu messen. Sie sind vielmehr durchweg unmittelbar aus der Beschäftigung mit den psychologischen und insonderheit experimentalpsychologischen Problemen selber hervorgewachsen; gleichwohl, ja vielleicht eben deshalb werden sie von einer einheitlichen Grundanschauung getragen, die für ihre Beurteilung in methodischer Hinsicht nicht ganz unwichtig ist. Darum soll von dieser Grundanschauung hier mit einigen Worten die Rede sein.

Zunächst verträgt sich die enge Verbindung dieser Untersuchungen mit dem Problemkreise der experimentellen Psychologie aufs beste mit der Tatsache, daß sie selbst nicht oder doch nicht in erster Linie experimenteller Natur sind. Denn sie betreffen in der Hauptsache ein Wissensgebiet, das von jedem experimentell vorgehenden Psychologen bewußt oder unbewußt als die unumgängliche Basis seiner Forschungen vorausgesetzt wird und stets vorausgesetzt werden muß. Sie haben also gewiß nicht die Absicht, gegen den Wert und die Berechtigung der experimentellen Methode als solcher irgend etwas zu sagen und wollen diese Methode innerhalb des ihr eigentümlichen Gebietes so wenig durch eine andere ersetzen, daß sie vielmehr umgekehrt überzeugt sind, in ihrer Weise der Förderung und Ausdehnung des experimentellen Verfahrens dienen zu können.

Das Wissensgebiet aber, das in Frage steht, kann man sich durch folgende Betrachtungen nahe bringen.

Es ist eine ebenso bekannte wie an und für sich befremdliche Tatsache, daß die experimentelle Psychologie ihren unbezweifelbaren großen Erfolgen zum Trotz selbst in ihren vergleichsweise gesichertsten Gebieten sehr unvorteilhaft gegen die exakten Naturwissenschaften absticht und gerade in ganz grundlegenden Fragen die bedenklichsten Lücken aufweist. Über so gut wie alle wichtigeren „Begriffe", die zur Beschreibung und Erklärung psychologischer Tatsachen dienen können, herrscht Streit. Die

Digitized by Google

Uneinigkeit und Verwirrung über die gegenseitige Abgrenzung dessen, was etwa die Worte Wahrnehmung, Vorstellung, Empfindung, Gefühl, Subjekt, Erlebnis, Inhalt usw. zu bedeuten haben, ist so groß, daß sie schlechterdings nicht übertroffen werden kann.

Aber so groß diese Uneinigkeit ist, so unbedingt einig sind die Forscher — nämlich die psychologischen Forscher, von den Außenseitern soll nicht die Rede sein — wenn es sich um den Weg handelt, der zu ihrer Überwindung führen soll. Denn was könnte hier anders in Frage kommen als die auch sonst so glänzend bewährte Methode des Experiments und der Selbstbeobachtung? Ich glaube, man wird die folgenden Worte — sie leiten (in der Zeitschr. f. Psych. Bd. 59 S. 282f.) die Besprechung einer experimentellen Untersuchung der Phantasievorstellungen ein — ohne Einschränkung als charakteristisch für die heute innerhalb der Fachpsychologie allgemein herrschenden Anschauungen ansehen dürfen:

„Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die Lehre vom Wesen der Vorstellungen experimentell behandelt wird. Heute, wie je zuvor, ist das Wort ‚Vorstellung' im Gebrauch der verschiedenen Autoren ein Zeichen für die verschiedensten Begriffe. Jeder Autor, der Vorstellungen beschreibt, rückt ein anderes Merkmal in den Mittelpunkt, und immer liegt die Gefahr nahe, daß seine Beschreibung, ob sie gleich allgemein ausgesprochen wird, egozentrisch entstand, ohne daß der Autor zusah, ob die in seiner eigenen Selbstwahrnehmung entdeckten Charakteristika sich in gleicher Weise in der Selbstwahrnehmung anderer wiederfinden."

Die Meinung ist also die, daß wir auf dem Wege und lediglich auf dem Wege der vergleichenden und speziell der experimentellen Selbstbeobachtung sichere Auskunft über den Sinn des Wortes „Vorstellung" erhalten können.

Ich frage zunächst: wird sich das, was hier von den Vorstellungen gesagt ist, verallgemeinernd auf andere psychologische Grundbegriffe ausdehnen lassen? Soviel ich sehe, darf von dem angeführten Standpunkte aus darauf nur mit Ja geantwortet werden. Denn die Begründung ist rein methodischer Art: die in der eigenen Selbstwahrnehmung entdeckten Charakteristika müssen sich auch in derjenigen anderer Beobachter wiederfinden; es handelt sich also im wesentlichen um einen Schutz gegen persönliche Irrtümer. Ist daher der angegebene Weg der allein richtige, um solche Irrtümer zu vermeiden, so muß er gegenüber allen anderen Begriffen genau denselben Dienst leisten. Folglich ergibt sich, daß wir überall nur auf dem Wege der vergleichenden experimentellen Selbstbeobachtung über die psychologischen Begriffe zur Einigkeit kommen können.

Ja: *mutatis mutandis* muß sich, was hier von psychologischen Begriffen gesagt ist, auf alle Begriffe überhaupt übertragen: die Aufgabe, dahin zu wirken, daß alle Autoren gleich-

Digitized by Google

mäßig einen gegebenen Begriff durch dieselben „Charakteristika" bestimmen und so ihre egozentrische Einstellung ihm gegenüber überwinden, ist für alle Wissenschaften gleich fundamental. Auch für die Forschungen des Mathematikers besteht die selbstverständliche Forderung, daß diejenigen Charakteristika, die er in seiner eigenen Wahrnehmung als die der Ellipse oder Pyramide oder selbst einer Zweiheit und Dreiheit von Gegenständen entdeckt hat, sich auch in derjenigen aller anderen, die den Anspruch machen, sinnvoll davon zu reden, wiederfinden müssen. Er erfüllt diese Forderung in der immanenten Logik seines Tuns stets, ohne daß es nötig wird, sie ausdrücklich zu formulieren, aber gewiß nicht durch echte (d. h. denen der induktiven Naturwissenschaft gleichartige) Experimente.

Oder: wenn ich für irgendeine wissenschaftliche Mitteilung einer Farbe bedarf, etwa einer bestimmten Gelbnüance, beispielsweise, um durch sie einen chemischen Stoff zu charakterisieren, so ist für jeden, der diese Mitteilung richtig erfassen will, Voraussetzung, daß er die fragliche Farbe kennt. Ich werde sie ihm also an der Hand eines beliebigen individuellen Exemplares vorzeigen und ihn außerdem nötigen, aus dem vorliegenden individuellen Verbande von Qualitäten anderer Art gerade diese Farbe „gedanklich" herauszulösen und auf den Stoff, den es mit ihrer Hilfe zu beschreiben gilt, zu übertragen.

Habe ich in diesem Falle ein Experiment über das Gelb angestellt? Ebensowenig als im anderen Falle der Mathematiker durch Vorzeigen einer Ellipse oder Pyramide ein Experiment gemacht hat. Ja, ich darf streng genommen auch durchaus nicht sagen, daß ich beobachtet habe: Experiment sowohl wie Beobachtung setzen beide voraus, daß ich durch sie etwas erfahre, was nicht bereits im Sinne des gegebenen Tatbestandes enthalten ist: fasse ich sie anders auf, so komme ich zu der seltsamen Konsequenz, in den Modellvorführungen und Modellbetrachtungen der Mathematik Experimente und Beobachtungen zu sehen. Ich kann gewiß — sei es auf Grund der experimentellen Herbeiführung eines Tatbestandes, sei es ohne einen solchen — beobachten, daß „Gelb" mit einem bestimmten „Blau" gemischt Grau ergibt und ähnliches mehr, dagegen wäre es ein sehr wenig zweckmäßiger Gebrauch des Wortes „Beobachtung", wenn man etwa sagen wollte, man habe beobachtet, daß Gelb eine Farbe oder von Schwarz verschieden sei oder dergleichen.

In beiden Fällen ist aber nun vor allem auch der Gegenstand, mit dem ich es jeweils zu tun habe, nicht derselbe: Im ersten handelt es sich um ein einmalig vorliegendes Gebilde, das durch das Merkmal „Gelb" ausgezeichnet ist und auf Grund dessen es mit allen anderen durch dasselbe Merkmal ausgezeichneten Gebilden generalisierend zu einer Gruppe zusammengefaßt werden

Digitized by Google

kann und auch tatsächlich zusammengefaßt wird: zur „Art" der gelben Gegenstände von dieser Nüance. Daher nehme ich logischerweise, wenn ich den Mischungseffekt von „Gelb" und „Blau" beobachte, zunächst auch nur das Recht in Anspruch, ihn allein von dem einen beobachteten Falle auszusagen: erst das induktive Verfahren erlaubt mir ihn schließlich auf alle fraglichen Fälle auszudehnen.

Ganz anders ist die Sachlage im zweiten Falle: handelte es es sich bisher um ein individuell-einmaliges Gebilde, das als solches in der Zeit irgendwann und folglich seiner besonderen Natur nach auch im Raume irgendwo festliegt, um ein „*hic et nunc*"-Gebilde also, das nur durch die Eigenschaft oder das Merkmal dieses bestimmten Gelb ausgezeichnet ist, so steht im zweiten Falle nur dieses Merkmal selbst in Frage, ganz unabhängig von den individuellen Gebilden, an die gebunden es jeweils vorliegt: es handelt sich also genau um das, was im ersten Falle von vornherein als etwas mehr oder minder Selbstverständliches vorausgesetzt ist. Weil aber dieses nicht-individuelle oder ideelle Gelb doch zugleich in der eigentümlichen Weise, in welcher eben Ideelles an Individuellem „teil hat", allem individuellen Gelb gemeinsam ist, besteht sogleich das Recht, alle Aussagen, die vom ideellen Gelb gelten (oder, was dasselbe bedeutet, die etwas im Sinne des Gelb als solchen Liegendes besagen), ohne weiteres auch auf jedes *hic et nunc* vorliegende zu beziehen (vgl. Abschn. IX, S. 134ff.).

Man kann geradezu sagen, daß das Wort „Gelb" ein mehrdeutiger Ausdruck ist: Spreche ich eine Behauptung aus, die dem ersten Fall entspricht, etwa, daß die Farbe Gelb normalerweise an einen bestimmten physikalischen Vorgang gebunden ist, so meine ich damit eine Gruppe von individuellen Exemplaren der unter dem Merkmal Gelb zusammengefaßten Art. Sage ich dagegen, daß Gelb auch beim Fehlen dieses physikalischen Vorgangs und selbst, wenn außerdem die physiologischen Tatsachen, an deren reales Vorhandensein wir die Existenz jedes individuellen Gelbgebildes geknüpft finden, in Wahrheit nicht bestünden, sage ich, daß Gelb auch dann noch als etwas von Schwarz Verschiedenes gedacht werden muß, so meine ich etwas ganz anderes, nämlich das an keine Individualisierung gebundene „reine" oder ideelle Merkmal Gelb selbst.

Weil sich nun aber andererseits dieses reine Merkmal in der angedeuteten besonderen Weise in jedem individuellen Exemplar, das ihm zugehört, vorfindet, müssen die Gesetze und Eigentümlichkeiten, die es auszeichnen, überall dieselben sein: die reinen „Sinngesetze" des Gelb gelten in der mir als wirklich gegebenen Welt meiner Umgebung genau so gut wie in einer beliebigen Phantasiewelt. Vom Gelb als Art individueller Gegenstände muß gerade das Gegenteil gesagt werden.

Digitized by Google

Das verallgemeinern wir nun in folgender Weise:

Die Welt meiner Umgebung, wie sie ist, wie sie war und wie sie vermutlich sein wird, bildet und bildete eine in sich zusammenhängende Mannigfaltigkeit von individuellen Gegenständen, die durch bestimmte Merkmale charakterisiert sind, die ihrerseits ihrem Sinne nach stets als von allen diesen Gegenständen (und auch von sonst jeder eigentlichen Individualisierung) unabhängig vorgestellt werden können. Mit Hilfe solcher Merkmale können wir nun die Gegenstände beschreiben und sonstwie bestimmen.[1])

Im Vergleich zu der großen Anzahl der fraglichen Gegenstände ist aber die der Merkmale verschwindend gering — wenigstens, wenn wir uns dabei an gewisse Grundmerkmale halten, aus denen sich die übrigen gesetzmäßig herleiten lassen: mit den Farben, Tönen, Gerüchen und überhaupt den sogenannten Sinnesqualitäten einerseits, den geometrischen und zeitlichen, den Quantitäts- und sonstigen „kategorialen" Bestimmungen andererseits reichen wir im allgemeinen aus, um durch passende Kombinationen von ihnen jeden beliebigen Gegenstand aus jener unübersehbaren Mannigfaltigkeit im Prinzip beschreiben oder bestimmen zu können. Ja, die exakte Naturwissenschaft vermag dabei (wie bekannt) von ihrem Standpunkte aus sogar die Sinnesqualitäten zu entbehren.

Um nun weiter diese Beschreibung richtig zu leisten, bedürfen wir der Beobachtung. Beobachten heißt geradezu, einen individuellen Gegenstand so auffassen, daß es möglich wird, ihn richtig zu beschreiben. Dazu müssen aber die Beschreibungsmittel, also unsere ideellen Merkmale, schon bekannt und am besten natürlich so genau wie möglich bekannt sein. Da außerdem die meisten dieser Merkmale immer wiederkehren und untereinander mannigfache Abhängigkeitsbeziehungen aufweisen, ist es nicht bloß zweckmäßig, sondern geradezu erforderlich, die Merkmale oder doch gewisse besonders wichtige Gruppen von ihnen einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen.

Wie geschieht das? Nun auch hier ist der natürlichste Weg der, welcher an die individuell vorliegenden Gegenstände anknüpft.

---

[1]) Die Verwendung des Wortes „Merkmal" schien mir für eine einführende Betrachtung am geeignetsten, um das, worauf es ankommt, möglichst einfach und unmißverständlich auszudrücken. Ich bin mir aber bewußt, daß man Bedenken gegen dieses Wort haben kann. Es bezeichnet hier nämlich nicht wie meist (auch in den folgenden Untersuchungen) bloß ein unselbständiges „Moment", sondern eine selbständig vorstellbare Einheit, steht also in erster Linie nicht im Gegensatze zu „konkret", sondern zu „individuell". Vgl. hierzu wie zu den obigen Ausführungen überhaupt den unten S. 6 zitierten Aufsatz (bes. S. 208). Dieser Aufsatz wird durch eine Reihe anderer ergänzt; vor allem vergleiche man „Relativitätstheorie und Relativismus" (Annalen der Philosophie, Bd. II, 1921), wo die hier vorgetragene Lehre unter einem anderen Gesichtspunkt erörtert wird.

Digitized by Google

Nur ist unsere Einstellung ihnen gegenüber jetzt eine ganz andere: denn wir sind nicht mehr auf sie selbst gerichtet, um eine richtige Beschreibung von ihnen zu liefern, sondern sie dienen nur gleichsam als Unterlage, um die an ihnen vorfindlichen Merkmale zu „erschauen" und damit zugleich aus dem individuellen Verbande, dem sie angehören, gedanklich loszulösen. Die individuellen Gegenstände werden also nunmehr als solche gleichgültig: es kommt nicht darauf an, ob sie als das, was sie tatsächlich sind, vorliegen oder durch beliebige „Fiktionen" ersetzt sind: das ganze Problem des Vaihingerschen „Als ob" findet von hier aus seine Lösung.

Nur die Merkmale stehen ja in Frage: ich will nicht wissen, ob das vor mir liegende individuelle Gebilde, das ich als gelben Würfel beschreibe, auch in Wahrheit gelb und würfelförmig ist, sondern ich habe es auf das (besondere) Gelb und die Würfelform allein abgesehen, die mir beide in ganz derselben Weise unmittelbar („selbstgegeben") vorliegen,[1]) mögen sie nun dem fraglichen *hic et nunc*-Gegenstande zukommen oder mag ich einer „Sinnestäuschung" unterliegen oder etwa auch von einem Cartesianischen Lügengeiste genarrt werden. Beschreiben will ich nicht mittels der Merkmale Gelb und Würfelform etwas anderes, das mir als das, was es ist, nicht unmittelbar gegeben ist, sondern — wenn man (was mir im Gegensatz zum jetzt üblichen wissenschaftlichen Sprachgebrauch zweifelhaft scheint) hier überhaupt das Wort „Beschreiben" verwenden darf — das Gelb und die Würfelform selbst mittels der sekundären Merkmale und (womit hier fast dasselbe gesagt ist) Gesetzmäßigkeiten, die ihren Sinn konstituieren, so daß ich, wenn ich sie ihnen nicht zuschreibe, notwendigerweise in logische Widersprüche gerate — in schärfstem Gegensatz zu den analogen Beziehungen der (primären) Merkmale zu dem fraglichen *„hic et nunc"*, an dem haftend ich sie voraussetze.

Man sieht, wie sich die „Sinnerforschung der Merkmale" von der (zunächst beschreibenden, weiterhin aber auch erklärenden) „Tatsachenerforschung der individuellen Gegenstände" klar und bestimmt abhebt, und es wäre höchst sonderbar, wenn diese einfache Scheidung der Praxis der Forschung bisher unbekannt geblieben sein sollte. Sie ist es in der Tat so wenig, daß sich vielmehr einer der allerwichtigsten Zweige menschlicher Erkenntnis überhaupt, nämlich die Mathematik, ganz und gar auf diese Scheidung aufbaut; freilich ist dabei zu bemerken, daß das eigentümliche die Mathematik methodisch in erster Linie charakterisierende symbolisch-deduktive Verfahren, das ihre im „Anschaulichen" wurzelnden Grundlagen verschleiert, leicht hinder-

[1]) Genauer (da sie u. U. auch in unerfüllten Symbolen gegeben sein können): so vorliegen, daß es stets möglich ist, sie zur Selbstgegebenheit zu bringen.

Digitized by Google

lich sein kann, dies in jeder Hinsicht deutlich zu sehen. Was aber den schließlichen Erfolg anbelangt, so besteht gar kein Zweifel:

Wichtige Zweige der Mathematik befassen sich mit nichts anderem als damit, die räumlichen und quantitativen Merkmale oder Bestimmungen, die den individuellen Gegenständen der Welt zukommen, in gedanklicher Isolierung von ihnen ideell oder ihrem Sinne nach zu durchforschen,[1]) und haben dadurch die in ihren Beschreibungen (wie auch Erklärungen) auf diese Merkmale angewiesene Naturforschung erst eigentlich als exakte Wissenschaft möglich gemacht. Ein einfaches Beispiel soll das erläutern und uns zugleich mit gewissen, wie mir scheinen will, bisher nicht genügend beachteten Eigentümlichkeiten des beobachtenden und experimentierenden Verfahrens vertraut machen.

Es bestehe die Aufgabe, irgendeinen Natur- oder auch Gebrauchsgegenstand, also jedenfalls ein individuelles Gebilde, hinsichtlich seiner räumlichen Merkmale genau zu beschreiben. Um diese Aufgabe zu erfüllen, muß zweierlei vorausgesetzt werden:

Erstens muß ich wissen, auf welchen Gegenstand ich die Beschreibung zu beziehen habe: ich muß das *hic et nunc*, d. h. die räumliche und zeitliche Stelle, die durch die Merkmale, mit deren Hilfe ich beschreibe, charakterisiert werden soll, genau kennen: ich darf sie nicht mit einer anderen, etwa benachbarten, verwechseln.

Zweitens müssen die mir jeweils zur Beschreibung zur Verfügung stehenden und gegebenenfalls auch verwendeten Merkmale, rein als solche, ihrem Sinne nach bekannt sein: ich muß mir, wenn ich den Gegenstand z. B. als „achtflächig", „regulär", „dreimal so groß als ein anderer von derselben Gestalt" oder sonstwie beschreiben will, darüber klar sein, was diese Worte auch abgesehen von dem gerade vorliegenden Falle zu bedeuten haben.

Mit beiden Voraussetzungen ist aber die Aufgabe noch bei weitem nicht gelöst. Denn sie zielt ja offenbar auf die Feststellung ab, welche von den zur Verfügung stehenden (und mir vielleicht dem ersten Eindruck nach zunächst als passend erschei-

[1]) Die Anschauung, nach der wir nicht durch Beobachtungen und Induktionen aus der Welt unserer tatsächlichen Umgebung genötigt werden, die Euklidische Geometrie vorauszusetzen, ist also gewiß richtig, aber nur deshalb, weil wir dieselben Eigenschaften, die wir auch am individuellen Raum unserer tatsächlichen Umgebung vorfinden, bereits an jeder beliebigen Phantasiewelt „erschauen" können, ohne auf das *hic et nunc* Rücksicht nehmen zu müssen. Selbstverständlich hat dabei die Phantasie keine geheimnisvolle Macht, sondern bedeutet nur ein Mittel, uns zu vergewissern, daß wir in unseren Feststellungen von der Besonderheit der faktisch gerade *hic et nunc* vorliegenden Anordnung der zu untersuchenden Teile frei sind — im scharfen Gegensatz zu jeder echten Beobachtung: daß Wasser ein zusammengesetzter Stoff ist, läßt sich an keinem phantasierten „Wasser" zur Gegebenheit bringen.

Digitized by Google

nenden) Merkmalen dem Gegenstande in Wahrheit zukommen. Um das zu erfahren, muß ich den Gegenstand beobachten: d. h. ich muß die Merkmale, die sich an ihm vorfinden, mindestens zu verschiedenen Zeiten, tunlichst aber unter verschiedenen (nach Möglichkeit experimentell, d. h. planmäßig herbeigeführten) Bedingungen festzustellen suchen, wobei das Ziel ist, eine gewisse relative Unzugänglichkeit des Gegenstandes gegenüber meinen Feststellungen zu überwinden, die „subjektiven" oder „egozentrischen" Bedingungen, durch die sie bewirkt wird, nach Möglichkeit auszuschalten. Insofern schon die einzelne Feststellung von der Tendenz hierzu erfüllt ist und den fraglichen Gegenstand so, wie er in Wahrheit beschaffen ist, treffen will, nicht aber wie er mir im Augenblick erscheint, darf auch sie, oder richtiger der Akt, der auf sie abzielt, bereits Beobachtung genannt werden. Sie vollendet sich aber erst in der Wiederholung und, wenn nötig, Häufung ihrer einzelnen Fälle, wobei die Verteilung an verschiedene Beobachter aus naheliegenden Gründen noch von besonderem Vorteil ist.

Finde ich in unserem Beispiel, daß das Merkmal „dreimal so groß als ein gewisser anderer Gegenstand" bei allen gewissenhaft ausgeführten „Messungen" (wie das hier in Frage kommende Beobachtungsverfahren genannt wird) — annähernd — übereinstimmend von allen Beteiligten aufgefunden wird, so darf ich es mit großer Wahrscheinlichkeit als dem Gegenstande in Wahrheit zugehörig ansehen.

Ganz dasselbe gilt natürlich von anderen Merkmalen wie etwa „oktaedrisch", „regulär" usw. Und es gilt auch dann noch, wenn nunmehr die Aufgabe erwächst, die ganze aus der Gesamtheit der das Merkmal „oktaedrisch" an sich tragenden individuellen Gegenstände gebildete Art zu betrachten und festzustellen, welche sonstigen Merkmale ihr (d. h. also den in der „Natur" vorkommenden Oktaedern) außerdem noch zukommen. Denn diese Aufgabe ist *toto coelo* verschieden von der anderen, welche auf Feststellung der den Oktaedern als (ideellen) Gebilden der Geometrie ebenfalls noch außerdem zukommenden Merkmale gerichtet ist. Wohl müssen aus dem oben bereits angegebenen Grunde alle Merkmale der geometrischen Oktaeder zugleich auch diejenigen der „natürlichen" sein:[1]) nicht aber ist das Umgekehrte der Fall. So wichtig es ist, auch die Merkmale dieser natürlichen Oktaeder richtig aufzufinden, so grundverkehrt wäre es, sie mit geometri-

[1]) Man sieht, daß ich mit Hans Driesch (Wirklichkeitslehre, Leipzig 1917 S. 236 Anm. 1) ganz einverstanden bin, wenn er hervorhebt, daß auch „Setzungen", die das *hic et nunc* betreffen, zugleich „Sinnsetzungen" einschließen. Gleichwohl muß aber meiner Meinung nach der Gegensatz zwischen beiden ein scharfer und in seiner Art unüberbrückbarer bleiben, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll. Hier scheint ein Unterschied in unseren Auffassungen zu herrschen.

Digitized by Google

schen, d. h. den aus der Analyse des Sinnes der entsprechenden ideellen Gebilde gewonnenen sekundären Merkmalen zu verwechseln: bloß diese sind „allgemein" in dem besonderen Sinne von „allgemein-notwendig", jene sind es in einem ganz anderen, haben Kantisch gesprochen nur die „komparative Allgemeinheit durch Induktion": daß jedes und also auch jedes beobachtbare natürliche Gebilde, dem das Merkmal „Oktaeder" zukommt, weiterhin auch das Merkmal „sechseckig" an sich tragen muß, ist eine Feststellung, die die ideelle Gruppe betrifft, daß ebenfalls jedes natürliche „Oktaeder" (wie gerade die Steigerung in der Genauigkeit der Messungen zeigt) zur Kategorie der mehr oder minder irregulären Figuren gehört oder aus einem bestimmten chemischen Stoffe besteht, sind Aussagen völlig anderer Art und gelten von dem ideellen Merkmal Oktaeder ganz gewiß nicht.

Da die Auffindung von Beziehungen, wie es die zuletzt genannten sind, das auf echte Beobachtungen (und echte Experimente) gegründete Verfahren voraussetzt, muß hier allerdings unbedingt die ausdrückliche Forderung erhoben werden, daß die in der Wahrnehmung des einen Beobachters „entdeckten Charakteristika" der Oktaeder „sich in gleicher Weise in der . . . anderer wiederfinden". Denn sonst besteht immer die Gefahr der Subjektivität: vielleicht — man gestatte ein übertreibendes Beispiel — beschäftigte sich der eine Forscher besonders mit Oktaeder-Kristallen: er macht infolgedessen die kristallinische Struktur zum ausschlaggebenden Merkmal der (natürlichen) Oktaeder, ein anderer hält sich an ganz andere Merkmale, und so rückt schließlich „jeder Autor, der" Oktaeder „beschreibt", „ein anderes Merkmal in den Mittelpunkt, und immer liegt die Gefahr nahe, daß seine Beschreibung, ob sie gleich allgemein ausgesprochen wird, egozentrisch entstand". Diese Gefahr ist, wie wir wissen, in den Voraussetzungen des beobachtenden Verfahrens als solchen begründet: denn dieses Verfahren kann auch bei einem Maximum von Sorgfalt schon nicht über Einzelfälle, noch viel weniger aber über Allgemeinheiten absolut sichere Angaben liefern: die relative Unzugänglichkeit des Objektes kann immer nur relativ überwunden werden; daß in unserem Falle die Art der individuellen Oktaeder einerseits und die Merkmale, durch die ich sie beschreibe, andererseits zusammengehören, ist mir nur durch einen verhältnismäßig äußerlichen Zusammenhang verbürgt, der trügerisch sein kann. Und deshalb besteht hier allerdings die dringende Forderung, so ausgiebig wie möglich von dem Verfahren Gebrauch zu machen, das die relativ größte Sicherheit bietet, dergleichen Unbestimmtheiten zu überwinden: von der Induktion.

Handelt es sich dagegen um das ideelle Merkmal „Oktaeder" selbst, so verliert die fragliche Forderung als besondere Forderung von vornherein ihren Sinn. Jetzt steht ja nicht mehr die

Digitized by Google

Zugehörigkeit eines Merkmals zu einem individuellem Gegenstande oder einer Gruppe von solchen in Frage, es kommt also keinerlei Beobachtung in Betracht, und folglich kann auch nicht mehr von einer die Mängel der Beobachtung ausgleichenden Induktion die Rede sein. Ich darf es jetzt nicht mehr als ausdrückliche Forderung aufstellen, daß die Charakteristika derselben Sache bei den verschiedenen Autoren dieselben sein sollen, sondern, sofern nur überhaupt dieselbe Sache in Frage steht, muß sie aus logischen Gründen auch auf dieselbe Weise charakterisiert werden: nenne ich irgendwelche Dinge im geometrischen Sinne Oktaeder, so ist es einfach widersinnig, sie nicht als sechseckig aufzufassen, während dagegen die Behauptung, die individuellen Oktaeder seien durchweg kristallinisch, gewiß nicht widersinnig ist, so wenig sie mit den Tatsachen übereinstimmt.

Ist also ein bestimmtes ideelles Merkmal als ein sinnvolles (in sich klares, nicht mittelbar oder unmittelbar Widersinn in sich bergendes) Gebilde herausgearbeitet — was freilich meist keine leichte Aufgabe und nicht etwa einfach mit den Mitteln der formalen Logik erreichbar zu sein pflegt — ist nur überhaupt diese Arbeit geleistet, so besteht damit auch vollständige Sicherung gegen egozentrische Irrungen: denn das Ziel ist eben jetzt ein ganz anderes: nicht mehr die Unzugänglichkeit des Objektes gilt es zu überwinden, sondern nur allein noch die Unzulänglichkeit des Intellektes, der die Objekte erforscht. Lediglich die — zu erschauenden — Merkmale selbst stehen in Frage, keineswegs aber die richtige gegenseitige Zuordnung von Merkmalen einerseits und individuellen Stellen andererseits, welche allein die Domäne der Beobachtung bildet. Mit Beobachtungen und vor allem mit auf Beobachtungen gegründeten Induktionen haben wir es deshalb nun gar nicht mehr zu tun: nur unklare Abstraktionstheorien, die das Wesen der ideellen Merkmale sozusagen systematisch verkannten, konnten hier eine Beziehung zu diesen Forschungswegen finden wollen.[1])

Es ist aber von fundamentaler Wichtigkeit, beide Betrachtungsweisen so reinlich wie möglich voneinander zu trennen: gerade durch solche Sonderung wurde die Mathematik das, was sie ist: die hilfreiche Bundesgenossin der induktiven Naturwissenschaft. Man denke sich als Gegensatz einmal, das mathematische und speziell das geometrische Gebiet und folglich auch die geometrische Betrachtungsweise seien in ihrer Besonderheit noch völlig unentdeckt, während zugleich die Forscher bedingungslos vom ausschließlichen Werte der beobachtenden und induktiven Methode für jedes Wissensgebiet überzeugt wären. Bestände dann

[1]) Man nennt, was wir hier als ideelle Merkmale bezeichnen, gern kurzerhand „Begriffe". Indessen Begriffe sind natürlich stets Begriffe von etwas: der Begriff von Gelb oder 3 usw. ist nicht Gelb oder 3 selbst.

Digitized by Google

doch die Aufgabe, individuelle Gegenstände hinsichtlich ihrer räumlichen Eigenschaften zu beschreiben, so wäre sogleich einer Fülle von Vermengungen, die uns unter den jetzigen Umständen freilich unglaublich vorkommen, Tür und Tor geöffnet: es wäre — um bei unserem Beispiel zu bleiben — von vornherein unmöglich, zwischen jenen Kennzeichen, welche das ideelle Merkmal „Oktaeder" charakterisieren, und den anderen, welche der auf Grund dieses Merkmals gebildeten Art der tatsächlich vorkommenden Oktaeder allgemein zukommen, irgendeine Scheidung zu machen: gesetzt also beispielsweise, es wären wirklich keine anderen als kristallinische Oktaeder in der Welt anzutreffen, so würde ihre kristallinische Struktur in ganz demselben Sinne als Eigenschaft oder Merkmal „des" Oktaeders angesehen werden wie etwa die Anzahl seiner Ecken und Kanten: ein einigermaßen klarer Begriff des Oktaeders wäre auf diese Weise unmöglich gemacht; ja, wie ein anderes, schon angeführtes Beispiel beweist: man würde so überhaupt nicht einmal zum Begriffe des regulären Körpers kommen können und ihn vielleicht als „logische Konstruktion" verspotten. Jeder Weg zu einer klaren wissenschaftlichen „Begriffsbildung" wäre von vornherein verbaut. Denn wie leicht ersichtlich, muß der Satz, der in unseren Voraussetzungen im Grunde schon enthalten ist, ganz allgemein gelten: überall, wo bisher in einer empirischen Disziplin wissenschaftliche Strenge erreicht wurde, ist auch ein besonderes ideelles Wissensgebiet vorausgesetzt, das ihre sämtlichen Begriffsbildungen beherrscht und damit die letzte normative Grundlage alles Beobachtens, Beschreibens, Erklärens, kurz alles Forschens innerhalb ihrer abgibt: die Orientierung an der Mathematik und speziell das oft etwas einseitig in den Vordergrund gestellte quantitative Verfahren der beobachtenden Wissenschaften bedeutet nur einen Spezialfall dieses allgemeinen Gesetzes.

Gilt dieses Gesetz aber in der Tat allgemein, so muß es natürlich auch für die Psychologie gelten — so wenig man das heute noch sehen will.

Allerdings: so weit die Psychologie quantitativ zu betreiben ist, hat sie bereits den Anschluß an ein derartiges ideelles Gebiet erreicht, nämlich an das mathematische, und es ist folglich kein Wunder, daß die eigentlich großen Leistungen der experimentellen Psychologie vorzüglich in denjenigen ihrer Zweige zu finden sind, in denen dem quantitativen Verfahren in irgendeiner Form die ausschlaggebende Rolle zuteil wurde. Nun hat man freilich allmählich gesehen, daß sich dieses Verfahren nicht überall oder doch nicht überall gleich erfolgreich anwenden ließ und also für viele Teilgebiete der Psychologie die Orientierung am mathematischen Ideengebiet nicht oder doch nicht in erster Linie in Frage kam. Statt aber daraus die einzig richtige Folgerung zu ziehen, daß nämlich für sie der Anschluß an ein anderes ideelles

Digitized by Google

Grundgebiet gesucht werden müsse, ließ man vielmehr den Gedanken an ein solches beobachtungsfremdes Gebiet ganz fallen und gelangte zu der Forderung einer Psychologie der bloßen, nur eben tunlichst durch das induktive Experiment unterstützten Selbstbeobachtung.

Selbstverständlich gilt es nach wie vor zu beobachten und zu experimentieren. Aber alles Beobachten und Experimentieren ist zur kläglichen Halbheit verurteilt, solange die Orientierung an dem jeweils geforderten ideellen Gegenstandsgebiet fehlt. Auch der heute so viel gehörte Satz, die Psychologie müsse vor allem Theoretisieren zuvörderst schlicht beschreiben, ist ganz gewiß richtig. Aber auch das Beschreiben hat keinen sonderlichen Wert, solange nicht über die ideellen Merkmale, mit deren Hilfe allein beschrieben werden kann, samt ihren gegenseitigen Beziehungen systematische Klarheit erreicht ist.

Denn genau so, wie ich die Dinge der Außenwelt als rund, kubisch, oktaedrisch, gelb, rot, hart, spitz usw beschreibe, genau so beschreibe ich meine Erlebnisse als wahrnehmende, vorstellende, empfindende, urteilende, fühlende, wollende usw. Auch hier ist das allen einzelnen dann und dann vorliegenden Wahrnehmungsakten usw. Gemeinsame gar sehr von demjenigen zu unterscheiden, was ich (ganz unabhängig von der Frage, in welchen und in wievielen Einzelfällen es gegeben ist) voraussetzen muß, um nur überhaupt von Wahrnehmungs- und anderen Akten sinnvoll reden zu können. Auch hier genügen relativ wenige Grundmerkmale (obschon vielleicht mehr als bisher bekannt sind), um die große Mannigfaltigkeit der individuellen Erlebnisse zu beschreiben; auch hier bedarf ich dieser Erlebnisse lediglich als „Unterlage", um „schauend" und vergleichend zur vollen Klarheit über die Merkmale und ihre ideelle Struktur zu gelangen. Und auch hier ist endlich ein umfangreiches, systematisches, dem besonderen Gegenstandsgebiet genau angepaßtes Verfahren erforderlich, um die Gesetzmäßigkeiten, denen die fraglichen Merkmale unterstehen, völlig zu überblicken und dadurch auch die Merkmale selbst wiederum schärfer zu kennzeichnen.

Dies letztere ist besonders wichtig: ich bedarf in der Tat des fraglichen Verfahrens innerhalb der Psychologie noch aus einem speziellen Grunde dringender als hinsichtlich der Außenwelt: alle Psychologie ist ihrer Natur nach introspektiv, Erlebnisse lassen sich nicht vorzeigen. Ich muß daher, um nur Lesern und fremden Autoren Sicherheit über das jeweils gemeinte Erlebnis zu verschaffen, falls es sich nicht gerade um besonders einfache und eindeutig zugängliche Bewußtseinstatsachen handelt, immer schon zur Beschreibung meine Zuflucht nehmen: Grund genug, um die Analyse der unerläßlichen Beschreibungsmittel mit größter Sorgfalt zu betreiben.

Unsere Ausführungen zeigen also, wie sich auch in der

Digitized by Google

Psychologie zwei grundverschiedene Fragen trennen. Es handle sich beispielsweise um eine Untersuchung des Urteilsvorgangs. Offenbar kann eine solche im Sinne der üblichen, mit den Mitteln der Selbstbeobachtung, des Experimentes und der Induktion vorgehenden Forschungsweise primär allein zum Ziele haben, die Merkmale zu eruieren, die den eigenen und den fremden Urteilserlebnissen gemeinsam sind — abgesehen von der besonderen ideellen Eigenschaft, durch die sie sich eben für mich von vornherein gerade als Urteilserlebnisse charakterisieren. Genau so ist ja auch der Naturforscher, etwa — um unser Beispiel fortzusetzen — der Mineraloge auf die Eruierung der Merkmale gerichtet, die allen oktaedrischen Mineralien, die ihm zur Untersuchung vorliegen, gemeinsam sind: etwa auf die besondere kristallinische Struktur, die speziell in Oktaederkristallen zur Geltung kommt. Dagegen ist für alle seine Beobachtungen die unumgängliche Voraussetzung, daß über den Sinn des ideellen Merkmals „Oktaeder" von vornherein vollkommene Klarheit besteht: das Entscheidende ist dabei immer, daß diese Klarheit ohne irgendwelche zeitlich festliegenden Einzelfälle zu erreichen ist: jedes beliebige Phantasieoktaeder kann sie mir verschaffen. Das eben macht die Idealität und damit den wichtigen primären und normgebenden Charakter dieser Art Merkmale aus. Im Falle des Urteils gilt aber ganz dasselbe: gerade die das Urteilserlebnis als solches primär charakterisierenden Merkmale lassen sich an jedem nur in der Phantasie gefällten Urteil „zur Gegebenheit bringen". Selbstverständlich gibt es auch Merkmale der Urteilserlebnisse (Merkmale der aus den einzelnen Erlebnissen gebildeten Art „Urteilserlebnis"), die nicht ideeller Natur sind: es bleiben ja noch die Besonderheiten, die alle urteilenden Subjekte gleichmäßig in ihren Urteilserlebnissen an den Tag legen. Alles, was nicht im Sinne eines Merkmals liegt und doch mit ihm, sobald es individualisiert vorliegt, regelmäßig verbunden ist, gehört hierher: es zeichnet sich insgesamt dadurch aus, daß es sich, wenn es etwa vergessen ist, aus der bloßen (anschaulichen) Vergegenwärtigung des Merkmals als solchen nicht eruieren läßt — in scharfem Gegensatz zur anderen Gruppe. Es entspricht also ganz und gar den physisch-realen Eigenschaften der Oktaeder und ist allein durch Beobachtung und induktives Experiment richtig festzustellen. Der Psychologe dagegen, der umgekehrt die Eigenschaften, die Sinn und Wesen des Urteilsvorgangs ausmachen, auf dem Wege der Selbstbeobachtung[1]) und des induktiven

[1]) Der Nachdruck liegt natürlich auf „Beobachtung", nicht auf „Selbst": beobachten kann ich den Verlauf, den meine Vorstellungen zu einer bestimmten Zeit nehmen, aber gewiß nicht, was unter einer Vorstellung überhaupt zu verstehen ist. Denn das wird nicht etwa willkürlich festgesetzt. Festsetzen kann ich nur, welchem Merkmal der Name „Vorstellung" zugehören soll, über die Merkmale als solche läßt sich nichts festsetzen.

Digitized by Google

Experimentes zu ergründen sucht, gleicht aufs genaueste dem Mineralogen, der die Eigenschaften der mathematischen „Merkmale", die sich an den von ihm untersuchten Gebilden vorfinden, durch das Verfahren seiner Wissenschaft feststellen will und dadurch ständig in die Lage kommen muß, mathematische und mineralogische Bestimmungen miteinander zu vermengen.

Und doch ist dieser Fehler — übrigens in Untersuchungen, die in anderer Hinsicht zu sehr fruchtbaren Ergebnissen geführt haben — gerade im speziellen Falle der Urteilserlebnisse in schlechthin typischer Form gemacht worden;[1]) in minder typischer Form aber ist er ebenfalls beliebt und ganz außerordentlich verbreitet: er ist der eigentliche Fehler der modernen Psychologie und wird uns darum in den folgenden Untersuchungen genugsam zu schaffen machen.[2]) —

Mit diesen Betrachtungen glaube ich, soweit dies in einer kurzen Skizze überhaupt möglich ist, das Wissensgebiet umschrieben zu haben, auf dessen Kennzeichnung es mir ankam: es deckt sich, soviel ich sehe, nach Aufgabenbereich und systematischer Stellung innerhalb der Wissenschaften in allem Wesentlichen mit der (eidetischen) Phänomenologie im Sinne Husserls: auch glaubte ich diesen Namen wählen zu müssen, um dem entscheidenden Einfluß Ausdruck zu geben, den meine wissenschaftliche Entwicklung diesem Forscher zu danken hat. Gleichwohl bin ich mir bewußt, in wichtigen und zwar in prinzipiell wichtigen Punkten eigene Wege zu gehen:[3])

---

[1]) Klar erkannt hat diesen Fehler als solchen, wenn auch ohne Würdigung seiner methodologischen Bedeutung, J. Geyser, Einführung in die Psychologie der Denkvorgänge, Paderborn 1909 S. 45 ff. Unseren eigenen Ausführungen stehen am nächsten die Bemerkungen von M. Geiger in dessen Besprechung einer Arbeit Bühlers, Zeitschr. f. Ps. Bd. 53 S. 438 ft.

[2]) Es braucht nach diesen Darlegungen wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß es keinen gröberen Fehler gibt als den (oft begangenen), die Phänomenologie mit der „Psychologie der reinen Selbstbeobachtung" zu identifizieren. Das ist sie eben gerade in ausgesprochener Weise nicht.

[3]) Schon in den Göttinger Gel. Anz. (1914, S. 1), vor allem aber in dem S. 6 zitierten Aufsatz habe ich angedeutet, daß die explizite Darstellung der Phänomenologie bei Husserl sich nicht notwendig mit der von ihm und anderen implizit getriebenen zu decken braucht: insonderheit dürfte H. mit seiner Lehre vom absoluten Bewußtsein und der Relativität der realen Außenwelt gegenüber diesem Bewußtsein schwerlich die gemeinsame Anschauung aller Phänomenologen wiedergegeben haben. Ich kann deshalb manche an sich durchaus überzeugende Argumente der mir leider bei der Ausarbeitung des Obigen noch unbekannten vortrefflichen Arbeit H. G. Steinmanns (Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 36 S. 391 ff.) nicht als gegen die Phänomenologie, wie ich sie auffasse, gerichtet anerkennen. In einigen wichtigen Punkten stimme ich vielmehr ganz mit St. überein: auch für mich vermag z. B. Intentionalität ganz gewiß nicht Relativität zu begründen.

Gleichwohl verkennt St. den meines Erachtens entscheidenden Punkt: er ist blind gegen die Unklarheiten, die sich mit dem Worte „Erfahrung" verbinden und vermengt ganz in der auch sonst üblichen Weise

Digitized by Google

sollten diese Wege zu einer Vertiefung des Verständnisses führen, das der Phänomenologie bisher von seiten der experimentellen Psychologie entgegengebracht wurde, so wäre mir damit eine Hoffnung erfüllt: denn beide Gebiete gehören genau so eng zusammen und sind vielleicht sogar noch mehr aufeinander angewiesen als Mathematik und experimentelle Naturwissenschaft. Vielleicht ist der Erreichung dieses Zieles auch dienlich, daß ich mich überall, wo es nur irgend angängig schien, von der Terminologie der Schule freizuhalten und an den Sprachgebrauch der nicht-phänomenologisch orientierten Forscher anzuschließen suchte.

Sehr lebhaft bedaure ich zur Zeit der Abfassung der Arbeit mit der für die ganze Frage der Phänomenologie prinzipiell bedeutsamen Abhandlung von Hedwig Conrad-Martius im dritten Bande des Husserlschen Jahrbuchs noch nicht bekannt gewesen zu sein:[1]) ich hätte sie mehrfach in zustimmendem Sinne zitieren können. Das gilt besonders von der Abgrenzung einer deskriptiven „Erscheinungslehre",[2]) die selbstverständlich von der eigentlichen, ideell gerichteten Phänomenologie fundamental verschieden ist, aber gleichwohl fortgesetzt mit ihr verwechselt wird (vgl. unten S. 3) und sicher viel zur Verbreitung der grotesken Meinung beigetragen hat, die Phänomenologie sei identisch mit „deskriptiver Psychologie".

In der Natur der behandelten Probleme lag es begründet, daß hie und da wichtige erkenntnistheoretische Fragen berührt — und nicht nur berührt — werden mußten: da die Untersuchungen (was betont sei) nur psychologische Ziele verfolgen, mußte eine literarische Diskussion dieser Fragen vermieden werden: ich möchte aber bemerken, daß mein Standpunkt auch nach dieser Seite hin aufs genaueste begründet ist und weitere Veröffentlichungen in Aussicht stehen, die das hier notgedrungen Versäumte nachholen werden.

---

fälschlich so genannte „Erfahrung" im Sinne von „Erschauung" ideeller Merkmale (d. h. ihrer vollständigen Erfassung *in concreto*) mit der eigentlichen Erfahrung, die der Beobachtung und Induktion benötigt; wenn daher St. (S. 396) sagt: „es lassen sich gewiß Beobachtungen denken, aus denen die physische Geltung einer ‚nicht-euklidischen' Geometrie folgen würde", so ist das einfach falsch. Denn hier kommen offenbar nur „Erschauungen" in Frage, die im Gegensatze zu allen Beobachtungen gegen die jeweils vorliegende Wirklichkeit gleichgültig sind: in jeder beliebigen Phantasiewelt schneiden sich die erschaubaren geraden Linien genau so gut stets in einem Punkte, wie andererseits in einer solchen auch Rot stets dem Violett ähnlicher bleibt als dem Grün oder $3 > 2$. Für die „formalen" Gesetzmäßigkeiten gibt das St. übrigens zu: der entscheidende Gegensatz ist hier aber gar nicht formal—material, sondern ideell—individuell, wie in gewisser Weise übrigens schon Lotze gewußt hat (vgl. Logik, § 326 S. 532 ff.).

[1]) Zur Ontologie und Erscheinungslehre der realen Außenwelt, a. a. O. S. 345 ff.

[2]) Vgl. S. 353, bes. die Anm. Sehr wichtig und in der Hauptsache ganz in meinem Sinne auch die Anm. auf S. 355.

Digitized by Google

Außer von Phänomenologie ist auch von Gegenstandstheorie die Rede. Phänomenologie ist, wie unsere Darlegungen zeigten, zwar (als „psychologische" Phänomenologie) Grundwissenschaft der Psychologie; da sie indessen letzten Endes auf alle Gegenstände überhaupt gerichtet ist, soweit sie ideell strukturiert sind, ist ihr Umfang unvergleichlich weiter. Soweit sie es innerhalb dieses weiten Umfangs auf den spezifischen Gegenstandscharakter aller Gegenstände (und was an ihm in ihm gegründet ist) abgesehen hat, ist sie Gegenstandstheorie — der Name wie im großen und ganzen auch die Sache findet sich bekanntlich zuerst bei Meinong.

Auch die Gegenstandstheorie hat aber für die Psychologie Bedeutung. Alles Wahrnehmen wie auch alles Vorstellen (und noch andersartiges Erleben) ist auf Gegenstände gerichtet: dadurch muß der allgemeine und besondere Gegenstandscharakter für diese Erlebnisse normgebend werden.

Das ist von prinzipieller Bedeutung: an Stelle der alten Lehre des Psychologismus, nach der die Gegenstandstheorie oder vielmehr ihr Spezialfall, die Logik, von der Psychologie abhängen sollte, setzen wir die neue, daß umgekehrt Psychologie von Gegenstandstheorie abhängig ist. Das ist der eigentliche Grundgedanke dieser Untersuchungen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage ist (abgesehen von der Ausmerzung einiger Druckfehler) ein unveränderter Abdruck der ersten; sie wurde aber durch ein ausführliches Nachwort ergänzt, das nicht nur auf die inzwischen erschienene Literatur ausführlich eingeht, sondern auch grundsätzlich zur Phänomenologie Husserlscher Observanz und zur Gestaltlehre Stellung nimmt.

Für das Zustandekommen der Neuauflage sei auch an dieser Stelle Herrn Ernst Reinhardt mein Dank ausgesprochen.

Jena, am 22. Juni 1928.

P. F. Linke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort und Einführung V

Inhaltsverzeichnis XXI

Einleitung. Psychologie, „Gegenstandstheorie" und „Phänomenologie". Ziel der Arbeit 1

I. Die psychologische Bedeutung der Gegenstandstheorie und Phänomenologie 8

§ 1. Ein Einwand A. Messers 8

§ 2. Erläuterung des Einwandes 9

§ 3. Bedenken gegen den Einwand 10

1. Eine irreführende Analogie 10

2. Beziehung zwischen gegebenem Gegenstand und entsprechendem wirklichen 15

3. Dem erfaßten Gegenstande kommen wesentlich dieselben Prädikate zu wie dem Gegenstande selbst 16

4. Ein experimenteller Gegenbeweis? 17

II. Die angebliche Wiederherstellung der Lockeschen Abstraktionstheorie auf experimental-psychologischer Grundlage 18

§ 4. Jeder Gegenstand hat die ihm als solchem zukommenden Merkmale — unabhängig von seiner Gegebenheit . . . 18

§ 5. Diffuse Qualitäten sind keine fehlenden Qualitäten . . . 20

§ 6. Die Begriffe „individuell" und „bestimmt" sowie „allgemein" und „unbestimmt" decken sich nicht 27

§ 7. Das Unanschauliche als Notbehelf. Unumgänglichkeit des Anschaulichen oder Selbstgegebenen 29

§ 8. Anhang I. Experimentelle Erfahrung und phänomenologische Analyse. (Cornelius, Husserl) 32

§ 9. Anhang II. E. R. Jaenschs Auffassung der Abstraktion. Die sogenannte *distinctio rationis* 33

§ 10. Die Bedeutung widersinniger Intentionen 37

III. „Psychisch" ist nicht „subjektiv" 40

§ 11. Unterschied von „Erlebnis" oder „Bewußtseinstatsache" einerseits und „psychisch bedingter Tatsache" andererseits 40

§ 12. „Vorstellungsbilder" sind nichts Psychisches. Geometrische Einsichten an Bewußtseinszuständen? 41

§ 13. Vorläufiges über Deutlichkeit 43

§ 14. Was überhaupt formalen Gesetzen untersteht, ist stets an sie gebunden 45

Digitized by Google

Seite

IV. Bemerkungen über Selbstbeobachtung 48
§ 15. Der primäre Gegenstand der Selbstbeobachtung ist nicht notwendig psychischer Natur 48
§ 16. Selbstbeobachtung besagt mehr als Erlebnisbeobachtung. Mehrdeutigkeit des Wortes „Eindruck“ 52

V. Der Erlebnisstrom und sein Gegenstück. Akt und Gegenstand . . 55
§ 17. Ist die Grenze zwischen Psychischem und Nichtpsychischem variabel? 55
§ 18. Das (intentional) Gegebene als ..dritte“ Schicht. Gesetz der Schichtenunabhängigkeit 58
§ 19. Die Schichtenunabhängigkeit als Kriterium für die Scheidung von Akt und Gegenstand 61
§ 20. Akt und Gegenstand in der Wahrnehmung 62
§ 21. Polemische Bemerkungen zur Lehre von der Intentionalität. (Ziehens „Radikalbeziehung“) 63
§ 22. Fortsetzung. (Cornelius' nicht-intentionale Wahrnehmung) 65
§ 23. Ablehnung von Einwendungen aus anderen Wirklichkeitsbegriffen („erscheinende Wirklichkeit“, dingliche Konstanz) 66
§ 24. Das Unbemerkte am Gegenstande 68
1. Unmittelbar Gegebenes kann unbemerkt bleiben 68
2. Gegenargument: Unberechtigte logische Interpretation . . 70
3. Entscheidung: wesentliche Merkmale kommen dem Gegenstande stets zu, können aber nicht alle zugleich wahrgenommen werden 71
§ 25. Die Psychologisierung des Nichtwirklichen (A. Messer) . . 73
§ 26. Anknüpfung an den Standpunkt Brentanos 77

VI. Das Inhalt-Gegenstandsproblem in historischer Entwicklung . . . 79
§ 27. Twardowski. Höfler-Meinong. Bolzano 79
§ 28. Cornelius. Ein neuer Inhaltsbegriff 83
§ 29. Meinongs spätere Anschauungen 84
§ 30. Husserls Logische Untersuchungen. Gegensatz zu Meinongs früheren Ansichten 86
§ 31. Stumpf 90
§ 32. Die Selbständigkeit des Phänomenalen und die Einklammerung der Wirklichkeit (Husserls „Ideen“) 91

VII. Physische und psychische Gegenstände 96
§ 33. Vorbemerkungen. Individuelle (diesartige) Gegenstände . 96
§ 34. Einwand gegen Brentanos Bestimmung 99
§ 35. Selbständige und unselbständige (konkrete und abstrakte) Gegenstände 100
§ 36. Sind Erlebnisse selbständig oder unselbständig? 102
§ 37. Das „reine Ich“. Natorp und Husserl 108
§ 38. „Ichvorstellung“. Unbemerktheit des Ich 110
§ 39. Verwandte Anschauungen (Lotze, Lipps, Oesterreich). Bemerkungen über Evidenz und Gedankenexperimente . . 111
§ 40. Bewußtsein und Außensein 113

Digitized by Google

Seite

§ 41. Bemerkungen über den Ausdruck „physische Phänomene“ 116
§ 42. Bemerkungen über Stumpfs „Erscheinungen“ 118

VIII. Wirkliche und nichtwirkliche Gegenstände 120
§ 43. Die Begriffspaare „Physisch-psychisch“ und „Wirklich-unwirklich“ kreuzen sich 120
§ 44. Wahrnehmbarkeit kein Wirklichkeitskriterium. Derselbe „Wirklichkeitsbegriff“ in Wissenschaft und Leben . . . 121
§ 45. Real als physisch? 122
§ 46. Die Unabhängigkeit des Gegenstandes vom Subjekt als Kennzeichen des intentional Gegebenen überhaupt . . . 124
§ 47. Die Unabhängigkeit der Individualität eines intentionalen Gegenstandes vom Subjekt als Kennzeichen des (der Meinung nach) Wirklichen 126
§ 48. Ablehnung der Ausdrücke „subjektiv“ und „objektiv“ sowie „transzendent“ und „immanent“ 128
§ 49. Der Gegenstand der empirischen Psychologie. Psychologie und Naturwissenschaft 128
§ 50. Die „innere“ Wahrnehmung rein gegenständlich bestimmt. Erweiterte Psychologie 129

IX. Die ideellen Gegenstände und ihre Bedeutung für die Raumwahrnehmung 134
§ 51. Ein Zwiespalt in Stumpfs Erscheinungsgesetzen . . . 134
§ 52. Anknüpfung an Lotze 135
§ 53. Ungenauigkeit des Ausdrucks „Realgesetz“. Phänomenales und ideelles Rot 137
§ 54. Die Zahlgesetze als Analogie. Normative Bedeutung der Idealgesetze für alle Eigenschaften 141
§ 55. Die räumlichen Eigenschaften als Ausnahme? 142
§ 56. Ein räumliches „Dies“ ist keine Art Raum 143
§ 57. Der Sehraum gehorcht den Euklidischen Gesetzen . . 146
§ 58. Fortsetzung. „Raum“ als mehrdeutiger Ausdruck . . . 148

X. Die Beziehung von Gegenstand und Akt in der Außenwahrnehmung 152
§ 59. Der Gesamtakt. Zuordnung von Gegenstands- und Aktbeschaffenheiten 152
§ 60. Art dieser Zuordnung. Einwände Oesterreichs 153
§ 61. Der „Inhalt“ als Aktstoff der Wahrnehmung. Die „Koppelung“ 156
§ 62. Erläuterung durch das Spiegelgleichnis 159
§ 63. Der „Inhalt“ als Abschattung. Die Abschattung ein Außengegenstand 160
§ 64. „Trübe“ Akte. Die sogenannten niederen Sinne. Sinneswahrnehmung allgemein als „Außenwahrnehmung“ . . 161
§ 65. Die Empfindungen ausschließlich auf der Aktseite . . . 164
§ 66. Materiale und formale Momente der intentionalen Außengegenstände und ihr Koppelungsbestand im Aktstoff . . 165

Digitized by Google

Seite

§ 67. Die Empfindungen als materiale Bestandteile des Aktstoffes 167
§ 68. Anhang: Ablehnung der Husserlschen Lehre von der „beseelenden Auffassung" 168

XI. Die Aktform:

A. Aktform im uneigentlichen Sinne: Das Problem der Deutlichkeit 170
§ 69. Aktform und Auffassungsform. Deutlichkeit als Aktmodalität? 170
§ 70. Ältere Anschauungen 172
§ 71. Unwichtigkeit des Verhältnisses der Deutlichkeit zur Klarheit. Geysers Kritik. Wichtigkeit der Sinnfeststellung . . 173
§ 72. Deutlichkeit als Normbegriff. Anknüpfung an Hans Volkelt 176
§ 73. Beispielsanalyse. Definition der Deutlichkeit 177
§ 74. Bemerkungen über „Vermittlung" und Beachten . . . 178

XII. Die Aktform (Fortsetzung):

B. Aktform im eigentlichen Sinne: Wahrnehmung und Vorstellung 181
§ 75. Wahrnehmung nicht durch den Reiz bestimmt 181
§ 76. Ablehnung der „Konstanzannahme" 183
§ 77. Unterschied von Reiz und intentionalem Außengegenstand 188
§ 78. Doppelte Korrelation der Wahrnehmungserlebnisse . . 189
§ 79. Instantane Zuordnung von intentionalem, sukzessive von realem Gegenstand und Akt. Ziehens Parallelgesetzlichkeit 191
§ 80. Verhältnis des Wahrgenommenen zur Wirklichkeit. Inadäquatheit 193
§ 81. Relative Wirklichkeit des Wahrgenommenen. Wirklichkeitsstufen 196
§ 82. Die physikalische Welt als Kriterium. Zurückweisung mißverständlicher Auffassungen 198
§ 83. Der Reizbegriff in der Psychologie 201
§ 84. Fortsetzung: „Wahrnehmungsreal" und „Wahrnehmungsintentional" 204
§ 85. Wahrnehmung und Vorstellung. Lotzes Satz 206
§ 86. Erinnerungen als „Schachtelerlebnisse" 208
§ 87. Die „Schachtelung" als allgemeines Vorstellungskriterium 209
§ 88. Anhang: Der „Wahrnehmungsaspekt" der Vorstellungen (Th. Conrad, K. Koffka) 212

XIII. Erläuterung und Weiterführung unserer Lehre in kritischem Anschluß an Jaspers 216
§ 89. Jaspers' Grundanschauungen 216
§ 90. Der „objektive Raum" kein Wahrnehmungskriterium . . 217
§ 91. Zur Lehre vom „Empfindungsmaterial" 220
§ 92. Der Aktunterschied allein maßgebend. Unbestimmtheit und Abhängigkeit vom Willen kein Vorstellungskriterium . . 223
§ 93. „Wirklichkeitssuggestion" und Wahrnehmungscharakter . 224
§ 94. Die Wirklichkeitssuggestion der Erinnerung 227

Digitized by Google

Seite

§ 95. Das Problem des „Ansehens von ...“ 229
a) Sehen als Wahrnehmen von Sehdingqualitäten 229
b) Unzulänglichkeit assoziationspsychologischer Begründungen 230
c) Der deskriptive Tatbestand der sogenannten Assimilationen 231
d) Die assimilative Wahrnehmung 234
§ 96. „Wahrnehmung“ als aequivoker Ausdruck (eigentliche, assimilative und sekundäre Wahrnehmung) 236

XIV. Das Problem der Gestaltwahrnehmung 238
§ 97. Die Lehre von der „Gestaltproduktion“ in der Grazer Schule 238
§ 98. Bühlers Einwand. Reale Gestalten. 240
§ 99. Koffkas Einwand: Unzulänglichkeit von Benussis Argumenten 242
§ 100. Koffkas Auffassung: Keine Fundierung. Gestalterlebnisse generell ohne psychische Vermittlung 243
§ 101. Einwände gegen Koffka: Wahrnehmung nur logisch, nicht zeitlich primär 245
§ 102. Weitere Unklarheiten über das Verhältnis von Empfindung und Gestaltwahrnehmung (Bühler). Sinnwidrigkeit der Frage nach der generellen Gestaltentstehung 246
§ 103. „Panmorphismus“. Konkrete und abstrakte Gestalten . . 248
§ 104. Unterscheidung von Gestaltmomenten und materialen Qualitäten 250
§ 105. Gestaltung und Umgestaltung. Psychische Vermittlung und außersinnliche Provenienz der Umgestaltung 252
§ 106. Gesetze der Umgestaltung 257
§ 107. Echte Gestaltmehrdeutigkeit 259
§ 108. Beziehungen zur assimilativen Wahrnehmung 260
§ 109. Die urteilsfremde „Deutung“ 262
§ 110. Sinnliche Frische als Wirklichkeitssuggestion 264
§ 111. „Reizlosigkeit“ im „deskriptiven Bestande“ 265

XV. Assimilative Gestaltwahrnehmung und kinematographisches Sehen 269
§ 112. Der Tatbestand der stroboskopischen Bewegung . . . 269
§ 113. Der Grundversuch am Tautoskop. Unzulängliche deskriptive Bestimmung als Hauptmangel der bisherigen Untersuchungen 272
§ 114. Vertiefung und Weiterführung der deskriptiven Analyse: „Identität“. Kein „gegebenes“ Objekt im Zwischenfelde 277
§ 115. Fortsetzung: Die stroboskopische Bewegungsauffassung als assimilative Gestaltwahrnehmung 279
§ 116. Fortsetzung: Bloßer Ortswechsel ist noch keine Bewegung 283
§ 117. Fortsetzung: „Sehen“ und „Erschließen“ von Bewegung . 284
§ 118. Deskriptive und real-kausale Probleme des stroboskopischen Bewegungseindrucks 284
§ 119. Bewegung ohne Bewegtes? 287

Digitized by Google

Seite

1. Verkennung der assimilativen Wahrnehmung: Das sogenannte „φ-Phänomen“ 287
2. Warum es kein Bewegungserlebnis *sui generis* geben kann: I. (Wertheimer) 289
3. Fortsetzung: II. (Grünbaum) 293
4. Fehlende „Objekte“ 296

§ 120. Der bloße Ortswechsel: Unanschaulichkeit seiner assimilativen Ergänzung 299

§ 121. Die angebliche Identitäts-„Theorie“ 301

§ 122. Sachliche Einigkeit und begriffliche Abweichung über den zu untersuchenden Tatbestand 309

§ 123. Notwendigkeit des Ausgehens vom deskriptiven Bestande 313

§ 124. Wertheimers physiologische Kurzschluß-Theorie 315

1. Ihr relativer Wert 315
2. Unzulänglichkeit der Theorie als Erklärungsprinzip der stroboskopischen Scheinbewegung 318
   a) Sie beweist zu viel 318
   b) Die drei Stadien als solche lassen sich rein gegenstandstheoretisch-psychologisch ableiten 320
   c) Die Kurzschluß-Theorie erklärt nur die Beziehungen zwischen der zeitlichen Anordnung der Reize einerseits und den entsprechenden Erregungen (nebst Wahrnehmungen) andrerseits 321

§ 125. Spezielle Einwände gegen die Reiztheorie 324

1. H. Hennings Argumente 324
2. Der „Zweikreuz“-Versuch 326
3. Gleichgültigkeit gegen die tatsächlich bestehende „Identität“ 328

§ 126. Die Grundlage der Reiz-Theorie und ihre Schwächen . . 328

1. Allgemeine Bemerkungen 328
2. Die „Alphabet“-Bewegungen 329
3. Die ε- (oder Positiv-Negativ-)Bewegung als Haupteinwand 331
4. Schwierigkeiten der α-Bewegung 335
5. Verdeckung der fraglichen Schwierigkeiten 336
6. Die allgemeine Vermengung der Begriffe „Reiz“ und Wahrnehmungsintentional und ihre Grundlage 339

§ 127. Die angeblich „zweiheitlichen“ Bewegungen 341

1. Ihre Belanglosigkeit für unser Problem 341
2. Ein methodischer Fehler: Nur unzweifelhafte Bewegungen dürfen primär zugrunde gelegt werden 343
3. Mutmaßliche Ursache der „zweiheitlichen“ Erscheinungen 345

§ 128. Weitgehende Übereinstimmung mit Wertheimer 351

§ 129. Anhang I: Die allgemeinen und einfachen stroboskopischen Erscheinungen 353

§ 130. Anhang II: Die freien stroboskopischen Erscheinungen . 357

Schluß. Rückblick. Zusammenfassung 360

Nachwort 368

Register 416

Digitized by Google

Einleitung.

Psychologie, „Gegenstandstheorie" und „Phänomenologie". Ziel der Arbeit.

Gewisse konkrete Fragestellungen der experimentellen Forschung, von denen bald die Rede sein wird, sind der Anlaß gewesen, daß grundlegende Fragen der Wahrnehmungspsychologie in letzter Zeit zum Gegenstande sehr lebhafter literarischer Erörterungen geworden sind. Im Hinblick auf eben diese konkreten Fragestellungen wollen wir im folgenden das gesamte Wahrnehmungsproblem einer prinzipiellen Untersuchung unterwerfen. Gewisse Einschränkungen, die sich daraus ergeben, sollen sogleich hervorgehoben werden.

Was macht die Besonderheit der „sinnlichen" Wahrnehmung aus? Lange hat man dieser Frage kein spezielleres Interesse zugewandt, sie schien in der Hauptsache beantwortet. Die sinnliche Wahrnehmung galt als ein mehr oder minder modifizierter Komplex von Empfindungen oder doch als etwas auf Empfindungen Aufgebautes, in ihnen Fundiertes oder wie man es sonst ausdrückte.

Heute nun beginnt die schon früher von einigen wenigen geäußerte Anschauung, daß die so gefaßte sinnliche Wahrnehmung sehr fragwürdiger Natur ist, auch in der herrschenden Psychologie an Boden zu gewinnen. Und so ist denn die sinnliche Wahrnehmung samt den Empfindungen in dem Maße Problem geworden, als sie aufhörte der selbstverständliche Ausgangspunkt der Forschung zu sein.

Tatsächlich ist sie aber doch sehr lange Zeit hindurch ein solcher Ausgangspunkt gewesen. Die enge und in mancher bedeutsamen Hinsicht fruchtbare Orientierung an der Sinnesphysiologie, gestützt durch die alten der sensualistischen Philosophie entstammenden Traditionen des Empirismus, ließ „Empfindung" und „sinnliche" Wahrnehmung als das Gegebene, das mit den vollends unproblematisch erscheinenden „Reizen" durch strenge „Konstanzbeziehung" Verknüpfte und daher psychologisch Einfachste erscheinen, das die sichere Grundlage alles übrigen abgeben konnte.

Je mehr sich nun aber die Psychologie als selbständige Wissenschaft fand und „reine" Psychologie zu werden begann, mußte das anders werden.

Digitized by Google

Indessen ist der Übergang aus der alten Situation in die neue bei weitem nicht so einfach, als ihn sich die meisten zu denken scheinen.

Zunächst wäre es ja ein Wunder gewesen, wenn die langjährige Orientierung an der Sinnesphysiologie nicht Denkgewohnheiten erzeugt hätte, die sich auch nach der prinzipiellen Gewinnung des neuen Standpunktes geltend machen mußten und deren Überwindung keine leichte Aufgabe bedeutete. Vor allem aber ist mindestens von vornherein unwahrscheinlich, daß der neue Standpunkt durch eine einfache Negierung des alten erreicht werden kann, sondern es liegt viel näher anzunehmen, daß er eine besondere Vorarbeit nötig macht, die ihre eigenen Fragestellungen enthält und vielleicht letzte prinzipielle Probleme berühren muß, deren Klarstellung erst ein fruchtbares Weiterarbeiten auf dem neuen Forschungswege ermöglicht.

Denn man bedenke: die alte Psychologie — mochte sie sachlich noch so sehr im Unrecht sein — hatte methodologisch genommen einen entschiedenen Vorzug: sie war in den Problemzusammenhang der Physiologie und damit weiter überhaupt in den der naturwissenschaftlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen hineingestellt und hatte die Grundlagen ihrer „Begriffsbildung" von diesen Wissenschaften übernommen. Sie war damit der Mühe überhoben, besondere auf die Herbeischaffung eines für ihre spezifischen Ziele geeigneten „begrifflichen" Materials gerichtete Überlegungen anzustellen, die ihren eigentlichen Untersuchungen hätten vorausgehen müssen.

Es ist klar, daß nun, indem die Loslösung von der Physiologie erfolgt, sich auch das Bedürfnis nach einer derartigen „begriffsanalytischen" Arbeit — ich gebrauche absichtlich ein inkorrektes, dafür aber sofort verständliches und in diesem Zusammenhang auch ausreichendes Wort — mehr und mehr einstellen muß. Und man kann es in jedem Falle als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachten, wenn man an die psychologischen Probleme in steigendem Maße unter diesem Gesichtspunkte herantritt. Freilich hindert das nun leider noch nicht, daß man oft durchaus verkennt, um was es sich hierbei eigentlich handelt. Man scheidet die „begriffsanalytische" Arbeit nicht reinlich von derjenigen einer empirischen Beschreibung der vorliegenden Phänomene und psychologischen Tatsachen (die man oft ebenfalls nicht auseinanderhält) und vermengt beides wiederum mit den viel weitergehenden Aufgaben einer „reinen" Psychologie.

Derjenige, der im Prinzip am klarsten erkannte, worauf es ankam, Edmund Husserl, vermochte leider an keinem typischen, die zurzeit herrschende Psychologie wirklich treffenden Beispiel die Besonderheit aufzuweisen, die seine „Phänomenologie" von der empirischen Deskription der Phänomene scheidet, und manche

Digitized by Google

neueren Untersuchungen, die aus seiner Schule stammen, sind in der Tat nichts anderes als empirisch-deskriptive Forschungen: gerade die Arbeit, die nach außen hin die stärkste Wirkung geübt hat, war eine mit echten empirischen und induktiv-experimentellen Untersuchungen eine deutliche Verwandtschaft zeigende Weiterführung und Vertiefung Heringscher Gedankengänge. Kein Wunder, daß hier die Gegner der Husserlschen Richtung von vornherein gewonnenes Spiel hatten!

Und doch ist damit die Sache noch nicht erledigt: eine sehr einfache Überlegung kann sofort klar machen, daß die letzten Intentionen Husserls in einer ganz anderen Richtung liegen müssen. Man orientiere sich nur an den allgemein anerkannten Leistungen dieses Forschers. Niemand zweifelt heute mehr daran, daß ein logisches Gesetz — der Satz des Widerspruchs etwa oder das dictum de omni et nullo — nicht psychologisch und am allerwenigsten natürlich empirisch-psychologisch begründbar ist. Es ist aber nicht minder gewiß, daß dieser Satz — genauer der Sachverhalt, der in ihm ausgedrückt ist — gedacht und überhaupt irgendwie psychisch erfaßt oder erlebt werden kann. Dann ist das Erlebnis oder der Akt, in dem er erfaßt wird, selbstverständlich ein möglicher Gegenstand der empirischen Psychologie: so muß es ja wohl sein, wenn anders die Psychologie überhaupt das ist, als was sie doch, wenn nicht ausschließlich, so doch gewiß in erster Linie zu gelten hat, die Wissenschaft von den Bewußtseinsgeschehnissen.

Es kann also der genannte Akt empirisch-psychologisch untersucht werden: alles psychologisch „aktualisierte" Logische läßt sich unter diesem Gesichtspunkte zum Gegenstande der empirischen Forschung machen — nur auf diese Weise können wir überhaupt zu einer Psychologie der Denkvorgänge gelangen.

Ähnlich läßt sich auch der individuelle Akt oder das Erlebnis, in welchem der Gegenstand 3 oder der Sachverhalt $3 + 2 = 5$ erfaßt wird, empirisch-psychologisch untersuchen. Diese Tatsache aber hindert natürlich nicht im geringsten, daß das Gegenständliche dieses Aktes *außerpsychisch* ist, und zugleich ist klar, daß dieses Außerpsychische notwendig zu dem Psychischen des Aktes in irgendwelcher gesetzmäßigen Beziehung stehen muß.

Dies offenbart sich zunächst in der — wenn man will — banalen Tatsache, daß die psychische Aktualisierung der Zahl 3 notwendigerweise die Aktualisierung eben der *Zahl* 3 sein muß und keiner anderen, daß mithin keine einzige der durch das aktualisierende Erlebnis der Zahl 3 *zugeschriebenen* mit den dieser Zahl *objektiv zukommenden* Eigenschaften in Widerspruch geraten darf.

Gesetzt, ein psychologischer Beobachter machte die Angabe, es sei das, was er bei Erfassung der Zahl 3 in sich vorfände, ein ausgedehntes Ding oder größer als 4 u. dgl. m. — so werden

Digitized by Google

wir ihm einfach entgegenhalten, daß er keine oder doch keine klare „Vorstellung" von dem erfaßten Gegenstande gehabt habe.

Ebenso wenn jemand etwa behaupten wollte, er habe sich sinnvoll, d. h. mit dem deutlichen Bewußtsein, daß es sich dabei um nichts einander Widersprechendes handelt, einen runden Gegenstand ohne Krümmung vorgestellt oder gedacht oder einen Teil, der größer sei als das Ganze, dem er zugehört, so würden wir ihm gewiß sogleich entgegenhalten, daß das, was er sich vorgestellt habe, „in Wahrheit" unmöglich das gewesen sein könne, was andere Menschen unter den Worten „rund", „Teil" usw. zu verstehen pflegen. Behauptet er dennoch, dies sei nicht der Fall, so können wir völlig sicher sein, daß sich in den Aussagen über seine Erlebnisse irgendwo ein Irrtum befinden muß.

Es besteht also hier die Möglichkeit, unter gewissen Voraussetzungen auf Grund der Einsicht in einen außerpsychischen Sachverhalt über einen psychischen Sachverhalt gültige Aussagen zu machen. Ich bin in der Lage, über ein psychisches Faktum, ohne von dessen Beobachtung oder sonstigen empirischen Feststellungen auszugehen, auf Grund einer „außerpsychischen Norm" richtige Angaben zu machen und also in diesem Sinne a priori zu verfahren.

So klar und selbstverständlich das erscheint, so hilflos ist die herrschende Psychologie dergleichen einfachen Tatsachen gegenüber. Ja: sie wehrt sich wie gegen eine bedenkliche und sogar „veraltete" Zumutung, wenn man von ihr verlangt, den angedeuteten Sachverhalt anzuerkennen. Und anscheinend mit gutem Grunde: sie hat lange genug unter fremden Einflüssen zu leiden gehabt, als daß man ihr die Furcht, wiederum unter einen Einfluß zu geraten, der sich ja deutlich genug als Einfluß „von außen her" bekundet, ernstlich verargen könnte — zumal er ja von einer Seite kommt, die sich lange genug für die Entwicklung einer fruchtbaren Psychologie in hohem Maße hinderlich gezeigt hat: von der Philosophie. Und das Mißtrauen wird wohl nicht dadurch geringer, daß diese Philosophie sich in Gestalt der Husserlschen „Phänomenologie" als „strenge Wissenschaft" gebärdet.

Und doch bedeutet die Ablehnung unserer Forderung letzten Endes einen Schaden für die gesunde Entwicklung der Psychologie selbst. Die Einbeziehung von Untersuchungen, die wir oben absichtlich inkorrekt als „begriffsanalytische" bezeichneten, die aber in Wahrheit (eidetisch-)phänomenologische sind und unter denen sich die sogenannten „gegenstandstheoretischen" am deutlichsten vom Gebiete der empirischen Psychologie abheben und deshalb bisher auch am meisten in ihrer Selbständigkeit anerkannt sind — die Einbeziehung von solchen Untersuchungen

Digitized by Google

in die für psychologische Feststellungen maßgebenden Gebiete oder die Orientierung der Psychologie an ihren Ergebnissen ist einfach eine Notwendigkeit, wenn man über eine Reihe von wichtigen psychologischen Problemen überhaupt zu einer wissenschaftlichen Klarheit gelangen will.

Es ist bemerkenswert, wie die moderne Psychologie gegenstandstheoretische Untersuchungen zu umgehen weiß. So sagt Bühler in seiner bekannten Arbeit über Gestaltwahrnehmungen[1]) gleich zu Anfang: „Wir sehen ganz ab von den gegenstandstheoretischen Untersuchungen über Gestalten. Was Dreiecke sind und Kurven und welche Strukturgesetze sie aufweisen, behandelt die Geometrie; und der Pythagoräische Lehrsatz gehört nicht in die Psychologie."

Daß nun das alles nicht in die Psychologie gehört, ist natürlich auch ganz und gar unsere Meinung, daß aber diese Wissenschaft gleichwohl nicht umhin kann, sich beständig an dergleichen Forschungen zu orientieren — das ist der Punkt, in dem wir glauben, über Bühler hinausgehen zu müssen. Auch der Physiker orientiert ja seine Untersuchungen beständig an den Ergebnissen der mathematischen Forschung, trotzdem diese gewiß nicht in die Physik gehören. Es ist prinzipiell unmöglich, „gegenstandstheoretische" Feststellungen bloß deshalb in der Psychologie beiseite zu lassen, weil sie nicht in die Psychologie gehören: das zeigen schon die einfachen Beispiele, von denen wir ausgingen, aber auch sonst begegnet ihnen der Psychologe sozusagen auf Schritt und Tritt. Auch Bühler begegnet ihnen. Die ganze theoretische Diskussion, die Bühler als Diskussion über den „psychischen" Charakter der Gestalteindrücke bezeichnet, ist zu einem wesentlichen Teil in Wahrheit „gegenstandstheoretischer" Natur und auch die Position, die Bühler selbst einnimmt, kann gar nicht umhin, gegenstandstheoretisch gefärbt zu sein. Man braucht ja nur zu fragen, was Bühler „Gestaltseindruck" nennt, ob ein psychisches Geschehnis im ersten Sinne oder, wie er es tatsächlich tut, etwas u. U. Stillstehendes, auf das sich geometrische Prädikate anwenden lassen (die auf Psychisches bezogen zu Widersinn führen), um sofort auf eine offenbar „gegenstandstheoretische" Frage geführt zu werden, die zugleich in psychologischer Hinsicht von wesentlicher Bedeutung ist. Wir verkennen nicht, daß es gerade Bühler gelungen ist, innerhalb seiner Untersuchungen zwar gewiß nicht die „gegenstandstheoretisch" bedingten Probleme, wie er es glaubt, ganz beiseite, aber doch den Mangel einer positiven Stellungnahme zu ihnen ohne Einfluß auf seine Ergebnisse werden zu lassen — und es ist das vielleicht nicht der geringste Vorzug seiner bedeutsamen Arbeit. Andere, ihm nahestehende Forscher waren weit weniger glücklich. —

[1]) K. Bühler, Die Gestaltwahrnehmungen, Stuttgart 1913 S. 5.

Digitized by Google

Unser Ziel ist also dieses:

Es soll die Notwendigkeit solcher gegenstandstheoretischer oder allgemeiner phänomenologischer Untersuchungen speziell für das Wahrnehmungsproblem erhärtet werden: nicht durch allgemeine philosophische Erörterungen, die sich nicht auf Einzelheiten einlassen, sondern im Gegenteil: wir wollen uns möglichst bemühen, auf aktuelle Fragen der modernen Psychologie selber einzugehen. Der Weg aber, der in bezug auf diese Fragen die erwünschte Klarheit bringen soll, wird durch eine Reihe der prinzipiellsten Erörterungen führen, die es auf psychologischem Gebiete gibt: Fragen, wie die nach dem Gegensatze von psychischem und physischem Sein, nach Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, nach den Unterschieden von Inhalt und Gegenstand, von Wahrnehmung und Vorstellung und andere ähnliche werden behandelt werden.

Noch zweierlei ist zu bemerken. Ich nenne meine Untersuchungen phänomenologische, nicht nur um damit anzudeuten, daß ich Husserl entscheidende Anregungen verdanke, sondern vor allem weil mir der Begriff der Phänomenologie ein wesentlich weiterer zu sein scheint als der der Gegenstandstheorie. Ich möchte mich nun hier nicht in langen Auseinandersetzungen über die Frage ergehen, was ich unter Phänomenologie verstehe, und kann um so eher darauf verzichten, als ich es an anderer Stelle zwar verhältnismäßig kurz, aber, wie ich hoffe, mit wünschenswerter Klarheit bereits gesagt habe.[1]) Bei den konkreten Problemstellungen, um die es sich hier durchweg handelt, fürchte ich übrigens Mißverständnisse nicht allzusehr. Nur das sei hervorgehoben: deskriptive Psychologie ist meine Phänomenologie keinesfalls; sie ist vor allem durchaus keine Beschreibung von Beobachtungsergebnissen: sie ist vielmehr gerade eine Erörterung dessen, was eine solche Beschreibung bereits voraussetzt, des Sinnes der (notwendigerweise ideellen) „Merkmale" und gegenständlichen „Merkmalseinheiten", mit deren Hilfe beschrieben wird: Sinnforschung, Sinnwissenschaft, Sinntheorie scheint mir die beste mögliche Übersetzung des umständlichen Wortes zu sein.[2])

Wer mit diesen Benennungen nichts Rechtes anzufangen weiß, mag ruhig bei dem inkorrekten von uns selbst anfangs gebrauchten Worte „Begriffsanalyse" bleiben oder vielleicht noch besser

---

[1]) In meiner Auseinandersetzung mit Elsenhans „Das Recht der Phänomenologie", Kantstudien Bd. 21, S. 163 ff. Der Aufsatz ist in der Hauptsache auch ohne Kenntnis des Elsenhansschen, der ihn veranlaßte, zu verstehen. Vgl. auch die Einführung.

[2]) Hans Driesch sucht das Wort „Phänomenologie" durch „Selbstbesinnungslehre" zu verdeutschen; doch wohl nicht mit Recht: die Phänomenologie der Zahlen z. B. ist gewiß keine Selbstbesinnungslehre. Vgl. H. Driesch, Ordnungslehre (Jena 1912) S. 1 ff. und anderwärts.

Digitized by Google

„Bedeutungsanalyse“ [1]) sagen. So ungenau und selbst irreführend in gewisser Hinsicht diese Bezeichnungen sind — denn auf eine bloße Analyse von Wortbedeutungen kommt es wahrlich ganz und gar nicht an —, so sind sie doch bei weitem nicht so falsch und verwirrend wie der unselige Ausdruck „deskriptive Psychologie“.[2]) Sinnforschung ist schon deshalb keine deskriptive Psychologie, weil sie sich zwar auf Psychisches erstrecken kann und häufig genug erstreckt, sich aber keineswegs notwendig darauf zu erstrecken braucht: es gibt ja eine Phänomenologie der Zahlen, des Raumes, der Zeit, der Wahrheit, des Rechts, der Beziehungen usw. Man gewinnt auch nichts, wenn man hier, um die geliebte „deskriptive Psychologie“ zu retten, statt von einer Erörterung von Zahl, Raum, Zeit lieber von einer solchen des Zahlbewußtseins, Wahrheitsbewußtsein usw. redet. Denn die eigentliche Aufgabe der Analyse ist natürlich Feststellung dessen, was Sinn oder Wesen der Zahl und der Wahrheit selbst ausmacht, nicht unser Bewußtsein von ihnen.

Im übrigen kann man freilich allen möglichen Namen von Gegenständen das Wort „Bewußtsein“ als Suffix anhängen und sich so auch ein Recht verschaffen, von einer deskriptiven Psychologie des Zahlbewußtseins usw. zu reden. Selbstverständlich würde das keinerlei Fortschritt bedeuten: denn das Zahlbewußtsein ist und bleibt an der Zahl und das Wahrheitsbewußtsein an der Wahrheit orientiert und nicht umgekehrt. Die postulierte deskriptive Psychologie würde also letzten Endes im wesentlichsten Punkte doch wieder auf die Phänomenologie zurückführen. —

---

[1]) A. Gallinger nennt seine Untersuchungen über „Das Problem der objektiven Möglichkeit“ (Leipzig 1912) eine Bedeutungsanalyse.

[2]) In seiner Arbeit „Über psychologische Darstellungsexperimente“ (Archiv f. d. ges. Psych. Bd. 35 S. 4) macht W. Baade für die häufig vorkommende Angabe der Versuchspersonen, „dies oder jenes Erlebnis sei unbeschreibbar gewesen“, u. a. den Umstand verantwortlich, „daß es an einem adäquaten Ausdruck zur Bezeichnung eines Merkmals fehle“. Man braucht das nur konsequent weiter zu denken, um auf den für uns hier maßgebenden Gedanken geführt zu werden. Denn meist wird ja nicht bloß der lautliche Ausdruck fehlen, sondern der „Begriff“ und das heißt genauer dieses: dem Beobachter stehen die Eigenschaften und Beziehungen gedanklich nicht zu Gebote, mit deren Hilfe er die sich ihm an sich deutlich gegebenen Eigenschaften eines psychischen Tatbestandes hätte charakterisieren können. Er befindet sich genau in der Lage eines Nicht-Mathematikers einem komplizierten geometrischen Gebilde gegenüber. Um Abhilfe zu schaffen, ist in beiden Fällen eine rein gedankliche (aber darum nicht notwendig „unanschauliche“) Arbeit vonnöten. Auf solche Arbeit haben wir es hier abgesehen.

Zugleich erhellt aus dem Gesagten, daß es der Phänomenologie, wie wir sie verstehen, nicht auf Beschreibungen ankommt, sondern auf Gewinnung der zu solchen Beschreibungen erforderlichen eindeutigen Merkmale. Sie macht dadurch eine völlig exakte Beschreibung „erst möglich“.

Digitized by Google

Zweitens ist zu sagen, daß es sich im folgenden nicht ausschließlich um phänomenologische Untersuchungen handeln wird: wir wollen ja eben die Beziehungen zur empirisch-experimentellen Fragestellung und den Anschluß an sie erreichen, um zuletzt zu experimentellen Untersuchungen selbst überzugehen — kein Wunder, daß wir oft genug über Ergebnisse experimentell-psychologischer Forschungen werden zu reden haben.

I. Die psychologische Bedeutung der Gegenstandstheorie und Phänomenologie.

§ 1. Ein Einwand A. Messers.

Wir wiederholen den wichtigsten Satz der bisherigen Feststellungen: Es besteht unter gewissen Voraussetzungen die Möglichkeit, auf Grund der Einsicht in einen außerpsychischen Sachverhalt über einen psychischen Sachverhalt richtige Aussagen zu machen. Wer eine Dreiheit von Gegenständen wahrgenommen zu haben behauptet, die um zwei vermindert eine Zweiheit ergab, oder eine Bewegung ohne bewegtes Etwas, oder einen echten, d. h. als Kreis wahrgenommenen Kreis mit verschieden großen Durchmessern, von dem sind wir von vornherein und ohne empirische oder experimentelle Untersuchung des Falles sicher, daß er sich geirrt hat, wir wissen, daß es ein inhaltlich oder besser gegenständlich in solcher Weise bestimmtes Wahrnehmungserlebnis gar nicht geben kann und also auch im fraglichen Falle nicht gegeben hat.

Indessen: ist dem wirklich so?

Ich zweifle nicht, daß bei einer großen Zahl der Leser dieser Worte der Verdacht aufsteigen wird, ich ließe einige der wichtigsten Errungenschaften der modernen Psychologie außer acht.

Kann ich nicht vielleicht doch u. U. die Zahl 3 als etwas, das größer ist als 4, sinnvoll „vorstellen“ oder doch jedenfalls irgendwie erfassen? Beweisen nicht manche Beobachtungen der Würzburger Schule, daß sich dergleichen vorstellen und zwar innerhalb gewisser Grenzen sogar anschaulich vorstellen läßt? Geht doch ein so sehr nach Klarheit strebender Forscher wie A. Messer allen Ernstes so weit, Bewegung ohne bewegtes Etwas. für wahrnehmbar[1]) und sogar die Behauptung für erwiesen zu halten, daß sich ein Dreieck, auf das die Prädikate gleichseitig und ungleichseitig, rechtwinklig und schiefwinklig zugleich passen (ein Dreieck „überhaupt“ im Sinne Lockes), „mit einer gewissen schematischen Anschaulichkeit vorstellen“ ließe.[2]) Messer, der

[1]) Psychologie 1914 S. 168.
[2]) A. a. O. S. 194.

Digitized by Google

sich dabei auf experimentelle Arbeiten stützt, von denen noch die Rede sein wird, wird jedem, der das für unmöglich erklären wollte, entgegenhalten, was er bei Erörterung des ersten Falles auch wirklich sagt, daß nämlich ein solcher nur das normale Wissen und die normale Logik beanspruchender Einwand „die Aufgabe psychologischer Deskription gänzlich vergessen und in Reflexion über reale Verhältnisse verfallen würde, wie wir sie als unabhängig vom Bewußtsein bestehend denken."

Der Gedankengang ist also dieser: so gewiß es ist, daß sich in der Außenwelt Dreiecke, die gleichseitig und ungleichseitig sind, nicht finden, so wenig scheint es gewiß, daß sie in der Welt unseres Bewußtseins, als bloß vorgestellte, gedachte oder sonstwie erfaßte Gegenstände (oder „Inhalte", wie man fälschlich sagt[1]), ebenfalls nicht vorkommen dürften. Ich darf eben das psychologisch, das als Bewußtseinstatsache oder „immanent" Vorhandene und demgemäß Feststellbare nicht mit dem in der räumlichen Welt wirklich Vorhandenen und in ihr Feststellbaren verwechseln. In der wirklichen Welt des Außenraumes ist die Sonne eine ungeheure Kugel, in der Welt des Bewußtseins, als „Sehding" ist sie eine Kreisscheibe von mäßiger Größe und so ist überhaupt die reale Außenwelt eine ganz andere als die im unmittelbaren Bewußtsein sich darstellende. Man könnte noch hinzufügen — ich bin mir freilich nicht sicher, ob das noch ganz im Sinne Messers wäre — daß dies am deutlichsten und ausgeprägtesten für die Reize in ihrem Verhältnis zu dem sinnlich Wahrgenommenen, das ihnen entspricht, zu gelten habe. Der Ton, die Farbe im physikalischen Sinne ist toto genere verschieden von Ton und Farbe, wie sie psychologisch in Betracht kommen: wer beides mit einander vermengen und etwa die Tonempfindung als die Wahrnehmung eines bestimmten Schwingungsvorgangs der Luft charakterisieren wollte, würde höchst bedenklichen Irrtümern die Wege ebnen. Wir nehmen nun einmal durchaus keine Schwingungsvorgänge wahr, wenn wir Töne wahrnehmen. So nehmen wir auch keine Farben im physikalischen Sinne wahr, wenn wir Farben „empfindend" wahrnehmen und analog sind die physikalischen Gerüche von den psychologisch in Frage kommenden zu unterscheiden; von Geschmack, Wärme usw. gilt ganz dasselbe.

§ 2. Erläuterung des Einwandes.

Um das, worum es sich handelt, recht deutlich zu machen, könnte man am zweckmäßigsten von dem zuletzt genannten Gegensatze ausgehen. Man könnte sagen: was schon im Falle der einfachen Beziehung der Reize zu den Empfindungen zutrifft, das muß erst recht von den Verhältnissen zwischen den entsprechenden

[1]) Das Wort Gegenstand steht immer in dem unten (S. 14) angegebenen weiten Sinne von „Etwas" überhaupt.

Digitized by Google

komplexeren Gesamtheiten Geltung haben. Ist schon das psychologisch zunächst relevante Rot, der „Empfindungsinhalt", von dem physikalischen Rot verschieden, so muß erst recht eine Verschiedenheit bestehen zwischen dem sinnlich als rot oder sonstwie wahrgenommenen Dinge und dem, was in der physikalischen Welt diesem roten Dinge „zugrunde liegt".

Damit ist dann eben auch gesagt, daß das „Sehding" nicht dieselben Eigenschaften zu haben braucht und, wie die Erfahrung zeigt, auch wirklich nicht hat wie das physisch-reale Ding; analog kann der Sehraum andere Eigenschaften haben als der physisch-reale Raum, die gesehene und ebenso die vorgestellte, gedachte Bewegung andere Eigenschaften als die physisch-reale Bewegung, das vorgestellte oder gedachte Dreieck andere als das physisch-reale. Genau so wie die Eigenschaften der physikalischen Farbe, auf die psychologisch relevante Farbe übertragen, Irrtümer ergeben, genau so muß auch die Übertragung der Eigenschaften der physisch-realen Bewegung oder des physisch-realen Dreiecks auf die psychologisch relevante Bewegung und das psychologisch relevante Dreieck zu Irrtümern führen. Es ist verkehrt, die psychologisch relevante Farbe durch eine bestimmte Wellenlänge, Schwingungsform usw. charakterisiert sein zu lassen, und es ist nicht minder verkehrt, die psychologisch relevante Bewegung (die Bewegungsauffassung im Sinne des als Bewegung Vorgestellten, Gedachten, Wahrgenommenen) durch Prädikate zu bestimmen, die uns zunächst von der physischen Bewegung her bekannt sind, wenn sie auch dieser allgemein zukommen.

Die psychologisch relevante Bewegung braucht ebensowenig durch eine bestimmte „Bahn", durch eine bestimmte Geschwindigkeit, durch ein in Bewegung befindliches Etwas ausgezeichnet zu sein wie die wahrgenommene Farbe durch eine bestimmte Schwingungsform; und das psychologisch relevante Dreieck braucht durchaus nicht notwendigerweise nur entweder gleichseitig oder ungleichseitig zu sein.

§ 3. Bedenken gegen den Einwand.

1. Eine irreführende Analogie.

Ergeben sich indessen bei dieser Analogisierung nicht doch einige Bedenken? Steht wirklich das physikalische Dreieck und die physikalische Bewegung mit dem physikalischen Ton und der physikalischen Farbe auf ganz gleicher Stufe?

Man beachte zunächst die Wissenschaften, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen. Reine Mathematik und theoretische Mechanik studieren ja gar nicht das physikalische Dreieck und die physikalische Bewegung, sondern diese beiden sind erst Gegenstände der angewandten Mathematik und der Physik als empirischer Wissenschaft. Der alleinige Gegenstand von Mathe-

Digitized by Google

matik und theoretischer Mechanik sind vielmehr das Dreieck und die Bewegung: nur sie, nicht aber bestimmte da oder dort vorliegende individuelle Dreiecke und Bewegungen kommen in Frage. Es handelt sich also gar nicht um das physikalische Dreieck und die physikalische Bewegung in dem Sinne, in welchem es sich doch offenbar um physikalische „Farben" und „Töne" handelt. Die (empirische) Physik muß sich durchaus um individuelle, in der physikalischen Wirklichkeit vorkommende „Farben" und „Töne" bekümmern, um an ihnen festzustellen, ob überhaupt und was für Schwingungsvorgänge ihnen zugrunde liegen.

Doch wir bedürfen gar nicht des Rückganges auf die Wissenschaften. Denn wer sieht nicht, daß der Gegenstand „Farbe" und der ihm zugrunde liegende „Farbreiz" – dieser so oder so beschaffene Schwingungsvorgang — in einer ganz prinzipiell anderen, unvergleichlich fundamentaleren Weise voneinander verschieden sind als das psychologisch relevante Dreieck oder die psychologisch relevante Bewegung von Dreieck und Bewegung im eigentlichen, nächstliegenden Sinne?

Orientieren wir uns hier zunächst wieder an Beispielen, bei denen die Sachlage am durchsichtigsten ist. Gehen wir von den Zahlen aus. Zweifellos läßt sich ein Unterschied machen zwischen der Zahl 3 selbst und der psychologisch relevanten Zahl, der vorgestellten, gedachten oder vielleicht auch in bestimmter Weise — z. B. als die den 3 realen Gegenständen vor mir zukommende Dreiheit — wahrgenommenen „3". Dann mag man immerhin zunächst diese psychologisch relevante Zahl 3 mit der psychologisch relevanten Farbe, dem psychologisch relevanten Ton usw. in Analogie bringen und ihnen die psychologisch irrelevante Dreiheit selbst ebenso wie das psychologisch irrelevante Etwas, das wir auch „Farbe" zu nennen pflegen, entgegensetzen. Aber bei diesem „zunächst" muß es dann auch bleiben.

Was bedeutet diese psychologische Relevanz bei der Zahl 3 des näheren? Ich denke doch wohl dieses, daß zu dem Gegenstande 3, d. h. zu dem Etwas, das wir meinen, wenn wir das Wort 3 sinnvoll gebrauchen, ein besonderes neues Merkmal hinzugetreten ist, eben das Merkmal der psychologischen Relevanz. Das, wovon wir jetzt reden, ist nicht mehr die 3 schlechthin — die 3 an sich, Bolzanoisch gesprochen — sondern die vorgestellte, erinnerte, wahrgenommene, gedachte, kurz psychologisch irgendwie erfaßte 3. Denn es ist ja wohl heute überflüssig geworden, daran zu erinnern, daß ich nicht ganz dasselbe vorstelle, wenn ich einen bestimmten Gegenstand selbst vorstelle und wenn ich ihn als vorgestellten vorstelle. Heute wird kaum jemand, der ernstlich in Betracht kommt, noch Anschauungen vertreten, wie Alexander Bain, nach dem es einen offenbaren Widerspruch bedeuten würde, einen Raum als unwahrgenommenen zu denken.[1])

[1]) Vgl. Brentano, Psychologie vom empir. Standpunkte. Leipzig 1874 S. 120 ff.

Digitized by Google

Das ist nicht einmal dann richtig, wenn wir das „wahrgenommen" durch das allgemeinere „psychisch irgendwie erfaßt" ersetzen. Es ist nun einmal schlechterdings nicht abzuweisen, daß ich etwas wenigstens teilweise anderes erfasse, wenn ich einen Baum als erfaßten Baum erfasse, als wenn ich ihn nur als Baum erfasse. Ich bin, sobald ich den Baum als erfaßten erfasse, offenbar nicht mehr auf den Baum als solchen gerichtet, sondern auf den Baum, den ich oder sonst jemand irgendwann einmal erfaßt hatte und der doch wohl, indem er erfaßt wurde, durch dieses Erfassen zugleich irgendwie determiniert wird.

So ist denn auch die erfaßte 3 von der 3 „an sich" oder das als 3 Erfaßte von dem bloß als 3 oder Dreiheit an sich Bestehenden gewiß verschieden. Aber man darf diese Verschiedenheit doch andererseits nicht so überspannen, daß man nun den sehr wesentlichen gemeinsamen Kern dessen, was hier als verschieden anzusehen ist, gänzlich verkennt. Die erfaßte 3 ist von der 3 selbst nicht weniger aber auch nicht mehr verschieden als der erfaßte Baum vom Baum. Beide sind und bleiben ganz und gar 3 und Baum mit allen ihren sonstigen Eigenschaften oder Merkmalen, nur sind sie eben noch durch das besondere Merkmal des Erfaßtseins determiniert. Man kann — wenn man will — diese Determination sogar mit der Bestimmung durch eine differentia specifica in Analogie bringen, ohne damit den Sachverhalt zu ändern. In der Tat bedeutet die differentia specifica „erfaßt" das, was zu 3, dem Drei-Charakter, der Dreiheit hinzukommt, wie etwa zum Gattungscharakter „Pferd" die spezifische Differenz „braun" oder „schwarz" oder noch besser die spezifische Differenz „in meinem Besitz befindlich", „von mir oder Herrn A geritten" u. dgl. m. Der 3-Charakter ist dort genau so gemeinsam wie hier der Gattungscharakter Pferd.

Eine bessere Analogie als der Gattungscharakter würde allerdings durch den Hinweis auf das physische Erfassen zu erreichen sein: dem psychisch erfaßten Gegenstande entspricht dann der physisch erfaßte, der erfaßten Zahl 3 der erfaßte Stein. Und ebensowenig wie durch das physische Erfassen der Stein aufhört ein Stein, hört durch das psychische Erfassen die Zahl 3 auf die Zahl 3 zu sein.

Daß dies nun in der Tat der Fall ist, geht daraus hervor, daß ich jemandem, dem ich auf irgendeine Weise (gleichgültig, ob mittels der Sprache oder sonstwie) kundtun möchte, was ich meine, wenn ich von der „erfaßten" 3 rede, dabei in erster Linie die Zahl 3 übermitteln muß. Ohne diese Übermittlung würde ich nicht die Sicherheit gewinnen können, daß das übermittelte wirklich das wäre, als das ich es zu übermitteln wünsche. Ja: es ist prinzipiell so, daß ich eigentlich nur das mit der Zahl 3 Gemeinte kund zu tun brauche: die besonderen Eigenschaften, durch die sich die erfaßte 3 von der Zahl 3 unterscheidet, sind viel-

Digitized by Google

mehr nur sekundärer Natur und können an der Hand anderer ähnlicher Gegenstände — etwa der 2 oder der 5 — ebensogut übermittelt werden. Es ist eben die auch sonst schon bekannte Tatsache des Erfassens — Wahrnehmens, Vorstellens, Denkens —, die zur 3 überhaupt hinzutritt, um aus ihr die erfaßte 3 zu machen. Aus diesem Grunde wird vor allem der Satz zu gelten haben: nie und nimmermehr können (soweit es sich überhaupt um Sinnvolles handelt) der erfaßten 3 Eigenschaften zukommen, die mit der 3 selbst und als solcher unverträglich sind, also mit den ihr wesentlich zukommenden Eigenschaften in Widerspruch geraten würden.

Halten wir dem nun ein Beispiel aus jener anderen Gruppe von Gegenständen entgegen, bei denen die Sachlage ebenfalls besonders klar liegt. Wir meinten ja, daß die psychologisch relevante Farbe, z. B. ein bestimmtes Rot in einem wesentlich anderen Gegensatze zur psychologisch irrelevanten „Farbe" steht als die psychologisch relevante Zahl zur psychologisch irrelevanten.

Die psychologisch irrelevante Farbe wäre hier die physische „Farbe", also der Schwingungsvorgang, der der psychologisch relevanten Farbe entspricht. Liegt hier die Sache wie im vorigen Falle? Ich glaube, es ist sofort deutlich, daß sie anders liegt. Im Interesse der anderen schwierigeren Fälle aber, die der eigentliche Gegenstand unserer Beachtung sind, wollen wir uns indessen trotzdem über die Gründe klar zu werden suchen, aus denen sich das des genaueren ergibt.

Wir haben also zu fragen: ist das als Rot Wahrgenommene oder überhaupt Erfaßte soviel wie das durch das Prädikat „wahrgenommen" oder „erfaßt" determinierte „Rot" selbst — wobei wir unter dem „Rot" selbst unserer Voraussetzung gemäß den physikalischen Schwingungsvorgang verstehen — oder handelt es sich dabei um einen völlig anderen Gegenstand? Kann ich, wenn ich jemand kundtun will, was ich unter dem psychologisch relevanten Rot verstehe, mich einfach auf den Schwingungsvorgang beziehen, um durch Hinzufügen des Hinweises auf die anderweit bekannte Tatsache des psychischen Erfassens und Wahrnehmens eine gewisse Sicherheit zu erhalten, daß der andere weiß, was mit dem wahrgenommenen Rot, der Farbenqualität also, dem „phänomenalen" Rot gemeint ist?

Es genügt, diese Fragen aufzuwerfen, um sie richtig zu beantworten. Das phänomenale Rot ist keine bloße nähere Bestimmung des physikalischen „Rot", nichts was sich mit der differentia specifica im Verhältnis zum genus proximum in Beziehung bringen ließe, oder mit dem einen physischen Gegenstande, der identisch derselbe bleibt, mag er nun physisch erfaßt werden oder nicht; sondern phänomenales und physikalisches „Rot" sind zwei verschiedene, an und für sich ganz und gar

Digitized by Google

heterogene Gegenstände, die nur deshalb mit demselben Namen bezeichnet werden, weil sie miteinander in einer sehr engen gesetzmäßigen Beziehung stehen. Dieser Name ist also einfach ein äquivoker Ausdruck, der in jedem einzelnen Falle zwei individuelle Exemplare bezeichnet, die ihrem bloßen Sinne nach betrachtet schlechterdings gar nichts miteinander zu tun haben, die aber auch, wenn sie mehr miteinander zu tun hätten, doch immer zwei selbständig einander gegenüberstehende Gegenstände bleiben würden — wobei wir das Wort Gegenstand hier wie immer, wo sich nichts anderes aus dem Zusammenhange ergibt, in dem weiten Sinne von „Etwas überhaupt" nehmen.

Ganz anders ist die Sachlage im Falle der erfaßten Dreizahl. Hier ist natürlich keine Rede davon, daß das Wort „Dreizahl" (oder Zahl 3, was ja nicht ganz dasselbe besagt — doch kommt es auf diesen Unterschied hier nicht an) ein äquivoker Ausdruck sein könnte. Wir meinen mit dem Worte Dreizahl oder mit dem Zeichen 3 identisch einen Gegenstand und zwar zunächst einen ideellen Gegenstand, der, sobald er als „erfaßt" vorliegt, dadurch in bestimmter Weise determiniert und das heißt in einem gewissen eigentümlichen Sinne zu einem Spezialfall des ideellen Gegenstandes gemacht wird: worin dann eben ohne weiteres liegt, daß das, wovon die Spezialisierung vorliegt, dasselbe geblieben sein muß. So hört ja auch ein von mir gerittenes Pferd und ein von mir geworfener Stein gewiß nicht auf, jedenfalls ein Pferd oder ein Stein zu sein.

Liegt ferner ein individueller Fall von Dreiheit vor — drei individuelle Gegenstände also — und ist auch diese Dreiheit erfaßt und vielleicht wahrgenommen, so ist wiederum die Sachlage in dem eigentlich Wesentlichen unverändert. Denn die drei individuellen Gegenstände sind eben doch drei, und die besondere Bestimmung, daß diese drei in Gestalt eines individuellen Falles vorliegen, hindert natürlich nicht, daß sie die Eigenschaften haben, die immer und überall für die Dreiheit charakteristisch sind. Die erfaßte individuelle Dreiheit ist eine in doppelter Weise determinierte Dreiheit, aber sie ist jedenfalls Dreiheit. Sie ist von der anderen Seite gesehen ein einziges Individuelles, eine einzige individuelle Gruppe, die erstens als Dreiheit, zweitens als erfaßt, als wahrgenommen näher bestimmt oder determiniert ist; dagegen läßt sich keineswegs sagen, daß ein einziges individuelles Etwas vorhanden wäre, das erstens als „Farbe" im rein physikalischen Sinne und zweitens als Farbe im psychologisch relevanten Sinne, als wahrgenommene Farbe determiniert sei. Sondern: die physikalische „Farbe" — der Schwingungsvorgang — ist ein Individuelles für sich und die wahrgenommene phänomenale Farbe ist ebenso ein Individuelles für sich, beide phänomenal völlig getrennt voneinander bestehend, nicht aber das eine eine bloße Determination des anderen.

Digitized by Google

2. Beziehung zwischen gegebenem Gegenstand und entsprechendem wirklichem.

Wir betrachten nun weiter folgenden Fall. Ich erfasse ein individuell vorliegendes phänomenales Rot, stelle es vor oder nehme es wahr. Zugleich weiß ich, während ich es vorstelle oder wahrnehme, aufs genaueste, daß diesem phänomenalen Rot stets ein anderer individueller Gegenstand, ein Schwingungsvorgang „entspricht", ich stelle mir diesen Schwingungsvorgang vor und ich stelle ihn mir speziell vor als in gesetzmäßiger Beziehung stehend zu dem phänomenalen Rot. Vielleicht weiß ich außerdem, daß der Schwingungsvorgang allein in der Außenwelt „wirklich" vorkommt, und stelle auch dieses vor oder — wenn man den Terminus „vorstellen" hier nicht anwenden will — denke auch dieses, während ich das phänomenale Rot erfasse. Es kann dann kommen, daß ich das phänomenale Rot sinnlich wahrnehme und zugleich den Schwingungsvorgang, den anderen individuellen Vorgang also, als mit diesem Rot in unmittelbarem gesetzmäßigem Zusammenhang stehend vorstelle. Das läßt sich dann so ausdrücken, daß ich das Bewußtsein habe, daß in dem phänomenalen Gegenstande sich ein anderer mir verborgener Gegenstand darstellt, seinen Ausdruck findet oder zur Erscheinung gelangt. Und es ist auch ganz zweckmäßig so zu reden, wenn man sich dadurch nicht verführen läßt, den einen individuellen Gegenstand als bloße Eigenschaft des anderen oder gar als seinen unselbständigen Teil anzusehen. Das Rot ist weder eine zutage tretende Eigenschaft des verborgenen Schwingungsvorgangs, noch ist der Schwingungsvorgang eine verborgene Eigenschaft des erscheinenden Rot. Sondern: der Schwingungsvorgang bleibt individuell für sich, die Schwingungen, die in ihm vorliegen, sind Eigenschaften eines individuellen Gebildes, das keineswegs mit dem phänomenalen Rot zusammenfällt, und das phänomenale Rot wiederum ist Eigenschaft nicht des Schwingungsvorgangs, sondern eines ganz anderen individuellen Gebildes, nämlich der gesehenen Fläche und weiter des körperlichen Gegenstandes, dem die Fläche angehört. Die Beziehung, in der Schwingungsvorgang und Rotphänomen zueinander stehen, ist nicht die vom Gegenstand zu seinen Eigenschaften oder Beschaffenheiten, sondern vielmehr die zweier individueller Gegenstände zueinander. Beide verhalten sich zueinander nicht wie etwa die Gestalt zu dem gestaltetem Ding, sondern wie das Blatt zur Luft, die es bewegt, oder wie die Marionetten zum agierenden Künstler.[1])

Doch davon wird erst später genauer zu reden sein. Worauf es uns für jetzt allein ankommt, ist dieses.

---

[1]) Wir wollen damit natürlich die Analogie nicht so weit treiben, daß im Falle des Rotphänomens ein kausaler Zusammenhang angenommen werden müßte. Die bloße gesetzmäßige Beziehung genügt. Vgl. Abschn. XI.

Digitized by Google

3. Dem erfaßten Gegenstand kommen wesentlich dieselben Prädikate zu wie dem Gegenstand selbst.

Wenn gesagt wird, es könne ein wahrgenommener, vorgestellter, gedachter, kurz — wie wir es genannt hatten — psychologisch irgendwie relevanter (individueller) Gegenstand wesentlich andere Eigenschaften haben als der entsprechende „wirkliche" Gegenstand, so halten wir dem auf Grund unserer Feststellungen entgegen, daß es eine handgreifliche Unklarheit enthält. Sie kommt prinzipiell in folgender Überlegung zum Ausdruck, die wir zur völligen Klarstellung der Sache mit Veränderung der Beispiele und unter einem neuen Gesichtspunkt hier noch einmal hervorheben wollen.

Es liege ein Gegenstand A vor, etwa ein Würfel.

Dieser Gegenstand soll nun psychisch irgendwie erfaßt werden.

Man könnte da zunächst sagen, der Gegenstand A sei schon dann erfaßt, wenn in Wahrheit nur Teile von ihm erfaßt sind, z. B. nur seine untere Hälfte, und wenn von der oberen Hälfte dabei nichts gewußt wird. Dann allerdings hat der wirkliche Gegenstand A andere Eigenschaften als der erfaßte. Aber dieser Fall muß natürlich von vornherein ausscheiden. Denn sowohl von uns wie von unseren Gegnern wird natürlich nur der Fall in Betracht gezogen, in welchem der Gegenstand A auch als A erfaßt wird. Messers Behauptung, es könne ein Dreieck, auf das die Prädikate gleichseitig und ungleichseitig zugleich passen, oder eine Bewegung ohne die charakteristischen Bewegungseigenschaften anschaulich vorgestellt werden, verlöre ja offenbar allen Sinn, wenn damit nicht gesagt sein sollte, daß das Dreieck als Dreieck und die Bewegung als Bewegung vorgestellt werden müßte. Denn dieser Forscher will ja durch den Hinweis auf eine solche merkwürdige Dreiecksvorstellung einen Weg angeben, auf dem ein Dreieck überhaupt vorgestellt werden könnte: ein Dreieck überhaupt müßte aber doch wohl als Dreieck gemeint sein, es könnte ja sonst für niemanden dazu dienen, die Dreieckvorstellung zu vermitteln. Ähnlich liegt es in dem Falle des anderen Beispiels.

Wenn ich also den Gegenstand A als A erfaßt habe, so ist der Gegenstand zwar durch das Prädikat „erfaßt" determiniert, doch kann diese Determination nicht hindern, daß er in den Beschaffenheiten oder Eigenschaften, die ihn eben als dieses A kennzeichnen und als identisch-einen allen anderen Gegenständen gegenüber, die nicht A sind, charakterisieren, derselbe geblieben sein muß. Das Gegenteil wäre sinnwidrig. Denn dann würde ja im Grunde behauptet, daß das erfaßte A nicht A wäre. Diese Behauptung wäre allein dann gerechtfertigt, wenn es sich im Falle des erfaßten A um einen bloßen äquivoken Ausdruck handeln würde, wie beim phänomenalen Rot im Gegensatze zum physikalischen. In jedem anderen Falle werden durch

Digitized by Google

das A gewisse Eigenschaften angegeben, die einen bestimmten Gegenstand A eindeutig kennzeichnen.

Deshalb gilt, daß, sobald A — als Gegenstand, nicht als Ausdruck — erfaßt ist, daß dann auch alle Eigenschaften, die das A wesensgesetzlich bestimmen, in gewisser Weise auch „miterfaßt" sein müssen, wenn sie auch gewiß nicht als solche explizit bewußt zu sein brauchen. Der erfaßte Würfel ist notwendigerweise als etwas erfaßt, das durch sechs Quadrate und nicht etwa durch sechs Rhombenflächen begrenzt ist, und als etwas, das acht und nicht etwa bloß vier oder sechs Ecken hat: und wir sind — wie schon früher gesagt — absolut sicher, daß der, welcher über das erfaßte „A" andere Angaben machen, damit nur zeigen würde, daß er seinen Angaben zum Trotz in Wahrheit kein A erfaßt oder aber es im Moment der Feststellung seiner Angaben doch nicht klar genug gegenwärtig gehabt und infolgedessen einen Irrtum begangen hat.

Selbstverständlich können zum erfaßten A auch noch eine Anzahl weiterer Bestimmungen hinzutreten, die es noch spezieller determinieren: der Würfel kann rot oder weiß sein, klein oder groß, durchsichtig oder undurchsichtig usw. Nie aber können — solange es sich eben um einen Würfel handelt, d. h. um etwas, das mit anderen zweifellosen Würfeln und eben in dieser ihrer Würfeleigenschaft identifiziert wird, nie können dergleichen Bestimmungen den Wesensmerkmalen des Würfels kontradiktorisch sein.

4. Ein experimenteller Gegenbeweis?

Man könnte nun folgenden Einwand machen, und soviel ich sehe entspricht er ganz und gar den Intentionen der Vertreter der hier bekämpften Ansicht. Man kann nämlich darauf hinweisen, es müsse sich doch jedenfalls ein Würfel mit 6 oder 10 oder 11 Ecken vorstellen oder doch jedenfalls irgendwie erfassen lassen. Denn wie wollten wir sonst überhaupt von dergleichen reden? Ist das aber der Fall, so gibt es eben auch einen solchen Würfel im psychologisch relevanten Sinne. Und Analoges hätte von der 3, die keine Primzahl ist oder deren Verdopplung 4 ergibt, zu gelten und dann gäbe es natürlich auch in demselben Sinne eine Bewegung ohne bewegtes Etwas und ein Dreieck, auf das die Prädikate gleichseitig und ungleichseitig zumal anwendbar sind. Und damit wäre denn doch alles bewiesen, was es schließlich zu beweisen galt.

Daß es sich aber in der Tat so verhalte, das sei außerdem durch die empirische Forschung sichergestellt und durch bekannte psychologische Experimente erwiesen.

Es wird gut sein, wenn wir uns gleich hier mit einigen dieser Experimente insoweit befassen, als es unsere allgemeine Fragestellung erfordert.

Digitized by Google

II. Die angebliche Wiederherstellung der Lockeschen Abstraktionstheorie auf experimentalpsychologischer Grundlage.

§ 4. Jeder Gegenstand hat die ihm als solchem zukommenden Merkmale — unabhängig von seinem Gegebensein.

Wir wollen über die Ergebnisse der fraglichen Experimente, soweit sie Tatsachenfeststellungen betreffen, kein Wort verlieren. In Frage steht nur, ob die Interpretation dieser Ergebnisse im Sinne der hier in Frage gestellten Behauptungen berechtigt ist. Es darf aber die Prüfung dieser Berechtigung lediglich auf Grund einer Analyse dessen erfolgen, was als das Resultat einer solchen Interpretation auftritt und natürlich überall da auftreten muß, wo die experimentellen Ergebnisse überhaupt zur Lösung wichtiger Probleme verwendet werden.

Bisher haben wir absichtlich sehr allgemein geredet. Wir wurden aber zu der Ansicht geführt, daß es nicht angeht zu behaupten, es könne jemand irgend etwas in der Weise einer Vorstellung oder Wahrnehmung haben, dem zugleich unverträgliche oder einander widersprechende Eigenschaften zukämen.

K. Koffka, auf dessen experimentelle Vorstellungsanalysen[1]) die Messerschen Bemerkungen in erster Linie zu beziehen sind, glaubt nun in der Tat dergleichen „Vorstellungsinhalte" auf Grund der Protokolle seiner Versuchspersonen festgestellt zu haben und verwendet zugleich diese Feststellung zu dem interessanten Nachweis, daß es — allgemeine Vorstellungsinhalte gebe und daß Lockes Abstraktionstheorie richtiger sei, als man allgemein annehme.[2])

Wir beginnen mit einer Bemerkung Koffkas, die sich auf Husserls Logische Untersuchungen bezieht.

„Husserls Kritik der Lockeschen Abstraktionstheorie — so heißt es[3]) — unterschreiben wir natürlich vollkommen. Nur in der ganz rein psychologischen[4]) Frage nach der Möglichkeit der Lockeschen Allgemeinvorstellung möchten wir von Husserl abweichen. Daß es eine adäquate Anschauung des weder spitz- noch stumpf- noch rechtwinkligen Dreiecks nicht gibt, auch darin hat Husserl natürlich recht. Trotzdem kann aber durch Selektion eine Vorstellung zustande kommen, in der nur noch bestimmte Dreiecksmerkmale anschaulich sind. Die Vorstellung eines Dreiecks könnte also weder spitzwinklig, noch stumpfwinklig, noch rechtwinklig sein."

---

[1]) K. Koffka, Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze. Leipzig 1912.
[2]) A. a. O. S. 259.
[3]) A. a. O. S. 259 A.
[4]) Von mir gesperrt. Wie bequem ist doch die Ausscheidung aller Gegenstandstheorie aus der Psychologie!

Digitized by Google

Wir fragen zuerst: was meint der Verfasser hier mit dem Worte „Vorstellung"? Doch gewiß nicht das Vorstellungserlebnis. Denn dieses ist ein Vorgang, ein Prozeß, ein Geschehnis, ein Vorkommnis; ein psychisches Vorkommnis zwar, aber psychische Vorkommnisse haben ebensowenig wie andere die Möglichkeit, spitzwinklig, rechtwinklig oder stumpfwinklig zu sein — ganz gleichgültig, ob sie anschaulich oder unanschaulich sind. Offenbar ist hier irgend etwas mit dem Worte Vorstellung gemeint, was in einem gewissen Gegensatz zu dem bloßen Bewußtseinsvorkommnis steht — mag es nun mit Inhalt oder Gegenstand bezeichnet werden. Denn nur dann hat die Frage, ob inm dergleichen Eigenschaften zukommen oder nicht, überhaupt einen Sinn. Auch die anschaulichste, lückenloseste und überhaupt vollendetste „Vorstellung" im Sinne von Vorstellungsgeschehnis ist weder recht- noch schiefwinklig. Koffka spricht ja auch an der zitierten Stelle selbst von Vorstellung im Sinne eines Etwas, in dem bestimmte Dreiecksmerkmale anschaulich, also doch jedenfalls irgendwie vorhanden sind.

Und wie steht es nun mit einem solchen Etwas, auf das Dreiecksmerkmale sinnvoll bezogen werden können? Ohne allen Zweifel wird es u. U. in einer solchen Weise gegeben sein können, daß sich an ihm weder spitze noch stumpfe noch rechte Winkel anschaulich zeigen. Nur vermag ich hier nicht den mindesten Zusammenhang mit dem historischen Abstraktionsproblem zu sehen: weder für die sogenannten „allgemeinen" Vorstellungen noch auch nur für die Vorstellungen überhaupt ist damit irgendetwas Charakteristisches gesagt.

Denn es gilt das alles ja genau ebensogut für die Wahrnehmungen. Ein auf einen Pappschirm gezeichnetes Dreieck sei hinter einem zaunartigen Gebilde so verborgen, daß nur Teile seiner Seiten und ein Winkel sichtbar sind. Weiß ich nun, während ich es wahrnehme, daß tatsächlich ein Dreieck vorliegt, so wird meine „Wahrnehmung" dieses Dreiecks — das Wort Wahrnehmung analog gebraucht wie zuvor bei K. das Wort Vorstellung — weder spitzwinklig noch stumpfwinklig noch rechtwinklig sein. Was ist aber damit anderes bewiesen, als daß ein Gegenstand in noch anderer Weise gegeben sein kann als in der Weise eines vollständig, d. h. in der gesamten „anschaulichen" Fülle seiner Eigenschaften vorliegenden Gegenstandes?

Nicht bewiesen ist dagegen vor allem, daß das Dreieck selbst weder schief- noch rechtwinklig ist, wie das nach der Lockeschen Anschauung allerdings das logisch Geforderte wäre. Das fragliche Dreieck zeigt mir nur einige und noch dazu unwesentliche Eigenschaften seiner selbst. Ist damit aber gesagt, daß es diese Eigenschaften nicht hat? Vielleicht sagt man: sobald ich die reale, physikalische Außenwelt beiseite lasse, ist es in der Tat so: dann nämlich muß ich mich allein an das für mich

Digitized by Google

sichtbar Gewordene halten, d. h. an den Winkel und die Teile seiner Seiten. Aber wer bürgt mir, daß das so Gesehene in der Tat ein Dreieck ist? Offenbar nichts als mein Wissen oder Vermuten, daß die gesehenen Linien sich in einer zurzeit mir nicht sichtbaren (nicht gegebenen) Welt zu einem Dreieck fortsetzen. Halte ich mich an das, was vorliegt, so ist dieses keinesfalls ein Dreieck: es ist sogar widersinnig, es genau so genommen, wie es vorliegt, und als das, als was es vorliegt, als Dreieck aufzufassen: denn es enthält nur einen Winkel, nicht deren drei wie das Dreieck.

Natürlich kann ich das Vorliegende „unanschaulich" zu einem Dreieck ergänzen. Ich muß dann aber sagen, daß das, was ich Dreieck nenne, nicht selbstgegeben vorliegt: daß ich es gleichwohl als Dreieck erfasse, will nur besagen, daß ich es als etwas zu erfassen suche, das, wenn es zur Selbstgegebenheit gebracht würde, als echtes Dreieck gegeben wäre, so daß ich mich ihm gegenüber schon jetzt einstelle wie einem selbstgegebenen — in der vollständigen, anschaulichen Fülle seiner Eigenschaften vorliegenden — Dreieck gegenüber.

Ein solches unanschaulich erfaßtes Dreieck ist also an sich, d. h. vom Erfassen abgesehen, wiederum ein ganz normales Dreieck mit all den eigentlichen und wahrhaften Dreieckseigenschaften: auch hier bleibt also, sofern es sich nur eben um durchaus nichts anderes handelt als um etwas, das sinnvoll als Dreieck zu gelten hat, durchaus kein Raum für ein Gebilde, das der — sei es noch so sehr experimentell-psychologisch modifizierten — Lockeschen Ansicht entsprechen würde.

Doch gehen wir noch genauer auf die Ausführungen Koffkas ein.

§ 5. Diffuse Qualitäten sind keine fehlenden Qualitäten.

Die gründliche und an vielen feinsinnigen Bemerkungen reiche Arbeit Koffkas hat zweifellose Verdienste. Vielleicht das wichtigste ist ihre durch eine Reihe experimenteller Beispiele illustrierte Polemik gegen die alte (aber noch zahlreiche moderne Abhandlungen beherrschende) assoziationstheoretische und mechanistische Anschauung vom Verhältnis von Wort und Bedeutung.

Leider schießt sie dabei in Einzelheiten weit über das Ziel hinaus, und das hier behandelte Problem betrifft nun eben eine solche Einzelheit.

Hören wir ein Wort und erfassen wir seine Bedeutung, so ist nicht die Rede davon, daß hier einfach „eine Vorstellung auf das Wort rein mechanisch folgt".[1]) Das ist selbstverständlich auch unsere Meinung. Koffka hält nun für sehr wichtig, gefunden zu haben, daß eine Auswahl unter den Bestandteilen des Vorstellungs-

[1]) A. a. O. S. 253.

Digitized by Google

inhaltes stattfindet, bei welcher in erster Linie die Bedeutung (außer u. U. auch assoziativen und gefühlsmäßigen Faktoren[1]) eine Rolle spielt. Diese Auswahl kann nun zu lückenhaften und merkmalsarmen „Vorstellungen" führen. Lückenhaft sind sie dann, wenn ihnen selbständige, merkmalsarm, wenn ihnen unselbständige Teile fehlen.[2])

Maßgebend für die Auswahl ist, wie gesagt, die „Bedeutung", die von K. im Anschluß an Messer immer im Sinne einer unanschaulichen Intention gefaßt wird. „Damit ein Gegenstand in der Vorstellung gegeben ist, muß vielmehr etwas anderes, nicht anschaulicher Art, dazukommen."[3]) Versteht man unter diesem anderen das, was macht, daß ein Erlebnis eben den Charakter eines intentionalen Erlebnisses hat, also daß ihm m. a. W. wesentlich ist, sich auf einen bestimmten Gegenstand zu richten, mag dieser Gegenstand nun als selbstgegebener (anschaulich gegebener) vorliegen oder nicht, so kann man dem ruhig zustimmen.

Auch das erscheint einleuchtend, daß die zunächst unanschauliche Bedeutung, die bloße indirekte Intention des Gegenstandes, die Tendenz entfalten wird, den Gegenstand doch bis zu einem gewissen Grade anschaulich, d. h. als selbstgegeben oder nach Möglichkeit in der ganzen Fülle seiner Bestandteile hervortreten zu lassen — nach Möglichkeit, denn es wird immer nur eine verhältnismäßig geringe Auswahl von solchen Bestandteilen sein, die dabei vor unser geistiges Auge tritt. Daß es die unanschauliche Bedeutung ist, die für diese Auswahl in erster Linie in Frage kommt, ist ebenfalls ohne weiteres begreiflich: denn in solcher Bedeutung vermeinen wir ja eben den Gegenstand schon als das, was er ist, zu erfassen — nur daß uns eben die Bürgschaft dafür fehlt, daß wir das, was wir hier zu erfassen vermeinen, auch tatsächlich erfaßt haben: denn diese Bürgschaft vermag uns natürlich nur der in „anschaulicher" Fülle oder selbstgegeben (als das, was er ist) vorliegende Gegenstand selbst zu vermitteln. Sicherlich aber weist uns die unanschauliche Intention — also die „Bedeutung" im Sinne Koffkas — die genaue Richtung auf den Gegenstand und ist also auch wesentlich mitbestimmend bei jenem Auswahl- oder Selektionsprozeß. K. spricht darum auch geradezu von einem Satz der Selektion, den er folgendermaßen formuliert: „Die Gegenstandsvorstellung unterliegt in ihren selbständigen Teilen einer Selektion, die durch die Bedeutung geleitet ist."[4]) Wenn nicht alle Bestimmungen (Merkmale, Eigenschaften), die für einen gewissen Gegenstand wesentlich sind, als selbstgegebene erfaßt sind, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß dieser Gegenstand

[1]) A. a. O. S. 263.
[2]) A. a. O. S. 255 ff. Vgl. S. 192 ff.
[3]) A. a. O. S. 258.
[4]) A. a. O. S. 258.

Digitized by Google

nun überhaupt nicht erfaßt sei: vielmehr kann u. U. eine bloße indirekte (vielleicht zugleich signitive, symbolische) Intention vorhanden sein, die sich auf gerade diesen Gegenstand richtet und ihn mir (innerhalb gewisser Grenzen und jedenfalls außerhalb des Evidenzbewußtseins) fixiert.

Geht man nun soweit, zum Bestande der „unanschaulichen" Intention auch das stets und selbst bei völlig selbstgegebenen Gegenständen vorhandene „Gerichtetsein auf" zu rechnen, während man — hier freilich nicht ohne eine gewisse Willkür — den mehr oder minder vollständigen Gegenstand ohne die Intention Inhalt nennt, so kann man zur Not K. beipflichten, wenn er sagt: „Der Inhalt einer Vorstellung ist nicht imstande, den Gegenstand darzustellen." Es muß noch etwas anderes hinzukommen. In einem Beispiel gesprochen: wenn das, was in einem bestimmten Falle als Selbstgegebenes vorhanden war, von dem erfassenden Bewußtsein, also von aller Gegebenheit, Intention usw. ganz unabhängig, aber genau so, wie es damals gegeben war, beschrieben wird und sich dabei als die ungefähre Hälfte einer goldenen Münze herausstellt, so heißt das keineswegs ohne weiteres, daß nun auch tatsächlich nur eine halbe Münze vorgestellt wurde. Vielmehr kann gleichwohl eine ganze Münze vorgestellt sein: in der üblichen — wiewohl völlig verfehlten — Terminologie: das „Vorstellungsbild" entscheidet nicht über den vorgestellten Gegenstand. Oder korrekt gesprochen: der vorstellungsmäßig erfaßte (intentionale) Gegenstand braucht nicht notwendig selbstgegeben zu sein, die Selbstgegebenheit kann teilweise oder gänzlich fehlen.

Soweit also scheint im großen und ganzen eine Übereinstimmung zwischen K.s Anschauungen und den hier vertretenen zu bestehen.

Wir wissen nun aber, daß der Autor noch weiter geht. Die durch die bedeutungsmäßige Intention vollzogene „Selektion" kann sich nach ihm auch auf unselbständige Teile erstrecken.

Das ist nun eine sehr wichtige Behauptung. Machen wir uns erst an der Hand von Definition und Beispielen klar, was unselbständige Teile sind. Letzten Endes Berkeley,[1]) vor allem aber Stumpf[2]) und Husserl[3]) haben es uns auseinandergesetzt. Vor allem Husserls Ausführungen — wir werden noch darauf zurückkommen[4]) — haben viel zur Klärung dieses Begriffes beigetragen, indem sie ihn von der Seite anfaßten, von der er in der Tat angefaßt werden muß, nämlich von der rein gegenständlichen,

---

[1]) Berkeley, Abh. üb. die Prinz. d. m. E., Überwegs Übers., 1900[8] S. 6 f.

[2]) Stumpf, Üb. d. psychol. Ursprung der Raumvorstellung 1873 S. 108 f.

[3]) Husserl, Log. Unters. 1913[2] S. 216 ff., 225 ff.

[4]) Vgl. § 35 S. 100.

Digitized by Google

nicht aber mehr von der psychologischen. Unselbständig ist, was für sich nicht wahrnehmbar oder „vorstellbar" ist — wir möchten besser sagen: was für sich nicht bestehen kann, oder noch besser: dem es wesentlich ist, nicht für sich zu bestehen. Unselbständig ist das Rot, dem die Helligkeit, unselbständig ist die Gestalt der die Größe fehlt, oder die Ebene, die nicht Begrenzung eines Körpers ist, der Kreis ohne Gleichheit der Durchmesser, die Zahl 3 ohne die Eigenschaft, Primzahl zu sein usw. Ebenso sind in diesen Fällen auch umgekehrt unselbständig: die Helligkeit ohne Farbe (einschließlich Weiß und Grau), die Größe ohne Gestalt.... die Eigenschaft, Primzahl zu sein, ohne eine bestimmte Zahl der sie zukäme usw.

Erst indem ich den bloßen helligkeitsfrei gedachten Rotton als Eigenschaft oder Moment an einem Helligkeitsgrade oder den Helligkeitsgrad als Eigenschaft des Rottons vorstelle, gewinne ich etwas, das für sich bestehen und also auch für sich wahrgenommen werden kann.

Man darf nicht Anstoß daran nehmen, daß die unselbständigen Teile oder Momente einzeln genommen einen Widersinn enthalten. Solange sie als unselbständige Momente gefaßt werden, haben sie natürlich ein Recht dazu; vielmehr: indem wir sie als unselbständig bezeichnen, nehmen wir ihnen den Widersinn. Der Widersinn tritt vielmehr erst dadurch hervor, daß wir, dem Wortlaut („Rot, dem die Helligkeit fehlt" usw.) hingegeben, unwillkürlich den Versuch machen die fraglichen Teile doch als selbständige zu fassen.

Koffka will nun durch seine Experimente bewiesen haben, daß an einem selbständigen Ganzen wesentliche unselbständige Teile fehlen können, daß m. a. W. (da natürlich auf diese Weise von dem selbständigen Ganzen wiederum unselbständige Teile übrig bleiben müssen) sich unselbständige Teile in der Tat als „Inhalte" für sich vorstellen lassen: es können nach ihm „tatsächlich auch unselbständige Teile in der Vorstellung fehlen, d. h. sie sind nicht Inhalt (erst recht natürlich nicht Gegenstand) des beachtenden Bewußtseins".[1])

Was werden wir also demgemäß als Grundlage dieser Behauptung für experimentelle Ergebnisse zu erwarten haben?

Folgende — sollte ich meinen: die Versuchspersonen müssen ausgesagt haben, daß sie als „Inhalte" etwa bunte Farben gehabt hätten, die nicht aufhörten bunte Farben zu sein und die doch ohne jeden Helligkeitsgrad waren, oder räumlich gestaltete Gegenstände ohne jede Größe oder Kreise, die nicht aufhörten echte Kreise zu sein und doch die zum Kreise wesentlich gehörenden Eigenschaften nicht aufzuweisen hatten usw. Oder — wenn wir die Beispiele variieren — sie müßten etwa ein Bild, das nicht

[1]) A. a. O. S. 260.

Digitized by Google

Bild von etwas „Abgebildetem" war, als „Inhalt" gehabt haben.[1]) Denn ohne Zweifel ist das Bild ohne das, wovon es Bild ist, gerade so unselbständig wie andererseits das, dem der Charakter des Abgebildetseins zukommt und sofern es ihm zukommt, ohne das Bild. Oder: eine Ziffer des arabischen Ziffernsystems, die einerseits eine Zahl bedeuten sollte, andererseits aber den zu jeder Zahl dieses Systems gehörigen Stellencharakter (einstellig, mehrstellig) nicht an sich trug; denn ohne Zweifel ist eine arabische Ziffer ohne diesen Stellencharakter ebenso ein unselbständiger Teil wie andererseits der Stellencharakter einer arabischen Ziffer ohne die zugehörige Bedeutung einer Zahl ebenfalls ein unselbständiger Teil ist. Oder: ein wie ein Wald aus der Ferne aussehendes Gebilde ohne die einem so betimmten Gebilde wesentlichen Eigenschaften, also etwa ohne Ausdehnung, oder auch ein Tier ohne Farbe oder ohne Ausdehnung, eine Münze etwa ohne Gestalt usw.

Solche Angaben müßten sich in den Koffkaschen Versuchsprotokollen finden, wenn sie die These des Autors erhärten sollten. Tatsächlich findet sich statt ihrer etwas ganz anderes:

Nicht — wie es allein gefordert war — ein Bild, das nicht Bild von etwas ist, wird angeführt, sondern ein Bild (Skizze), das durchaus Bild von etwas ist — nur daß das, wovon es Bild war, nicht festgestellt werden konnte. Nicht eine arabische Ziffer ohne den Stellencharakter findet sich, sondern er ist ausgeprägt da, eine mehrstellige Ziffer ist da — nur die Anzahl der Stellen läßt sich nicht angeben. Nicht ein bestimmtes (intentional als Wald gedeutetes) farbiges Gebilde ohne Ausdehnung ist da, sondern ein derartiges Gebilde, von dem man nur nicht das näheren angeben kann, was für bestimmte Eigenschaften es hat, ob es z. B. Laub- oder Nadelwald ist, u. dgl. m.[2])

Also die angeblichen unselbständigen Teile, die als Vorstellungsinhalte isoliert vorkommen sollen, sind in Wahrheit gar keine solchen. Denn eine Farbe ohne räumliche Ausdehnung ist doch gewiß etwas völlig anderes als eine Farbe mit unbestimmter, schwankender Ausdehnung, die also recht wohl ausgedehnt ist und von der nur nicht festzustellen ist, ob das Ausgedehnte, woran sie haftet, dies oder das (z. B. Laub- oder Nadelwald) ist.

Diffuse Qualitäten sind eben durchaus keine fehlenden Qualitäten.[3]) Auch ein Gegenstand mit diffusen Raumqualitäten,

---

[1]) Das Abgebildete ist nur der individuell gedachte Träger des Bildgehaltes und braucht nicht etwa wirklich zu sein: auch eine Phantasielandschaft ist „Bildsujet" für ein Bild oder auch für mehrere Bilder.

[2]) A. a. O. S. 208 ff., 259 ff.

[3]) Wenn K. a. a. O. S. 211 von einem Fehlen der Farbe spricht, so meint er, wie der Zusammenhang bezeugt, nur bunte Farben. Auch Geyser faßt in seiner Besprechung der K.schen Arbeit (Philosoph. Jahrbuch Bd. 27 S. 198) diese Stelle so auf.

Digitized by Google

z. B. unbestimmter Tiefenlokalisation, ist noch längst kein Gegenstand ohne Tiefenlokalisation, ein Violett, das mir bald mehr rötlich und bald mehr bläulich erscheint, ja das vielleicht sogar „objektiv" in seiner Nuance wechselt und das ich deshalb nicht an die richtige Stelle des Farbenkörpers einreihen kann, ist deshalb noch nicht ohne Stelle im Farbenkörper. Es nimmt durchaus eine solche ein, nur eben vielleicht bald diese, bald jene.

So kann ein Rot an ein diffuses, unbestimmtes, schwankendes Raumgebilde gebunden sein — es ist eben doch jedenfalls an ein Raumgebilde — an Ausdehnung — gebunden. Es nützt auch nichts, wenn K. sagt, der allen Inhalten als solchen wesentliche Mangel an Beachtung hindere, daß der fehlende unselbständige Teil (also in unserem Falle das Raumgebilde) etwa doch noch zum Bewußtsein käme. Ja — wenn von einem fehlenden unselbständigen Teile ernstlich die Rede sein könnte! Tatsächlich ist er aber immer da, ob er nun beachtet wird oder nicht. Gewiß gibt es einen Sinn der Worte Beachtung und Aufmerksamkeit, nach dem diese etwas besagen, das u. U. gegebene „Inhalte" ändern kann. Nur etwas völlig Widersinniges darf man der Beachtung keinesfalls zumuten: denn unselbständige Gegebenheiten zu etwas für sich Bestehendem zu machen — das ist in der Tat Widersinn: es bedeutet nämlich nicht mehr und nicht weniger als Unselbständiges — wohlbemerkt, ohne daß es seinen Charakter als Unselbständiges verliert — zu einem Selbständigen machen: denn das ist ja eben die Definition des Selbständigen, daß es vollständig als das, was es ist, für sich besteht und u. U. als so Bestehendes gegeben ist. Die Beachtung könnte vielleicht aus einem Kreis ein Dreieck oder aus einer Farbe einen Ton machen; aber einen Kreis unbeschadet seiner Kreiseigenschaft zu einem Dreieck oder eine Farbe, ohne daß sie aufhört Farbe zu sein, zu einem Ton zu machen — dazu ist auch die aufmerksamste Beachtung nicht imstande. Und sie ist ebensowenig fähig, aus einem Unselbständigen ein Selbständiges zu machen. Ist es der Farbe nun einmal wesentlich, nur an einem räumlich Ausgedehnten vorzukommen, so ist es freilich nicht ausgeschlossen, daß die Aufmerksamkeit diese ihre Eigenschaft ändert — sie muß dazu aber notwendig die Farbe selbst ändern, d. h. sie etwa in einen Ton oder in eine Primzahl oder, was man sonst will, verändern. Lautet jedoch, wie in unserem Falle, die Voraussetzung, daß die Farbe bleiben soll, was sie ist, so kommt ihr notwendig auch zu, mit einem ausgedehnten Etwas verbunden zu sein oder, da das Wort „verbinden" irreführt, ihm zuzugehören.

Oder ist K. etwa der Meinung, das betreffende Unselbständige brauche nicht zu bleiben, was es ist, es könne u. U. in ein Selbständiges verwandelt werden? Aber dann verlöre ja seine

Digitized by Google

Behauptung, daß wesentliche[1]) unselbständige Teile in der Vorstellung fehlen können, offenbar allen Sinn. Denn sie involviert nun einmal notwendig die andere, daß die dann übrig bleibenden Reste des selbständigen Gegenstandes auch unselbständig sein müssen. K. muß also folgerichtig behaupten, daß „in der Vorstellung" Unselbständiges (als Selbstgegebenes oder Anschauliches) vorhanden sein müsse: behaupten aber, es sei Unselbständiges vorhanden, ist natürlich etwas ganz anderes als behaupten, es sei ein Selbständiges vorhanden, das einmal aus einem Unselbständigen entstanden sei. Kurz: man kommt immer auf neue Unklarheiten.

K. scheint allerdings einen sehr inkorrekten Begriff von Selbständigkeit und Unselbständigkeit zu haben. Z. B. ein vorstellungsmäßig gegebenes „Tier", das groß ist und ein Fell trägt, das aber durchaus kein Löwe, Tiger und überhaupt kein bestimmtes, in der wirklichen Welt vorkommendes oder auch nur mögliches Tier ist, ein solches „Tier" ist für K. ein selbständiges Etwas, dem unselbständige Teile fehlen.

Aber: stellen wir uns einmal ein solches „Tier" phantasiemäßig möglichst anschaulich vor, oder noch besser: denken wir es uns gemalt oder, wenn man will, plastisch dargestellt. Das ist zunächst sicher möglich. Wir können uns ferner denken, der Stoff, der hierbei zur plastischen Formung gedient habe, sei ein nebuloses Etwas gewesen, an den Grenzen verschwimmend und als Ganzes in ständiger Bewegung, vielleicht auch in der Farbe ein wenig veränderlich. Vielleicht ist das so entstehende Gebilde noch immer nicht ganz so unbestimmt wie das in dem betreffenden Falle vorstellungsmäßig vorschwebende. Im Prinzipe hat es aber sicherlich all die Eigenschaften, um deretwillen es von K. für unbestimmt gehalten wird.

Ja — weshalb ist denn K. der Meinung, dergleichen Gebilden fehlten unselbständige Teile? Inwiefern fehlen sie denn? Doch nur insofern, als das Gebilde kein bestimmtes Tier ist. Aber in diesem Sinne ist doch ein Fehlen unselbständiger Teile ganz gewiß kein ernsthaftes Problem. In diesem Sinne fehlen ja offenbar jedem vorgestellten oder wahrgenommenen unvollständigen oder schlecht gezeichneten Kreis oder Berg oder Turm unselbständige Teile. In einem Fehlen unselbständiger Teile liegt doch allein insofern ein Problem, als das individuelle oder als individualisiert vorstellbare Ganze, dem sie fehlen, dadurch aufhören muß, ein solches Ganzes zu sein: nehme ich dem Löschblatt, das vor mir liegt, die Gestalt, d. h. denke ich sie mir weggenommen,

[1]) Das Wort „wesentlich" füge ich selbst hinzu, um die Meinung K.s etwas strenger zu formulieren. Denn, daß einem selbständigen Ganzen oft unwesentliche unselbständige Teile fehlen, ist eine Trivialität, die einer ausdrücklichen wissenschaftlichen Feststellung nicht bedarf. So ist der Ausdehnung die Farbe nicht wesentlich und kann ihr deshalb auch fehlen (vgl. Stumpf, Ersch. u. ps. F. 1907 S. 13.)

Digitized by Google

so würde dem, was übrig bleibt, allerdings ein unselbständiger Teil fehlen: es würde mein Löschblatt sein ohne jede Gestalt. Und nun ist allerdings nichts so sicher, als daß dies unter Voraussetzung des Bestehens dieses individuell gedachten Löschblattes ganz widersinnig ist. Dagegen kann ich natürlich recht wohl die Gestalt des Löschblattes in eine völlig andere verwandeln, es wird dann vielleicht nicht mehr Löschblatt genannt werden dürfen: gewiß ist es aber darum nicht zu etwas geworden, dem unselbständige Teile fehlen. Ob ich dabei diese Verwandlung in der Wirklichkeit vollziehe oder nur in Gedanken, tut dann natürlich gar nichts zur Sache. Genau so wenig nun ist ein Tier, dessen Gestalt und Farbe sich in der bewußten Weise verwandelt hat, damit zu etwas geworden, dem unselbständige Teile fehlen.

Damit kommen wir schließlich auf den Hauptfehler Koffkas.

§ 6. Die Begriffe „individuell" und „bestimmt" sowie „allgemein" und „unbestimmt" decken sich nicht.

Was eigentlich ist denn das Problem? Doch wohl das alte Abstraktionsproblem, das bekanntlich vom Individuellen zum Allgemeinen eine Brücke zu bauen sucht. Das Individuelle ist das sozusagen „historisch" Vorliegende, seinem Wesen nach Einmalige, zeitlich Festliegende. Ein individuelles Merkmal liegt darum ebenfalls zeitlich fest. Das individuelle Rot meines Löschblattes vergeht mit ihm zugleich, verbrennt, wenn das Löschblatt verbrennt. Ein individuelles Merkmal kann sehr genau bestimmt, es kann aber auch gänzlich unbestimmt sein. Die individuellen Merkmale der Luft waren vor Lavoisier sehr unbestimmt und die individuellen Merkmale des Weltalls werden vielleicht für alle Zeiten mit einer gewissen Unbestimmtheit behaftet bleiben. Ebenso können allgemeine Merkmale ebensowohl bestimmt wie unbestimmt sein: bestimmt sind die allgemeinen Merkmale „rund", „gerade" usw. für den Mathematiker, mehr oder weniger unbestimmt für den Naiven.

Ich war daher sehr erstaunt, bei K. zu lesen, daß für ihn individuelle Merkmale — genau bestimmte[1]) Merkmale sind. Ja, wenn es das bloß wäre, dann wäre allerdings alle Abstraktion eine sehr einfache Sache! Aber man braucht sich nun doch wenigstens nicht zu wundern, daß der Autor zu keiner rechten Klarheit über das Problem kommen und sich mit handgreiflichen Scheinlösungen begnügen konnte. In der Tat scheint es bisweilen, als müsse K.s Meinung sein, ein Tier, von dem man nicht weiß, was für eines es ist, oder eine Münze, ein Bild, eine Ziffer, ein Wald usw., von denen das gleiche gilt, seien eben darum weniger individuell! Ich habe die fraglichen Stellen sehr oft durchgelesen, um dem Verfasser keinesfalls Unrecht zu tun, und möchte mich

[1]) A. a. O. S. 259.

Digitized by Google

auch jetzt noch bemühen, ihn so sehr wie möglich zu entlasten; wenn ich aber nicht ganz mit Blindheit geschlagen bin und auch nur einigermaßen eine richtige Einstellung zu der ganzen Frage habe, so bleibt doch ein Eindruck, als habe ihn hier sein sonst bewährter Scharfsinn in ganz auffallender Weise im Stiche gelassen.

Wollte man sich ganz wörtlich nur an die Angaben der Versuchsprotokolle halten, so müßte man sagen, daß sie auch nicht entfernt das enthalten, was K. bewiesen haben möchte: wir sehen doch tausendmal auch wahrnehmungsmäßig Münzen, Tiere, Wälder, Bilder, Ziffern, ohne daß wir sie in allen Einzelheiten bestimmen können. Daß wir damit allgemeine Münzen u. dgl. sehen, wird doch wohl niemand behaupten. Auch K. natürlich nicht. Was er — allerdings relativ unabhängig von den Versuchsprotokollen — zu finden glaubt und worauf er eigentlich hinaus will, ist doch wohl mehr. Nicht daß wir an den fraglichen Gegebenheiten jene Einzelheiten oder besonderen Merkmale nicht vorfinden, ist seine Meinung, sondern daß sie selber sie tatsächlich nicht haben — gewisse besondere Anschauungen, die er über das Wesen der Beachtung hat, verhindern ihn anscheinend nur, beides nach Gebühr zu trennen.[1]) In der Tat: von einem Hause z. B., das weder die besonderen Merkmale eines Wohnhauses noch die eines Verwaltungsgebäudes hat usw., läßt sich sagen, daß es nur die allgemeinen Gattungsmerkmale des Hauses hat. Darin steckt die gewiß sehr verständliche Wurzel des Trugschlusses. Aber etwas im übrigen Unverändertes, das nur die Gattungsmerkmale noch hat, ist darum doch nicht Gattung, ist überhaupt nichts Allgemeines: es kann jedenfalls durchaus individuell sein; es kann als ein zeitlich Einmaliges, auf einer bestimmten Zeitstelle Festliegendes genau so gut gemeint sein wie jedes andere Individuum. Wenn sich eine einfache Eiweißzelle allmählich zum vollendeten Lebewesen entwickelt, so nimmt sie damit außerordentlich an speziellen Merkmalen zu: anfangs hatte sie in der Tat nur die allgemeinen Gattungsmerkmale des Lebewesens überhaupt, später ist sie dieses oder jenes vielleicht hochdifferenzierte Individuum. Ist die Zelle aber darum kein Individuum? Ich denke, sie ist es unter allen Umständen ihrer „Merkmalsarmut" zum Trotz. Denn nicht Reichtum und Armut an Merkmalen macht den Unterschied von Individuum und Allgemeinem (oder richtiger zunächst Ideellem) aus, sondern der von Einmaligkeit oder zeitlichem Festliegen und dem Gegenteil: Reichtum und Armut an Merkmalen ist nur für den Unterschied von Art und Gattung von Bedeutung; aber nicht zwischen diesen beiden besteht die große, im Prinzip unüberbrückbare Kluft, sondern allein zwischen Individuum und Art oder allgemeiner und richtiger gesagt: zwischen Individuum und allem nicht-individuellen Sein.

[1]) A. a. O. S. 260 A.

Digitized by Google

Nicht darauf kommt es also an, ob die vorhandenen Merkmale nur ausreichen, das Genus zu bestimmen oder ob sie spezifisch sind, wie Koffka meint,[1]) sondern darauf, ob sie und ob u. U. ein einzelnes Merkmal (z. B. „rot") individuell ist oder nicht. Es ist vom Standpunkte K.s aus, der ja die prinzipielle Problemstellung durchaus so läßt, wie sie von Locke und Berkeley her überliefert ist, und für den also die normale einzelne „Vorstellung", z. B. ein bestimmtes, etwa rechtwinkliges Dreieck, nichts von Allgemeinheit oder vielmehr Idealität an sich trägt — was keineswegs eine so vollkommene Selbstverständlichkeit ist, wie man gewöhnlich glaubt[2]) —, es ist von diesem Standpunkte aus auf Grund der fraglichen Analysen auch nicht das mindeste beigebracht, was als eine Lösung des Abstraktionsproblems, das man mit Husserl besser als Problem der Ideation[3]) bezeichnen sollte, angesehen werden könnte.

§ 7. Das Unanschauliche als Notbehelf. Unumgänglichkeit des Anschaulichen oder Selbstgegebenen.

Im großen und ganzen sind dieselben Einwände auch gegen Koffka anzuführen, die ich vor einiger Zeit gegen Elsenhans geltend gemacht habe;[4]) nur in einem Punkte unterscheidet sich K. allerdings sehr wesentlich von Elsenhans: er nimmt als Angehöriger der Würzburger Schule unanschauliche Gegebenheiten an. Und bis zu einem gewissen Grade kann er mit ihrer Hilfe — zwar nicht das Ideationsproblem lösen, aber doch immerhin eine Beziehung zur Vorstellung allgemeiner Gegenstände herstellen. Er kann nämlich sagen und sagt es auch tatsächlich,[5]) daß die unanschauliche Intention ihrem Wesen nach genau ebensogut auf ideelle wie auf individuelle Gegenstände gehen kann. Nennt man mit K. das mir im Falle eines — im weitesten Sinne des Wortes — vorstellenden Erfassens jeweils Vorschwebende den Inhalt, so läßt sich in der Tat sagen:[6]) „der Inhalt gibt uns gar nicht den Gegenstand, also entscheidet er auch nichts ... darüber, ob der Gegenstand partikular[7]) oder universal ist." Das gilt unzweifelhaft in einer außerordentlich großen Anzahl von Fällen: ich kann mir — illustrierend — die verschwommensten und unzulänglichsten Dinge vorstellen und doch sozusagen an der Hand von ihnen auf einen ganz heterogenen Gegenstand ein-

[1]) A. a. O. S. 208.
[2]) Vgl. darüber meinen Aufsatz „Das Recht der Phänomenologie" in den Kantstudien Bd. 21 S. 163 ff. bes. S. 189 ff.
[3]) Husserl, Log. Unters.[2] Bd. II S. 223.
[4]) Kantst. a. a. O. S. 178 ff.
[5]) A. a. O. S. 253 ff., 158.
[6]) A. a. O. S. 258.
[7]) Gemeint ist wohl individuell, was etwas ganz anderes ist als partikular.

Digitized by Google

gestellt und intentional gerichtet sein.[1]) Ich kann z. B. Herrn Schulze intentional meinen, während ich mir nur seinen Hut anschaulich vorstelle, und so kann ich auch ein „Universale", einen ideellen Gegenstand, etwa den Hut überhaupt, das für alle Hüte ideell Charakteristische, intentional meinen — auf Grund vielleicht ganz derselben anschaulichen „Illustration". Unanschaulich gerichtet sein kann ich auf alles Mögliche und Unmögliche im wahrsten Sinne des Wortes, unanschaulich erfassen kann ich sogar Widersinniges.

Man könnte deshalb fragen, warum sich Koffka nicht mit der bereits vorliegenden Feststellung der Külpeschen Schule begnügt hat, nach der das Bewußtsein des Allgemeinen in einem eigentümlichen Akt der unanschaulichen Intention besteht, und vielmehr statt dessen durch seine Theorie der Selektion und des Ausfalls unselbständiger Teile die Allgemeinheit auch in das Bereich des Anschaulichen zu verlegen sucht. Da das, was er an tatsächlichem Material beibringt, ohne Zweifel verfehlt ist, könnte man hier in der Tat nur einen Mangel oder gar einen Rückschritt erblicken wollen.

Indessen: das wäre sicher ungerecht. Denn gerade hier, wo sich der äußerlichen Betrachtung der Fehler vielleicht am stärksten aufdrängt, zeigt ein tieferes Eingehen auf die leitenden Ideen des Autors, wie ihn letzten Endes, unausgesprochen zwar, aber dennoch merklich, bei seiner Problemstellung ein ebenso wichtiger wie richtiger Gedanke beherrschte. Denn auf die Anschaulichkeit,

---

[1]) Ich entsinne mich aus meiner Kindheit mit aller wünschenswerten Deutlichkeit eines Falles, der hierher gehört und den ich, da er auch sonst bemerkenswert ist, wiedergeben möchte.

Ich war etwa fünf Jahre alt, besuchte noch keine Schule und hatte jedenfalls noch nicht schreiben und lesen gelernt, als ich eines Tages an meine Mutter die sonderbare Frage richtete, was sie sich denn eigentlich denke oder vorstelle, wenn sie unseren Familiennamen gebrauche. Die Mutter lächelte über die „törichte" Frage: „was soll ich mir dabei vorstellen — sagte sie —, ich stelle mir ‚Linke' so vor, wie es geschrieben wird." „Und ich — war meine Antwort — stelle mir dabei immer das Pendel unseres Regulators vor." Der Regulator hing nämlich über dem Sopha unseres Wohnzimmers, so daß er oder Teile von ihm von einem Kinde schon als charakteristisch für uns und unseren Namen angesehen werden konnte. Weil mich die Sache sehr beschäftigte, nahm ich mir vor, den Namen an einen anderen Gegenstand zu binden, was — soviel ich mich erinnere — auch gelang: ich stellte mir nämlich nunmehr eine Glocke vor (in einem eigentümlich leuchtenden Violett, wie ich noch sehr genau weiß), gerade in dem Moment, als der Klöppel anschlug. Vielleicht spielte das Wort „klingen" und seine Assonanz an meinen Namen dabei eine Rolle: ich bin übrigens keineswegs ausgeprägt visuell veranlagt. Bemerken will ich noch, daß mir damals die nächstliegende Assoziation an meinen Namen nicht zu Gebote stand: ich konnte noch nicht links und rechts unterscheiden, oder — wie es statt dessen korrekter heißen muß — ich konnte mit den Worten links und rechts noch keine bestimmte Bedeutung verbinden, oder noch besser: ich konnte die mit diesen Worten verknüpfte unbestimmte Bedeutungsintention nicht zur Selbstgegebenheit (zur anschaulichen Erfüllung) bringen.

Digitized by Google

die volle Selbstgegebenheit[1]) des sogenannten Allgemeinen kommt in der Tat alles an.

Wir sagten vorhin: unanschaulich läßt sich alles erfassen, auch Widersinniges. In der Tat kann ich runde Vierecke, rote Tugenden, sechsbeinige Primzahlen eben nur dadurch „vorstellen", daß ich sie in unanschaulicher Intention erfasse. Sobald ich aber versuche, sie anschaulich zu machen oder zur Selbstgegebenheit zu bringen, verflüchtigen sie sich zu nichts. Die unanschauliche Erfassung ist eben ein bloßer Notbehelf.

Sobald es darauf ankommt zu wissen, ob das Erfaßte existenzfähig ist, ob es also die entscheidende Vorbedingung der wirklichen Existenz erfüllt oder ob ihm (wenn Ideelles in Frage steht) überhaupt Existenz zukommt, muß ich notgedrungen doch zur eigentlichen vollen Anschauung, zur echten Selbstgegebenheit übergehen: es genügt dann die partielle Anschauung ebensowenig wie die bloße (unanschauliche) Intention. Will ich jemandem klar machen, daß Herr Schulze existiert und wer er ist, so genügt es keinesfalls, daß ich ihn zu einer — sei es auch noch so anschaulichen — Vorstellung oder selbst Wahrnehmung des Schulzeschen Hutes veranlasse oder gar nur zur bloßen Intention auf Herrn Schulze; denn beides kann er auf Grund meiner bloßen Versicherung erlangen, daß es einen Herren dieses Namens und dieses Hutes gibt. Sondern gefordert ist, daß ich den Herrn selber vorführe, daß ich auf ihn etwa hindeutend im andern den Eindruck hervorbringe: dieses zu dieser Zeit an diesem Orte befindliche Etwas ist das, was ich als „Herr Schulze" bezeichne.

So ist es nun überall: bloß intendieren kann ich auch runde Vierecke; zur Selbstgegebenheit bringen kann ich sie nicht. Und das heißt eben: sie existieren nicht, sie sind nicht einmal sinnvoll.

Im Falle der ideellen und allgemeinen Gegenstände lautet aber doch wohl das Problem ebenfalls: ob es sie gibt oder ob sich, was hier auf dasselbe hinausläuft, sinnvoll von ihnen reden läßt. Denn daß dergleichen eine unmögliche Sache ist, ein widersinniges Zeug — das ist natürlich durchaus die Meinung gerade des Gegners der allgemeinen Gegenstände: die Behauptung, daß sich von dergleichen nur in eben dem Sinne reden läßt, in welchem man von runden Vierecken reden kann, würden sie ohne allen Zweifel als die ihre anerkennen. Und daß wir beim Hören eines Wortes von allgemeiner Bedeutung uns dieser allgemeinen Bedeutung irgendwie bewußt sind, wird wohl der Gegner ebensowenig leugnen wollen. Die Frage ist nur, worin dieses Bewußtsein besteht.[2]) Daß dieses Bewußtsein u. U. in einem

[1]) Anschaulichkeit ist für uns mit Selbstgegebenheit identisch und hat nichts mit Empfindung u. dgl. zu tun (vgl. dagegen z. B. Messer, Psychologie S. 74, 145 f.).

[2]) Vgl. auch Geyser a. a. O. S. 198.

Digitized by Google

unanschaulichen Akte bestehen kann, wie dies auch die Külpesche Schule annimmt und an der Hand zahlreicher Experimente veranschaulicht hat, das festgestellt zu haben, ist gewiß ein bedeutsamer Fortschritt. Nur tangiert dieser Fortschritt den Streit zwischen Nominalismus und Idealismus nicht wesentlich.

Sondern: worauf es allein ankommt und woran auch der Külpeschen Schule gelegen sein muß, ist doch der Nachweis, daß sich sinnvoll von allgemeinen Gegenständen reden läßt, daß sie in unserer Erkenntnis einen ganz unvergleichlich anderen Rang einnehmen als runde Vierecke usw. Erst wer dies behauptet, ist Gegner des Nominalismus, die Aufzeigung bloßer unanschaulicher Intentionen kann dazu nichts Wesentliches beitragen. Es muß durchaus dargelegt werden, daß und wie allgemeine Gegenstände zur Selbstgegebenheit gebracht werden können. Und hier war Koffka — und das scheint mir immerhin kein geringes Verdienst — ohne Zweifel auf der richtigen Spur, wenn er die Allgemeinheit in gewisser Weise in die Anschauung zu verlegen suchte. Nur führt sein Weg keinesfalls zum Ziel: die unklaren Vorstellungen, die er vom Fehlen unselbständiger Teile und vom Wesen des Individuellen hat, und die dadurch bedingte schiefe Problemstellung verlegen ihm von vornherein die Möglichkeit zu brauchbaren Ergebnissen zu gelangen.

Merkwürdig ist, daß diese Unklarheit bestehen konnte trotz des vom Autor ausdrücklich hervorgehobenen Kontaktes mit Husserls Untersuchungen. Das gilt ganz besonders vom Verhältnis des Ideellen zum Individuellen. Ich denke dabei namentlich an den wichtigen Paragraphen, in welchem Husserl auseinandersetzt, daß die Individualität eines Merkmalsmomentes durch keinerlei bloße gedankliche Isolierung behoben werden kann,[1]) und aus dem sehr deutlich hervorgeht, daß „individuelle" Merkmale alles andere eher sind als „genau bestimmte", wie es Koffka annimmt.[2])

§ 8. Anhang I: Experimentelle Erfahrung und phänomenologische Analyse (Cornelius, Husserl).

In polemischer Wendung gegen Cornelius sagt Koffka in derselben Arbeit: „Experimentelle Erfahrung kann doch nicht durch noch so genaue eigene phänomenologische Analyse ersetzt werden."[3])

Allgemein, d. h. ohne Hinblick auf den speziellen Fall ist dieser Satz natürlich zuzugeben und wir können ergänzend fortfahren: es verhält sich hier gerade so wie auch sonst: keine auch noch so genaue mathematische Erkenntnis z. B. kann eine Erfahrung über reale Tatsachen überflüssig machen; die empirische Einsicht, die mir etwa eine astronomische Messung verschafft, ist auf keine Weise durch eine, sei es auch noch so genaue Kenntnis der mathematischen Grundlagen dieser Messung zu ersetzen. Wer

[1]) Log. Unters. Bd. II² S. 153 ff. (II. § 19).
[2]) A. a. O. S. 259.
[3]) A. a. O. S. 260 A.

Digitized by Google

aber wollte behaupten, daß deshalb die astronomischen Messungen von diesen ihren mathematischen Grundlagen emanzipiert, d. h. ohne zuvor gewonnene mathematische Einsichten vollzogen werden müßten? Ich denke, die allgemeine Meinung ist die genau entgegengesetzte. Ebenso sollte es die allgemeine Meinung werden, daß sich auch experimentell-psychologische Feststellungen nicht ohne zuvor gewonnene phänomenologische (sinntheoretische) Einsichten vollziehen lassen. Das ist ganz besonders einleuchtend in Fällen, in denen, wie in dem unsrigen, die phänomenologische Analyse über das psychologische Gebiet hinausgreift und „gegenstandstheoretische" Fragen berührt. Man muß eben zunächst einmal wissen, um was es sich eigentlich bei Begriffen wie individuell, allgemein, selbständig, unselbständig usw. handelt, ob überhaupt und in welchem Sinne von einer Isolierung unselbständiger Gegenstände gesprochen werden kann und welchen Gesetzmäßigkeiten sie unterliegen. Weiß man das nicht, so gleicht man in der Tat einem Forscher, der feststellen will, ob gewisse empirisch (d. i. individuell-tatsächlich)[1]) vorliegende Körper Kugeln, Pyramiden, Tetraeder usw. sind, und dem nicht bekannt ist, durch was für mathematische (d. h. ideelle) Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten Kugeln, Pyramiden usw. ausgezeichnet sind. Das Bedenklichste wäre aber, wenn jemand umgekehrt auf Grund der (immer unzulänglichen) empirisch-induktiven Beobachtungen an realen Körpern feststellen wollte, was unter einer „Kugel" oder einer „Pyramide" zu verstehen ist und wie die strengen Gesetze lauten, denen sie folgen.[2])

Koffka macht auf seinem — freilich bislang weit weniger geklärten — Gebiete ganz denselben Fehler, wenn er z. B. durch experimentelle Erfahrung zu begründen sucht, daß Teile, die als unselbständige gefaßt werden müssen, isoliert als anschauliche Bewußtseinsinhalte vorkommen könnten. Er verwechselt das Gebiet, auf dem wie vorher mathematische, so jetzt gegenstandstheoretische oder besser (eidetisch-)phänomenologische Forschung allein zuständig ist, mit demjenigen, auf dem außerdem noch empirische Beobachtungen und auf sie gegründete Induktionen eine Rolle spielen. Indem er nun weiter gegenstandstheoretisch-phänomenologische Analyse (im echten eidetischen Sinne Husserls) mit analysierender Selbstbeobachtung verwechselt, gelangt er zu dem Satze, von dem wir ausgingen, und der wörtlich genommen richtig ist, in bezug auf das aber, was der Autor im Sinne hat, wie die Beispiele zeigen, gerade das behaupten soll, was wir hier bekämpfen wollen: daß nämlich experimentelle Erfahrung auch für solche Fragen entscheidend sein soll, in denen sie nun einmal der Natur der Sache nach nichts entscheiden kann.

§ 9. Anhang II: E. R. Jaensch's Auffassung der Abstraktion. Die sogenannte *distinctio rationis*.

Koffka kann sich hinsichtlich seiner Auffassung der Abstraktion in gewisser Hinsicht auf einen sehr beachtenswerten Bundesgenossen beziehen. E. R. Jaensch glaubt in seinen Untersuchungen „über die Wahrnehmung des

[1]) Vgl. meinen Kantstudien-Aufsatz a. a. O. S. 203 ff.

[2]) Über die Analogie im Verhältnis von Mathematik und theor. Physik zur beobachtenden Physik und von Phänomenologie zur beobachtenden Psychologie vgl. meine Bemerkungen im Jahrbuch für Philos. und phän. Forschg. Bd. 2 § 1 Anm. 1. Vgl. ferner unsere Einführung.

Digitized by Google

Raumes" [1]) ebenfalls auf experimenteller Basis die Lehre von der Scheidung selbständiger und unselbständiger Teile im Sinne von Bewußtseinsgegebenheiten angreifen zu müssen: es ist nicht richtig, daß man Form nicht getrennt von Farbe wahrnehmen kann. J. sagt: „Faßt man das Kugelphänomen (in der Wahrnehmung) als ein Abbild des Kugeldinges (in der realen Außenwelt) auf, so gelangt man mit Notwendigkeit dahin, aus dem Umstand, daß im Original Form und Farbe niemals getrennt vorkommt, den Schluß zu ziehen, daß eine solche Trennung auch im Abbild nicht vorkommen könne."

Hier bemerken wir zunächst, daß auch wir natürlich die entschiedensten Gegner jeglicher Abbildtheorie sind, des Wahrnehmens sowohl wie des Vorstellens:[2]) aber natürlich nicht deshalb, weil — wie Jaensch annimmt — dasjenige, was für unsere Wahrnehmung (wie auch Vorstellung) in Frage kommt und was J. das Kugelphänomen nennt, etwas vollkommen anderes wäre als die Kugel selbst und aus diesem Grunde noch nicht einmal ein Abbild genannt werden darf, sondern unsere Meinung ist genau das Gegenteil: das „Kugelphänomen" ist mehr als ein bloßes Abbild, es ist gemäß dem intentionalen Charakter alles Wahrnehmens und Vorstellens die Kugel selbst und von einer wirklichen Kugel allein dadurch unterschieden, daß wir dem wahrgenommenen Gebilde nicht ohne weiteres ansehen können, ob es wirklich ist oder nicht. Aber auch wenn die Kugel in der realen Außenwelt nicht vorkommt, bleibt sie doch eine Kugel: der Halluzinant sieht ohne allen Zweifel echte Kugeln, die man ruhig, sofern sie eben in der realen Welt keine Stelle haben, „Phänomene" nennen kann, die aber um ihres phänomenalen Charakters willen nicht aufhören Kugeln zu sein.

Ist aber die wahrgenommene Kugel die Kugel selbst, so muß auch Form und Farbe an ihr nicht minder untrennbar vereinigt sein als an der realen. Vielmehr: ohne Zweifel ist es sogar allein die wahrgenommene, allgemeiner die phänomenale (realitäts-gleichgültige) Kugel, die für die Behauptung der Unabtrennbarkeit der Farbe von der Form von Anbeginn maßgebend sein muß. Hat denn die reale Kugel überhaupt Farbe? Die Merkmale der realen Kugel stellt die Physik fest und sie findet an Stelle der Farbe ganz anders geartete Qualitäten: sie macht natürlich dadurch die Kugel nicht zu bloßer reiner Form ohne irgendein etwas, das geformt wäre, sondern sie ersetzt nur das, woran die Form für uns untrennbar haftet durch etwas anderes, vielleicht mehr oder minder unbekannt Bleibendes, darum aber nicht weniger Vorhandenes. Farbe dagegen hat nur die phänomenale Kugel.

Darin liegt schon, daß es falsch ist zu sagen, Form könne nicht ohne Farbe bestehen: gewiß kann sie das, sogar die phänomenale Form kann ohne Farbe vorkommen, wie am Ende jeder Blindgeborene weiß. Ist sie aber darum ein selbständiger Gegenstand, ein abtrennbarer Teil geworden? Gewiß nicht. Auch Stumpf hebt hervor, daß, wenn Raumform (Stumpf sagt Ausdehnung) ohne Farbe besteht, sie damit noch nicht ohne ein qualitatives Moment überhaupt vorkommt.[3])

Raumform als unselbständiges Moment an einem nicht visuellen Momente haftend ist also gewiß keine neue Entdeckung. Jaensch hat nun aber die

---

[1]) Zeitschr. für Psychologie. Erg.-Bd. 6. Leipzig 1911 S. 461 ff.

[2]) Über die Schwächen der Abbildtheorie und den circulus vitiosus, der ihr zugrunde liegt, vgl. Kantstudien a. a. O. S. 219 ff.

[3]) Erscheinungen und psychische Funktionen, 1907 S. 13.

Digitized by Google

sehr beachtenswerte Entdeckung hinzugefügt, daß es auch ein visuelles Moment, das nicht Farbe ist, gibt, an dem die Raumform ebenfalls haften kann, nämlich das, was er „Eindringlichkeit" nennt.

Man sieht sofort, daß damit die bisherige Auffassung des Abstraktionsproblems nicht im mindesten verändert ist. Denn diese geht von der Behauptung aus, daß Raumform nicht für sich wahrgenommen werden kann, sondern nur haftend an einer anderen Qualität. Wenn also Jaensch ihr entgegentreten will, so muß er zeigen, daß sie in der Tat isoliert wahrnehmbar ist ohne jegliche andere Qualität. Statt dessen ersetzt er nur die bisher ausschließlich beachtete Farbqualität durch die der Eindringlichkeit.[1])

Dabei setzen wir noch außerdem voraus, daß Jaensch der fragliche Nachweis restlos geglückt ist und daß naheliegende Einwände, inwieweit etwa sich die Eindringlichkeit in nicht selbstgegebene (unanschauliche) Momente anderer Art auflösen läßt, unberücksichtigt bleiben dürfen.

Jaensch hat noch ein allgemeineres Argument: das aber versagt erst recht. Form soll deswegen getrennt wahrgenommen werden können, weil „das Phänomen trotz Gleichheit der Netzhautbilder in zwei Konstellationen je nach dem Verhalten und der Einstellung der Aufmerksamkeit ein ganz verschiedenes sein könne".

Damit soll nur im allgemeinen den Abbildvorurteilen entgegengetreten sein. In Wahrheit genügt es selbst dazu noch nicht. Die Netzhautbilder können doch psychologisch überhaupt nicht in Frage kommen, auch nicht für den Abbildtheoretiker: wenigstens müßte das eine sehr primitive Abbildtheorie sein — so primitiv, daß es mir wenigstens unmöglich ist, mich in sie hineinzudenken. Vernünftigerweise kann aber doch wohl ein Abbildvorurteil nur sagen, daß die uns durch unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen (nebst Aufmerksamkeitseinstellungen) gegebene Welt ein Bild der realen Welt selbst ist; aber auch in dieser uns gegebenen Welt ist doch nicht von Netzhautbildern die Rede: sie würden doch — als „Reize" — höchstens der abgebildeten Welt selbst, dem Bildsujet also, angehören, nicht aber der „subjektiven" Welt der Bilder.

Im übrigen scheint mir bei J. noch ein Mißverständnis der Abstraktionsfrage vorzuliegen, dessen prinzipielle Richtigstellung auch für den Fortgang unserer Untersuchungen von Bedeutung ist.

Wer behauptet, daß ein Gegenstand oder Teilmoment unselbständig ist, behauptet damit natürlich noch nicht, daß es erst von einem psychischen Subjekt geschaffen würde. Die Rundheit ist ein unselbständiges Moment an der in allen ihren Teilen durch gleichen Abstand von einem festen Punkte ausgezeichneten und vielleicht von mir vorgestellten Fläche: sie besteht nur an der Fläche, der sie als Moment zukommt. Um sie trotz ihrer Unselbständigkeit für mich in ihrer Eigenart hervortreten zu lassen, bedarf es besonderer Operationen. Diese Operationen schaffen aber nicht etwa erst für mich die Rundheit. Sondern die Rundheit war für mich schon da mit dem Augenblick, als ich das Gebilde sinnvoll als das, was es ist, vorstellte.[2]) Indem ich „in meinem Geiste" die Figur bloß als etwas mit dem angegebenen Abstande Ausgezeichnetes entstehen lasse, habe ich

[1]) Trotzdem sagt er ausdrücklich, daß durch seine Auffassung wahrscheinlich gemacht werde, daß „die Unterscheidung von Form und Farbe im Grunde nicht rätselhafter ist als die Unterscheidung realer Teile, z. B. von Kopf und Rumpf". A. a. O. S. 464.

[2]) Vgl. dazu auch Stumpf, Erschg. u. psych. F. S. 21 f. und unsere später folgenden Bemerkungen zu Cornelius' Theorie S. 24.

Digitized by Google

sie damit auch zugleich schon als etwas vor mir, dem Rundheit zukommt. Ebenso umgekehrt: wenn ich mir etwas Rundes vorstelle, so habe ich mir etwas vorgestellt, dem auch jene Abstandseigenschaften zukommen. Und also „habe" ich damit auch jene Abstandseigenschaften schon: sie sind ja demjenigen, das ich „habe", wesentlich. Nur habe ich sie noch nicht in der „begrifflichen" Form, die es mir erlaubt, mit ihnen logisch frei schalten zu können. Um dieses zu ermöglichen, bedarf es einer besonderen Operation. Diese Operation kann ich in allgemeinster Bedeutung des Wortes eine *distinctio rationis* nennen.

Die Situation ist also immerhin ähnlich der folgenden: ich „habe" vor mir reales Wasser. Dann habe ich in ihm zugleich Wasserstoff und Sauerstoff, auch wenn ich davon gar nichts weiß. Um mich (einsichtig) zu diesem Wissen zu bringen, bedarf ich hier aber eines realen, kausal in die wirklichen Dinge eingreifenden Zerlegungsprozesses. In unserem Falle dagegen ist von einem solchen real-kausalen Prozesse keine Rede. Trotzdem muß ich auch hier eine Zerlegung vornehmen. Wie nun diese Zerlegung vor sich geht — darüber kann man noch sehr verschiedener Meinung sein und schwerlich wird man sich hierin heute restlos etwa zu den Ansichten Humes bekennen dürfen. Die Hauptsache aber ist, daß es eine gedankliche Zerlegung gibt, die den fundamentalen Unterschied selbständiger und unselbständiger Teile dem Auffassenden zugänglich macht, ohne ihn sachlich zu zerstören; daß man m. a. W. die eigentümliche psychische Fähigkeit nicht verkennt, die darin besteht, zu unterscheiden, ohne im wörtlichen Sinne zu teilen.

Jaensch will aber gerade darauf hinaus (wenn er auch den Gedanken nicht ganz zu Ende führt), die *distinctio rationis* in diesem unserem allgemeinen Sinne aus der Welt zu schaffen oder den Unterschied von selbständigen und unselbständigen Teilen überhaupt aufzuheben: es soll sich ja echte Abstraktion genau so vollziehen, wie die Trennung von Kopf und Rumpf.[1]) Ein ganz unmögliches Beginnen!

Denn die Fähigkeit, selbständige und unselbständige Gegenstände voneinander zu scheiden, muß vorhanden sein: wie sollten wir denn sonst vom Bestehen dieser beiden wichtigen Gruppen von Gegenständen überhaupt wissen? Es bleibt dann eben nur die Konsequenz (und auf sie wird J. unmittelbar geführt), den Gegensatz überhaupt zu leugnen.

Diese Leugnung führt aber unter allen Umständen zu Unmöglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten:

Es besteht ja kein Zweifel, daß der Gegensatz selbständiger und unselbständiger Teile ein gegenstandstheoretisch (und damit auch logisch) fundamentaler ist. Ohne ihn sind die wichtigsten Relationen, die den Gegenständen rein als solchen zukommen, überhaupt nicht zu verstehen.

Man muß nämlich wissen, daß der Unterschied selbständiger und unselbständiger Teile sich auf das engste berührt und zum Teil deckt mit demjenigen von Gegenständen und Eigenschaften, welche diesen Gegenständen zukommen. Der Eigenschaftsbegriff ist gar nicht richtig zu verstehen, wenn nicht der Unterschied selbständiger und unselbständiger Teile vorausgesetzt wird.

Noch viel wichtiger ist aber dieser Unterschied für die richtige Auffassung des Wesentlichkeits- und damit zugleich des für jede Begründung und damit für alles wissenschaftliche Vorgehen überhaupt fundamentalen

[1]) A. a. O. S. 464.

Digitized by Google

Notwendigkeitsbegriffes. Schafft man mit Jaensch den Unterschied von selbständigen und unselbständigen Teilen aus der Welt, so unterminiert man die Logik und mit ihr die Wissenschaften überhaupt. Die angeblichen experimentellen Entdeckungen Jaenschs und derjenigen, die mit ihm übereinstimmen, bedeuten also Psychologismus in des Wortes verwegenster Bedeutung. Freilich scheinen sich diese Forscher dessen nicht bewußt zu sein: aber das ist vielleicht gerade der schlimmste Vorwurf, den man ihnen machen kann.

§ 10. Die Bedeutung widersinniger Intentionen.

Das ist ja freilich unseren Gegnern zuzugeben: Worte wie „3, die keine Primzahl ist", „Würfel ohne Gestalt", „Bewegung ohne bewegtes Etwas", „rundes Viereck" usw. haben eine Bedeutung. Sie sind jederzeit, wenn sie verstanden oder verständnisvoll ausgesprochen werden, mehr als bloße Worte. Sie sind Worte, die eben, weil sie verstanden werden können, doch wohl auch so etwas wie einen Sinn haben müssen — trotzdem sie „Widersinniges" auszusagen scheinen. Ja, man kann sogar sagen, daß die Akte, in denen sie erfaßt werden, jeweils einen Gegenstand haben (oder auch mehrere Gegenstände). Nur ist damit selbstverständlich noch längst nicht gesagt, daß dieser Gegenstand derjenige ist, den die grammatische Form der betreffenden sprachlichen Wendung nahelegt. Der Gegenstand, den die Worte „rundes Viereck" meinen, ist in Wahrheit so wenig ein rundes Viereck wie gesagt werden darf, daß die Worte, die ein zugleich gleichseitiges und ungleichseitiges Dreieck bezeichnen, auch eine solche Figur zum Gegenstande haben.

Gewiß: ich kann die Eigenschaft „rund" vorstellen, ich kann sie sogar im eigentlichen Sinne oder „anschaulich" vorstellen, etwa an der Hand eines goldenen Ringes, von dem ich nur eben die übrigen Eigenschaften außer der Rundheit als gleichgültig betrachte und dessen Besonderheit als empirisch-individuelles Ding natürlich von vornherein ausgeschaltet ist. Ich kann mir zweitens den Gegenstand Viereck in völlig analoger Weise veranschaulichen. Und ich kann mir endlich drittens die Beziehung des Gegenstandes überhaupt zu seiner Eigenschaft an jedem beliebigen „selbstgegebenen" oder anschaulich vorgestellten Gegenstande verdeutlichen. Eines aber ist ausgeschlossen: diese Beziehung von Gegenstand zu Eigenschaft auf den Gegenstand „Viereck" einerseits und die Eigenschaft „rund" andererseits so zu übertragen, wie es im Sinne dieser Beziehung liegt. Hier muß es bei dem bloßen Akte bleiben, der sich auf die Herstellung des durch die so geartete Beziehung „intendierten" Gegenstandes richtet, welcher Gegenstand aber als solcher nicht existiert. Die Einsicht in diese Nichtexistenz — in den Sachverhalt, daß es so etwas wie ein rundes Viereck nicht gibt — bedeutet zugleich

Digitized by Google

die Einsicht in die Widersinnigkeit dessen, was die Worte „rundes Viereck" meinen.

Die auf die Vereinigung von „rund" und „Viereck" in der Weise des Gegenstandes zu seiner Eigenschaft gerichtete Intention ist „unvollziehbar", ihr „Gehalt" ist nicht zur Selbstgegebenheit zu bringen; daß dem „runden Viereck" der „Inhalt", und das heißt hier der Gegenstand fehlt, ist ihm wesentlich oder er ist widersinnig — das alles sind nur verschiedene Ausdrucksweisen für eine und dieselbe Sache.

Nun kann ich freilich einen solchen gegenstandslosen „Gehalt" einer Intention abstraktiv verselbständigen und dann ebenfalls Gegenstand nennen: nur muß ich mir dann bewußt bleiben, daß ich damit den Gegenstandsbegriff in einem Maße erweitert habe, das an der Grenze der Zulässigkeit steht. Merkwürdigerweise ist dieser erweiterte Gegenstandsbegriff trotzdem zweckmäßig: namentlich wird der Mathematiker, sobald er sich einmal entschlossen hat, das durch die Zahlzeichen Ausgedrückte als Gegenstände zu bezeichnen, nicht bloß deshalb davon absehen, weil er es in bestimmten Fällen erst künftigen Untersuchungen überlassen muß festzustellen, ob diese Gegenstände auch in der Tat existieren. Man darf sich dann eben nicht scheuen zu sagen, daß u. U. von Gegenständen gesprochen werden darf, „die es nicht gibt", ja denen (wenn man es so ausdrücken will) dieses sogar wesentlich ist.

Das runde Viereck und das Dreieck, das zugleich gleichseitig und ungleichseitig ist, sind solche „unechten" Gegenstände — wie man sie wohl am besten nennen könnte. Selbstverständlich ist aber mit ihrer Konstatierung gerade das Gegenteil dessen geleistet, was für die Argumentation Koffkas, Messers und ihrer Gesinnungsgenossen wünschenswert wäre.

Es muß also dabei bleiben: das berühmte Dreieck ist als solches, nämlich eben als Dreieck, als ein Gebilde, das von jedermann als Dreieck identifiziert werden kann, schlechterdings nicht vorhanden; keinerlei unanschauliches Denken ist imstande, es hervorzuzeubern.

Gewiß gibt es ein „indirektes", „uneigentliches", „symbolisches" Erfassen oder — wenn man den Begriff des Vorstellens soweit nehmen will — Vorstellen, und es steht nichts im Wege, es mit Husserl ein unanschauliches zu nennen, nur darf man ihm keine mystischen Fähigkeiten zutrauen. Alle Gegenstände — das Wort jetzt im neuen, über Gebühr erweiterten Sinne gefaßt — die unechten sowohl wie die echten, können indirekt in bloß symbolischer Weise vorgestellt werden, und wir halten dieses Vorstellen für so wichtig, daß wir der Meinung sind, daß ohne seine Beachtung kein wirkliches Verständnis unseres geistigen Lebens möglich ist. Dies betont und in seiner Tatsächlichkeit so sehr als möglich experimentell sichergestellt zu haben, ist ein

Digitized by Google

nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst der Külpeschen Schule.[1])

Aber selbstverständlich haben beide Arten des Vorstellens nicht gleiche Dignität für die Erkenntnis: das symbolische Erfassen ist gleichgültig gegenüber den Kategorien wahr und falsch; es hat — um es scherzhaft auszudrücken — nichts für die „Richtigkeit" des Denkens zu sagen, es kommt nur für seine „Fixigkeit" in Frage. Wenn der Mathematiker von dem Dreieck redet oder von der Zahl 3 und darüber Aussagen macht, die auf Gültigkeit Anspruch erheben, so ist es selbstverständlich, daß das, worauf sich seine Aussagen beziehen, auch als das Gemeinte und so, wie er es meint, bestehen muß: es darf nicht von der Art sein, daß, wenn es ernst genommen würde, sich daraus Behauptungen ergeben würden, die mit allen seinen sonstigen als richtig anerkannten Aussagen in Widerspruch stehen würden: soviel ich sehe, müßte das bei der Zahl 3, die andere Eigenschaften als die Zahl 3 hat (z. B. keine Primzahl wäre), durchaus der Fall sein, und ich vermag nicht zu erkennen, wieso das beim „Dreieck überhaupt", das zugleich gleich- und ungleichseitig ist, anders sein sollte. Es würde ja —. um nur eines zu erwähnen — ein solches Dreieck schon mit dem einfachen Satze in Konflikt geraten, daß jedes Dreieck entweder gleichseitig oder ungleichseitig ist. Daß die Gegner (im Falle des Dreiecks usw.) von Inhalten statt wie wir von Gegenständen reden, ist eine rein terminologische Angelegenheit, da wir ja natürlich mit ihnen darüber einig sind, daß kein wirkliches Objekt der Außenwelt, um so gewisser aber etwas „Vorgestelltes" (oder sogar Wahrgenommenes) in Frage kommt, das durch räumliche Prädikate (wie gleichseitig, bewegt usw.) bestimmt wird. Dergleichen heißt uns aber unter allen Umständen Gegenstand. Die mehr oder minder verschwommenen — wenn auch anschaulich vorgestellten — individuellen Gegenstände von mehr oder minder großer Ähnlichkeit mit dem eigentlich gemeinten ideellen Gegenstande, die sich u. U. als fälschlich so genannte illustrierende „Bilder" einzufinden pflegen, sind aber doch wohl für das Problem, um das es sich hier handelt, belanglos. Daß man über ihre Eigenschaften nachher keine genauen Angaben machen kann, erscheint bei ihrer Undeutlichkeit gewiß begreiflich — was aber soll das für das eigentlich Gemeinte beweisen? Denn dieses ist doch nicht etwas, von dem ich nicht weiß, ob es gleich- oder ungleichseitig ist, sondern ich weiß vielmehr sehr genau, daß ein ideelles Dreieck in Frage steht und genauer ein solches, bei dem die Seitenlänge gleich-

[1]) Die Einwendungen G. E. Müllers (Zeitschr. f. Psychol., Erg.-Bd. 5 S. 137 ff.) richten sich m. E. nicht gegen den Kern der Lehre vom „unanschaulichen" Denken, sondern gegen die Richtigkeit ihres Nachweises durch die Experimente der Külpeschen Schule. Vgl. dazu Westphal, Arch. f. d. ges. Ps. 21. S. 432 ff.

Digitized by Google

gültig ist. Ganz parallele Erwägungen lassen sich nun natürlich auch für die sonderbaren Bewegungen anstellen, denen wesentliche Bewegungseigenschaften fehlen sollen.

III. „Psychisch" ist nicht „subjektiv".

§ 11. Unterschied von „Erlebnis" oder „Bewußtseinstatsache" einerseits und „psychisch bedingter Tatsache" andererseits.

Man muß, um klar zu sehen, immer beachten, daß ein gegebener Gegenstand, auch wenn er in der Außenwelt nicht vorkommt, ja sogar wenn die Unmöglichkeit eines solchen Vorkommens empirisch einigermaßen sichergestellt ist, darum doch noch bei weitem kein psychischer Gegenstand wird, am allerwenigsten ein Erlebnis, eine Bewußtseinstatsache. Psychisch ist nicht subjektiv.

Es mag mir der Physiker oder Chemiker noch so genau nachweisen, daß das, was ich da etwa unter der Erscheinung des Feuers sehe, in Wahrheit nicht real existiert, es wird darum doch gewiß nicht zu einer Bewußtseinstatsache im Sinne eines Erlebnisvorgangs, also in dem einzig und allein für die Psychologie als Wissenschaft von der Erlebnisbeschreibung und Erlebnisbeobachtung maßgebenden. Was ich zu sagen berechtigt bin, ist nur, daß an dem als Feuer Gesehenen meine psychophysische (oder im Grunde schon psychische) Organisation in einer besonders eigenartigen Weise beteiligt ist, nämlich in wesentlich höherem Grade, als sich das auf Grund des unmittelbaren Eindrucks erwarten läßt. Sie ist „psychophysisch oder auch einfach psychisch bedingt" und insofern subjektiv. Sie hat dadurch psychologische Relevanz, ohne selbst ein psychologisches Faktum zu sein. Oder will man das Wort Bewußtseinstatsache so weit nehmen, daß man alles, was einem „Bewußtsein", einem erlebenden Individuum gegeben ist, als Bewußtseinstatsache bezeichnet? Dann muß man konsequenterweise auch die Zahlen und geometrischen Figuren als Bewußtseinstatsachen gelten lassen und die Mathematik wäre eine psychologische Disziplin. Ich denke, hier wird der Widersinn offenkundig.

Dann aber ist es auch unbedingt nötig, sich ganz auf die andere Seite zu stellen und anzuerkennen, daß auch Farbe und Licht dadurch, daß sie visuell wahrgenommen werden oder wahrgenommen werden können, ebensowenig zu Bewußtseinstatsachen oder gar Erlebnisvorgängen werden, wie dies die in den Farben zutage tretenden Raumformen dadurch werden, daß sie ebenfalls gesehen werden.

Denn, daß es ein künstlicher, erst ad hoc zurechtgemachter Wahrnehmungsbegriff ist, auf Grund dessen man diesen Formen die Möglichkeit, direkt wahrgenommen zu werden, bestreitet, das

Digitized by Google

beginnt man ja heute glücklicherweise mehr und mehr einzusehen. Natürlich darf damit die fundamentale Verschiedenheit der Farben einerseits und der Raumformen andererseits nicht verwischt werden: sie ist vielmehr so groß, daß sie sich in der Art der erfassenden und zunächst wahrnehmenden Erlebnisse selbst wiederspiegeln muß. In diesem Sinne hat Husserl bekanntlich von kategorialer im Gegensatze zu sinnlicher Wahrnehmung und Anschauung gesprochen.

§ 12. „Vorstellungsbilder" sind nichts Psychisches. Geometrische Einsichten an „Bewußtseinszuständen"?

Wogegen wir uns bis jetzt zu wenden hatten, war die unklare Scheidung von Gegenständen im allgemeinen Sinne, die auch außerpsychisch sein können, einerseits und Bewußtseinsinhalten oder Bewußtseinstatsachen andererseits. Sie ist verhängnisvoll in höchstem Maße und verwirrt die gesamte moderne Psychologie, so daß es lohnend ist, dabei noch länger zu verweilen.

G. E. Müller[1]) sucht die Frage zu beantworten, ob es eine Wahrnehmung von Psychischem im eigentlichen direkten Sinne gibt, eine Wahrnehmung also, die derjenigen analog ist, die man zumeist schlechthin als „äußere" Wahrnehmung bezeichnet und bei der es sich genauer um die Schilderung eines äußeren Gegenstandes „auf Grund gegenwärtiger Wahrnehmung desselben" handelt. „Nach Fällen — so heißt es dann weiter —, welche eine Bejahung dieser Frage fordern, braucht man nicht erst zu suchen. Wenn ich aufgefordert werde zuzusehen, inwieweit ich mir eine rote Rose innerlich mit ihrer Farbe vorstellen kann, und dann die infolge dieser Aufforderung von mir erzeugte Vorstellung sofort bei ihrem Auftreten eine ihr entsprechende kurze sprachliche Charakterisierung zur Folge hat, oder wenn eine Versuchsperson in der Pause, die dem Erlernen einer Konsonantenreihe folgt, mir plötzlich erklärt, sie sehe jetzt ganz ohne ihr Zutun (ohne Vorausgegangensein einer entsprechenden Beobachtungsabsicht) den und den Konsonanten der Reihe in vergrößertem Maßstabe innerlich vor sich, so haben wir es mit Fällen zu tun, welche den Fällen, wo wir einen äußeren Gegenstand auf Grund gegenwärtiger Wahrnehmung schildern, durchaus analog sind und daher als Fälle bezeichnet werden können, wo ein **psychisches Erlebnis**[2]) auf Grund gegenwärtigen Gegebenseins und Apperzipiertwerdens beschrieben wird. Es würde durchaus verkehrt sein, zu sagen, daß in Fällen der hier erwähnten Art die Selbstwahrnehmung ein Sicherinnern

[1]) G. E. Müller, Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufs. I. Teil. Leipzig 1911. (5. Ergbd. der Zeitschr. f. Ps.) S. 71 f.
[2]) Von mir hervorgehoben.

Digitized by Google

oder Rückerschauen sei. Ein Sicherinnern liegt in solchen Fällen ebensowenig vor wie in dem Falle, wo eine aufsteigende Rakete sofort eine laute Beurteilung ihrer Farbe oder einer sonstigen ihrer Eigenschaften erweckt. Das Urteil über das aufgetauchte Vorstellungsbild hat in den beiden obigen Fällen **eben dieses Vorstellungsbild**[1]) selbst, nicht aber erst eine Erinnerung an dasselbe zur Grundlage. Es ist möglich, daß, noch bevor die sprachliche Formulierung des Urteils vollendet ist, das Vorstellungsbild sich verändert hat, sowie auch das Aussehen einer Rakete sich ändern kann, bevor ich eine auf ihre Erscheinungsweise bezügliche Aussage zu Ende bringe. Aber trotz alledem bleibt die Tatsache bestehen, daß die Aussage durch den beurteilten **Bewußtseinszustand**[1]) selbst oder wenigstens eine bestimmte Phase desselben und nicht durch eine Erinnerung an denselben hervorgerufen und bestimmt worden ist."

Hier interessiert uns vor allem die Selbstverständlichkeit, mit der Müller eine vorgestellte Rose und einen vorgestellten Konsonanten oder — was auf dasselbe hinauskommt — die „Bilder", nämlich die Vorstellungsbilder von ihnen als „psychische Erlebnisse" und als „Bewußtseinszustände" bezeichnet. Es gibt nach Müller also Bewußtseinszustände, die rund und rot sind, einen Stengel und Blätter haben usw., und es gibt ebenso Bewußtseinszustände, die sich aus schwarzen oder roten Strichen zusammensetzen, eine bestimmte räumliche Form und Größe haben und anderes mehr.

Die Beziehung dieser Eigenschaften auf das „Bild" ändert natürlich gar nichts an der Sachlage. Denn ein Bild ist doch einzig und allein dadurch Bild von etwas, daß es in gewissen charakteristischen Eigenschaften mit diesem Etwas übereinstimmt.[2]) Das Bild einer Rose muß deshalb — um eben, worauf es doch ankommt, das Bild einer Rose zu sein — die oder doch mindestens einige wenige charakteristische Eigenschaften einer Rose aufweisen: es muß vor allem genau so gut ein räumliches Gebilde[3]) sein wie die Rose selbst. Man wird vielleicht entgegnen: das sind rein terminologische Fragen. Ich nenne eben alles, was in der realen Außenwelt nicht vorkommt und infolgedessen also nur „im Bewußtsein" vorkommen kann, Bewußtseinstatsachen, Bewußtseinszustände oder Erlebnisse.

Allein diese Terminologie hat ihre Konsequenzen. Wollte man sie wirklich durchführen, so müßte man alle diese Bewußtseinszustände in zwei Gruppen einteilen, von denen nur die eine für die Psychologie in Frage kommen könnte. Denn z. B. die

[1]) Von mir hervorgehoben.

[2]) Über die Unzulänglichkeiten der „Bildertheorie" vgl. die Anmerkung auf S. 34.

[3]) Ein räumliches Gebilde ist natürlich noch bei weitem kein „wirkliches" räumliches Gebilde, kein Gebilde im „wirklichen" Raum. Vgl. Abschn. VIII und IX.

Digitized by Google

idealen Gase der Physik würden dann unweigerlich als Bewußtseinszustände zu gelten haben: sie kommen ja offenbar in der realen Außenwelt nicht vor, ebenso die arithmetischen und geometrischen Gegenstände gerade in dem Sinne, in dem sie für die Mathematik allein Bedeutung haben.

Von ihnen müßte man die psychologisch bedeutungsvollen Bewußtseinstatsachen abtrennen, zu denen dann auch Rose und Buchstabe in unserem Falle gehören würden. Sie wären also dadurch ausgezeichnet, daß sie zu Gegenständen echter psychologischer Beobachtung gemacht werden können. Denn — so wird man sagen — es ist doch eine psychologische Beobachtung, wenn ich das Auftauchen und Verschwinden, das Verschwimmen und Verblassen, das Deutlicher- und Undeutlicherwerden von Gebilden, wie es eben die vorgestellte Rose und der vorgestellte Buchstabe sind, beobachte oder — wie in Müllers speziellem Beispiel — wahrnehme.

Indessen: trifft das wirklich in voller Strenge zu? Man beachte Konsequenzen, wie diese:

Ein Mathematikschüler werde gefragt, ob im Rhombus die Diagonalen aufeinander senkrecht stehen oder nicht. Er gibt die bejahende Antwort auf Grund eines rhombischen Gebildes, das plötzlich weiß auf schwarzem Grunde, ähnlich wie er es einige Zeit zuvor an der Schultafel gesehen, vor seinem „geistigen Auge" auftaucht — ganz wie der Buchstabe in Müllers Beispiel. Im Sinne der in Frage stehenden Auffassung wäre in diesem Falle eine echte geometrische Feststellung an einem Bewußtseinszustande gemacht worden. Wir kämen also auch hier wieder zu der ersten Gruppe von Bewußtseinszuständen, die nicht Gegenstände der Psychologie, sondern anderer, nichtpsychologischer Wissenschaften sind, wie der Mathematik, der theoretischen Physik usw.

§ 13. Vorläufiges über Deutlichkeit.

Anders scheint die Sachlage zu werden, sobald der Schüler Angaben macht über das Deutlicher- und Undeutlicherwerden des Rhombus u. dgl. Hier wird u. U. von einer echten Selbstbeobachtung oder jedenfalls einer psychologischen Feststellung die Rede sein dürfen. Allein damit ist doch nicht gesagt, daß dann die geometrische Figur zum Gegenstande dieser Selbstbeobachtung geworden wäre. Es könnte sich vielmehr um eine indirekte Beziehung zu echten psychischen Tatsachen handeln und es könnte abgesehen von dieser Beziehung etwas vorliegen, das sich durchaus in den allgemeinen Rahmen der Beobachtung (und Wahrnehmung) außerpsychischer Gegenstände einfügt. Die Frage ist wichtig genug, um von uns gesondert behandelt zu werden.[1])

[1]) Siehe Abschnitt XI.

Digitized by Google

Vorläufig wollen wir nur einen Spezialfall des Undeutlichwerdens betrachten: den der Verdeckung. Niemand wird bestreiten, daß ein beliebiger äußerer Gegenstand mehr oder weniger auch dann noch zu beobachten ist, wenn er partiell verdeckt ist. Niemand wird aber auch bestreiten, daß diese Verdeckung sich im Grunde ganz und gar als eine Eigenschaft äußerer Gegenstände auffassen läßt, wenn auch nicht eines einzelnen in Isolierung, so doch mehrerer in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Unter gewissen Umständen ist nun partielle Verdeckung offenbar mit Undeutlichkeit identisch: dann nämlich, wenn der verdeckte Gegenstand zugleich ein wahrgenommener ist und die verdeckende Schicht sich zwischen dem Gegenstande und dem wahrnehmenden Subjekte befindet. Dann ist der Gegenstand notwendigerweise durch die partielle Verdeckung in der Deutlichkeit seiner Wahrnehmung mehr oder minder herabgesetzt: er ist „undeutlicher" geworden, man denke insbesondere an partielle Verdeckung ‚durch Nebel.[1]) Wesensnotwendig bedingt jede solche partielle Verdeckung Undeutlichkeit.

Damit wollen wir nun gewiß nicht sagen, daß Undeutlichkeit sich in allen Fällen auf partielle Verdeckung zurückführen läßt, wohl aber daß es jedenfalls eine gewisse Art von Undeutlichkeit gibt, die sich vollkommen restlos ohne Zuhilfenahme eines besonderen neuen psychischen Faktors begreifen läßt. Und nehmen wir die Redeweise bloß bildlich, so können wir vorläufig, nur um uns nicht durch unklare, aber sehr verbreitete Denkgewohnheiten beirren zu lassen, alle Undeutlichkeit als eine Art partieller Verdeckung auffassen.

Wir wissen jetzt, was wir auf unsere Frage zu antworten haben. Das Deutlicher- und Undeutlicherwerden geometrisch charakterisierter „Vorstellungsbilder" ist durchaus nicht oder doch durchaus nicht notwendigerweise eine psychische Eigenschaft.[2]) Es kommt geradeso wie die es ev. bedingende, mehr oder minder zunehmende Verdeckung des gegebenen Gegenstandes prinzipiell der gegenständlichen Schicht selbst zu.

Natürlich sind die anderen vorhin angeführten Prädikate, die einer vermeintlichen unmittelbaren Selbstbeobachtung zugänglich sein sollten, im Grunde nur Modifikationen oder Spezialfälle des Undeutlicherwerdens oder seines Gegenteils: das gilt

[1]) Oder an Fälle von Verhüllung, wie sie Katz in mannigfachen Modifikationen aufgewiesen hat. Vgl. Die Erscheinungsweise der Farben, Zeitschr. f. Psychol., Ergbd. 7 S. 309 ff.

[2]) Selbstverständlich ist darum nicht ausgeschlossen, daß auch Erlebnisse — z. B. Wahrnehmungen — deutlich und undeutlich sein können. Wir brauchen also Stumpf durchaus nicht zu widersprechen, wenn er (Ersch. u. psych. Funktionen 1907 S. 11) die Deutlichkeit und Undeutlichkeit den psychischen Funktionen zurechnet. Wir widersprechen ihm aber, wenn er sie ihnen allein zurechnet. Hier spielt wohl der alte Aufmerksamkeitsbegriff eine Rolle. Volle Klarheit werden wir erst erhalten, wenn wir die Deutlichkeitsfrage einer gesonderten Untersuchung unterwerfen. Vgl. Abschn. XI.

Digitized by Google

in erster Linie vom Verblassen — wie wohl kaum ausgeführt zu werden braucht — und ebenso vom Verschwimmen der Konturen; in beiden Fällen mag man wieder an die Nebelwirkung denken. Das Verschwinden läßt sich als das Totalwerden einer partiellen Verdeckung begreifen und Entsprechendes gilt mutatis mutandis vom Auftauchen.

§ 14. Was überhaupt formalen Gesetzen untersteht, ist stets an sie gebunden.[1])

Daß nun die spezielle Beschaffenheit des fraglichen Verblassens usw. nicht immer von der Art ist, die wir an den Gegenständen der wirklichen Außenwelt beobachten können, tut natürlich nichts zur Sache. Auch den Gegenständen unserer Märchen und Sagen schreiben wir ja oft genug Veränderungen zu, die sich in der Wirklichkeit nicht beobachten lassen, aber niemand wird deshalb behaupten wollen, sie würden dadurch zu Bewußtseinszuständen: das Labyrinth oder das Dornröschen-Schloß ist ganz gewiß nicht als Bewußtseinszustand gemeint, sondern als Gebäude und mithin als etwas Räumliches und den Raumgesetzen Unterstehendes. Und es kann dergleichen nicht darum aufhören diesen Gesetzen zu unterstehen, weil wir räumliche Vorgänge an ihnen voraussetzen, die wir sonst nicht vorfinden. Das Märchenschloß kann sich vom Boden erheben, sich weithin durch die Luft bewegen, es kann in seltsam gestaltete Teile auseinandertreten usw.: es wird doch jene Bewegung gewiß durch die Eigenschaften und Gesetze charakterisiert sein, die zum Sinne der Bewegung überhaupt gehören, und wie seltsam die Gestalt der fraglichen Teile auch sein mag: wenn sie nur überhaupt eine räumliche Gestalt geblieben ist, so unterliegt sie den ihrem Sinne immanenten Gesetzmäßigkeiten ebenso, wie etwa eine in einem Märchen vorkommende Anzahl den Gesetzen dieser Anzahl unterworfen sein müßte.[2])

Was aber den Märchengestalten recht ist, das muß den anderen unwirklichen und angeblich psychischen Gestalten billig sein. Wenn jetzt „vor meinem geistigen Auge" ein bestimmtes gedrucktes Wort auftaucht oder auch ein einzelner Buchstabe oder sonst ein ähnliches Gebilde, so ist nichts so sicher, als daß dieses Gebilde, wie es auch beschaffen sein und wie es sich auch verändern mag, bedingungslos an die Gesetze der Geometrie — und zwar natürlich der euklidischen[3]) — gebunden ist. Handelt es

[1]) Vgl. hierzu den Abschnitt IX.

[2]) Auch in einem Märchen ist etwa ein Riese, der viermal so groß ist als ein Mensch, dadurch sicher als doppelt so groß charakterisiert als ein anderer Riese, der nur zweimal so groß ist. Auch im Märchen ist 2·2 notwendig = 4.

[3]) Eine interessante Bemerkung Wolfgang Köhlers könnte man im entgegengesetzten Sinne deuten. Wir werden uns später genauer mit der ihr zugrunde liegenden Denkweise befassen. Vgl. § 57.

Digitized by Google

sich z. B. um den Buchstaben B, so muß der gerade Strich des B die kürzeste Verbindung seiner beiden Endpunkte sein, die beiden Bögen stellen gewisse Kurven dar und müssen sich durchweg den diesen Kurven entsprechenden Gesetzen gemäß verhalten usw. Vielleicht ändert sich der Strich: er verbreitert sich etwa bedeutend, aber diese Verbreiterung muß wiederum nach bestimmten Gesetzen erfolgen, nämlich nach denen, die in dem „Sinne" der betreffenden Verbreiterung liegen oder durch ihn gefordert sind. Vielleicht auch verliert der Strich seine Geradheit: dann ergibt sich wiederum nach geometrischen Gesetzen, daß er nunmehr nicht mehr die kürzeste Verbindung seiner beiden Endpunkte darstellen kann. Oder er spaltet sich in zwei Striche: dann ist ganz sicher, daß diese zwei Striche nur dann als zwei aufgefaßt und bezeichnet werden dürfen, wenn sie den der Zweiheit als solcher zukommenden Gesetzmäßigkeiten unterliegen: sie müssen beispielsweise verdoppelt vier, verdreifacht sechs Striche ergeben usw. Wollte eine Versuchsperson das Gegenteil behaupten, so werden wir das — denke ich — ausschließlich für ein Symptom dafür nehmen, daß sie sich geirrt; ganz gewiß aber werden wir nicht schließen, daß in den Gebilden ihrer Vorstellung die geometrischen und arithmetischen — wie überhaupt die „gegenstandstheoretisch" (phänomenologisch) begründbaren — Gesetze aufgehoben seien.

Ganz anders steht es natürlich mit den physikalischen Kausalgesetzen und überhaupt allen empirisch-naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, d. h. also solchen, die sich auf die Gegenstände der r e a l e n Außenwelt beziehen. Nach ihnen richten sich, wie wir schon sagten, die fraglichen Gebilde n i c h t: ihr Kommen und Gehen, ihr partielles Verschwinden und alles dieses erfolgt aber in einer Weise, die — so genommen, wie sie sich uns unmittelbar darbietet — nicht das mindeste von kausalem Geschehen u. dgl. aufweist. Wollte man das alles doch kausal interpretieren, so würde man freilich zu keinen oder doch zu ganz anderen Gesetzen gelangen, als es die der w i r k l i c h e n physikalischen Welt sind. Die unwirklichen räumlichen Gebilde zeigen in dieser Hinsicht ihre besondere Eigenart und ihr spezifisches Verhalten. Immerhin s i n n v o l l zu denken wäre auch dieses Verhalten an den Gegenständen der Außenwelt: es ergibt nicht geradezu einen W i d e r s i n n i n s i c h s e l b s t, wenn wir einmal in Gedanken den Versuch machen, uns die tatsächliche Außenwelt nach Analogie jener schwankenden Gestalten „unserer Vorstellung" anschaulich zu denken. Eine Welt, in der die einzelnen Dinge plötzlich ganz „unmotiviert" auftreten, um dann nach wenigen Augenblicken ins Nichts zu verschwinden, dann wieder erscheinen, diesen oder jenen Teil verlieren usw. — eine solche Welt enthält nichts im echten logischen Sinne S i n n w i d r i g e s, so „sinnlos" sie dem alltäglichen Verstande auch erscheinen mag. Und sie ist, weil sie nicht

Digitized by Google

sinnwidrig ist, auch vorstellbar. Sie enthält nichts, was den logischen, weiterhin aber auch nichts, was den mathematischen Gesetzen widerspräche. Sie ist insbesondere eine Welt geometrischer Gebilde, eine Gesamtheit von Gegenständen, die sich nach geometrischen und phoronomischen Gesetzen richten.

Und wenn ich nun derartige Gegenstände erfasse, irgendwie psychisch „habe", so habe ich eben geometrische Gebilde: versteift sich jemand darauf, solche geometrischen Gebilde, wenn sie in der realen Außenwelt nicht vorkommen, Bewußtseinszustände zu nennen, so mag er das tun. Zweckmäßig ist eine solche Terminologie gewiß nicht. Denn sie wird sofort in höchstem Maße verkehrt, sobald man sie, wie das fast ganz unvermeidlich ist, in dem von ihr unmittelbar nahegelegten Sinne interpretiert.

Und naheliegend ist es dann doch gewiß etwa zu sagen: das Dreiecksgebilde, das da eben als psychischer Inhalt „in mir" aufsteigt und von mir innerlich wahrgenommen wird, ist als psychischer Inhalt „natürlich" ein Bewußtseinszustand. Von Bewußtseinszuständen gelten allein psychologische Gesetze, die selbstverständlich alles andere eher sind als geometrische (und phoronomische) Gesetze. Also gelten auch von dem fraglichen Dreieck die geometrischen Gesetze nicht. Ich muß mich allein auf das verlassen, was die unmittelbare Selbstbeobachtung ergibt. Und die unmittelbare Selbstbeobachtung ergibt, daß auf das Dreieck die Prädikate gleichseitig und ungleichseitig zugleich passen, und sie ergibt analog, daß eine bestimmte, innerlich oder auch äußerlich wahrgenommene Bewegung ohne Geschwindigkeit und Richtung besteht usw. Sie ergibt eben u. U. das Unmöglichste und Ungeheuerlichste und zeigt dadurch nur, was für eine unzuverlässige und schwierige Sache sie ist. Aber sie zeigt gewiß nicht, daß sich die geometrischen Sätze nicht auf die „Bewußtseinszustände" der genannten Art anwenden lassen. Das ist schon deshalb ausgeschlossen, weil jene sich auf Grund einer angeblichen Selbstbeobachtung ergebenden Aussagen selbst ganz und gar den Charakter geometrischer Sätze, wenn auch gewiß nicht im Sinne von Lehrsätzen der Geometrie, so doch in dem von geometrischen Sachverhalten haben und haben müssen. Denn sie betreffen doch räumliche Eigenschaften an räumlichen Gebilden und würden also eigentlich eine besondere „psychologische" Geometrie etwa nach Art der nicht-euklidischen involvieren.

Oder wird man sagen, die geometrischen Sätze seien überhaupt nur für „abstrakte" Gebilde gültig? sie versagten für die psychische Wirklichkeit um so eher, als sie ja bereits für die physische Welt keine ganz strenge Gültigkeit hätten?

Das wäre nun allerdings der törichteste Einwand. Denn selbstverständlich gelten die geometrischen Sätze mit absoluter Strenge von jeder Welt und jeder Wirklichkeit, auf die sie sich über-

Digitized by Google

haupt sinnvoll anwenden lassen. Freilich gibt es in der realen Außenwelt wahrscheinlich keine streng geraden Linien im Sinne der Geometrie, das hindert aber nicht, daß die nicht oder doch nur annäherungsweise geraden Linien, die es zweifellos gibt, den geometrischen Gesetzen bedingungslos unterstellt sind und durch sie in ihrer Struktur begreiflich gemacht werden können — u. a. auch nach Maßgabe der von den echten geraden Linien geltenden Sätze. Das überträgt sich natürlich auf alle geometrischen Gebilde.

Und so werden denn auch die geometrischen Gebilde der „psychischen Wirklichkeit", die „Bewußtseinstatsachen", welche geometrische Eigenschaften aufweisen, den geometrischen Sätzen unterworfen sein.

IV. Bemerkungen über Selbstbeobachtung.

§ 15. Der primäre Gegenstand der Selbstbeobachtung ist nicht notwendig psychischer Natur.

Wir müssen noch etwas genauer ein Mißverständnis zurückweisen, das unsere Betrachtungen in der Tat nahelegen.

Sieht es nicht so aus, als wollten wir die psychologische Wahrnehmung und Beobachtung in ihrer Bedeutung ganz zurückdrängen zugunsten einer solchen von „außerpsychischen Gebilden" mit u. a. räumlichen Beschaffenheiten?

Nun läßt sich ja allerdings noch von einer Wahrnehmung und Beobachtung von Gefühlen, Urteilsakten, Erinnerungsvorgängen usw. reden. Und es wird wohl niemand unsere Ausführungen so verstanden haben, als wollten wir dergleichen leugnen oder herabsetzen. Das Mißverständnis kann nur die psychologische Perzeption betreffen, die den realen äußeren Gegenständen zugewandt ist oder solchen, die ihnen jedenfalls irgendwie verwandt sind. Es handelt sich also um Fragen, die sich mehr oder minder entfernt um das Problem der sogenannten sinnlichen Wahrnehmung gruppieren. Es handelt sich um Gegenstände, die jedenfalls ihrer Natur nach und gemäß der Gattung, zu der sie gehören, „sinnlich" wahrgenommen werden können. Dahin gehört offenbar die Rose und der Buchstabe des Müllerschen Beispiels — im schroffsten Gegensatze zu den psychischen Vorgängen des Wahrnehmens, Vorstellens, Bemerkens, Unterscheidens, kurz allem dem, was Stumpf „Funktionen" und was andere „Akte" genannt wissen wollen.

Nun ist die Sachlage aber doch nicht so, daß die Wahrnehmung und Beobachtung außerpsychischer Gegenstände nicht u. U. zugleich etwas einschließen könnte, was im weiteren Sinne durchaus ein Recht hat, Selbstwahrnehmung oder Selbstbeobachtung genannt zu werden. Der Irrtum, auf dessen Bekämpfung wir es abgesehen haben, ist vielmehr allein dieser: Selbst-

Digitized by Google

beobachtung (und Selbstwahrnehmung) — so sagt man — ist auf Psychisches gerichtet, auf psychische Gegenstände. An den sogenannten Erinnerungsbildern und Vorstellungsbildern überhaupt lassen sich Beobachtungen und Feststellungen machen, die unzweifelhaft den Charakter von Selbstbeobachtungen und „inneren" Wahrnehmungen an sich tragen. Also müssen diese „Bilder" psychische Gegenstände sein. Psychische Gebilde, die unmittelbar wahrnehmbar gegeben sind, können aber natürlich allein Bewußtseinsinhalte oder Bewußtseinszustände sein — ein etwaiges „unbewußtes" Psychisches würde, wenn man es annehmen wollte und wenn es in irgendeinem Sinne das wäre, was sein Name besagt, ohne allen Zweifel nicht wahrnehmbar oder gar beobachtbar gegeben sein dürfen. Es bleibt also anscheinend nichts anderes übrig als den fraglichen „Vorstellungsbildern" den Charakter der Bewußtseinszustände zuzusprechen — auch wenn sie an sich unzweifelhaft geometrische Gebilde sind. Ich sage nun nicht, daß dieser Gedankengang irgendwo explizit so ausgesprochen wäre. Implizit liegt er aber sicher der verbreiteten Meinung zugrunde, die in anscheinend bestem Einvernehmen mit der experimentellen Praxis zu einer so weiten Fassung des Begriffes der Bewußtseinszustände geführt hat, wie sie doch eben fast allgemein üblich ist. Vor allem dürfte es gerade dieser Gedankengang sein, der die so nahe liegenden Bedenken gegen den eigentümlichen Sprachgebrauch — nach welchen z. B. auch jede Märchenfigur ein Bewußtseinszustand sein müßte — zum Schweigen bringt, während es doch wahrlich keiner schwierigen Überlegungen bedarf, um einzusehen, daß z. B. ein Märchenschloß eben ein Schloß ist[1]) und kein Bewußtseinszustand.

Es ist nun gewiß richtig, daß alle Selbstbeobachtung auf Psychisches gerichtet sein muß. Und nicht minder richtig ist es, daß sich echte Selbstbeobachtungen an dem, besser an der Hand dessen machen lassen, was man „Vorstellungsbilder" zu nennen pflegt. Trotzdem folgt daraus nicht, daß diese „Bilder" selbst — unmittelbar als das genommen, als was sie sich geben — psychischer Natur sind oder gar Bewußtseinszustände.

Der Trugschluß, der dabei vorliegt, ist genau analog dem folgenden: Alle physikalische Beobachtung ist gewiß auf Physisches, auf Tatsachen der physikalischen Wirklichkeit gerichtet. Am Grün der Wiese lassen sich echte physikalische Beobachtungen machen: also wäre das Grün der Wiese eine Tatsache der physikalischen Wirklichkeit.

Es ist aber natürlich gar nicht richtig, daß das, woran sich

[1]) Nicht dadurch, daß das eine ein Bewußtseinszustand ist, das andere nicht, unterscheidet sich Märchenschloß und Schloß eines bestimmten residierenden Fürsten, sondern dadurch, daß dem einen das Merkmal (die kategoriale Bestimmung) „wirklich" zukommt, dem anderen nicht. Vgl. das folgende.

Digitized by Google

bestimmte Beobachtungen machen lassen, zugleich auch ein Gegenstand desjenigen Gebietes sein muß, an dessen Herausarbeitung und Klarstellung sie letzten Endes interessiert sind. Physikalische Beobachtungen sind letzten Endes gewiß auf die Herausarbeitung der (realen) physikalischen Tatsachen und der ihnen eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten gerichtet. Darin allein besteht ihre Eigenart und ihre Aufgabe. Das hindert aber nicht im mindesten, daß sie sich zunächst auf etwas beziehen, was an und für sich keine physikalische Tatsache ist oder der realen physikalischen Welt nicht angehört, wie eben dem phänomenalen Grün der Wiese. Denn dieses wird ja wohl niemand als eine Realität der physikalischen Welt auffassen, so gewiß es räumliche Eigenschaften aufweist und so gewiß es insofern auch als physisch bezeichnet werden könnte, wenn man nämlich — was durchaus nicht sinnlos wäre — alles, was, ohne selbst ein bloßes Raumgebilde zu sein, doch räumliche Bestimmungen enthält, physisch nennen wollte. Nur eben real ist es nicht in der physischen Welt vorhanden — wenigstens müssen wir dies, wenn wir der physikalischen Wissenschaft Glauben schenken, unbedingt annehmen.

Trotzdem nun kann ich mich „physikalisch", d. h. in der Einstellung des Physikers, auf das Grün und auf die Farben überhaupt richten; ja, ich muß dies sogar tun, wenn anders ich nur eben zu dem dem eigentlich physikalischen Gebiet Angehörigen gelangen will, das als Realität eben diesen Farben zugrunde liegt. Ich finde durch Beobachtung eines außerhalb des eigentlichen physikalischen Gebietes Liegenden echte physikalische Tatsachen und Gesetze. Und es besteht jedenfalls prinzipiell immer die Möglichkeit, sie auf diese Weise zu finden. Weiß ich das nun, so kann ich mich in analogen Fällen einem jeden solchen außerhalb des physikalischen Gebietes Liegenden gegenüber von vornherein auf echt Physikalisches und seine Beobachtung einstellen.

Und genau so kann ich mich auch einem außerhalb des psychologischen Gebietes Liegenden gegenüber dennoch auf psychologische Beobachtung einstellen.

Das gilt schon von der äußeren, der sogenannten sinnlichen Wahrnehmung und selbst von zweifellos „physischen" Gegenständen. Es braucht hier nur an Vergleichungen, Schätzungen und Messungen erinnert zu werden. Die Höhe eines Berges kann ich zunächst in naturwissenschaftlicher Einstellung schätzen: es ist dann der Berg dasjenige, worüber ich ein bestimmtes Wissen erlangen will. Ich nehme meine Schätzungsfähigkeit als Invariante. Genau dieselbe Schätzung kann ich aber auch in psychologischer Einstellung vornehmen, indem ich die Höhe des Berges als Invariante betrachte. Jetzt ist es meine Schätzungsfähigkeit, über die ich ein bestimmtes Wissen erlangen will. Das hindert aber gewiß nicht, daß ich in beiden Fällen unmittelbar

Digitized by Google

auf einen Gegenstand der Außenwelt gerichtet bin: in beiden Fällen ist es ja der Berg, den ich beurteile und den ich folglich zuerst einmal „erfaßt" haben muß. Nur weil ich mir auf Grund anderweitigen Wissens von vornherein im Klaren bin, daß das am Berge Erfaßte und über ihn Festgestellte nicht lediglich vom Berge selbst abhängig ist, sondern von gewissen dem auffassenden Ich zugehörigen Faktoren: nur deshalb und nur insofern kann ich hier mit einem gewissen Recht von Selbstwahrnehmung und Selbstbeobachtung reden.

Das, was ich wahrnehme, ist ein ganz und gar Außerpsychisches: in all den Eigenschaften und Beziehungen, durch die es sich mir unmittelbar genommen kennzeichnet, findet sich nichts Psychisches, nichts, was die mit allen räumlichen Bestimmungen unverträglichen Beschaffenheiten eines Erlebnisvorgangs oder sonstigen psychischen Zustandes haben könnte. Trotzdem weiß ich nun bei dieser meiner Wahrnehmung zugleich aufs bestimmteste, daß gewisse Eigenschaften dieses Außerpsychischen — so sehr sie sich mir unmittelbar als außerpsychische Eigenschaften darstellen — doch nicht allein von diesem Außerpsychischen, sondern zugleich sekundär vom jeweils erfassenden Subjekt abhängen. Ich nehme also etwas wahr, von dem ich weiß, daß es innerhalb gewisser Grenzen vom wahrnehmenden Subjekt abhängig und mithin auch für dieses Subjekt irgendwie charakteristisch sein muß. Die Wahrnehmung von solchen für das wahrnehmende und überhaupt „erfassende" Subjekt charakteristischen Eigenschaften außerpsychischer (genauer als außerpsychisch gegebener) Gegenstände kann ich aber recht gut Selbstwahrnehmung nennen. In unserem Falle wäre der wahrgenommene Berg der zweifellos außerpsychische Gegenstand, die für das erfassende Ich charakteristische (an sich außerpsychische) Eigenschaft seine geschätzte und, wenn sich die Schätzung speziell auf Wahrnehmung gründet, auch seine wahrgenommene Größe.

Oder man nehme den Fall eines monokular Farbenblinden, der befähigt ist unmittelbare Feststellungen über die von ihm wahrgenommenen Farben zu machen. Ohne Zweifel stellen sich ihm diese Farben wie alle Farben als außerpsychische Gegenstände dar: genauer als Eigenschaften von zweifellos physischen Gegenständen: das Grün ist — so genommen, wie es sich unmittelbar gibt — eine Eigenschaft der Wiese und ganz gewiß nicht des auffassenden Subjekts.

Trotzdem weiß der Beobachter, daß diese an sich außerpsychischen Farben vom wahrnehmenden Subjekt — das heißt in diesem Falle von seiner psychischen und psychophysischen Organisation — in bedeutsamer Weise abhängig sind. Er nimmt mithin in den als physisch gegebenen Farben zugleich einen für seine psychologische Organisation charakteristischen Tat-

Digitized by Google

bestand wahr: er macht in diesem Sinne, freilich auch nur in diesem Sinne, eine Selbstwahrnehmung. Das wird in besonders ausgesprochenem Maße Geltung haben, wenn er von Anbeginn auf jene Beziehungen zur psychophysischen Organisation eingestellt ist.

Man sieht leicht, daß das nicht bloß vom monokular Farbenblinden gilt, sondern von jedem, der überhaupt Farben wahrnimmt oder beobachtet: er kann sie eben stets unter psychologischen Gesichtspunkten beobachten. Und man sieht weiter, daß sich das Gesagte auch auf andere außerpsychische Tatbestände überträgt: auf Mehrheiten physischer Gebilde etwa oder auf räumliche Gestalten. Das, was man Eindruck einer bestimmten Anzahl, Gestalteindruck, Bewegungseindruck nennt, gehört ganz und gar hierher.

§ 16. Selbstbeobachtung besagt mehr als Erlebnisbeobachtung. Mehrdeutigkeit des Wortes „Eindruck".

Gehen wir hierauf noch etwas genauer ein. Ich nehme eine bestimmte gerade Linie wahr: indessen in Wirklichkeit ist diese Linie nicht gerade, sie ist vielmehr gekrümmt, nur liegt ihre Krümmung unterhalb der „Geradheitsschwelle". Infolgedessen bemerke ich im unmittelbaren „Eindruck" nichts von der Krümmung. Ich „sehe" die „in Wirklichkeit" krumme Linie als gerade: ich sehe die Geradheit wie ich auch in anderen Fällen die Krümmung „sehe".[1]) Vielleicht weiß ich aufs genaueste, daß in Wirklichkeit die Geradheit nicht vorhanden ist. Aber dieses Wissen vermag meinen unmittelbaren Eindruck nicht im mindesten zu ändern. Er bleibt durchaus der einer geraden Linie trotz dieses Wissens. Und ich kann auf Grund von Eindrücken solcher Art Schwellenbestimmungen vornehmen und andere psychologische Untersuchungen anstellen.

Wir sagten nun: es liegt in dergleichen Fällen „Selbstbeobachtung" vor. Aber natürlich nur, wenn wir die Selbstbeobachtung so weit fassen, wie wir es vorhin getan haben; sicher aber ist dann diese „Selbstbeobachtung" keine Erlebnisbeobachtung. Sie ist es so wenig, als die Beobachtung eines Vogels oder einer Lampe eine Erlebnisbeobachtung ist. Denn so wenig wie ein Vogel oder eine Lampe ist eine gerade Linie ein Erlebnis. Die Gerade besitzt ganz und gar keine psychologischen Eigenschaften, sie ist ein geometrisches Gebilde und — sofern sie lediglich als Gerade betrachtet wird — nur ein geometrisches Gebilde. Und wenn ganz allgemein von der Geraden gesagt wird: „sie besitzt nicht nur als geometrisches Gebilde gewisse ausgezeichnete Eigenschaften, sie ist auch psychologisch ausgezeichnet",[2]) so

[1]) Vgl. Bühler, Die Gestaltwahrnehmungen. Bd. 1, 1913 S. 69.
[2]) A. a. O. S. 71.

Digitized by Google

ist das zum mindesten ein irreführender Ausdruck. Denn es legt die Auffassung nahe, die Gerade sei etwas, das außer seinen geometrischen auch noch psychologische Eigenschaften habe. Ja ich darf nur unter besonderen Voraussetzungen sagen und es nicht im nächstliegenden Wortsinne verstehen, daß sich die Gerade als solche unter psychologischen Gesichtspunkten betrachten läßt.

Nehmen wir, um hierüber zur vollen Klarheit zu kommen, eine naheliegende Analogie. In einer photographischen Kamera werde auf der Platte von einer leicht gekrümmten Linie ein Bild entworfen. Dieses Bild stelle jedoch infolge gewisser Fehler in der Konstruktion des Apparates eine gerade Linie dar. Dann ist das auf der Platte Befindliche natürlich an und für sich betrachtet nur eine gerade Linie. Ich kann sie jedoch mit der wirklichen Linie, die ihr „zugrunde liegt" vergleichen, und wenn ich dann einen Unterschied finde und weiß, daß er nur durch die Konstruktion des Apparates bedingt sein kann, so besitze ich in der Größe dieses Unterschiedes offenbar eine für die Konstruktion des Apparates charakteristische Größe.

Nun soll das Kamerabild hier nicht etwa dem Netzhautbild entsprechen, sondern — weniger grob — dem gesehenen Gegenstande.[1]) Die Analogie trifft auch dann zu. Genau so wie ich aus dem Vergleiche von Kameralinie und wirklicher Linie eine für die Konstruktion des Apparates charakteristische Größe erhalte, genau so erhalte ich aus dem Vergleiche von gesehener und wirklicher Linie eine für meine psychologische Organisation charakteristische Größe. Und genau so wenig wie ich im ersten Falle unmittelbar eine Beobachtung der Kamera gemacht habe, habe ich im zweiten Falle eine Erlebnisbeobachtung gemacht. In beiden Fällen habe ich nur Linien wahrgenommen.

Das ist allerdings richtig: ich habe beidemal an den Linien ein Moment beobachtet, das für etwas in Frage kam, das an und für sich nichts mit den Linien zu tun hatte. Und ich kann die Beobachtung von vornherein unter einem solchen Gesichtspunkt unternehmen. Ich kann die Kameralinie betrachten in der vollbewußten Absicht, die an ihr festgestellten Eigenschaften zum Zweck der Kameraprüfung zu verwenden: ja ich kann auch ohne eigentliche Beobachtungsabsicht schon die schlichte Wahrnehmung der Linie erleben in der „Einstellung" auf eine Prüfung der Kamerakonstruktion. Und genau so kann im anderen Falle schon bei der einfachen Wahrnehmung die Einstellung auf psychologische und psychophysische Feststellungen bestehen.

Das hindert aber nicht im mindesten, daß ich doch eben in beiden Fällen nur Linien wahrgenommen habe, keineswegs aber etwas von Kamerakonstruktion, keineswegs auch etwas Psychophysisches oder Psychologisches. Und die Gerade auf der Kamera-

[1]) Genauer: dem da (individuell, einmalig) vorliegenden Gegenstande, so wie ich ihn sehe.

Digitized by Google

platte erhält dadurch, daß sie sich an dieser Stelle befindet, ebensowenig für die Kamera charakteristische Eigenschaften, als die gesehene Gerade (d. h. das als Gerade Gesehene) psychologische Eigenschaften hat. Psychologisch sind allein die besonderen Umstände, die dahin wirken, daß etwas, das „an sich" nicht gerade ist, dennoch als gerade gesehen wird. In Hinblick auf diese besonderen Umstände kann ich dann freilich die gesehene Gerade betrachten. Nur wird dadurch gewiß nicht „die" Gerade, d. h. die Gerade überhaupt zu etwas in psychologischer Hinsicht Ausgezeichnetem. Die Gerade als solche hat nie und nimmermehr psychologische, sie hat auch keine Kamera-, keine optischen Eigenschaften, sie hat dergleichen ebensowenig wie zoologische oder rassenbiologische, sondern sie hat ganz allein geometrische Eigenschaften, d. h. Eigenschaften von der Art, wie sie geometrischen Gebilden zukommen. Nun kann ich schließlich alles mit allem in Beziehung setzen: also auch die Gerade mit psychologischen oder psychophysischen Tatsachen. Ich kann in unserem speziellen Falle die Gerade als ein ideelles Gebilde auffassen, als einen „allgemeinen Gegenstand", von dem einzelne Exemplare vorkommen, die eine rein phänomenale Existenz haben und denen in der realen Welt Gebilde „zugrunde liegen", die ihrerseits keine Geraden sind. Ich kann dann weiter die gesetzmäßigen Bedingungen aufsuchen, die für dieses „Zugrundeliegen" maßgebend sind, und ich kann endlich diese Bedingungen in psychophysischen und psychologischen Tatsachen begründet finden. In diesem Sinne darf ich dann wohl auch sagen, ich habe „die" Gerade unter psychologischen Gesichtspunkten betrachtet. Die wahrgenommene (und überhaupt die phänomenale) Gerade ist auf diese Weise zu einem „psychologisch relevanten" Gegenstande geworden — wie wir uns früher schon gelegentlich ausdrückten. In ganz analoger Weise könnte u. U. die Gerade auch physiologisch und rassenbiologisch relevant werden — nie aber wird sie dadurch selber zu etwas Psychologischem, Physiologischem oder Biologischem und also auch nicht zu etwas das Schwellenwerte oder sonstige psychologische Eigenschaften hat.

Man wird uns doch nicht sagen wollen, wir verwechselten den Eindruck der Geraden oder der Geradheit mit der Geradheit selbst. Es ist freilich eine sehr bequeme und deshalb auch ganz unentbehrliche Formulierung, wenn gesagt wird: die Geometrie und die ihr verwandten Wissenschaften (wie etwa die Gegenstandstheorie) haben es mit den räumlichen Gebilden als solchen zu tun, die Psychologie mit dem Eindruck, den sie auf das erlebende Individuum machen. Richtig ist das aber nur dann, wenn das Wort Eindruck hier als eine kurze Umschreibung dessen gefaßt wird, was wir soeben genauer als den Gegenstand des psychologischen Interesses bei Untersuchungen über die Wahrnehmung geometrischer Gebilde zu kennzeichnen suchten.

Digitized by Google

Aber das Wort Eindruck ist nicht eindeutig. Der Eindruck der Geraden könnte zunächst den Bewußtseinszustand kennzeichnen, den Akt, den ich erlebe, wenn ich die Gerade wahrnehme oder sonstwie erfasse.

Ist dieser Bewußtseinszustand gemeint, wenn ich sage, der Eindruck dieses hier vorliegenden Gebildes, der ein Geradheitseindruck sei, entspräche nicht den diesem Gebilde wirklich zukommenden Eigenschaften oder auch umgekehrt: Gegenstand und Eindruck hätten dieselben Eigenschaften? Oder wenn ich von demselben Eindruck sage, er sei eben merklich von einem anderen Eindruck verschieden u. dgl. m.? Ich denke, man wird nur mit Nein antworten können. Es hat doch nicht den mindesten Sinn, von einem Bewußtseinszustande zu reden, dem dieselben Eigenschaften zukommen wie einer geraden Linie, und nicht daß ein Bewußtseinszustand, ein (selbständiger oder unselbständiger) Teil meines Bewußtseinsstromes eben merklich von einem anderen Teil meines Bewußtseinsstromes verschieden ist, will ich sagen, wenn ich zwei gesehene Linien miteinander vergleiche, sondern natürlich, daß diese Linien selbst voneinander verschieden sind.

Gewiß ist auch der Bewußtseinszustand, der eine Gerade erfaßt, ein anderer als der, in dem eine Kurve vorstellig wird; aber weit entfernt zur Charakteristik der Gegenstände etwas aus den Eigenschaften der Bewußtseinszustände beitragen zu können, sind wir vielmehr ganz und gar auf die Gegenstände angewiesen, um die Eigenart der Bewußtseinszustände zu kennzeichnen. Der Bewußtseinszustand, in dem eine Gerade erfaßt wird, bezieht seine Besonderheit und die ihn spezifisch charakterisierende Gesetzmäßigkeit aus nichts anderem als eben der Eigentümlichkeit, durch die er uns befähigt, uns in eindeutiger Weise auf eine Gerade zu richten.

Also: der Eindruck ist die phänomenale Gerade selbst im Gegensatz zur realen.

V. Der Erlebnisstrom und sein Gegenstück. Akt und Gegenstand.

§ 17. Ist die Grenze zwischen Psychischem und Nichtpsychischem variabel?

Man wird vielleicht solchen Betrachtungen entgegenhalten, daß die phänomenale Gerade trotzdem als psychische Tatsache betrachtet werden könne: es sei dazu eben nur nötig, einen anderen Begriff des Psychischen zugrunde zu legen als den hier vorausgesetzten.

Darauf können wir wieder nur entgegnen, was wir auf einen ähnlichen Einwand bereits entgegnet haben, nämlich, daß es freilich niemand benommen bleibt, einen anderen Begriff des Psychischen anzusetzen. Nur darf dieser Begriff nicht mit allen sonst

Digitized by Google

anerkannten Begriffen in Widerspruch geraten. Gewiß: mag man von immerhin psychischen Gebilden mit geometrischen Eigenschaften reden. Dann muß man sie aber auch als Gebilde behandeln, denen Bestimmungen, die mit diesen Eigenschaften in Widerspruch geraten würden (oder mit ihnen unverträglich sind), nicht zukommen dürfen. Hiergegen fehlt man aber schon, wenn man die fraglichen psychischen Gebilde als Bewußtseinszustände oder gar Bewußtseinserlebnisse bezeichnet. Eine Gerade ist kein Zustand, also auch kein Bewußtseinszustand. Und sie ist erst recht kein Ereignis oder Geschehnis: denn als solche müssen ja doch wohl die Erlebnisse gelten. Noch viel verkehrter ist es natürlich, wenn man von vornherein aus der Tatsache, daß es sich im Falle der geometrischen und phoronomischen Phänomene um Bewußtseinsgebilde handelt, den Schluß zieht, daß für sie andere als geometrisch-phoronomische Gesetze gelten könnten und vielleicht sogar solche, die mit dieser Art Gesetzmäßigkeit unverträglich sind. Das ist aber gerade der Fall, auf den es uns hier ankommt und auf den wir unser Augenmerk von vornherein gerichtet haben.

Indessen, wenn man Phänomen und psychisches Gebilde gleichsetzt, scheint man doch noch etwas anderes zu meinen, nämlich, daß das Phänomen einerseits und der Bewußtseinszustand, durch den es gegeben ist, andererseits genau genommen ein Ganzes, eine einzige reale Einheit unabtrennbarer Teile bilden und daß wir, um das eine oder das andere zu betrachten, eine Abstraktion vornehmen müssen. Man stellt sich die Sache so vor, als bedeute die gegenständliche Schicht gewissermaßen die Außenseite, die Bewußtseinsschicht die Innenseite dieser Einheit. Dadurch wird es dann einigermaßen willkürlich, welche Teile man noch nach außen rechnen will und welche nach innen. Wundts Lehre vom Vorstellungsobjekt konnte eine solche Auffassung nur begünstigen. Und ist es nicht wirklich bei einer Reihe von Eigenschaften willkürlich, ob man sie den äußeren Objekten zurechnen will oder dem Bewußtsein? Sollte dies nicht doch vielleicht von Eigenschaften wie Klarheit und Deutlichkeit, Bestimmtheit, Eindringlichkeit, Intensität gelten, vielleicht auch von Farben, Tönen und den übrigen „Sinnesqualitäten"?

Ich erwidere: Gewiß wird es in einzelnen Fällen Schwierigkeiten machen, anzugeben, in welches der beiden Gebiete die fraglichen Eigenschaften gehören, Schwierigkeiten, die nur zu begreiflich sind, wo wie hier die Unzulänglichkeit der sprachlichen Bezeichnungsweise eine so große ist und die Wissenschaft in diesen Fragen oft noch kaum sehr weit über die Einstellung der Vulgärpsychologie hinausgekommen ist. Aber die tatsächlichen Schwierigkeiten dürfen natürlich nicht verkennen lassen, daß die Scheidung der beiden fraglichen Gebiete eine essentielle ist und deshalb keinerlei Willkür zuläßt. Es verhalten sich diese Ge-

Digitized by Google

biete auch keineswegs wie die nach außen und nach innen zu gelegenen Teile eines körperlichen Gegenstandes, sondern eher wie das Außen und das Innen selbst und jedenfalls wie etwas im absolutem Sinne Verschiedenes. Eine bis zu Ende geführte Analyse wird das stets ergeben.

So könnte man etwa folgenden Einwand machen: Es ist doch offenbar eine bloße Redefigur, wenn man von einer frohen und heiteren oder einer trübseligen Landschaft redet oder auch von dem frohen Schimmer, der über eine Stadt gebreitet ist.[1]) Vor solchen Redefiguren sind wir aber niemals sicher. Wer sagt mir denn, daß etwa die Intensität der Farbe eines beliebigen außerpsychischen Gebildes, z. B. des leuchtenden Gelbs des Fußes meiner Schreibtischlampe, nicht gerade so wie jener frohe Schimmer unmittelbar „subjektiv" ist und also meinem eigenen unräumlichen Erlebnisstrom angehört? Der frohe Schimmer — so wird man sagen — ist natürlich mein eigener Frohsinn, mein frohgestimmtes „Ich", das ich beim Anblick der Stadt oder der Landschaft erlebe. Und ganz analog ist auch die Farb-Intensität des räumlichen Gegenstandes die Intensität meines „empfindenden" Erlebens: mein „Eindruck" im Sinne meines Mich-beeindruckt-Fühlens oder Empfindens ist es, dem die Intensität zukommt und allein zukommt. Nur weil ich zugleich mit diesem intensiven Empfinden das räumliche Ding als gegeben erlebe, beziehe ich es in figürlicher Rede auf das Ding und seine Eigenschaften.

Indessen: so ist es doch tatsächlich keineswegs. So ist es nicht einmal im Falle der heiteren Landschaft. Es ist eine Fälschung dessen, was man den „deskriptiven Tatbestand" zu nennen liebt, wenn gesagt wird, ich erlebe dabei bloß einerseits die Landschaft und andererseits mit ihr zugleich die eigene Heiterkeit: denn ich kann zunächst — wie ja auch von anderer Seite schon oft genug betont wurde — diese beiden Erlebnisse zugleich haben, ohne daß darum im mindesten Landschaft und Heiterkeit für mich in unmittelbare Beziehung gesetzt würden, sei es auch nur in dem Sinne, daß die Landschaft die „Voraussetzung" meines Gefühls oder meiner Stimmung abgäbe. Ich kann froh oder freudig sein und dabei die Landschaft wahrnehmend oder vorstellend erleben, ohne daß dabei mein Frohsein ein Frohsein über, meine Freude eine Freude an der Landschaft zu sein braucht.

Aber wir müssen noch weiter gehen: von der Freude an der Landschaft ist der frohe oder heitere Schimmer, der über sie gebreitet ist, wohl zu unterscheiden. Ich kann die Heiterkeit der Landschaft wahrnehmen ohne selbst heiter zu sein, ja ich kann den Gegensatz meiner eigenen Stimmung zu der in der Landschaft

[1]) Vgl. M. Geiger, Das Bewußtsein von Gefühlen. Münchener philos. Abh. Leipzig 1911. S. 146 ff.; derselbe, Zum Problem der Stimmungseinfühlung. Zeitschr. f. Ästh. VI S. 28 ff.

Digitized by Google

liegenden in einer solchen Weise erleben, daß sich als Folge eine Steigerung meiner eigenen traurigen Stimmung ergibt.

Wir dürfen auch nicht zu freigebig von „Einfühlungstheorien" Gebrauch machen. Sie bergen die Gefahr, daß die Heiterkeit der Landschaft allzu selbstverständlich als unsere eigene Heiterkeit gefaßt wird. Denn wie es sich auch damit verhalten mag, schwerlich läßt sich die Annahme rechtfertigen, daß sie das Primäre sei. Sondern: Heiterkeit einer Landschaft bedeutet zunächst nur eine gewisse eigentümliche Beschaffenheit der Landschaft selbst.

Die Landschaft ist heiter, sie zeigt, sie verrät Heiterkeit, sie hat Eigenschaften, in denen sich etwas ausdrückt, das wir aus irgendwelchen Gründen Heiterkeit nennen.

Die Landschaft ist dem erlebenden Subjekt unmittelbar als etwas von seinem Erlebnisstrom Getrenntes gegeben, als etwas, das allem, was als selbständiger oder unselbständiger Teil dieses Erlebnisstromes angesehen werden kann, selbständig, d. h. als eine abtrennbare Einheit gegenübersteht: es schließt, sobald wir uns nur eben lediglich an das unmittelbar Gegebene halten, d. h. auf alles kausale Interpretieren verzichten, keinerlei Widersinn ein, die Landschaft mit all' den Eigenschaften, die wir an ihr vorfinden, weiter bestehend zu denken, während das Subjekt und sein Erlebnisstrom verschwindet. Da die Heiterkeit eine von diesen Eigenschaften ist, so kann keine Frage sein, daß sie nicht zum Erlebnisstrom gehört. Sie gehört in der Tat so wenig dazu, wie die Eigenschaft räumlicher und sonstiger dinglicher Beziehungen, die wir die Heiterkeit oder den Heiterkeitsausdruck eines menschlichen Gesichtes nennen, zum Erlebnisstrom dessen gerechnet werden darf, der dieses Gesicht erblickt.

§ 18. Das (intentional) Gegebene als „dritte" Schicht. Gesetz der Schichtenunabhängigkeit.[1])

Ich weiß: man stellt gern die Gegenfrage, wo in aller Welt denn Gegenstände mit Eigenschaften, wie den hier erörterten, hingehören sollen, wenn sie weder in dem Gebiet der Erlebnisse noch in dem der realen Außenwelt unterzubringen sind. Aber diese Frage enthält eine petitio principii, eine durch nichts gerechtfertigte Hypothese: daß es nämlich außer dem Erlebnisstrom einerseits und der realen Außenwelt andererseits nichts mehr gibt. Durch diese Annahme, die zwar den Vorzug der Einfachheit, sonst aber keinen anderen hat, verschließt man sich von vornherein den klaren Zugang zu den Problemen. Es gibt eben tatsächlich mehr als nur jenes beides. Schon das Reich der Dispositionen zu künftigen (wie auch das sich mit ihm nicht vollständig deckende der Spuren vorangegangener) Erlebnisse muß, da ihm ganz zweifellos psychische Eigenschaf-

[1]) Vgl. hierzu Abschnitt VIII.

Digitized by Google

ten[1]) zukommen, von der realen Außenwelt ebensosehr unterschieden werden wie von den aktuellen Erlebnissen[2]) — wobei natürlich über die Art der Beziehung, die diese Dispositionen zur realen Außenwelt (in diesem Falle zum Leibe des erlebenden Subjektes) haben, gar nichts ausgesagt ist. Indessen diese Scheidung hat uns hier nicht in erster Linie zu interessieren. Um so wichtiger ist die andere: vom jeweils aktuellen Erlebnisstrom scheidet sich durchweg eine mit ihm zwar — durch die intentionale Beziehung — verbundene, aber ihm gleichwohl selbständig gegenüberstehende Schicht ab.

Der Unterschied der beiden Schichten ist so ausgeprägt, daß er sich gar nicht verkennen läßt, wenn man nur überhaupt erst gelernt hat, die Aufmerksamkeit auf ihn zu richten.

Den realen Erlebnisstrom bildet lediglich die Gesamtheit der aufeinanderfolgenden Erlebnisse, die einmal gerade so gegenwärtig waren, wie das jetzt aktuelle Erlebnis oder die jetzt aktuelle Gesamtheit von Erlebnissen. Die Erlebnisse nehmen wir dabei hier, wie immer, als ausschließlich qualitativ und zeitlich bestimmte Bewußtseinsvorkommnisse, in ständigem Fließen begriffen.

Bleiben wir nun zunächst nur bei den Bewußtseinsvorkommnissen oder Erlebnissen. Gehören alle einem erlebenden Subjekt u. U. gegebenen Erlebnisse seinem realen Bewußtseinsstrom an? Offenbar nicht. Zunächst könnte dabei an die Erlebnisse fremder Subjekte gedacht werden, die ja offenbar auch gegeben sein können; wir meinen aber noch etwas näher liegendes.

Es handle sich um ein Erinnerungserlebnis. Und zwar soll das, woran Erinnerung stattfindet, d. h. der Gegenstand der Erinnerung, ebenfalls lediglich ein Erlebnis sein: ein Erlebnis also, das mit dem unmittelbaren Eindruck gegeben ist, daß es früher schon einmal erlebt wurde.

Wie ist hier die Sachlage? Nun offenbar gehört das gebende Erlebnis, das Erlebnis, das selbst intentional erfaßt, dem realen Erlebnisstrom an: das liegt in seiner Natur als jetzt aktuelles Erlebnis. Es gilt aber durchaus nicht ohne weiteres von seinem Gegenstande. Es besteht ja die Möglichkeit einer Fehlerinnerung: unbeschadet des Charakters der Erinnerungsgegebenheit

[1]) Nämlich die Eigenschaft, unter gewissen Umständen aktuelle Erlebnisse auftreten zu lassen: die psychische Disposition zum Roterlebnis läßt u. U. das Roterlebnis nebst dem ihr „gekoppelten" (S. 157) empfundenen Rot aktuell werden.

[2]) Die Einsicht, daß es sich hierbei in erster Linie um Psychisches handelt, das ein Recht hat zunächst als solches anerkannt zu werden, beginnt erfreulicherweise auch innerhalb der experimentellen Psychologie mehr und mehr an Boden zu gewinnen. Am weitesten geht hier wohl E. Becher, der mit großer Eindringlichkeit und Klarheit die völlige Unzulänglichkeit aller physiologischen Dispositionstheorien gezeigt hat. Vgl. Gehirn und Seele (1911) und Arch. f. d. ges. Psych. 35. S. 125 ff.

Digitized by Google

kann das erinnerte Erlebnis u. U. nicht stattgefunden haben. Das heißt aber natürlich nach unserer Definition: es gehört dem realen Erlebnisstrom nicht an. Gehört es aber darum, so genommen, wie es sich gibt, etwa der realen Außenwelt an? Doch wohl nicht. Da es gleichwohl etwas anderes ist als ein bloßes Nichts, so folgt schon daraus ohne weiteres, daß es außer realem Erlebnisstrom und Außenwelt noch ein Drittes gibt. Dieses dritte wäre zunächst die Schicht der nicht realen Erlebnisse.

Nun können wir aber keinem erinnerten Erlebnis unmittelbar anmerken, ob es wirklich war oder nicht, ob es also unserem realen Erlebnisstrom vielleicht nicht angehörte. Dann müssen wir doch wohl hieraus den Schluß ziehen, daß alle erinnerten Erlebnisse, so wie sie unmittelbar gegeben sind, nicht schon von vornherein kraft dieser ihrer unmittelbaren Gegebenheit als wirklich angesehen werden dürfen. Sie sind erinnert und sie sind vielleicht auch wirklich, aber sie sind nicht darum wirklich, weil sie erinnert sind. Die Wirklichkeit kommt dem Erinnerten nicht als ihm wesentlich zugehörige Eigenschaft zu. Ein Erinnertes, von dem sich herausstellt, daß es nicht wirklich war, bleibt darum doch nach wie vor ein Erinnertes. Das ist ja eben gerade der eigentümliche Tatbestand der Erinnerungstäuschung, daß mir in der Weise einer echten Erinnerung etwas gegeben ist, das ich doch tatsächlich nicht erlebt habe, das also nicht wirklich war. Damit hört natürlich der gebende Akt durchaus nicht auf, seinerseits ein Erinnerungsakt zu sein — vielmehr eben darin, daß er durchaus ein echter Erinnerungsakt ist, liegt das Merkwürdige und vielleicht Peinliche des Falles.

Ebensowenig hört natürlich dadurch das jeweils Erinnerte als solches auf, sich mir unmittelbar als ein Wirkliches darzustellen:[1]) auch dies gehört zum Wesen der Erinnerung. Aber unsere Fragestellung ist prinzipieller: wir fragen nicht, wie sich das in einem Erinnerungsakte Gegebene uns darstellt, sondern wir fragen vielmehr, ob es zum Wesen oder Sinn der Erinnerungsakte gehört, uns immer nur Wirkliches zu geben, ob es m. a. W. dem Erinnerten als solchem wesentlich ist, wahrhaft wirklich zu sein. Darauf kann billigerweise nur mit Nein geantwortet werden.[2])

M. a. W.: Wenn die Erinnerung (der Akt, das erinnernde Erlebnis) wirklich ist, braucht nicht notwendig auch das Erinnerte

[1]) Dem entspricht die Volkeltsche Erinnerungsgewißheit. Es liegt in der Konsequenz der Ausführungen des Textes, ihr im strikten Gegensatz zu Volkelt wesentliche erkenntnistheoretische Bedeutung abzusprechen. Doch kann hier darauf, wie auf alles spezifisch Erkenntnistheoretische nicht eingegangen werden. Ich beabsichtige das fragliche Problem an anderer Stelle ausführlich zu erörtern. Vgl. J. Volkelt, Die Quellen der menschlichen Gewißheit. 1904.

[2]) Vgl. meine Schrift: Die phänomenale Sphäre und das reale Bewußtsein. Halle 1912 S. 22 ff.

Digitized by Google

(der Gegenstand) wirklich zu sein. Es läßt sich durchaus sinnvoll denken, daß dies nicht der Fall ist. Und es gilt ebenso das Umgekehrte: es kann auch das erinnernde Erlebnis unwirklich sein, ohne daß darum der durch das Erlebnis erfaßte (d. h. erinnerte) Gegenstand wirklich zu sein braucht. Ich kann mir ja offenbar fingierend vorstellen, daß ich in tausend Jahren noch leben und mich an meine heutigen Gedanken, diese jetzt wahrhaft wirklichen Erlebnisse, erinnere. Dann ist das fragliche erinnernde Erlebnis ohne Zweifel unwirklich, es ist ja absichtlich fingiert, das Erinnerte dagegen ist ebenso unzweifelhaft wirklich. Es besteht also eine eigentümliche Wechselbeziehung zwischen der Erinnerung und ihrem Gegenstande. Wenn von den beiden Gliedern eines wirklich ist, braucht es keineswegs auch das andere zu sein.

Es ist also im Falle der Erinnerung durchaus nicht sinnwidrig, daß das gebende Erlebnis und der gegebene Gegenstand verschiedenen „Seinsschichten" angehören: womit wir nur den eben dargelegten Sachverhalt in einem kurzen Ausdruck wiedergeben. Oder — wie wir ebenfalls sagen können — dem Gegenstand einerseits und dem Erlebnis andererseits ist die Zugehörigkeit zur selben Seinsschicht durchaus nicht wesentlich: beide unterliegen dem Gesetz der „Schichtenunabhängigkeit".

§ 19. Die Schichtenunabhängigkeit als Kriterium für die Scheidung von Akt und Gegenstand.

Man sieht nun leicht, daß dieses Gesetz durchaus nicht allein von der Erinnerung gilt. Vielmehr bestätigt es sich — wie wohl keiner weiteren Erläuterung bedarf — bei allem Vorstellen überhaupt. Überall gibt es ja hier den Gegensatz von einem gebenden Erlebnis und einem gegebenen Gegenstande, auf den sich dieses Erlebnis richtet: dieser Gegensatz offenbart sich aber stets am deutlichsten durch unsere „Schichtenunabhängigkeit".

Denn zweifellos könnte die Schichtenunabhängigkeit nicht bestehen, wenn Akt und Gegenstand zusammenfielen. Wir haben daher im Gesetz der Schichtenunabhängigkeit ein Mittel, um festzustellen, ob in einem fraglichen Falle der Gegensatz von (intentionalem) Akt und gegebenem Gegenstand vorliegt oder nicht: ein wichtiges Kriterium der Intentionalität ist also gewonnen.[1])

Muß z. B. im aktuellen Erlebnis einer Freude zwischen einem (individuellen) Erleben einerseits und einer (individuellen) Freude andererseits geschieden werden? Hierauf mit ja antworten hieße natürlich der Verführung des Sprachgebrauchs unterliegen. Das Gesetz der Schichtenunabhängigkeit gilt hier nicht. Die jeweilige

[1]) Ein noch voraussetzungsloseres Kriterium werden wir in § 46 kennen lernen.

Digitized by Google

Freude ist offenbar identisch mit dem freudigen Erlebnis selbst: ich kann beides nur unterscheiden wie selbständige und unselbständige Teile an demselben Ganzen: die Freude oder Freudigkeit in abstracto ist eine Eigenschaft des konkreten Erlebnisses; und darin liegt natürlich, daß, wenn das Erlebnis wirklich ist, damit eo ipso auch die Freudigkeit wirklich sein muß.

Ganz anders im Falle der Intentionalität: den erinnerten Gegenstand darf ich um keinen Preis als Eigenschaft des erinnernden Aktes ansehen: er steht ihm vielmehr in einer höchst eigenartigen Weise als etwas Abgesondertes gegenüber; welche Abgesondertheit sich eben wieder in der Schichtenunabhängigkeit so überaus charakteristisch dokumentiert.

§ 20. Akt und Gegenstand in der Wahrnehmung.

Wie steht es nun im Falle der „sinnlichen" Wahrnehmung? Ist der Ton, den ich eben jetzt aktuell höre, ebenfalls ein bloßes unselbständiges Moment am konkreten Hören oder am Tonerlebnis, so daß also zwischen Ton und seinem jeweiligen Hören eine echte Scheidung nicht berechtigt wäre? Selbstverständlich gilt das Gegenteil: denn es ist vollkommen evident, daß hier das Gesetz der Schichtenunabhängigkeit gilt. Es gibt ja halluzinatorisch wahrgenommene Töne, und auch abgesehen davon sieht man leicht, daß es keinerlei Widersinn einschließt, sinnliche Gegebenheiten, wie Töne und Farben, so wie sie sich uns nun einmal schlicht darstellen, als in der realen Welt nicht vorhanden zu denken, während das Erlebnis, durch das sie erfaßt werden, durchaus real besteht.

Es macht keine Schwierigkeit, sich auf den Standpunkt der Physik zu versetzen und jene Gegebenheiten als etwas in der realen Außenwelt nicht Vorhandenes aufzufassen, d. h. überhaupt als etwas, das so genommen, wie es sich uns unmittelbar darstellt, mit dem Prädikat nicht-wirklich zu versehen ist. Dann verschwinden natürlich diese Gegebenheiten dadurch nicht etwa ins Nichts, sondern bleiben im Gegenteil mit allen ihren Prädikaten vollkommen erhalten, ausgenommen nur eben das eine sehr wichtige Prädikat „wirklich".

Dagegen wird von dieser „Durchstreichung" der Wirklichkeit das jeweilige wahrnehmende Erlebnis nicht notwendig mitbetroffen: wie denn eben auch das halluzinatorische Wahrnehmungserlebnis durch den Umstand, daß sein Gegenstand nicht wirklich, sondern eben halluziniert ist, selbst nicht mitbetroffen wird, sondern durchaus ein wirkliches Erlebnis ist.

Die Sachlage ist also genau dieselbe wie bei der Erinnerung: die Schichtenunabhängigkeit besteht auch hier.

Das Ergebnis unserer Erörterungen läßt sich nun auch so ausdrücken, daß wir sagen: wie bei der Erinnerung ist auch

Digitized by Google

bei der sogenannten „sinnlichen" Wahrnehmung zwischen dem Dasein des gegebenen Gegenstandes und unserem Wissen oder Bewußtsein von ihm zu unterscheiden: die Schichtenunabhängigkeit zeigt sehr deutlich, daß beides nicht zusammenfällt. Keineswegs handelt es sich etwa nur um verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache.

§ 21. Polemische Bemerkungen zur Lehre von der Intentionalität (Ziehens „Radikalbeziehung").

Daß sich der intentionale Charakter im Falle der Erinnerung stärker aufdrängte als in dem der Wahrnehmung, ist ja freilich sehr begreiflich. Immerhin setzte seine Anerkennung auch hier schon eine Vertiefung in den rein „deskriptiv" vorliegenden Tatbestand voraus, die dem physiologisierenden Standpunkt der meisten Forscher wenigstens der älteren Generation nicht entsprach.

Um so bemerkenswerter ist es daher, daß von einem so ausgesprochen an der Physiologie orientierten Forscher wie Th. Ziehen die Intentionalität der Erinnerung neuerdings bis zu einem gewissen Grade anerkannt wird: er spricht mit Bezug auf die Erinnerung von einer eigenartigen „radikalen Beziehung" und hebt ausdrücklich hervor, daß sie sich, wenigstens zum Teil, mit der Intention Brentanos und Husserls und mit der inexistentia intentionalis der Scholastiker deckt.[1]) Näher bestimmt er sie als eine nicht zu definierende, sondern nur erlebbare eigentümliche Rückbeziehung des „Erinnerungsbildes" auf seine Grundempfindung.[2]) Die Grundempfindung ist nämlich die zu jeder Vorstellung hinzugehörige Empfindung, aus der sie „stammt".[3]) Z. unterscheidet diese Rückbeziehung sehr deutlich von der „Retention", von dem bloßen Zurückbleiben der Empfindung in Gestalt des (zunächst primären) Erinnerungsbildes:[4]) nicht diese, sondern jene eigenartige Rückbeziehung, die auch als Radikalbeziehung bezeichnet wird,[5]) ist das eigentlich Bemerkenswerte am Erinnerungsvorgang.[6])

Um unsere eigene Auffassung über das Wesen der Intentionalität noch schärfer herauszuarbeiten, wird es gut sein, sie der von Ziehen vertretenen gegenüberzustellen.

Zunächst sprechen wir selbstverständlich nicht von Erinnerungsbildern. Dieser Terminus verführt zur Ungenauigkeit. Denn was ist das Erinnerungsbild? Doch wohl wie jedes Bild ein Bild von etwas, also ein Faktum, auf Grund dessen oder durch dessen

[1]) Erkenntnistheorie. Jena 1913 S. 415; vgl. auch S. 302.
[2]) A. a. O. S. 288.
[3]) A. a. O. S. 5.
[4]) A. a. O. S. 287 f.
[5]) A. a. O. S. 303.
[6]) A. a. O. S. 288.

Digitized by Google

Vermittlung (oder „symbolische Funktion") ich mich erinnere. Es führt also auf eine eigentümliche Zweiheit von Bild und Original und stellt uns vor die Aufgabe, die „Identität" beider erklären zu müssen.

Nun findet sich aber im phänomenalen Tatbestand von einer solchen Zweiheit nichts. Wir sind vielmehr im Akt der Erinnerung unmittelbar auf das Erinnerte gerichtet: es ist für uns als dieses früher Erlebte in der Weise der Erinnerung selbst da.[1]) Das Wort „Erinnerungsbild" ist nur eine populäre metaphysische Umschreibung dieser Tatsache.[2]) Es ist sehr interessant zu sehen, wie Z. im Verlaufe seiner Untersuchungen zu einer grundsätzlichen Anerkennung derselben Tatsache geführt wird,[3]) ohne sich doch dabei terminologisch und z. T. auch sachlich von der Lehre von den Erinnerungsbildern loszulösen.

Ferner: So sehr im phänomenalen Tatbestande der Erinnerung von einer „Rückbeziehung" die Rede sein muß, so wenig findet sich in ihm eine solche, in der die „Grundempfindung" vorkommt. Die Charakteristik der Erinnerung in ihrer vollständigen Eigenart ist auch für denjenigen durchführbar, der von jener „Abstammung" der Erinnerungsvorstellung aus einer bestimmten Empfindung nichts weiß, ja es ist geradezu falsch, diese Empfindung in die Charakteristik hineinzuziehen, denn jede vollständige Fehlerinnerung (an eine Empfindung) charakterisiert sich, wie wir wissen, ebenso unmittelbar als Erinnerung wie eine „normale", trotzdem die in ihr gegebene intentionale Empfindung, so wie sie in ihr gegeben ist, niemals wirklich stattgefunden hat und also auch nicht die genetische Bedingung der Erinnerungsvorstellung abgeben kann. Man sieht: die Vermengung deskriptiver und kausal-genetischer Gesichtspunkte, die hier vorliegt, würde nicht möglich gewesen sein, wenn das Gesetz der Schichtenunabhängigkeit beachtet worden wäre. Die Wirklichkeit des Erinnerten und damit auch die kausale „Abstammung" der Erinnerungsvorstellung ist für den Tatbestand der Erinnerung als solchen völlig gleichgültig.

---

[1]) Vgl. bes. Gallinger, Zur Grundlegung einer Lehre von der Erinnerung. Halle 1914 S. 33 ff.

[2]) Auffallenderweise lehnt Gallinger die Lehre von den Erinnerungsbildern nicht ganz ab: sie bestehen seiner Meinung nach, sind aber für die Vermittlung des erinnerten Gegenstandes ohne Bedeutung. Auch A. Reinach (Münch. Philos. Abhandlg. 1911 S. 210) spricht von „illustrierenden" Bildern, denen „jede repräsentierende Funktion fehlt". Aber was sind das für „Bilder", die nicht Bilder von etwas sind? Offenbar sind jene „Bilder" vielmehr Gegenstände, wenn auch vielfach sehr undeutliche, „verdeckte" Gegenstände.

[3]) A. a. O. S. 296 ff., vgl. bes. die Ablehnung physikalischer Anschaulichkeit S. 299, 301 ff. Wie nahe übrigens Ziehen aller Gegensätzlichkeit des Standpunktes zum Trotz durch seine Lehre von den „Parallelbestandteilen" der Anerkennung der Intentionalität in unserem allgemeinen auch auf die Wahrnehmung bezüglichen Sinne gekommen ist, wird sich im Anschluß an spätere Betrachtungen zeigen. Vgl. § 79 S. 191 ff.

Digitized by Google

§ 22. Fortsetzung (Cornelius' nicht-intentionale Wahrnehmung).

Näher als Ziehen steht unseren Anschauungen ein anderer Denker, der aber die Intentionalität auch nur für die Erinnerung anerkennt und dem das Gesetz der Schichtenunabhängigkeit ebenfalls entgangen ist: Hans Cornelius.

Für Cornelius ist (auch in der neuesten Darstellung seiner Anschauungen[1]) zwar z. B. der erinnerte Ton von seinem Gegebensein verschieden, der „unmittelbar gegebene" (d. h. der nicht erinnerte, sondern wahrgenommene) dagegen bedeutet nur einen anderen Ausdruck für das Dasein dieses Tones selbst.[2]) Als Beispiel eines unmittelbar gegebenen Etwas oder Gegenstandes wird von C. ausdrücklich das (wahrnehmungsmäßige) Vorhandensein eines Fleckes von „eisengrauer" Färbung in meinem Gesichtsfelde angeführt:[3]) die Ähnlichkeit mit den Gegenständen, die ich Eisen zu nennen pflege, und die in der sprachlichen Bezeichnung zum Ausdruck kommt, ist dabei natürlich nur mittelbar gegeben. Unmittelbar gegeben aber ist der durch diese Bezeichnungen charakterisierte Fleck selbst, als etwas, was „sich von einer andersfarbigen Umgebung unterscheidet".

Dieser Fleck (der, womit wir einverstanden sind, auch Erscheinung genannt wird) soll nun nach C. (wie wir es ausdrücken würden) ein unabtrennbares Ganze mit dem erfassenden Erlebnis bilden oder, wie C. geradezu sagt, selber ein Erlebnis des Bewußtseins sein:[4]) er gilt ihm nicht bloß als Erscheinung, sondern als Erscheinung des Bewußtseinsverlaufs.

Es ist klar, daß sich daraus als logische Forderung ergibt, daß dieselben Prädizierungen, die den Fleck treffen, ohne weiteres auch als Prädizierungen des jeweilig vorliegenden Bewußtseinserlebnisses auftreten müssen: nach C. ist ja der Fleck eben dieses Bewußtseinserlebnis. Natürlich ist es nicht allein damit getan, daß man auf die Tatsache hinweist, es sei widersinnig, von einem eisengrauen Bewußtseinserlebnis zu reden: denn Cornelius wird natürlich erwidern, daß das bei seinem Begriffe von Bewußtseinserlebnis durchaus nicht widersinnig sei. Wenn es uns nun auch scheinen will, daß dieser Begriff ein sehr wenig natürlicher ist — unsere späteren Auseinandersetzungen werden hier noch

---

[1]) Transzendentale Systematik. Untersuchungen zur Begründung der Erkenntnistheorie. München 1916.

[2]) A. a. O. S. 85 ff. Im Gegensatz zu C. ist für uns „unmittelbar gegeben" kein besonderer Terminus: wir gebrauchen die Worte u. U. auch in relativem Sinne, um damit einen Gegenstand zu bezeichnen, der weniger vermittelt ist als ein anderer. Dagegen ist „selbstgegeben" für uns ein besonderer Terminus; dieser steht aber im Gegensatze (nicht wie bei C. u. a. zu „erinnert", sondern) zu symbolisch, signitiv, indirekt oder unanschaulich gegeben.

[3]) A. a. O. S. 20.

[4]) A. a. O. S. 21.

Digitized by Google

Genaueres bringen[1]) — so wollen wir uns doch für jetzt einmal diesen Einwand gefallen lassen. Aber im Falle einer Prädizierung erweist dieser Erlebnisbegriff sich eben doch sofort als verfehlt: nämlich im Falle der Prädizierung als nicht-wirklich. Denn wenn ich annehme, daß der graue Fleck, eben dieses räumliche Gebilde, damals als es als „Bewußtseinserlebnis" vorlag, nicht wirklich vorhanden gewesen, sondern etwa nur halluziniert worden sei, so wird dadurch der Fleck zu einem „Wahngebilde", zu einer bloßen (individuell bestimmten) Qualitäteneinheit, die von einem realen Fleck sehr wesentlich verschieden ist und natürlich auch in keinen realen Zusammenhang irgendwelcher Art eingeordnet sein kann, auch nicht in den eines realen Bewußtseins. Nach Cornelius bleibt aber natürlich auch der nicht-reale Fleck selbst ein Bewußtseinserlebnis, das als solches in einen realen Bewußtseinszusammenhang eingeordnet ist. Denn die Folgerung, daß nun auch der Bewußtseinszusammenhang und das in ihn Eingeordnete selbst zu einem „Wahngebilde" geworden sei, diese Folgerung wird doch wohl C. nicht ziehen wollen. Damit zeigt sich aber, daß doch eben auch hier innerhalb des Ganzen, das gemeinsam „Erlebnis" genannt wird, zwei Teile auseinandertreten: nämlich erstens derjenige, der in unserem Falle zu etwas Unwirklichem geworden ist — der Fleck selbst —, und zweitens derjenige, der nach wie vor Teil eines realen Bewußtseinsganzen geblieben ist. Nur diesen zweiten Teil wollen wir aber mit dem Namen „Bewußtseinserlebnis" belegen.

So führt also die Corneliussche Anschauung, konsequent zu Ende gedacht, durchaus zu derjenigen, die auch der Wahrnehmung eine intentionale Funktion zuweist und sie scharf vom wahrgenommenen Gegenstande abgrenzt. Daß wir weit entfernt sind, diese Intentionalität als interpretierende Auffassung anzusehen, was von C. mit Recht bei seinen Gegnern gerügt wird, bedarf wohl nach unseren Darlegungen keiner näheren Erläuterung.[2])

§ 23. Ablehnung von Einwendungen aus anderen Wirklichkeitsbegriffen („erscheinende" Wirklichkeit, dingliche Konstanz).

Ich vermute nun, daß mir von der anderen Seite zunächst vorgeworfen werden wird, ich operierte mit einem ungenügend geklärten Wirklichkeitsbegriff. Vom „rein psychologischen Standpunkte" aus müsse jene pure Qualitäteneinheit „eisengrauer Fleck" als ebenso „wirklich" angesehen werden wie jedes reale psychische Erlebnis. Ich erwidere darauf, daß ich eine solche „Standpunktswirklichkeit" für eine bedenkliche Unklarheit halte.

---

[1]) Besonders im Abschnitt VII.

[2]) Auch Hugo Bergmann, Evidenz der inneren Wahrnehmung, S. 32 A, stimmt C. zu in der Ansicht, Wahrnehmung sei keine Interpretation. Vgl. ferner a. a. O. S. 65 ff.

Digitized by Google

Richtig ist nur, daß sich uns alles Wahrgenommene unmittelbar als wirklich „darstellt", daß es uns gleichsam Wirklichkeit aufsuggeriert[1]) oder, wie man zu sagen pflegt, als wirklich „erscheint". Das als wirklich Erscheinende ist aber darum noch längst nicht selbst wirklich, so sehr es auch als ein so Erscheinendes oder Gegebenes wahrhaft besteht oder vorhanden ist: der wahrhaft als halluziniert vorhandene Fleck ist darum noch längst kein wirklich vorhandener Fleck.

Grundfalsch ist es auch, entspricht aber einem weit verbreiteten erkenntnistheoretischen Vorurteil, Wirklichkeit mit „dinglicher Konstanz" gleichzusetzen. Eine fingierte Welt konstant verharrender und sich gesetzmäßig verändernder Dinge ist noch bei weitem keine wirkliche Welt. Es ist durchaus sinnvoll denkbar, daß eine solche Welt von irgend jemand geträumt würde: dadurch ist aber das Geträumte nicht etwa wirklich geworden.

Andererseits ist auch eine Welt ohne dingliche Konstanz, ohne kausale Gesetzmäßigkeit, eine Welt des Chaos noch bei weitem nicht als unwirklich gemeint. Der Wundergläubige ist als solcher noch nicht wirklichkeitsungläubig. Jeder Unvoreingenommene, der den Satz hört „im Anfang war das Chaos", ist überzeugt, daß dieses Chaos als etwas Wirkliches gemeint ist.

Die dingliche Konstanz und die mit ihr verknüpfte kausale Gesetzmäßigkeit genügt nur insofern im allgemeinen als empirisches Wirklichkeitskriterium, als sie uns mehr oder minder vermittelt schließlich den realen Zusammenhang mit etwas verbürgt, dessen Realität wir aus guten Gründen als völlig gewiß ansehen, nämlich mit unserem eigenen individuellen Bewußtseinsgeschehen. Es ist aber damit durchaus nicht gesagt, daß Gegenstände, bei denen der Nachweis dieses Zusammenhangs ausgeschlossen ist, notwendigerweise unwirklich sein müßten. Dingliche Konstanz und kausale Gesetzmäßigkeit stehen als Wirklichkeitskriterien auf gleicher Stufe etwa mit den verschiedenen Kriterien, die der Mineraloge anwendet, um zu entscheiden, welche Kristalle würfelförmig sind und welche nicht. In ihnen ist aber bereits vorausgesetzt, daß er sich vor Anwendung dieser Kriterien über den Sinn dessen klar sein muß, was er unter „Würfelform" versteht: und das ist das eigentliche, letzthin entscheidende Kriterium oder Merkmal der Würfelförmigkeit. Würfelförmig sind alle die Kristalle, denen dieses Merkmal tatsächlich zukommt, auch wenn es ganz sicher wäre, daß es sich nie und nimmermehr an ihnen nachweisen ließe.

Völlig analog steht es mit der Wirklichkeit oder Realität.

Wir werden später[2]) unseren eigenen Standpunkt in der Wirklichkeitsfrage noch so genau herausarbeiten, als dies im Interesse

[1]) Vgl. Abschnitt XIII S. 224 ff.
[2]) Abschnitt VIII.

Digitized by Google

des Wahrnehmungsproblems gefordert und ohne ein Eingehen auf erkenntnistheoretische Spezialprobleme möglich ist. Für jetzt müssen zunächst noch andere Fragen im Vordergrunde unseres Interesses stehen.

§ 24. Das „Unbemerkte" am Gegenstand.

1. Unmittelbar Gegebenes kann unbemerkt bleiben.

In engem Zusammenhang mit der Leugnung der Intentionalität steht bei Cornelius ein anderes Problem, über das Klarheit zu gewinnen für die sämtlichen folgenden Untersuchungen von größter Wichtigkeit ist, um so mehr als es einen Tatbestand betrifft, über den auch sonst die Meinungen der Psychologen sehr geteilt sind. Es handelt sich um die Behauptung, es habe „keinen Sinn, von einem unmittelbar Gegebenen zu reden, das da wäre, ohne daß es bemerkt würde".[1])

Wir gehen am besten von einem einfachen Beispiel aus.

Denken wir uns, es sei einer Versuchsperson, vielleicht einem Kinde (etwa tachistoskopisch), eine Figur dargeboten worden, die aus drei kleineren Figuren zusammengesetzt ist. Jede der kleineren Figuren soll aus einer quadratisch angeordneten Punktgruppe bestehen mit einem Punkt in der Mitte (· ·).

Die Person werde nun nach dem „Erlebnis" gefragt, das ihr gegeben war. Und es sei Tatsache, daß sie imstande sei, hierüber die genauesten und richtigsten Angaben zu machen, über die Gesamtfigur sowohl wie die drei Einzelfiguren. Es sei weiterhin Tatsache, daß sie während des Sehens die Punkte nicht gezählt habe.

Die Frage läßt sich nun zunächst auf das Sehen selbst beziehen, auf den Akt der fraglichen Wahrnehmung, auf das wahrnehmende Erleben. Dann ist es eine offenbare Fälschung des Tatbestandes, wenn geantwortet wird: es war dieses Wahrnehmen außer dem Wahrnehmen der Figuren noch ein Wahrnehmen von 15 Punkten. Denn das war es nun einmal nicht. Während des Wahrnehmungsaktes und durch ihn waren nur die Punktgruppen gegeben, nicht noch in einem zweiten Akt die Zahl. Es war kein besonderer, eine Anzahl erfassender Akt vorhanden. Und natürlich ist es noch viel verkehrter, wenn man etwa sagen wollte, es sei dennoch ein solcher besonderer Akt vorhanden gewesen, nur sei er „unbemerkt" geblieben: das führt offenbar gänzlich ins Mystische.

---

[1]) A. a. O. S. 112. Indem wir dieser Behauptung entgegentreten, vertreten wir natürlich unsererseits nur die Ansicht, daß der Begriff des unmittelbar Gegebenen sich in der Weise, wie es C. voraussetzt, nicht sinnvoll durchführen läßt.

Digitized by Google

Ganz anders wird jedoch die Sachlage, wenn jetzt nicht mehr nach dem Wahrnehmungsakte, sondern nach dem durch diesen Akt erfaßten Gegenstande gefragt wird. Dieser Gegenstand ist ja von vornherein als etwas dem ihn erfassenden Akte gegenüber Selbständiges gegeben, mit eigenen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten. Es ist also ganz natürlich, wenn wir ihm Prädikate beilegen, die etwas ganz anderes sind als Prädikate des zugehörigen Aktes, ihm aber doch schon zukamen, während eben dieser Akt ihn erfaßte.

Frage ich in unserem Falle nach dem wahrgenommenen Gegenstande, so darf ich nicht nur, sondern muß sogar antworten, daß die gesehene Figur aus 15 Punkten bestand. Die Anzahl wurde nicht wahrgenommen, sie war aber gleichwohl vorhanden, ja sie war sogar als Eigenschaft des Gegebenen selbst vorhanden, sowie es als Gegebenes vorlag.

Wer das nicht zugeben will, gelangt zu offenkundigem Widersinn, nämlich zu einer Punktanzahl, die aus 3 Punktgruppen der angegebenen Art zusammengesetzt ist und doch nicht aus 15 Punkten besteht.

Oder noch ein anderes Beispiel: oft genug werden Kinder Kreise wahrnehmen, echte Kreise, Gebilde, die sie klar als „runde", d. h. überall gleichmäßig gekrümmte Gebilde auffassen oder die sie doch jedenfalls vollkommen sicher von allen anderen Gebilden in dem Sinne unterscheiden, daß sie niemals einen Kreis etwa mit einem Viereck oder einer Kugel verwechseln. Trotzdem werden sie oft genug die übrigen Kreiseigenschaften nicht wahrgenommen haben: nichts von dem Umstande, daß die Kreislinie überall von einem Punkte in ihrem Inneren gleichen Abstand hat, nichts davon, daß alle ihre Punkte in derselben Ebene liegen usw. Wird man darum sagen wollen, daß die wahrgenommenen Kreise alle diese Eigenschaften nicht gehabt hätten? Aber dann wären sie ja offenbar überhaupt keine Kreise gewesen, sie hätten also auch die Eigenschaften nicht haben können, die sie nach der Voraussetzung gerade haben sollten, und sie hätten demnach auch gar nicht als Kreise behandelt und von anderen Gegenständen unterschieden werden können.

Worauf es ankommt, ist zunächst, daß die erinnerte Figur und die wahrgenommene Figur dieselbe ist. Gebe ich zu, daß dies der Fall ist, daß also beidemale ein Kreis vorlag, so ist natürlich auch gefordert, daß beidemale alle spezifischen Kreiseigenschaften vorhanden waren. Wenn ein Kind Geometrie zu treiben beginnt, so „kennt" es gewiß nur sehr wenige Eigenschaften des Kreises explizit, das hindert aber nicht die — wenn man will — merkwürdige Tatsache, daß doch alle Eigenschaften, die es erst sehr viel später kennen lernt, bereits dem allerersten Kreise implizit zugehörten, den es wahrgenommen oder selbst nur vorgestellt hat. Und zwar ist es der Kreis, so wie

Digitized by Google

er gegeben war, der rein phänomenale Kreis, der hier in Betracht kommt.

Gestern nahm ich den Kreis wahr, ohne in einem besonderen Akte die Gleichheit der Durchmesser wahrgenommen oder „bemerkt" zu haben.

Heute stelle ich erinnernd genau denselben Kreis vor und erfasse nunmehr an ihm auch die Durchmessergleichheit, die also doch wohl dem Kreise, der ja genau identisch geblieben ist, schon vorher (und abgesehen von meinen Akten) zukommen mußte. Will man hier ernstlich (mit Cornelius) behaupten, dergleichen sei eine Fälschung des ursprünglich erlebten Tatbestandes? Es sei der wahrgenommene und der erinnerte Kreis zwar derselbe gewesen, trotzdem aber habe jener gewisse Eigenschaften, die hier doch ganz gewiß als unselbständige, unabtrennbare Teile gefaßt werden müssen, nicht gehabt, diese seien vielmehr erst als ihm zukommend „hinzu" festgestellt worden? Es seien diese Teile in den vergangenen Gegenstand nur logisch „hineininterpretiert" worden, tatsächlich aber nicht als besondere Teilmomente vorhanden gewesen? Analog müßte u. U. auch eine gerade Linie ohne ein Nebeneinander ihrer Teile, ein Ton oder Geräusch von bestimmter Dauer ohne eine Sukzession oder ohne sukzessive Teile gewesen sein — wie übrigens Cornelius ausdrücklich behauptet.[1])

2. Gegenargument: Unberechtigte logische Interpretation.

Nun weiß ich, was mir der Gegner erwidern wird: Mein Irrtum sei, daß ich das bei Erinnerung und Wahrnehmung Identische als phänomenal vorliegend ansähe. Das sei aber gerade nicht der Fall. Es sei vielmehr prinzipiell nicht anders als beispielsweise im folgenden Falle, in welchem die Sachlage noch besser hervortritt:

Ich sehe ursprünglich einen zu einem Viertel verdeckten Kreis; in der Vorstellung aber vervollständige ich das Gesehene: ich denke mir etwa das verdeckende Blatt weggezogen. Hier habe ich doch in der Tat zum tatsächlich Gegebenen etwas aus berechtigten logischen Gründen hinzuinterpretiert. Es ist in gewisser Weise durchaus wahr, daß das Wahrgenommene, über das ich dann später auf Grund der Erinnerung aussage, ein Kreis gewesen ist. Das Wahrgenommene und das Erinnerte ist genau dasselbe und doch lag im Falle der Wahrnehmung als wahrgenommen etwas anderes vor, nämlich nur ein Dreiviertel-Kreis: halte ich mich genau an das „unmittelbar" Gegebene, so darf ich dergleichen logische Interpretation nicht hinzunehmen. Nicht, was ich auf Grund bestimmter Schlüsse erst finde, sondern was unmittelbar als gegeben vorlag, wünsche ich ja zu wissen.

[1]) A. a. O. S. 116.

Digitized by Google

Natürlich geben wir für diesen Fall eine solche Argumentation völlig zu: mögen meine Schlüsse auch noch so berechtigt, mag es also völlig unbezweifelbar gewiß sein, daß das von mir Gesehene „in Wirklichkeit" ein Kreis war: für mich phänomenal gegeben war ebenso zweifellos dennoch kein solcher.

Aber das ist doch gewiß nur deshalb so, weil es eine bloße Redefigur ist, wenn ich den tatsächlich wahrgenommenen phänomenalen Dreiviertelkreis und den realen Vollkreis als „dasselbe" bezeichne. Beide unterscheiden sich nicht, wie sich ein Tatbestand von seiner spezielleren logischen Explizierung unterscheidet, sondern sie sind an und für sich etwas Verschiedenes. Von einer Identität kann überhaupt erst die Rede sein, sobald ich nicht mehr Dreiviertelkreis und Vollkreis einander gegenüberstelle, sondern einerseits dasjenige, was sich meiner Meinung nach (in der wirklichen Welt) an Stelle des von mir wahrgenommenen Dreiviertelkreises befindet, andererseits den Vollkreis selbst. Und nun ist klar: richte ich mich auf das im wahrsten Sinne des Wortes hinter dem gegebenen Dreiviertelkreise Befindliche und von mir interpretierend Vorgestellte und bin ich mir bewußt, daß es sich hier um ein bloß Vorgestelltes handelt, das ich aber absichtlich von seiner Gegebenheitsweise unabhängig nur als den Gegenstand betrachte, der es ist, so muß ich unbedingt sagen, daß hier eben ein Vollkreis vorliegt und nur ein Vollkreis. Das als hinter dem Wahrgenommenen befindlich Vorgestellte ist ausschließlich eine solche Figur. Einen Fehler begehe ich erst, wenn ich das als hinter dem Wahrgenommenen befindlich Vorgestellte mit dem Wahrgenommenen selbst verwechsle und etwa sage, es sei das Wahrgenommene „in Wahrheit" ein Dreiviertelkreis gewesen. Denn dann vermenge ich in der Tat das als wahrgenommen Gegebene, das Phänomenale, mit dem in der Hauptsache bloß Vorgestellten, in das Wahrgenommene Hineininterpretierten. Und natürlich würde ich erst recht einen Fehler begehen, wenn ich hier gar behaupten wollte, es sei der Vollkreis schon im ersten Falle wahrgenommen worden, nur sei das Wahrgenommene „unbemerkt" geblieben.

Freilich: so greifbar wie hier wird die Unklarheit, die sich sehr oft in der Anwendung des Wortes „unbemerkt" verbirgt, meist nicht zutage treten, aber im allgemeinen dürfte sie doch durchaus analog sein, und Cornelius hat ohne Zweifel recht, wenn er sich gegen die Lehre vom Unbemerktbleiben in diesem Sinne wendet.

3. Entscheidung: wesentliche Merkmale kommen dem Gegenstande stets zu, können aber nicht alle zugleich wahrgenommen werden.

Aber in unserem Falle handelt es sich offenbar um etwas vollkommen anderes. Hier werden keine Teile in das Wahr-

Digitized by Google

genommene „hineininterpretiert", sondern sie kommen ihm von vornherein zu und sind ihm sogar wesentlich. Der wahrgenommene Kreis wäre nicht das, als was er doch der Voraussetzung nach von vornherein wahrgenommen wird, nämlich ein Kreis, wenn ihm nicht sämtliche Eigenschaften zukämen, die „den" Kreis als solchen charakterisieren. Indem ich diese Eigenschaften später explizit hervorhebe, stelle ich nur fest, was bereits von Anbeginn im wahrgenommenen Kreise selbst als implizit mitwahrgenommene, ihm wesentlich zugehörige, unabtrennbare Eigenart vorhanden war.

Oder — um noch ein ganz anderes Beispiel zu bringen - Blau ist sicherlich stets dem Violett ähnlicher als dem Gelb, diese Violett-Ähnlichkeit ist dem Blau (zusammen mit dem Violett) ebenso wesentlich wie dem Kreise alle seine Kreiseigenschaften. Trotzdem kann ich einen blauen Fleck neben einem violetten und einem gelben wahrnehmen, ohne daß mir diese Ähnlichkeit als solche explizit zum Bewußtsein kommt. Ist sie darum etwa vorher nicht da?[1]) Wird sie erst durch mein „explizites Erfassen" geschaffen? Aber wir können es mit aller Bestimmtheit aussprechen: ein Blau, das durch die fragliche Ähnlichkeitsbeziehung nicht gekennzeichnet wäre, könnte nicht beanspruchen für das gehalten zu werden, was jedermann unter Blau versteht und was natürlich auch von uns vorausgesetzt wurde.

Genau um dieselbe Sachlage handelt es sich im Falle der nebeneinander vorliegenden Teile einer Linie oder der einander folgenden eines zeitlich ausgedehnten Gebildes[2]) — wie wohl jetzt nicht mehr im einzelnen dargelegt zu werden braucht. Nicht logisch hineininterpretiert sind diese Teile, sondern sie bestehen im gegebenen Gebilde, das uns ja, wie wir z. T. schon gesehen haben und noch genauer sehen werden, als etwas sich dem erfassenden Akte gegenüber selbständig Gerierendes vorliegt. Will man das implizite (sich nicht in besonderen Akten vollziehende) Wahrnehmen oder Erfassen derartiger wesentlicher Teile als ein Unbemerktbleiben bezeichnen, so hat man dann durchaus ein Recht, von dergleichen zu sprechen: das explizite Wahrnehmen, das das genaue Gegenteil von jenem „Hineininterpretieren" ist, würde dann dem Bemerken entsprechen. Spätere Überlegungen werden diese Einsichten noch vertiefen und erweitern.

---

[1]) In gewissen Fällen wird dieses „Vorher-dasein" von Cornelius selber anerkannt. Vgl. a. a. O. S. 96 ff. Von ihnen aus und auf Grund unserer späteren Bemerkungen über die Deutlichkeit (Abschn. XI) ist vielleicht eine Einigung möglich.

[2]) Damit glaube ich die Einwendungen widerlegt zu haben, die Cornelius (a. a. O. S. 116 f.) gegen meine früheren Ausführungen über die Dauer wahrgenommener Gegenstände erhebt.

Digitized by Google

§ 25. Die Psychologisierung des Nicht-Wirklichen (A. Messer).

Es wird aus den vorstehenden Darlegungen zugleich hervorgegangen sein, daß es bei Cornelius letzten Endes die Verkennung des intentionalen Charakters der Wahrnehmung ist, die ihn hindert auch in unserer Frage zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Damit sind wir wieder bei unserem ursprünglichen Problem und können in betreff seiner uns neuen Analysen zuwenden.

Wir müssen nämlich hervorheben, daß die meisten Forscher, die (im Gegensatz zu Cornelius) durchaus geneigt sind, eine Intentionalität in unserem Sinne anzuerkennen, und für die insofern auch das oben entwickelte Gesetz der Schichtenunabhängigkeit keine Schwierigkeit bilden würde, gleichwohl zu der hier vertretenen Auffassung nicht gelangt sind. M. a. W.: die einfache Einsicht, daß das intentional Gegebene unter allen Umständen eine Schicht für sich ist, deren Gegenständen sowohl Wirklichkeit wie Nichtwirklichkeit zukommen kann, ist nichts weniger als allgemein verbreitet.

Man neigt dazu, als den intentional gegebenen Gegenstand nur einen wirklichen Gegenstand anzusehen, was dann zur Folge hat, daß der als nicht-wirklich gegebene Gegenstand ins Psychische verflüchtigt oder psychologisiert wird.[1]) Die unglückliche Auffassung der Intention als Interpretation leistet dem Vorschub. In Wahrheit ist ein Außerpsychisches, das zugleich unwirklich ist, dadurch noch bei weitem nicht zu etwas Psychischem geworden.

Wir müssen streng zwischen „wirklich — nicht-wirklich" auf der einen und außerpsychisch — psychisch" auf der andern Seite scheiden. Es ist zweckmäßig, daß wir, um zunächst einen festen Anhaltspunkt für unsere weiteren Analysen zu gewinnen, wenigstens eine bestimmte Definition zugrunde legen, die wir jedoch ausdrücklich nur als vorläufige gelten lassen wollen, die noch der Modifikation bedürftig ist. Es soll für uns nämlich in der auch sonst verbreiteten Weise das empirisch vorliegende Außerpsychische zunächst mit dem Räumlichen gleichbedeutend sein, nur sind wir natürlich weit davon entfernt, Räumliches und Räum-

---

[1]) Das Gegenstück zur Psychologisierung des Unwirklichen ist seine Realisierung: die realen und die nicht realen Gegenstände der Außenwelt werden gleichermaßen als wirklich angesehen. Diese Anschauung vertritt R. Herbertz (Prolegomena zu e. realist. Logik, Halle 1916): „Die Gegenstände, auf die unser Einbilden sich bezieht, sind nicht weniger und in keinem anderen Sinne wirklich, als die, auf welche sich unser Erinnern oder unser Wahrnehmen bezieht" (a. a. O. S. 161).

Wir stimmen H. mit großer Entschiedenheit zu, wenn er die Unabhängigkeit der Objekte vom Bewußtsein hervorheben will (S. 108 ff.): in diesem Sinne bildet sein Buch einen erfreulichen Vorstoß gegen den Subjektivismus. Leider geht er nun aber in der entgegengesetzten Richtung zu weit und verkennt prinzipielle phänomenologische Unterschiede.

Digitized by Google

lich-wirkliches zu identifizieren. Also: überall, wo wir ein Gegebenes empirisch vorfinden, das — als selbständiger oder unselbständiger Teil — einem Ganzen zugehört, das nur als räumliches Gebilde sinnvoll gedacht werden kann, wollen wir das Vorgefundene als etwas Nicht-psychisches oder Außerpsychisches bezeichnen — vorbehaltlich späterer genauerer Bestimmungen.[1])

Wir werden uns zur Erläuterung des Gesagten wiederum an die Anschauungen Messers halten dürfen: nicht nur, weil er als Vertreter der Külpeschen Schule der zurzeit in Deutschland maßgebendsten und einflußreichsten psychologischen Richtung angehört, sondern vor allem auch, weil er als stark beeinflußt von Husserl uns selbst sehr nahe steht.

Im Anschluß an die Husserlsche Lehre von der „Abschattung“[2]) unterscheidet Messer zwischen dem gesehenen Ding, das wir als das normale wirkliche Ding betrachten, und den verschiedenen Erscheinungsweisen, in denen sich uns dieses Ding darstellt: zunächst als die nach Größe, Gestalt und Farbe verschiedenen Sehdinge und weiter als die zu jedem dieser Sehdinge gehörigen, ebenfalls nach Größe, Gestalt und Farbe verschiedenen „Dingerscheinungen“.[3]) Unter einer Dingerscheinung versteht er das, „was sich von dem Ding in jedem Augenblick sinnlich voll und ganz darbietet“. „Wenn wir z. B. einen Würfel in der Hand herumdrehen, um ihn nach und nach von allen Seiten zu betrachten, so ‚erscheinen‘ je nach der Haltung seine Seitenflächen bald quadratisch, bald rechteckig, bald rhombisch, und die Ecken bald recht-, bald spitz-, bald stumpfwinklig. Ähnlich wechseln die Farben, je nachdem die einzelnen Seiten bei der Drehung mehr oder minder belichtet oder beschattet sind. Um das ‚Sehding‘ zu konstituieren, müssen wir also aus diesen so verschiedenen ‚Dingerscheinungen‘ wieder auswählen.“ Von den Dingerscheinungen aus (die sich im allgemeinen in sinnenfälliger Anschaulichkeit als dreidimensionale Gebilde zeigen) kann man nun nach Messer durch weitergehende Analyse zur visuellen Empfindung gelangen.

Wir berücksichtigen zunächst, daß wir, um die Dingerscheinung übersehen zu können, sie in der Regel mit unserem Blicke durchlaufen müssen. Wir können dann „das sinnlich-anschauliche Material, das sich bei gleichbleibender Blickrichtung, aber wechselnder Aufmerksamkeitsrichtung nach und nach darbietet, als ‚Anschauung‘ bezeichnen; wir können davon das bei gleichbleibender Blick- und Aufmerksamkeitsrichtung Wahrgenommene als ‚sinn-

---

[1]) Vgl. Abschnitt VII.

[2]) Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, Jahrbuch für Philos. u. phän. Forschung, Bd. 1, I S. 73 ff. Ich zitiere diese Abhandlung künftig als „Ideen“.

[3]) Psychologie S. 141 ff.

Digitized by Google

liches Erlebnis' unterscheiden. Wenn ich an diesem endlich noch lediglich ein qualitativ und intensiv Gleiches beachte, so bin ich bei der optischen Empfindung angelangt".

Hier tritt also die „Empfindung" als ein unselbständiges Moment innerhalb der Dingerscheinung auf — durch pointierende Beachtung von ihr abzuheben. In der Dingerscheinung aber (und also auch in der Empfindung) haben wir einen psychischen Tatbestand gegenüber dem physischen Tatbestand des normalen „wirklichen" Dinges, das sich als das identisch bleibende Etwas in den einzelnen Erscheinungen darstellt.

Nun haben wir gegen diese ganze Betrachtungsweise nichts einzuwenden, ausgenommen das eine und freilich in diesem Zusammenhang allein Wichtige, daß nämlich der Gegensatz des Physischen und des Psychischen sich u. a. in dem von Ding und Dingerscheinung oder Dingabschattung im Sinne Messers ausdrücken soll. Hierbei müssen wir nun aber zunächst einen fundamentalen Unterschied berühren, der die Auffassung Husserls in seinem bekannten Ideenaufsatz im Jahrbuch von derjenigen trennt, die Messer vertritt und die sich relativ enger als an Husserls eigene Ausführungen an diejenigen einer Göttinger Dissertation anschließt, an H. Hoffmanns Untersuchungen über den Empfindungsbegriff.[1])

Husserl versteht unter Abschattung etwas anderes als Messer. Und die Messerschen Anschauungen werden vom Husserlschen Standpunkte aus durch den Vorwurf der Verwechslung von Noesis und Noema getroffen. Während Messer ganz in der Weise der traditionellen Psychologie keinen Anstoß daran nimmt, Räumliches unter die psychischen Erlebnisse zu rechnen, vertritt Husserl — ganz in unserem Sinne — das Gegenteil. Erlebnis, sagt er, „ist nur als Erlebnis möglich und nicht als Räumliches. Das Abgeschattete ist aber prinzipiell nur möglich als Räumliches (es ist eben im Wesen räumlich), aber nicht möglich als Erlebnis. Es ist speziell auch ein Widersinn, die Gestaltabschattung (z. B. die eines Dreiecks) für etwas Räumliches und im Raume Mögliches zu halten, und wer das tut, verwechselt sie mit der abgeschatteten, d. i. erscheinenden Gestalt".[2])

Gerade umgekehrt nimmt Messer die Abschattung als räumlich: die drei Charaktere Abschattung, räumlich, Erlebnis sind für ihn untereinander verträglich, für Husserl sind sie es nicht. Für Messer ist das räumlich ausgedehnte Weiß psychisch trotz seiner Räumlichkeit, für Husserl kann es eben deswegen nicht psychisch sein. Noch mehr: Für Messer ist es von vornherein selbstverständlich, daß das ausgedehnte Weiß als erscheinendes Weiß psychisch sein muß, und er lehnt eben deshalb jede

[1]) Archiv f. die ges. Psych Bd. 26 S. 1 ff.
[2]) A. a. O. S. 75 ff. **Vgl. aber unten S. 382 ff.**

Digitized by Google

Definition des Psychischen, die es in einen wesentlichen Gegensatz zum räumlichen Sein zu bringen sucht, prinzipiell ab. Er sagt wörtlich: „Man wird vielleicht daran denken, das Psychische als das Unräumliche zu definieren im Gegensatz zu dem Physischen als dem Räumlichen. Aber sofort müßten wir uns sagen: das Weiß ist ja gerade ausgedehnt; also wäre es lediglich etwas Physisches.“ [1])

Die folgenden Ausführungen zeigen dann deutlich die Verwechslung, die Messer begeht; es heißt:

„Weiter kommen wir, wenn wir [2]) dies als das entscheidende Merkmal des Psychischen ansehen, daß es nur einem Subjekt zugänglich ist, eben demjenigen, das es erlebt. Das ist ohne weiteres klar für alle reproduzierten Gebilde, sowie für die Gefühls- und Willensvorgänge. Was ich mir bloß vorstelle, was ich fühle und will, das nimmt unmittelbar kein anderer wahr; das kann nur ich selbst in mir konstatieren, und nur ich kann darüber Auskunft geben. Bei genauer Überlegung erkennt man aber, daß dies auch für die Wahrnehmungen und alle ihre Bestandteile, also auch für die Empfindungen gilt. Was ich eigentlich erlebe, wenn ich meinen Blick auf dieses Blatt richte und es mit dem Finger berühre, das weiß nur ich allein, und die Bewußtseinsinhalte, die ich als Weiß- und Glattempfindung bezeichne, kann ich unmittelbar keinem anderen erfaßbar machen.“

Hiergegen können wir nun an schon Erwähntes erinnern, z. B. an die paradoxe Konsequenz, daß ich im Sinne derartiger Anschauungen geometrische Feststellungen an psychischen Tatbeständen machen könnte, daß alle unsere Märchen und Sagen von Bewußtseinserlebnissen handeln müßten statt von Riesen, Zwergen, Drachen und Hexen. Das in der wirklichen Welt nicht Vorkommende gilt eben ohne weiteres als „subjektiv“ und damit als psychisch. Das klingt ganz selbstverständlich, und man begegnet, wenn man Zweifel an dieser Selbstverständlichkeit äußert, der oben erwähnten naiven Frage: ja, wenn es sich in der wirklichen Welt nicht findet, wo soll es sich dann finden, wenn nicht eben im Bewußtsein? Aber „Bewußtsein“ ist ein vieldeutiges Wort und darf in keinem Falle dazu verführen, das zu Erlebnissen und psychischen Tatsachen zu machen, was nun einmal nichts dergleichen ist. Tut man es doch, so wird man ganz folgerichtig zu jenen Ungeheuerlichkeiten geführt, die auf eine Vermengung psychischer und außerpsychischer Merkmale hinauslaufen und deren Bekämpfung gerade das Ziel dieser Untersuchungen ist.

Indessen Messer wird widersprechen: den objektiven Charakter wenigstens einiger „Empfindungen“ habe er doch ganz

[1]) Empfindung und Denken, Leipzig 1908 S. 35.
[2]) Im Anschluß an Münsterberg. Dieselben Anschauungen auch noch in der „Psychologie“ S. 26, 28 ff.

Digitized by Google

ausdrücklich hervorgehoben, nur „erkenntnistheoretisch" seien alle Empfindungen subjektiv. Es scheint mir aber, daß eben das, was Messer hier „erkenntnistheoretisch" nennt, seine psychologische Stellungnahme in hohem Maße beeinflußt, denn nur dadurch wird es verständlich, daß er sich scheut die Konsequenz aus seinen Ansichten zu ziehen und er Gegebenheiten wie Farben und Töne ihrer „Objektivität" zum Trotz als psychische Tatbestände ansieht. Denn ich wüßte nicht, was das Wort „objektiv" auf Farben und Töne angewandt anderes besagen sollte als das, was wir bisher als „außerpsychisch" bezeichnet hatten — mindestens bleibt es, wie etwa in der von Messer herangezogenen Lippsschen Formulierung unklar, was anderes denn damit gemeint sein soll.[1])

§ 26. Anknüpfung an den Standpunkt Brentanos.

Aber Messer wendet sich sogar mit Schärfe gegen diejenigen, die hier den Mut der Konsequenz bewiesen haben. Nachdem er die Scheidung von Empfindung und Empfindungsinhalt in der von Lipps vertretenen Form zurückgewiesen, wendet er sich sofort zu Pfänder, um auch dessen Meinung für falsch zu erklären — ohne auf Pfänders eigene ganz andere und viel fortgeschrittenere Begründung der fraglichen Scheidung einzugehen. „Aus Lipps' Ansicht — so heißt es — hat übrigens einer seiner Schüler, Pfänder, die Folgerung gezogen, die Empfindungsinhalte (das Empfundene) seien als ‚physisch' ganz aus der Psychologie hinauszuweisen; nur die Empfindung als das ‚wissende Erfassen' dieser Inhalte, also als eine Art ‚Gegenstandsbewußtsein', sei etwas Psychisches." Hier fällt vor allem auf, daß die Pfändersche Anschauung als eine Konsequenz der Lippsschen betrachtet wird. In Wahrheit handelt es sich bei Pfänder um alles andere eher, als um eine solche Konsequenz. In seiner Darstellung der Sache[2]) wird weder an das Besondere der Lippsschen Theorie irgendwie angeknüpft, noch ist auch nur der Name Lipps genannt. Zudem ist die angebliche Konsequenz der Lippsschen Ansicht bereits seit dem Jahre 1874 literarisch festgelegt: denn sie deckt sich in allem Wesentlichen mit Franz Brentanos Scheidung der „physischen und psychischen Phänomene". Brentano war auch der erste, der nachdrücklich davor warnte, physische Phänomene darum für psychische zu halten, weil sie uns gelegentlich in der Phantasie erscheinen können.[3])

Die Beispiele Brentanos sind nicht unbekannt, aber es wird gut sein, sie ausdrücklich hier anzuführen, da wir unsere weiteren Ausführungen an ihnen orientieren wollen:

„Ein Beispiel für die psychischen Phänomene — so heißt es[3])

---

[1]) A. a. O. S. 74 ff.
[2]) A. Pfänder, Einleitung in die Psychologie S. 42 ff.
[3]) Psychologie vom empir. Standp. I 1874 S. 37, 101.

Digitized by Google

— bietet jede Vorstellung durch Empfindung oder Phantasie; und ich verstehe hier unter Vorstellung nicht das, was vorgestellt wird, sondern den Akt des Vorstellens. Also das Hören eines Tones, das Sehen eines farbigen Gegenstandes, das Empfinden von Warm oder Kalt, sowie die ähnlichen Phantasiezustände sind Beispiele, wie ich sie meine; ebenso aber auch das Denken eines allgemeinen Begriffes, wenn anders ein solches wirklich vorkommt. Ferner jedes Urteil, jede Erinnerung, jede Erwartung, jede Folgerung, jede Überzeugung oder Meinung, jeder Zweifel — ist ein psychisches Phänomen. Und wiederum ist ein solches jede Gemütsbewegung, Freude, Traurigkeit, Furcht, Hoffnung, Mut, Verzagen, Zorn, Liebe, Haß, Begierde, Willen, Absicht, Staunen, Bewunderung, Verachtung usw.

Beispiele von physischen Phänomenen dagegen sind eine Farbe, eine Figur, eine Landschaft, die ich sehe, ein Akkord, den ich höre; Wärme, Kälte, Geruch, die ich empfinde; sowie ähnliche Gebilde, welche mir in der Phantasie[1]) erscheinen."

Die Brentanosche Scheidung erfreut sich einiger Beliebtheit. Sie ist nicht nur charakteristisch für alle Brentano unmittelbar nahestehenden Denker, sondern auch andere, die, wie eben Pfänder, sich vorurteilslos um die Sache bemühten, gelangten unter teilweise anderen Voraussetzungen und von anderen Gesichtspunkten aus ebenfalls im Prinzip zu ihr. Woran lag es, daß sie sich gleichwohl nicht restlos durchsetzte? Ich glaube, außer den schon angedeuteten Unklarheiten in den herrschenden psychologischen Anschauungen kamen auf Brentanos Seite vor allem die eigentümlichen erkenntnistheoretischen Tendenzen in Betracht, die der ausgezeichnete Forscher mit seiner Anschauung zu verbinden suchte: ich meine damit die Lehre von der Intentionalität alles Psychischen und die mit ihr zusammenhängende von der Evidenz der inneren Wahrnehmung. An sie scheint auch Husserl zu denken, wenn er mit Bezug auf die fragliche Abgrenzung von der beirrenden Wirkung der ursprünglichen Art ihrer Einführung durch Brentano redet, die „den überaus wertvollen Gehalt der Abgrenzung nicht zur Geltung kommen" ließ.[2]) Ferner dürfte wohl die spätere Scheidung von Inhalt und Gegenstand der Vorstellung, so verdienstvoll und wichtig sie war und so sehr sie eine Vertiefung des Brentanoschen Standpunktes bedeutete, in einigen ihrer Ausgestaltungen die ursprüngliche Klarheit und Einfachheit in der Gegenüberstellung der beiden Phänomenklassen beeinträchtigt haben. Denn hatte man sich einmal erst entschlossen, die physischen Phänomene gegenüber den psychischen als Gegenstände anzusehen, so war bei der üblichen Zweiteilung alles Seienden in Physisches und Psychisches nichts so naheliegend als nunmehr

---

[1]) Von mir gesperrt.
[2]) Log. U. II[1] S. 357.

Digitized by Google

alles übrige und also auch die Inhalte der psychischen Welt zuzurechnen. Die physischen Gegenstände bekamen dadurch zugleich eine gewisse Tendenz, zu Gegenständen der realen Außenwelt zu werden oder sich doch wenigstens nicht reinlich genug von ihnen zu sondern. Den so gefaßten Gegenständen treten dann leicht die in der realen Außenwelt nicht vorhandenen „Bilder" dieser Gegenstände als bloß „in meinem Bewußtsein vorhandene" Gebilde gegenüber, als „Bewußtseinsinhalte".[1]) Sie „repräsentieren" die Gegenstände oder stehen zu ihnen in „symbolischer Relation", so daß ich durch sie gleichsam über sie hinausgreifen und u. U. — nämlich in der sinnlichen Wahrnehmung — die Gegenstände unmittelbar in ihrer vollen Wirklichkeit erfassen kann. So kommt es, „daß wir in der Wahrnehmung unmittelbar[2]) eine Kenntnis von der Realität erwerben".[3]) Und man kann gelegentlich als verträglich mit solchen Ansichten die Meinung vorgetragen finden, es sei der in der Wahrnehmung sich selbst darstellende Gegenstand oder seine darin gegebene Selbstdarstellung „zum Bewußtseinserlebnis zu rechnen".[4])

VI. Das Inhalt-Gegenstandsproblem in historischer Entwicklung.

§ 27. Twardowski. Höfler-Meinong. Bolzano.

Wenn man zu einer vollen Würdigung der Schwierigkeiten des Inhaltsbegriffs und des Inhalt-Gegenstandsproblems überhaupt gelangen will, wird es vielleicht am besten sein, sich zunächst historisch zu orientieren.

In der im Jahre 1890 erschienenen, von Meinong und Höfler gemeinsam herausgegebenen „Logik" heißt es, zunächst noch ganz unproblematisch und ohne die in Frage stehende Scheidung, folgendermaßen:

„Wie immer ich vorstellen oder urteilen mag, so muß ich Etwas vorstellen oder beurteilen. Mit anderen Worten: Jedem Vorstellen und Urteilen, oder Vorstellungs- und Urteilsakt, entspricht ein Vorgestelltes und Beurteiltes, oder Vorstellungs- und Urteilsinhalt, auch Gegenstand oder Objekt der Vorstellung und des Urteils genannt. — Kurz: Jedem Denken entspricht ein Gedachtes." In dem unmittelbar folgenden Abschnitt wird sodann ausgeführt, daß die genauere Bestimmung der Begriffe Inhalt und Gegenstand unmittelbar auf eines der Hauptprobleme der Metaphysik und Erkenntnistheorie führe; namentlich in bezug auf die physischen Erscheinungen melde sich bei der naheliegenden

[1]) Th. Lipps, Leitfaden der Psychologie. 3. Aufl. S. 9.
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) A. Messer, Einführung in die Erkenntnistheorie. Vgl. dazu Geyser, Grundlagen der Logik S. 23.
[4]) Derselbe, Psychologie S. 30.

Digitized by Google

Frage nach dem „An sich" des Vorgestellten oder Gedachten sogleich das „Problem der Realität der Außenwelt".

Als für die Zwecke der Psychologie und Logik genügend wird dann folgende Verwendung der fraglichen Begriffe angesehen:

„1. Was wir eben ‚Inhalt' der Vorstellung und des ‚Urteils' nannten, liegt ebenso ganz innerhalb des Subjektes, wie der Vorstellungs- und Urteilsakt selbst. — 2. Die Wörter ‚Gegenstand' und ‚Objekt' werden in zweierlei Sinn gebraucht: einerseits für dasjenige an sich Bestehende, ‚Ding an sich', Wirkliche, Reale, worauf sich unser Vorstellen und Urteilen gleichsam richtet, andererseits das ‚in' uns bestehende psychische, mehr oder minder annähernde ‚Bild' von jenem Realen, welches quasi-Bild (richtiger: Zeichen) identisch ist mit dem unter 1. genannten ‚Inhalt'. Zum Unterschiede von dem als unabhängig vom Denken angenommenen Gegenstand oder Objekt nennt man den Inhalt eines Vorstellens und Urteilens (desgleichen: Fühlens und Wollens) auch das ‚immanente oder intentionale Objekt' dieser physischen Erscheinungen; dieses ist immer in Logik und Psychologie gemeint, solange die Untersuchung von metaphysischen und erkenntnistheoretischen Lehren über das an sich Seiende unabhängig bleiben soll."

Der hier vertretene Standpunkt ist also speziell in bezug auf die „physischen" Gebilde folgender: Dasjenige, was nur als Gegenstand und nie als Inhalt bezeichnet werden darf, ist allein der wirkliche Gegenstand, es ist das Vorgestellte (oder Geurteilte usw.), dem das Prädikat „physisch wirklich" zukommt. Ebenso ist das, was nur als Inhalt, nie als Gegenstand bezeichnet werden darf, etwas, dem das Prädikat „physisch wirklich" nicht zukommt und das — sicherlich nicht sehr zweckmäßig — als Bild jenes Wirklichen bezeichnet wird.

An diese Ausführungen knüpfte im Jahre 1894 Kasimir Twardowski an in seinen kurzen, aber höchst inhaltreichen Untersuchungen „Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen". Das Bemerkenswerteste an dieser Abhandlung ist, daß sie allmählich zu einem völlig neuen, von dem Höfler-Meinongschen prinzipiell verschiedenen Inhaltsbegriffe gelangte. Dieser neue Begriff wird besonders aus gewissen polemisch gegen Liebmann gerichteten Bemerkungen deutlich. Liebmann scheidet nämlich in seiner „Analysis der Wirklichkeit"[1]) zwar zwischen Akt und Inhalt — wobei er unter Inhalt eben das versteht, was nach Twardowskis Meinung Gegenstand genannt werden muß — nicht aber zwischen Inhalt und Gegenstand. Aus diesem Grunde bezeichnet nun der Autor seine Ausführungen wohl als richtig, meint aber, es fehle „in ihnen jenes Bindeglied

[1]) Straßburg 1876 S. 152.

Digitized by Google

zwischen dem Vorstellungsakt und dem Vorstellungsgegenstand, kraft dessen sich ein Akt eben auf diesen bestimmten und keinen anderen Gegenstand bezieht. Und dieses Bindeglied, der Vorstellungsinhalt in dem von uns angenommenen Sinne, ist nicht ein und dasselbe wie der Akt. Wohl bildet er mit diesem zusammen eine einzige psychische Realität, aber während der Vorstellungsakt etwas Reales ist, fehlt dem Inhalt der Vorstellung die Realität immer; dem Gegenstande kommt bald Realität zu, bald nicht". Twardowski erblickt also, wie er selbst noch ausdrücklich hervorhebt, einen wesentlichen Unterschied zwischen Inhalt und Gegenstand einer Vorstellung in ihrem verschiedenen Verhalten „gegenüber der Eigenschaft real zu sein".[1])

Um die Twardowskischen Anschauungen historisch richtig einzureihen, ist es nötig noch zu erwähnen, daß sie von denen zweier älteren Denker beeinflußt waren Robert Zimmermanns[2]) und Bernhard Bolzanos. Ganz besonders kommt Bolzanos hochbedeutsame Lehre von der „Vorstellung an sich" in Betracht — wie denn überhaupt Twardowski das Verdienst hat, diesen hervorragenden, aber fast verschollenen Denker als erster in die deutsche philosophische Literatur wieder eingeführt zu haben.

Bolzanos „Vorstellung an sich", die er auch „objektive" Vorstellung nennt im Gegensatz zur „subjektiven" oder „gedachten" Vorstellung, deckt sich der Hauptsache nach mit dem „Inhalt" im Twardowskischen Sinne. Das zeigt sich sofort, wenn wir die folgenden Ausführungen Bolzanos heranziehen.

Die Vorstellung an sich wird zunächst als der „Stoff der subjektiven Vorstellung" bezeichnet[3]) — lediglich in Ermanglung eines besseren Ausdruckes, wie Bolzano selber hervorhebt.[4]) Die subjektive Vorstellung ist nämlich nichts anderes als „der allgemeine Name für die Erscheinungen in unserem Gemüte, deren besondere Arten wir mit den Benennungen: Sehen, Hören, Fühlen, Wahrnehmen, Sicheinbilden, Denken u. dgl. bezeichnen, sofern es nur keine Urteile oder Behauptungen sind". Das heißt also: es entspricht die subjektive Vorstellung genau dem „Akt" bei Brentano, Höfler, Meinong und Twardowski. Dasjenige aber, was als „Stoff" der subjektiven Vorstellung dem Höfler-Meinongschen „Inhalt" des Aktes zu entsprechen scheint, ist etwas offenbar ganz anderes. Der Höfler-Meinongsche Inhalt ist ja nach der ausdrücklichen Versicherung seiner Urheber identisch mit dem „intentionalen" Gegenstande Brentanos, d. h. er wird zum Gegenstande, sobald diesem der Charakter der Wirklichkeit fehlt. Die Bolzanosche Vorstellung an sich und in noch ausgeprägterer Form der Twardowskische Inhalt ist dagegen nie und nimmer mit einem

[1]) A. a. O. S. 31.
[2]) R. Zimmermann, Philos. Propädeutik. Wien 1867. §§ 18, 26.
[3]) B. Bolzano, Wissenschaftslehre. Sulzbach 1837, § 48, 3.
[4]) A. a. O. § 49, 1.

Digitized by Google

korrelativen Gegenstande identisch, auch nicht mit einem in der Wirklichkeit nicht vorkommenden. Das betont Bolzano sehr nachdrücklich: „den Gegenstand — sagt er[1]) —, auf den sich eine Vorstellung bezieht, oder (wie man ihn kürzer nennen kann) den Gegenstand einer Vorstellung will ich gar sehr von ihr selbst, nicht nur von einer gedachten, sondern auch von der ihr zugrunde liegenden Vorstellung an sich, unterschieden wissen, dergestalt, daß ich verlange, wenn eine gedachte Vorstellung einen oder keinen oder mehrere Gegenstände hat, auch der ihr zugehörigen objektiven Vorstellung einen oder keinen oder mehrere Gegenstände und zwar dieselben beizulegen". Die subjektive Vorstellung — der Akt — ist nach Bolzano immer etwas Wirkliches; „sie hat zu der bestimmten Zeit, zu der sie vorgestellt wird, in dem Subjekte, welches dieselbe sich vorstellt, ein wirkliches Dasein; wie sie denn auch allerlei Wirkungen hervorbringt. Nicht also die zu jeder subjektiven Vorstellung gehörige objektive oder Vorstellung an sich, worunter ich ein nicht in dem Reiche der Wirklichkeit zu suchendes Etwas verstehe, welches den nächsten und unmittelbaren Stoff der subjektiven Vorstellung ausmacht. Diese objektive Vorstellung bedarf keines Subjektes, von dem sie vorgestellt werde, sondern besteht — zwar nicht als etwas Seiendes, aber doch als ein gewisses Etwas, auch wenn kein einziges denkendes Wesen sie auffassen sollte, und sie wird dadurch, daß ein, zwei, drei oder mehrere Wesen sie denken, nicht vervielfacht, wie die ihr zugehörige subjektive Vorstellung nun mehrfach vorhanden ist". Der Gegenstand der Vorstellung dagegen kann wohl etwas Unwirkliches sein, braucht es aber keineswegs immer. Besonders deutlich wird der Unterschied von Gegenstand und Vorstellung an sich bei Bolzano in Beispielen wie Vorstellung vom pythagoräischen Lehrsatz, Satz vom Hebel usw. Denn hier ist der Gegenstand ein Satz, die Vorstellung von diesem Satze aber, auch die objektive, unter allen Umständen eine Vorstellung. Und sie unterscheidet sich von ihrem Gegenstande letzten Endes genau so, wie sich auch die objektive Vorstellung eines Wirklichen — dieser zeitlos identische Gehalt unseres Vorstellens — von dem betreffenden Wirklichen selbst unterscheidet. Gibt man erst einmal zu, daß die zeitlos-eine Vorstellung von Sokrates, der gegenüber es keinen Sinn hat, von einem Entstehen und Vergehen zu reden, sich sowohl von dem entstehenden und vergehenden Vorstellen von Sokrates wie von dem ebenfalls einmal entstandenen und vergangenen Sokrates selbst als dem Vorgestellten unterscheidet, dann muß man auch zugestehen, daß derselbe Unterschied überall anzutreffen ist, wo es sich um die Beziehung eines vorstellenden Aktes zum Vorgestellten selbst handelt, auch wenn dieses Vorgestellte dem „Reiche der Wirklichkeit" nicht angehört.

[1]) A. a. O. § 49, § 48.

Digitized by Google

Also man sieht: bei Bolzano bestimmt sich geradeso wie bei Twardowski das gegenseitige Verhältnis von Akt, Inhalt und Gegenstand folgendermaßen: der Akt ist stets real (d. h. ein psychisch-real Wirkendes und Bewirktes), der Inhalt ist nie real (d. h. weil ohne feste Zeitstelle, auch ohne jede Möglichkeit Wirkungen auszuüben und zu empfangen), der Gegenstand ist bald real, bald ist er es nicht. In zwei Punkten unterscheidet sich der neue „Inhalt" besonders auffällig von dem Höfler-Meinongschen: erstens kann er — wie wir schon sahen — nie mit dem Gegenstande zusammenfallen, zweitens aber — und das ist nun von höchster Wichtigkeit — ist er außerhalb jeglicher Realität gelegen, auch außerhalb der psychischen.

§ 28. Cornelius. Ein neuer Inhaltsbegriff.

Drei Jahre nach dem Erscheinen des Twardowskischen Aufsatzes wurde ein Buch veröffentlicht, das wir darum erwähnen müssen, weil es den Versuch unternahm, die ganze Brentanosche Lehre dadurch ins Wanken zu bringen, daß es versuchte die Notwendigkeit der Annahme außerinhaltlicher Akte — die Gegenstände als besondere Klasse neben den Inhalten kennt es nicht — als überflüssig erscheinen zu lassen: Cornelius' Psychologie als Erfahrungswissenschaft.[1]) Dasselbe Buch interessiert uns hier noch in einer anderen Hinsicht: es brachte nämlich einen neuen Inhaltsbegriff oder richtiger eine neue Betrachtung, die später zur Statuierung eines besonderen Inhaltsbegriffes, einer besonderen Inhalt-Gegenstandsbeziehung führte: „dasselbe" Ding von verschiedenen Seiten betrachtet — ein Würfel etwa — zeigt immer andere und andere Formen: er erscheint stets anders und anders, bei verschiedenen Entfernungen vom Beobachter und unter verschiedenen Beobachtungsverhältnissen auch in seiner Farbe. Man sieht: die einzelnen Erscheinungen wechseln hier gegenüber dem identisch bleibenden Dinge, auf das sie bezogen werden: sie verhalten sich ganz ähnlich wie die verschiedenen, von Fall zu Fall wechselnden Akte gegenüber dem identisch bleibenden Gegenstande. Genau so wie die einzelnen Akt-Erlebnisse, in denen ich denselben einen Gegenstand Sokrates erfasse, (numerisch aber auch qualitativ) verschieden sind, genau so sind auch die einzelnen Erscheinungen verschieden, in denen ich das eine Ding — den Würfel — erfasse. So lag es nahe die Erscheinungen in eine mehr oder minder enge Beziehung zu den Akten zu bringen. Da man

[1]) Inzwischen ist außer der Einführung in die Philosophie (Leipzig 1903) von demselben Verfasser noch dessen „Transzendentale Systematik" (München 1916) erschienen: dieses letztere Werk spricht zwar von intentionalen Erlebnissen, richtet sich aber ebenfalls gegen die Brentanosche Verwendung des Aktbegriffes (a. a. O. S. 90 und 91 A). Es wurde oben bereits berücksichtigt (S. 65).

Digitized by Google

sie mit ihnen wohl nicht geradezu identifizieren wollte, bot sich auch hier der Inhaltsbegriff als bequemes Bezeichnungsmittel dar.

Es ist aber wohl sofort deutlich zu sehen, welche gewaltige Kluft besteht zwischen diesem Inhaltsbegriffe und dem Bolzano-Twardowskischen. Während der Inhalt im Sinne dieser Forscher identisch-einer ist gegenüber den wechselnden Akten, wechselt der eben erwähnte Inhalt ähnlich wie die Akte, wenn auch vielleicht ihnen nicht ohne weiteres proportional. Mag die Inhalt genannte Erscheinung (oder Abschattung) auch wohl ebenfalls nichtwirklich sein, so ist sie es doch gewiß nicht in demselben Sinne wie jener eigentliche Inhalt. Der Vorstellungsinhalt Eiffelturm ist identisch derselbe, ist das eine, diesen einen im Wandel der Zeit befindlichen Turm meinende, aber selbst dem Wandel der Zeit entrückte Etwas, durch das mir der Eiffelturm gegeben ist und durch das allein ich mich auf ihn beziehen kann. Ganz anders der Inhalt im Sinne der (etwa visuellen) Erscheinung des Turmes, die gegenüber der Stellung des Betrachters zu ihm wechselt. Sie ist, genommen als das, als was sie sich unmittelbar gibt, keineswegs dem Wandel der Zeiten entrückt, sondern nimmt in gewisser Weise an den Schicksalen des Turmes direkten Anteil. Sie zeigt sich mir wie ein Teil des Turmes selbst, wie ein durch seine Stellung zu meinem Körper modifizierter Ausschnitt aus dem Turm und jedenfalls immer als etwas, das ich meiner augenblicklichen körperlichen Umgebung zuweise — alles das im denkbar schärfsten Gegensatze zum eigentlichen Inhalt.

§ 29. Meinongs spätere Anschauungen.

Einen deutlicheren Zusammenhang mit diesem echten Inhaltsbegriff weist ein weiterer neuer Inhaltsbegriff auf, der sich 1899 in Alexius Meinongs Abhandlung über „Gegenstände höherer Ordnung" findet.[1]) Meinong bezieht sich auf die Twardowskische Schrift — leider ohne sich mit ihr kritisch auseinanderzusetzen. Trotzdem ist ihre Einwirkung erkennbar. Erinnern wir uns, daß nach Twardowski (und Bolzano) der Inhalt im Gegensatz zu Akt und Gegenstand dadurch ausgezeichnet war, daß ihm das reale Dasein notwendig fehlte, so konnte sich bei den Schwierigkeiten des Realitätsbegriffes daraus leicht die Folgerung zu ergeben scheinen, der Inhalt sei „eigentlich" überhaupt nicht vorhanden, wenigstens nicht als etwas dem Akte gegenüber in irgendeinem Sinne gesondert Bestehendes. So wird nunmehr der Inhalt zu einem realen Teil des Aktes.

Während also in der älteren Höfler-Meinongschen Ansicht der Inhalt mit dem bloß intentionalen oder immanenten Objekt identisch war, ist das in der neueren Meinongschen Ansicht nicht

[1]) Zeitschr. für Psychologie Bd. 21 S. 182 ff.

Digitized by Google

mehr der Fall. Sondern: es „existiert" eigentlich (d. h. wirklich) nur der Akt; schon beim Gegenstande, den der Akt „hat", kann es zum mindesten fragwürdig werden, ob ihm Existenz zukommt, nämlich dann, wenn es sich nicht um einen transzendenten, sondern eben nur um einen immanenten Gegenstand handelt.[1])

Und der Inhalt? Wir sagten, er sei nach Meinong ein Teil des vorstellenden Aktes. Dabei nahmen wir das Wort Akt im bisherigen — Brentanoschen — Sinne, d. h. als das ganze Erlebnis, in dem jeweils ein Gegenstand vorstellungsmäßig erfaßt wurde, mochte er nun ein Ton, eine Farbe oder sonst etwas sein. Meinong nennt dagegen das ganze vorstellende Erleben die Vorstellung; die verschiedenen Vorstellungen unterscheiden sich dann voneinander durch die Verschiedenheit ihrer Gegenstände, selbstverständlich kann das aber nicht hindern, daß ihnen allen eben die Eigenschaft, Vorstellung zu sein, gemeinsam ist, und dieses allen Vorstellungen Gemeinsame nennt Meinong den Akt. Darin liegt, daß den einzelnen realen Vorstellungen auch ein unterscheidendes Moment zukommen muß: „die Verschiedenheit der Gegenstände muß irgendwie auf Verschiedenheit der betreffenden Vorstellungen zurückgehen. Das nun, worin Vorstellungen verschiedener Gegenstände unbeschadet ihrer Übereinstimmung im Akte voneinander verschieden sind, das ist dasjenige, was auf die Bezeichnung ‚Inhalt der Vorstellung' Anspruch hat: dieser existiert, ist also real und gegenwärtig, natürlich auch psychisch, mag der sozusagen mit seiner Hilfe vorgestellte Gegenstand auch nicht-existierend, nicht-real, nicht-gegenwärtig, nicht-psychisch sein".

Man sieht, die Meinongsche Anschauung ist in ganz besonderem Maße „vorstellungsfreundlich". Es „gibt" eigentlich nichts als die Vorstellungen mit ihren beiden Momenten, dem vorstellenden Akt und dem Inhalt: es „gibt" dagegen nie einen besonderen Inhalt, und einen besonderen Gegenstand gibt es „eigentlich" nur in den speziellen Fällen, in denen die Vorstellungen auf „Seiendes" gerichtet sind. Deshalb mußte es sich der Gegenstandsgedanke gefallen lassen, von Meinong zu einer Art „Fähigkeits- oder Dispositionsgedanken" verflüchtigt zu werden. In der Tat: wenn der „bloß" intentionale Gegenstand im Grunde nicht existiert oder besteht, so liegt es nahe, ihn als eine bloße Disposition zur Gegenständlichkeit aufzufassen, oder doch — da dies allzu paradox klingt — von Dispositionsleistung oder Dispositionskorrelat in betreff seiner zu sprechen: der „aktuellen Gegenständlichkeit" wird die „potentielle" an die Seite gestellt.

Indessen Meinong ist bei dieser Auffassung wohl nie recht froh geworden. Einflüsse, die wohl letzten Endes auf Bolzano, vielleicht auch auf Husserl zurückgehen, haben ihn schließlich veranlaßt, „Selbstkritik" zu üben und sein „Vorurteil zugunsten

[1]) A. a. O. S. 187.

Digitized by Google

des Wirklichen" aufzugeben.[1]) So läßt er nunmehr in der zweiten Auflage seiner „Annahmen" der bisherigen „Seinsansicht" die „Außerseinsansicht" gegenübertreten. Der Gegenstandsgedanke wird „von der Tatsächlichkeit" losgelöst und es entfällt damit „die Nötigung, die Erkenntnis in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, und damit manches wenig Natürliche, ohne das die Verbindung mit diesem Zentrum nicht wohl herstellbar war".[2]) Zweifellos sprechen sich in solchen Sätzen höchst beachtenswerte Bekenntnisse aus — aber, soviel ich zu sehen vermag, wird diese „Loslösung von der Tatsächlichkeit" dennoch von Meinong nicht restlos vollzogen weder in der soeben herangezogenen noch in anderen neueren Veröffentlichungen. Und das ist am Ende kein Wunder: denn die radikal durchgeführte Befreiung des Gegenstandsgedankens von allen Vorurteilen zugunsten des Wirklichen würde für die ganze Lehre Meinongs vom Vorstellungsinhalt und Gegenstand recht verhängnisvoll geworden sein. Vor allem wäre es nötig gewesen, sie zu diesem Zwecke aus ihrer Verklammerung mit der Brentanoschen Urteilstheorie zu lösen — welche Verklammerung erst all die sonderbaren Hilfshypothesen Meinongs und insonderheit seine ausgiebige Verwendung der „Annahmen" im Interesse des Inhaltgegenstandsproblems verständlich macht.[3]) Trotzdem: das Problem ist kein leichtes und es wäre töricht, die gleichwohl hochbedeutsamen Versuche, die der Begründer der Gegenstandstheorie zu seiner Lösung unternommen hat, wegen der Schwierigkeiten, in die sie ihn zuletzt verstrickt haben, in ihrem Werte herabzusetzen. Lehren sie uns doch mit besonderer Eindringlichkeit die Wichtigkeit schätzen, die eine radikale Überwindung aller jener „natürlichen", d. h. der alltäglichen Erfahrung entstammenden und auch den durchschnittlichen Wissenschaftsbetrieb nicht störenden Vorurteile zugunsten des Wirklichen zu bedeuten haben würde.

§ 30. Husserls Logische Untersuchungen. — Gegensatz zu Meinongs früheren Ansichten.

Damit gewinnen wir die rechte Einstellung zur Würdigung eines weiteren Versuchs, das Inhalt-Gegenstandsproblem seiner Lösung entgegenzubringen — wenn wir hier überhaupt das Wort „Versuch" noch anwenden dürfen: ich meine den durch die „Phänomenologie" Edmund Husserls geleisteten. Denn diese Phänomenologie ist von vornherein von dem Gedanken geleitet,

---

[1]) A. Meinong, Annahmen. Leipzig 1910[2] S. 233 ff.

[2]) A. a. O. S. 234.

[3]) Man denke an so merkwürdige Sätze wie diesen: „Gegenständlichkeit definiert sich demgemäß als die Fähigkeit der Vorstellung, Grundlage zu einer affirmativen Annahme abzugeben: auf einen Gegenstand gerichtet aber heißt demgemäß eine Vorstellung dann, wenn ihr Inhalt zum Inhalt einer affirmativen Annahme gemacht ist" a. a. O. S. 228.

Digitized by Google

jegliches Vorurteil zugunsten des Wirklichen fallen zu lassen, ja die Wirklichkeit „in Klammer zu setzen" und durch solche „phänomenologische ἐποχή" eine Betrachtungsweise zu gewinnen, für die die Wirklichkeit ausgeschaltet bleiben konnte.[1])

Schon im zweiten Bande der „Logischen Untersuchungen" brachte Husserl, zunächst in Anknüpfung an den alten Bolzano-Twardowskischen Inhaltsbegriff, aber doch ohne bei ihm stehen zu bleiben, eine Fülle neuer Einsichten. Die folgenschwere Lehre von der „idealen Einheit der Species", die wieder die Basis wurde für die spätere Lehre von den „Wesen",[2]) den „eidetischen" Gegenständen, und also für die Grundlage der ganzen Phänomenologie, hat hier ihren Ansatzpunkt. Freilich auch nur den Ansatzpunkt. Vieles andere kam hinzu: vor allem eine überaus gründliche Erörterung der verschiedenen, oft in verwirrender Weise miteinander vermengten Inhaltsbegriffe — von denen besonders auf den oben im Anschluß an Cornelius erwähnten hingewiesen sei, da er den Ausgangspunkt für die „Abschattungslehre" gebildet hat; ferner die entscheidende Abwendung von der Brentanoschen Urteilstheorie sowie die Grundlegung einer neuen und selbständigen, endlich die Revision der Lehre von der Evidenz der inneren Wahrnehmung — es ist unmöglich, auch nur in flüchtig andeutenden Worten alles das anzuführen, was die Inhalt-Gegenstandslehre direkt und indirekt den Logischen Untersuchungen zu danken hat.

Was nun aber uns hier interessiert, das ist ja unserem Thema gemäß immer nur eine Frage: nämlich die Frage nach der Anerkennung außerpsychischer Tatbestände im Zusammenhang des psychischen Lebens. Denn auf solche Tatbestände waren wir von vornherein gerichtet: ihre Wichtigkeit hatte sich uns bei der Analyse des Wahrnehmungsproblems mehrfach ergeben und uns schließlich auf das Inhalt-Gegenstandsproblem geführt, weil dieses in der Tat der Angelpunkt unserer Betrachtungen ist und sich an seiner historischen Entwicklung am deutlichsten zeigen ließ, wie die Forscher oft fast wider ihren Willen gedrängt werden, da Außerpsychisches anzunehmen, wo sie es zunächst nicht erwarteten. Sie treiben lediglich psychologische Analyse oder glauben doch nur solche zu treiben, bis sie plötzlich genötigt werden, einen Faktor zu konstatieren, der sich, wenn überhaupt, nur noch durch allerlei unnatürliche Verrenkungen als psychisch oder gar als realpsychisch auffassen läßt.

Insbesondere ist es die nun einmal nicht zu umgehende Verquickung mancher psychologischer Probleme mit der Wirklich-

[1]) Ideen S. 48 ff., 57 ff.

[2]) Ich verwende den Ausdruck „Wesen" nicht, sondern sage dafür „Idee" oder „ideeller" (eidetischer) Gegenstand. „Wesen" ist historisch zu sehr belastet und verführt deshalb leicht zu mehrdeutigem Gebrauch. Die zahlreichen Äquivokationen des Wortes Idee dagegen sind, da sie alle lediglich die durch den Text ausgeschlossene spezifisch psychologische Bedeutung dieses Terminus betreffen, hier unschädlich.

Digitized by Google

keitsfrage, die offenbare Schwierigkeiten macht. Man sagt sich z. B. zunächst ganz richtig und klar, daß alles, dem das Prädikat der Räumlichkeit zukommt, seien es nun geometrische Figuren oder Berge, Bäume, Menschen und Tiere, unmöglich psychisch sein kann. Nun aber geht man zur Betrachtung eines bloß vorgestellten räumlich Ausgedehnten über. Selbstverständlich ist hier der einzig richtige Gedankengang dieser: Ist ein räumlich Ausgedehntes etwas Außerpsychisches, so ist notwendigerweise die bloße Vorstellung eines Räumlichen auch die bloße Vorstellung eines Außerpsychischen und das heißt in anderer Wendung: das bloß vorgestellte Räumliche ist ein bloß vorgestelltes Außerpsychisches.

Indessen beispielsweise Meinong schließt anders — oder vielmehr er schloß anders: denn heute gehört er eher zu den wenigen, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden; also: in der Abhandlung „Über Gegenstände höherer Ordnung" lesen wir dieses:[1]) „Räumliche Ausdehnung z. B. ist gewiß niemals psychisch: aber die bloß vorgestellte Ausdehnung ist eben eigentlich gar keine Ausdehnung, wohl aber eine Vorstellung davon, und alle Vorstellung ist psychisch."

Das ist also genau der von uns hier von Anfang an bekämpfte Trugschluß. Es ist der Trugschluß, demzufolge sich ergeben würde, daß ein bloß vorgestellter Würfel „eigentlich" gar kein Würfel, eine bloß vorgestellte Bewegung „eigentlich" gar keine Bewegung, ein bloß vorgestelltes Dreieck ebenso sonderbar „eigentlich" gar kein Dreieck sein kann. Es ist derselbe Trugschluß, auf Grund dessen alle Märchenfiguren notgedrungen etwas Psychisches sein müßten: der gestiefelte Kater wäre „eigentlich" kein Kater, sondern nur die Vorstellung eines solchen, welche Vorstellung dann offenbar mit der Vorstellung von Stiefeln angetan gedacht werden müßte usw. Man sieht: Brentanos ebenso einfache wie einleuchtende Scheidung der physischen und psychischen Phänomene wäre unter diesen Umständen letzten Endes wieder aufgehoben.

Fragt man nun nach den Gründen, die einen so scharfsinnigen Forscher wie Meinong veranlassen konnten, die Sachlage so falsch zu sehen, so scheint mir nur eine Antwort möglich: es fehlte ihm ganz und gar die bewußte Anerkennung des „Vorhandenseins" oder — wenn man es nicht so nennen will — jedenfalls des Bestehens einer in gewisser Weise selbständigen Sphäre des Nicht-Wirklichen, so daß also dieser Sphäre alle möglichen Gegenstände unbeschadet ihrer sonstigen Eigenschaften würden angehören können.

[1]) A. a. O. S. 187. Die Stelle ist auch von K. Oesterreich in seiner später zu erwähnenden Arbeit (S. 116) beanstandet worden. Meinongs jetzige, völlig entgegengesetzte Anschauung dagegen erhellt aus „Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften". Leipzig 1907 S. 48.

Digitized by Google

Meinong sah ganz deutlich, daß Räumliches seiner Natur nach niemals psychisch sein kann. Würde er nun eine selbständige Sphäre des Nicht-Wirklichen anerkennen, so wäre es ihm natürlich ein Leichtes zu sagen: das bloß vorgestellte Ausgedehnte gehört dieser Sphäre des Nicht-Wirklichen an und kann ihr unbeschadet seiner räumlichen Eigenschaften angehören. Aber Meinong lag eine andere Anschauungsweise näher. Räumlich Ausgedehntes — so war ohne Zweifel sein unausgesprochener Grundgedanke — gehört in jedem Falle der Welt des Existierenden an und gewiß keiner Welt bloßer begrifflicher Abstrakta, auch keiner Welt bloßer Superiora, fundierter Gegenstände oder Gegenstände höherer Ordnung, sondern ganz und gar derjenigen der konkreten, „inferioren", fundierenden, eigentlich existierenden, „wirklichen" Gegenstände. Stelle ich nun einen solchen dem Bereich dieser Gegenstände angehörigen Gegenstand bloß vor, habe ich ihn als einen bloß vorgestellten, unwirklichen, nicht existierenden, so heißt das nichts anderes, als daß das, was ich vorstelle, auf diese Weise der Welt, in der von räumlicher Ausdehnung zu reden allein einen Sinn hat, entrissen ist. Da alles räumlich Ausgedehnte notwendig wirklich ist, so folgt ganz zwingend, daß es, sobald es in die Sphäre des Nicht-Existierenden, Nicht-Wirklichen versetzt wird, damit auch ohne weiteres der Eigenschaften verlustig gehen muß, die ihm nur als Eigenschaften eines Wirklichen zukommen können, wie eben die räumliche Ausdehnung. So bleibt vom räumlich Ausgedehnten nur die Vorstellung übrig und wir haben statt eines Physischen nunmehr etwas Psychisches vor uns. . . . . Vor uns? Aber haben wir es wirklich vor uns? ich dächte, das, was wir vor uns haben, darf auf keinen Fall ein Psychisches genannt werden. Oder haben wir „eigentlich" oder „in Wahrheit" nichts vor uns? Es ist — so meint man offenbar — das vorstellende Erlebnis dasjenige, was hier das Entscheidende leistet und deshalb letzten Endes allein in Frage kommt. Aber kann daraus mit irgendwelchem Rechte gefolgert werden, es stünde „eigentlich" nichts vor uns? Oder genauer: kann ernstlich gesagt werden, es sei das, was nun einmal aller solcher „Vereigentlichung" zum Trotz unzweifelhaft vor uns — vor unserem „geistigen Auge" — steht, in Wahrheit ein Nichts? Ich sollte meinen, wer nicht durch sein „Vorurteil zugunsten des Wirklichen" ganz und gar blind gemacht ist, kann keinen Augenblick um die Antwort verlegen sein.

Die große Bedeutung Husserls liegt nun vor allem darin, daß er in dieser Frage und in vielen ihr ähnlichen sehender war als irgend jemand zuvor. Denn so allein gelangte er zu seinen idealen Gegenständen und damit zur Einsicht in die Unzulänglichkeiten der sogenannten Abstraktionstheorien. So gelangte er überhaupt zu immer klarerer Herausarbeitung einer Schicht oder Schichtengruppe, die sich sowohl dem, was man gemeinhin das

Digitized by Google

Logische zu nennen pflegt, wie auch dem Empirisch-Psychologischen gegenüber als selbständig erwies und die man im Anschluß an einen einst von Frege (wenn auch für ein ungleich begrenzteres Gebiet) geprägten Ausdruck als die Schicht des „objektiven Nicht-Wirklichen“[1]) und meines Erachtens noch besser als die Schicht der gegen die Prädizierung als wirklich oder nicht-wirklich gleichgültigen Objekte bezeichnen kann.

§ 31. Stumpf.

Von Husserl beeinflußt und vielfach an seinen Forschungen orientiert ist auch Stumpfs Akademieabhandlung über „Erscheinungen und psychische Funktionen“,[2]) die in vertiefter Form und unter Gesichtspunkten, die freilich auf mehr abzielten als auf eine bloße Namensänderung, bis zu einem gewissen Grade die alte einfache Lehre Brentanos von den physischen und psychischen Phänomenen wieder aufnimmt und die wir deshalb hier, obwohl sie das Inhalt-Gegenstandsproblem nicht zu ihrem speziellen Thema hat, gern erwähnen möchten.[3]) Vor allem müssen wir einen Punkt hervorheben, da er sich unmittelbar in den Zusammenhang der zuletzt erörterten Fragen einfügt: Stumpf vertritt mit Entschiedenheit die Anschauung vom echten oder wahrhaften Sein aller und also auch der bloßen Erscheinungen, wobei er (wie mir scheinen will, nicht sehr zweckmäßig) diesem echten oder wahrhaften Sein den Namen der Wirklichkeit beilegt. Unter ausdrücklichem Hinweis auf Husserl[4]) bemerkt er, daß wir von „bloßen“ Erscheinungen nicht in dem Sinne sprechen können, „als wären sie, ohne Bezug auf eine äußere Wirklichkeit, ein völliges Nichts. Die Erscheinungen gehören nur nicht der Wirklichkeit an, der sie das naive Denken zunächst zuschreibt, nämlich einer vom Bewußtsein unabhängigen Wirklichkeit“.[5])

---

[1]) G. Frege, Grundgesetze der Arithmetik, Bd. 1 S. XVIII ff.

[2]) C. Stumpf, Erscheinungen und psychische Funktionen. Berlin 1907.

[3]) Der Gegenstandsbegriff selbst wird in dieser Abhandlung von Stumpf nur in einer Anmerkung erwähnt (S. 33); sie lautet: „Gegenstand nennt man, wie mir scheint, alles, was unter einem Allgemeinbegriffe gedacht wird oder selbst ein solcher ist.“ In der Abhandlung „Zur Einteilung der Wissenschaften“ (Berlin 1907) handelt ein besonderer Abschnitt vom „Begriff des Gegenstandes im weitesten Wortsinne“ (S. 6) und bestimmt den Begriff des Gegenstandes in derselben Weise: „die Begriffsbildung ist es, durch die Gegenstände entstehen“. Daß die Ideierung (wie wir statt „Begriffsbildung“ aus prinzipiellen Gründen sagen müssen) von wesentlicher Bedeutung für alles Erfassen von Gegenständen ist, entspricht auch ganz und gar unserer Anschauung (vgl. auch besonders Kantstudien a. a. O. S. 189 ff.). Aber der Begriff des erfaßten Gegenstandes kann doch unmöglich derjenige des Gegenstandes im „weitesten Wortsinne“ sein: dann würde man ja diesen Begriff von vornherein auf die Ansicht festlegen, daß es außer den erfaßten Gegenständen keine anderen gibt.

[4]) „Log. Unt. II, Schlußparagraph“.

[5]) A. a. O. S. 10.

Digitized by Google

Nach Stumpf gibt es also zwei Gruppen von „physischen Gegebenheiten" — wie wir die „Erscheinungen" Stumpfs viel lieber nennen möchten: erstens solche, die bloß gegeben sind, und zweitens solche, die der an sich bestehenden „bewußtseinsunabhängigen" Wirklichkeit des erkenntnistheoretisch Naiven angehören. Hier liegt offenbar die Frage nahe, warum diese Zweiteilung nicht auch für die psychischen Gegebenheiten Platz greifen darf. Denn auch das Psychische, die Akterlebnisse — sie nämlich sind es, die nunmehr unter dem Namen „Funktionen" auftreten — gehören ja nach Stumpfs ausdrücklicher Erklärung zum Gegebenen und genauer zum unmittelbar Gegebenen.[1]) Auch sie müßten sich deshalb gleichfalls in solche, die der „Wirklichkeit" in jenem eigentlichen, der „bloßen" Gegebenheit gegenüberstehenden Sinne angehören, und solche, die ihr nicht angehören, einteilen lassen: sprechen wir doch in der Redeweise des täglichen Lebens von den Bewußtseinserlebnissen fremder Individuen, denen wir dieselbe Unabhängigkeit von unserem Bewußtsein zuschreiben, wie den ihnen zugehörenden Leibern und sonstigen physisch-wirklichen Gegenständen.

In der Tat: nur die Lehre von der Evidenz der inneren Wahrnehmung in jener besonderen Fassung, nach der sie das unmittelbar gegebene Psychische als solches notwendigerweise zugleich in dem Ansich einer vollen Wirklichkeit erfaßt sein läßt, und die, obwohl sie letzten Endes kaum auf etwas anderes als auf eine Vermengung der beiden von Stumpf geschiedenen Wirklichkeitsbegriffe hinauslaufen dürfte, schier unausrottbar zu sein scheint — nur diese alte, auf Brentano und zuletzt auf Descartes zurückgehende Lehre hinderte die naheliegende Einsicht, daß keine Art von Gegebenheiten — weder die der psychischen, der Akt- oder Funktionsgegebenheiten noch die der physischen — an und für sich genommen irgendwelche Zugehörigkeit zur Wirklichkeit[2]) einzuschließen braucht. Mit anderen Worten: es können „bloße" Gegebenheiten in beiden Gebieten vorliegen. Nennt man solche bloßen Gegebenheiten Phänomene, so treten neben die physischen Phänomene die psychischen — beide wohl unterschieden von den physischen und psychischen realen Tatsachen.

§ 32. Die Selbständigkeit des Phänomenalen und die Einklammerung der Wirklichkeit (Husserls Ideen).

Unter Voraussetzung der gründlichen Kritik, die Husserl an der Lehre von der Evidenz der inneren Wahrnehmung geübt hat,[3]) war es nicht schwer, diese Folgerung zu ziehen. Merkwürdiger-

[1]) A. a. O. S. 6 ff.
[2]) Wirklichkeit ist natürlich etwas anderes als Wahrheit.
[3]) Log. Unt. II[1] S. 694 ff.

Digitized by Google

weise hat aber nicht Husserl, sondern Max Scheler als der erste von psychischen „Phänomenen" (in diesem neuen, dem Brentanoschen entgegengesetzten Sinne) gesprochen und zwar — was auf den ersten Blick sehr sonderbar erscheint — sogar in polemischer Einstellung gegen Husserl.[1]) Man versteht das, wenn man sich klar macht, wie langsam und zögernd Husserl sich zu seiner neuen Position durchgerungen hat: es waren für ihn wohl immer — und sind es vielleicht noch — außer den sachlichen Schwierigkeiten auch jene gar nicht geringen, aus der Vorsicht des eigenen Denkens stammenden Widerstände zu überwinden, die gerade für den gründlichen Denker so charakteristisch zu sein pflegen. Dazu kam dann noch dieses:

Sieht man auf die Lebensarbeit Husserls als Ganzes, so mußte ihm offenbar, wenn anders seine logisch-erkenntnistheoretischen, auf Überwindung des Relativismus gerichteten Reformbestrebungen nicht den Boden verlieren sollten, sehr viel an einer Schicht evidenten Seins gelegen sein: einer adäquat erfaßbaren, für alle andere Erkenntnis maßgebenden und in diesem Sinne absoluten Schicht. Diese absolute Schicht aber schien ihm keine Schicht bloßer Phänomene sein zu können, bloßer „Erscheinungen" von etwas — sie wäre dann ja wiederum nur ein Relatives gewesen: sie dünkte ihm vielmehr mit dem Erlebnisstrome des Bewußtseins zusammenfallen zu müssen, wenn ihm auch das Bewußtsein, das hier in Frage kam, nicht mehr das „empirische" Bewußtsein der einzelnen psychophysischen Individuen war, sondern das „transzendentale" und absolute Bewußtsein.

Eine solche Ansicht mußte solange als die natürliche erscheinen, als man im „Phänomen" etwas Relatives und Sekundäres sah, eine Abschwächung gegenüber dem Eigentlichen, dem wahrhaft Seienden, der Wirklichkeit, oder doch dem Ansich des Erlebnisstromes. Ist aber diese Auffassung berechtigt? Der Nebenton, der den Worten Phänomen und Erscheinung anhaftet, scheint immer wieder heimlich zu ihr zu verführen. Auch Scheler, der sich zwischen die Erlebnisse und ihre Wahrnehmung nach Külpes Vorgang einen sie u. U. zu bloßen Phänomenen herabsetzenden „inneren Sinn" eingeschaltet denkt, steht hier noch ganz auf dem alten Standpunkte.[2]) Bei unvoreingenommener Betrachtung der Tatsachen aber ergibt sich etwas ganz anderes: daß nämlich das Gegebene, in sich selbst genommen, sich stets als in sich geschlossen erweist, als frei von allen Beziehungen zu einem „An sich", zu einem „Wirklichen", das ihm gleichsam erst Rückhalt geben müßte.[3]) Alles Gegebene, wenn es nur nicht indirekt

[1]) Zeitschrift für Pathopsychologie Bd. 1. (Leipzig 1911) S. 109.
[2]) Vgl. Scheler a. a. O. S. 109.
[3]) Genau genommen sogar frei von allem Individualitätscharakter. Vgl. dazu meinen Aufsatz in den Kantstudien Bd. 21 S. 163 ff., bes. S. 189 ff.

Digitized by Google

— unanschaulich — sondern als unmittelbar Selbstgegebenes vorliegt, kann prinzipiell immer als frei von aller Relativität angesehen werden: es hat in sich selbst sein Recht, ohne Beziehung auf einen etwaigen Wirklichkeitscharakter. M. a. W. es gehört dieser Wirklichkeitscharakter zu keinerlei Art solcher Gegebenheit wesensnotwendig hinzu. Das Gegebene und insonderheit das Wahrgenommene, auch — und darauf kommt es besonders an — das unmittelbar als psychisch Wahrgenommene kann wirklich sein, braucht es aber keineswegs — so sehr es auch in vielen Fällen Wirklichkeit „prätendieren" oder den unmittelbaren „Anschein" von Wirklichkeit erwecken mag. Immer aber läßt es sich ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit und die in der Wirklichkeit geltenden Gesetze einer in sich einheitlichen Betrachtung unterziehen.

Nennt man alles Selbstgegebene phänomenal und die Gesamtheit alles so Gegebenen (einschließlich des als psychisch Gegebenen) die phänomenale Sphäre, so kann man demnach sagen: die phänomenale Sphäre, die sich mit der des Wirklichen u. U. mehr oder minder decken kann, aber nicht zu decken braucht, stellt ein Gebiet für sich dar: ein Gebiet von in sich geschlossenen Untersuchungen und Einsichten, das allen Voraussetzungen über Wirkliches, allen empirisch-realwissenschaftlichen Feststellungen gegenüber selbständig ist. Dies zu erweisen, war das Ziel meiner kurzen (und wohl etwas zu kurzen) Schrift über „die phänomenale Sphäre und das reale Bewußtsein":[1]) auch sie ist übrigens in erster Linie am Inhalt-Gegenstandsproblem orientiert.

In ungleich umfassenderer Weise suchte im Jahre 1913 Husserl selbst ein solches, allen empirisch-realwissenschaftlichen Forschungen gegenüber selbständiges Gebiet herauszuarbeiten: in seinen großzügigen, ganz und gar prinzipiell gehaltenen „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie".[2])

Mit aller denkbaren Entschiedenheit wird hier sogleich die Ausschaltung oder Einklammerung der Wirklichkeit in den Vordergrund gestellt: die Welt wird systematisch der ihr zugehörigen kausal- und überhaupt empirisch-realen Beziehungen und Beschaffenheiten entkleidet, also alles dessen, worauf wir im täglichen Leben und auch in den meisten Wissenschaften gerade vorwiegend eingestellt sind. Es bleibt die Gesamtheit der spezifisch „phänomenologischen" (und phänomenologisch fundierten) Gegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten übrig, d. h. jener Gesetzmäßigkeiten, die, wie Husserl mehrfach hervorhebt, dieselben bleiben, mag die gegebene Welt nun als bloße Illusion vorliegen, als ein auch noch so seltsam grotesk zusammenphantasiertes Gebilde, oder als das, was sie in Wirklichkeit ist: auch die phanta-

[1]) Halle 1912.
[2]) Siehe oben S. 74.

Digitized by Google

sierte oder geträumte Gerade bleibt die kürzeste Verbindung ihrer Endpunkte, auch die geträumte oder phantasierte Bewegung hat notwendig eine bestimmte Richtung und Geschwindigkeit und setzt stets ein Etwas voraus, das sich in Bewegung befindet, und das geträumte oder phantasierte Purpurrot ist vom Orangerot auf genau dieselbe Weise verschieden wie das wirkliche: nämlich in höherem Grade als etwa vom Zinnoberrot und in geringerem Grade als vom Gelb.

Merkwürdigerweise bleibt dabei nun aber trotzdem das Bewußtsein und zwar ganz eigentlich das Bewußtsein im Sinne des aktuellen Erlebnisstromes in der überlegenen Stellung erhalten, die ihm Brentano zugewiesen hatte. Freilich setzt Husserl das Bewußtsein, auf das er sich bezieht, „absolut", um es von jedem empirischen Bewußtsein zu scheiden. Aber die aktuellen Erlebnisse waren von jeher, wenn irgendetwas, die eigentlich typischen Gegenstände der empirischen Psychologie, so daß man es wenigstens von hier aus immerhin verstehen kann, wenn die Gegner Husserls glauben, es sei mit dem ganzen Unternehmen der Phänomenologie auf nichts anderes als eine Art deskriptiver Psychologie universalen Stiles abgesehen.

Man darf aber doch fragen: was soll der Erlebnisstrom bei Einsichten wie den vorhin angeführten, etwa von der Verschiedenheit und Ähnlichkeit der Farben? Soviel ich sehe, spielt er keine andere Rolle als bei allen anderen Einsichten auch. Denn daß in der Welt unserer Umgebung die Farben nur für ein Bewußtsein und sozusagen nur mit dem Index psychischer Abstammung versehen vorkommen, ist eine durch empirisch-physikalische Feststellungen bedingte Einsicht, die selbstverständlich die Phänomenologie nichts angehen darf. Oder man denke an geometrische und überhaupt mathematische Evidenzen, die doch letzten Endes auch phänomenologisch fundiert sind. Ähnliche Erwägungen greifen nun, so merkwürdig das zunächst klingen mag, auch für die Erlebnisse Platz, sofern sie sich nur in der „phänomenalen", in der Gegebenheitssphäre geltend machen. Doch es würde zu weit führen, hier näher auf diese Dinge einzugehen. Uns interessiert in erster Linie die „sinnliche" Wahrnehmung. Für sie kommt aber der eben gestreifte Gegensatz „gegeben" und „aktuell" weniger in Betracht als der viel einfachere des Psychischen und Außerpsychischen. Die Selbständigkeit des Bestehens von Gesetzmäßigkeiten, die Außerpsychisches betreffen und die doch keine Wirklichkeitsgesetzmäßigkeiten sind, also in specie keine physikalischen Gesetzmäßigkeiten, keine chemischen, physiologischen, anatomischen u. dgl. m., ist in der Tat nicht schwer einzusehen: es braucht nur wieder an das Farbenbeispiel erinnert zu werden. Und auch schon im Hinblick auf dieses Außerpsychisch-Phänomenale wird es verständlich werden, wenn wir sagen: die Phänomenologie Husserls, so sehr er auch bemüht ist, sie von vornherein

Digitized by Google

als eidetische und damit jedenfalls zugleich als reine „Phänomen"-Phänomenologie[1]) zu fassen — und hier gerade hat ihm die Wissenschaft Außerordentliches zu danken — bleibt doch in wichtigen Partien auch des neuen Werkes noch die alte Aktphänomenologie der Logischen Untersuchungen. Erst vom dritten Kapitel an, in den hochbedeutsamen Erörterungen über Noesis und Noema vollzieht sich eine bemerkenswerte Wandlung: mit zunehmender Deutlichkeit verschiebt sich das Schwergewicht der Untersuchungen zugunsten der außerpsychischen Seite, genauer zugunsten des „noëmatischen" „Korrelates" der aktuellen „noëtischen" Erlebnisse. So heißt es der Hauptsache nach ganz in unserem Sinne:[2])

„Ins Stereoskop blickend, sagen wir, diese erscheinende Pyramide ist ‚nichts', ist bloßer ‚Schein': das Erscheinende ist das offenbare Subjekt der Prädikation und ihm (das ein Dingnoema, aber nichts weniger als ein [wirkliches[3])] Ding ist) schreiben wir das zu, was wir an ihm selbst als Charakter vorfinden: eben die Nichtigkeit. Man muß hier nur wie überall in der Phänomenologie den Mut haben, das im Phänomen wirklich zu Erschauende, statt es umzudeuten, eben hinzunehmen, wie es sich selbst gibt, und es ehrlich zu beschreiben. Alle Theorien haben sich danach zu richten."

Ohne Zweifel: das, was wir hier für bloßen Schein erklären, ist in seiner Weise eben doch vorhanden. Es ist nicht ein bloßes psychisches Geschehnis in uns, das uns ein körperliches Gebilde „vortäuscht", sondern das körperliche Gebilde ist selbst da, nur durch den Charakter der Nicht-Wirklichkeit[4]) oder, wie wir inkorrekterweise statt dessen sagen, durch den Charakter der „Nichtigkeit" ausgezeichnet. Selbstverständlich darf auch das psychische Geschehnis, genauer das Bewußtseinserlebnis nicht fehlen.

Eines scheint uns aber recht wohl fehlen zu dürfen, ja niemals eigentlich vorhanden zu sein, wenn wir uns wirklich nur an das Gegebene halten und jeden Umdeutungsversuch unterlassen: das, was Husserl die „sensuellen", allgemeiner die „hyletischen" Momente[5]) der reellen Erlebnisse nennt und was er früher die „primären Inhalte" genannt hat.[6]) Und es fehlt auch deren Korrelat, die interpretierende Ausdeutung, die Intentionalität in dem spezifischen Sinne einer solchen Ausdeutung oder „beseelenden" „Tinktion" jener reellen Erlebnismomente. In dem, was ich — und ich denke, mit mir jeder unbefangene Be-

[1]) Vgl. hierzu die Anmerkung Schelers a. a. O. auf S. 110, 4. Abs.
[2]) A. a. O. S. 221.
[3]) Von mir beigefügt; vgl. das folgende.
[4]) Charakter der Nicht-Wirklichkeit und Wirklichkeit nehme ich hier natürlich nicht etwa im Sinne von Jaspers „Wirklichkeitscharakter", den ich vielmehr als Wirklichkeitssuggestion bezeichne. Vgl. §§ 93 ff.
[5]) A. a. O. S. 172 ff., 203 ff.
[6]) Log. Unt. II[1] S. 652.

Digitized by Google

trachter — allein vorzufinden vermag, findet sich nichts von „beseelender" Auffassung irgendwelcher primärer psychischer Geschehnisse, sondern ich finde meine Erlebnisse einerseits und ein erlebtes Raumgebilde anderseits, ein Raumgebilde, das sich u. U. in anderen Raumgebilden „sich abschattend" darstellt, das aber ganz gewiß nicht aus irgendwelchen Erlebnissen oder Erlebnismomenten aufgebaut ist. Ich nehme im Falle des obigen Beispiels eine Pyramide wahr, ein körperliches Gebilde, aber ganz gewiß keine umgebogenen Empfindungen, keine irgendwie um- oder ausgedeuteten Bewußtseinsgeschehnisse: denn Empfindungen sind doch als Erlebnisse Bewußtseinsgeschehnisse auch bei Husserl.[1])

Alles das führt uns nun wieder unserem eigentlichen Thema zu.

VII. Physische und psychische Gegenstände.

§ 33. Vorbemerkungen. Individuelle (diesartige) Gegenstände.

Es wird — denke ich — klar geworden sein, warum wir der vorangehenden historischen Erörterungen bedurften. Es liegt uns daran, die eigene Stellung gegenüber der unserer Vorgänger im Hinblick auf unser Problem zu präzisieren. Jede tiefer schürfende Behandlung des Wahrnehmungsproblems aber muß notgedrungen auf das Inhalt-Gegenstandsproblem führen. Bei dessen Behandlung aber ist es nicht möglich, ohne weiteres an Bekanntes anzuknüpfen: denn die Kenntnis dieser Dinge ist leider noch immer nicht so verbreitet, wie sie es in Anbetracht ihrer Wichtigkeit sein müßte. Meist begnügt man sich mit der Orientierung an nur einem der hier in Frage kommenden Standpunkte oder mischt unkritisch mehrere zusammen oder hält sich gar nur an sekundäre Arbeiten. Unser vorläufiges Ziel ist noch immer die Gewinnung einer klaren Abgrenzung des Psychischen und Physischen. Wir bedürfen nur noch einiger kurzer Vorbemerkungen, um uns nunmehr unmittelbar diesem Ziele zuwenden zu können.

Man wird vielleicht sagen, es sei in unseren historisch-kritischen Bestimmungen der Bolzano-Twardowskische Inhaltsbegriff, den wir den echten Inhaltsbegriff nannten, ohne sichtbaren Grund allmählich zurückgetreten. Für das Wahrnehmungsproblem ist er in der Tat zunächst entbehrlich. Wir werden an einer späteren Stelle[2]) auf ihn zurückgeführt werden. Denn er tritt — wie schon angedeutet — überall da in sein Recht, wo in irgendeiner Weise über das Individuelle im Gegebenen hinausgegangen wird: alles „Ideelle" steht mit ihm in Zusammenhang, die „Idee", das „Eidos", das „Wesen" Husserls berührt sich aufs engste gerade mit diesem Begriff. Aber die

[1]) Vgl. hierzu § 67.
[2]) S. Abschnitt IX.

Digitized by Google

Wahrnehmung im gewöhnlichen Sinne und speziell die „sinnliche" Wahrnehmung geht ihrem Wesen nach auf Individuelles. Darum kann es hier für unsere Zwecke genügen, wenn wir zunächst nur zwischen dem „Akt" (nebst dem ihm zugehörigen Inhalt im Meinongschen Sinne) und dem — individuellen — Gegenstande unterscheiden. Ein Individuum oder kürzer und vor allem viel weniger mißverständlich ein „Dies"[1]) heißt uns ein Gegenstand dann, wenn er ein zeitlich Einmaliges ist, etwas, das sinnvoll allein als irgendwann und meist auch irgendwo bestehend gemeint werden kann: das entweder einmal entstanden ist und wohl auch wieder vergehen wird oder das immer und ewig bestanden hat. Man kann auch sagen: individuell — oder diesartig — ist alles, bei dem es keine Sinnwidrigkeit bedeutet, es mit einem echten Eigennamen zu benennen. Individuell ist also z. B. die Sonne, die Erde, der Himmel, ist Jena, die Nordsee und Plato, aber auch Rotkäppchen, Herakles, das Labyrinth und der gestiefelte Kater, ferner die Lampe vor mir auf dem Tische, ebenso der Lampenfuß und alle ihre sonstigen Teile, die selbständigen sowohl wie die unselbständigen: das Messinggelb ihres Fußes, das Weiß der Glocke, das Grün des Schirmes usw. Nicht minder individuell bin ich und alle meine psychischen Erlebnisse. Als Beispiele nicht-diesartiger (nicht-individueller) Gegenstände kommen für uns weniger die Arten und Gattungen individueller Gegenstände in Betracht (wie die Stadt, die Lampe usw.), da diese den individuellen Gegenständen nahe stehen und ihnen in gewisser Weise selbst zugerechnet werden müssen, um so mehr aber die singulär-ideellen Gegenstände wie „das" spektrale Gelb überhaupt, der Ton dieser bestimmten Höhe, Stärke und Klangfarbe überhaupt, ferner die Zahl 2, die Gleichheit, die Wahrheit, die Gerechtigkeit usw.

Da, wie gesagt, zunächst nur individuelle Gegenstände für die Wahrnehmung in Frage kommen, so wenden wir uns jetzt allein diesen zu. Sie zerfallen in die beiden wichtigen Gruppen, die wir vorläufig die physischen und die psychischen Gegenstände nennen wollen.

Physische Gegenstände sollen uns nach der bisherigen, noch einigermaßen vagen Bestimmung alle diejenigen sein, welche nur als räumliche Gebilde sinnvoll bestehen können, die also entweder selbständige Gegenstände im Raume sind oder als deren unselbständige „Momente" oder Teile an der räumlichen Ausdehnung teilnehmen. Die meisten der oben als individuell oder diesartig registrierten Gebilde können wir hier wiederum anführen. Die Erde, das Labyrinth und meine Lampe — so genommen, wie wir sie naturgemäß meinen — sind es gewiß ganz

[1]) Dies Wort scheint mir bequemer in der deutschen Sprache verwendbar als Husserls gleichbedeutendes τόδε τι (Ideen S. 28).

Digitized by Google

und gar; Rotkäppchen und Herakles wenigstens zum Teil. Aber auch mein Leib ist physisch und jeder beliebige Teil seiner Oberfläche und seines Innern — sofern er nur eben räumlich ausgedehnt ist. Nicht minder ist physisch alles räumlich sich Ausbreitende, den Raum irgendwie Durchdringende, kurz alles irgendwie durch räumliche Merkmale Bestimmte — mit welchem Namen es immer benannt werden mag: physisch sind die „physischen" Zustände und Beziehungen, physisch sind die Farben, physisch sind aber auch Töne und Geräusche, die den Raum durchschallen und jedenfalls von irgendwoher auf mich eindringen, und physisch sind nicht minder die Gerüche, die ebenfalls von irgendwoher auf mich zuströmen. Nennen wir alles räumlich Ausgedehnte körperlich oder einen Körper, so können wir zusammenfassend sagen. physisch ist alles, was entweder selbst ein Körper ist oder der selbständige oder unselbständige Teil eines solchen.

Im wesentlichen ist also unsere Bestimmung der physischen individuellen Gegenstände dieselbe, an die auch Brentano für seine „physischen Phänomene" zunächst anknüpft:[1]) und die Beispiele, die er anführt,[2]) könnten ebensogut von uns gebracht worden sein. Wie man sieht, deckt sich die fragliche Bestimmung mit der alten Cartesianischen, und auch Kant würde — wie Brentano ebenfalls hervorhebt — mit ihr einverstanden sein können.[3]) Freilich werden dann auch einige Einwendungen vorgebracht. Viele Psychologen lehren, daß Töne und Gerüche, einige, daß sogar Farben und „die Erscheinungen des Tastsinnes" „von aller Ausdehnung und räumlichen Bestimmtheit sich frei zeigen".

Darauf erwidern wir nun einfach folgendes: Gesetzt es wäre so, so würde daraus nur folgen, daß einzelne der Beispiele falsch gewählt wären. Nicht aber würde damit erwiesen sein, daß nun etwa die physischen Gegenstände nicht räumlicher Natur sind. Angenommen, daß ein Akkord, ein Duft, ein Geschmack, daß selbst eine Farbe nicht räumlich bestimmt und also nicht physisch sind: das Physische würde damit ebensowenig aufhören, räumlich bestimmt zu sein, als Metalle nur darum aufhören würden, glänzend zu sein, weil etwa gezeigt wäre, daß irgendein Stoff, den ich bisher für ein Metall gehalten, nicht glänzend ist. Der Beispiele, an denen wir die Richtigkeit unserer Definition nachprüfen könnten, wären in beiden Fällen noch genug: die Erde, das Labyrinth, meine Lampe, mein Leib und unsäglich vieles andere ist, sofern es unzweifelhaft räumlich bestimmt ist, eben damit auch physisch.

Im übrigen werden wir sogleich sehen, daß die in Frage

[1]) Psychologie, S. 111 ff. In dem „Ursprung sittlicher Erkenntnis", 1889 S. 16 ist das Physische ohne weiteres als „räumlich bestimmt".

[2]) Siehe oben S. 77 f.

[3]) A. a. O. S. 112.

Digitized by Google

gestellten Beispiele dennoch richtig gewählt sind, sobald wir die gesuchte neue Bestimmung des Physischen erreicht haben werden.

Brentano macht noch einen zweiten Einwand: Einige Psychologen halten — gerade umgekehrt — dieses oder jenes Psychische für ebenfalls räumlich charakterisiert. Darauf haben wir natürlich ganz dieselbe Antwort bereit: erst die genauere Analyse wird zeigen, ob hier wirklich ausschließlich Psychisches vorliegt oder nicht.

Und wie bestimmen wir nun das Psychische? Es will uns scheinen, daß die Wege Brentanos hier nicht zum Ziele führen.

Bekanntlich ist nach Brentano die „intentionale Inexistenz" für alles Psychische charakteristisch. Jedes Psychische „enthält etwas als Objekt in sich" und ist durch eine eigentümliche Beziehung zu diesem Objekte gekennzeichnet, das — wie es in der Schrift „vom Ursprung sittlicher Erkenntnis" heißt[1]) — „vielleicht nicht wirklich, aber doch innerlich gegenständlich gegeben ist. Kein Hören ohne Gehörtes, kein Glauben ohne Geglaubtes, kein Hoffen ohne Gehofftes, kein Streben ohne Erstrebtes, keine Freude ohne etwas, worüber man sich freut, und so im übrigen". , In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehaßt, in dem Begehren begehrt usw."

§ 34. Einwand gegen Brentanos Bestimmung.

So unbestreitbar richtig die Hauptpunkte dieser Lehre für einige psychische Erlebnisse sein dürften, nämlich für das Vorstellen (im weitesten Sinne) und für das Urteilen, und so bedeutsam ferner die Anregungen sind, die die Vorstellungs- und Urteilslehre ihnen zu verdanken hat, so sicher ergeben sich Bedenken, wenn man das fragliche Kriterium als Wesenskriterium aller psychischen Erlebnisse ansieht. Die Rede von nicht-intentionalen Erlebnissen ist zum mindesten nicht widersinnig: und sehe ich recht, so lassen sich ohne Schwierigkeit Erlebnisse auffinden, bei denen die Intentionalität nur auf dem Wege einer konstruierenden Interpretation zu retten ist. Man denke etwa an das „Gefühl" — auf die Bezeichnung als Gefühl kommt es natürlich nicht an — der nicht körperlich bedingten Frische oder an das Gefühl des passiven Sichgehenlassens u. ähnl.[2]) Denn wenn man nun darauf entgegnen wollte, hier seien dennoch Inhalte vorhanden, etwa solche, denen gegenüber ich mich gehen lasse usw., so würde ich das für einigermaßen gekünstelt halten. Möglich immerhin, daß es trotzdem richtig ist; ein ernst zu nehmender Versuch dergleichen evident zu machen liegt meines Wissens bisher nicht vor.

[1]) A. a. O. S. 14. Vgl. auch Psychol. vom emp. St. S. 115.

[2]) E. Becher spricht in diesem Sinne von objektlosen Gefühlen (vgl. Zeitschr. f. Psych. Bd. 74 S. 147).

Digitized by Google

Wohl aber gilt dies von der entgegengesetzten Behauptung: Husserl bestreitet ausdrücklich die Intentionalität aller Erlebnisse und statuiert in der Gattung der Empfindungen, der er die „Gefühlsempfindungen" anreiht, eine Klasse nicht-intentionaler Gebilde, die von ihm gleichwohl als psychisch und als Erlebnisse bezeichnet werden.[1]) Stumpf folgte ihm, wenn nicht in bezug auf seine „Erscheinungen" überhaupt, so doch um so sicherer in bezug auf die — übrigens unabhängig von Husserl von ihm aufgewiesenen — Gefühlsempfindungen.[2]) Auch hier wird man Einwendungen machen können: aber es kommt in diesem Zusammenhang nur darauf an, daß zwei Brentano vergleichsweise so nahe stehende Forscher wie Stumpf und Husserl von der Richtigkeit seiner Kriterien und Einteilungsprinzipien nicht überzeugt sind. Und daraus wird man schließen dürfen, daß es ihm nicht gelungen ist, sie völlig einsichtig zu machen. Aus diesem Grunde ist es — wie gesagt — zweckmäßig, andere Wege zu gehen.

§ 35. Selbständige und unselbständige (konkrete und abstrakte) Gegenstände.

Wir knüpfen an die schon mehrfach erwähnte Scheidung von selbständigen und unselbständigen „Teilen" an, wie sie von Stumpf im Anschluß an Berkeley inauguriert und von Husserl[3]) unter ausdrücklicher Abwehr möglicher psychologischer Mißdeutungen vertieft und weitergeführt wurde. Wir fassen also, wie wir das schon früher getan,[4]) die Teile von vornherein als „Gegenstandsteile" im Sinne Husserls und machen also eine objektive Unterscheidung, „die von aller Beziehung zu den auffassenden Akten einerseits und zu irgendwelchen aufzufassenden phänomenologischen Inhalten andererseits befreit ist".[5]) Wir definieren also nicht: selbständige Inhalte sind solche, die für sich, unselbständige dagegen solche, die nicht für sich vorgestellt werden können. Sondern wir sagen: Selbständige Gegenstände können für sich, unselbständige können nicht für sich existieren. Oder unter Vermeidung des Möglichkeitsbegriffes: Wir nennen selbständige (oder konkrete) Gegenstände solche, denen es wesentlich ist, für sich zu existieren, und unselbständige (oder ab-

[1]) Log. Unt.[2] S. 364 ff.
[2]) Zeitschr. f. Psych. Bd. 44 S. 1 ff.
[3]) Die Wichtigkeit der Scheidung der Begriffe „konkret" und „abstrakt" einerseits und „individuell" und „allgemein" andererseits für die Psychologie ist wohl zuerst von Joh. Rehmke gesehen worden. Vgl. Lehrbuch der allgem. Psychologie 1894 S. 5 ff. Vgl. auch die wichtigen neueren Anschauungen R.s: Lehrb. d. allg. Psych.[2] 1905, S. 61 ff.; Ph. als Grundw. 1910, S. 236 ff. sowie die kleine Schrift „Die Seele" (in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt") S. 4 ff.
[4]) Oben S. 22 ff.
[5]) Log. Unt.[2] S. 236. Man vergleiche zu den Ausführungen des Textes den ganzen dritten Teil des zweiten Bandes der Logischen Untersuchungen.

Digitized by Google

strakte) solche, denen es wesentlich ist, nicht für sich zu existieren. Wer das Wort „existieren" nur für wirkliche Gegenstände gebrauchen will, mag es durch das unverfänglichere „bestehen" ersetzen. Da es sich hier der Hauptsache nach um individuelle Gegenstände handelt, wird diese einfache Formulierung ohne weiteren Kommentar verständlich sein. Sichere Beispiele von selbständigen Gegenständen haben wir schon bei der Aufzählung individueller Gegenstände gebracht: die Erde, die Sonne, dieser Baum vor mir oder diese Lampe, ebenso aber auch jeder Baum und jede Lampe im Märchen — sie alle sind nicht nur individuell, sondern zugleich konkret oder selbständig: es ist sinnwidrig, sie sich als etwas zu denken, das nicht „für sich", als „Stück" der Welt oder als ihr Teil in dem Sinne, den wir im täglichen Leben mit diesem Worte verbinden, existieren könnte. Dagegen sind abstrakte „Teile" — Teilmomente, unselbständige Gegenstände — im großen und ganzen das, was wir sonst je nach Umständen Eigenschaften, Beschaffenheiten, Zustände, Zuständlichkeiten von oder an anderen (und zunächst den konkreten oder selbständigen) Gegenständen zu nennen pflegen. Sie sind also sozusagen stets — direkt oder indirekt — auf die konkreten Gegenstände angewiesen, und wir müssen, wenn wir sie nur überhaupt unmittelbar in ihrem vollen Selbst und nicht bloß indirekt oder unanschaulich vorstellen wollen, unbedingt auf die konkreten Ganzen, denen sie zugehören, zurückgehen.

Um zu entscheiden, ob in einem gegebenen Falle ein konkreter oder abstrakter Gegenstand vorliegt, darf man sich nicht durch sprachliche Unbestimmtheiten irreführen lassen. So ist die Gestalt meiner Lampe selbständig oder unselbständig, je nachdem, was wir unter „Gestalt" verstehen. Bedeutet Gestalt soviel wie ihre „bloße" Gestalt ohne die dazu gehörigen spezifisch physikalischen Eigenschaften (wie Schwere, Elastizität usw.), so ist Gestalt sicher etwas Selbständiges: es ist durchaus sinnvoll oder es ist ganz und gar nicht sinnwidrig, anzunehmen, es existiere phänomenal lediglich diese metallglänzende Lampengestalt ohne Schwere und sonstige physikalische Eigenschaften. Versteht man dagegen Gestalt im rein mathematischen Sinne als „Form", als Gestalt unter „Abstraktion" von allem Qualitativen überhaupt, also auch von der Farbe, so ist sie ebenso sicher ein unselbständiger Gegenstand: es ist sinnwidrig, Gestalt ohne Farbe (und überhaupt ohne irgendeine andere Qualität) als existierend zu fassen. Gestalt kann nur als gestaltetes Etwas zur Selbstgegebenheit gebracht werden:[1]) sei es als gestaltete Farbe, sei es als gestaltete Widerstandsqualität gegenüber meinen Druck- und kinästhetischen Empfindungen, sei es als sonst noch etwas anderes. Das läßt sich zur vollen Evidenz erheben:

[1]) Vgl. hierzu § 66 und den ganzen Abschn. XIV.

Digitized by Google

doch bedarf es wohl hier, wo es uns nur auf das Beispiel ankommt, keines näheren Eingehens darauf.

Als Beispiel einer sekundären Unselbständigkeit mag das Verhältnis von Gestalt und Größe dienen. Ich kann nämlich (räumliche) Gestalt schließlich in einem noch engeren Sinne nehmen als bisher: ich kann auch von der Größe, die sie hat, absehen. Dann ist die betreffende Größe ein unselbständiges Moment an der Gestalt im vorigen Sinne: sie ist also sekundär unselbständig und die Gestalt im vorigen Sinne ist das relativ selbständige Ganze, dessen unselbständige Teile sowohl die Größe wie die Gestalt in dem neuen dritten Sinne sind.

§ 36. Sind Erlebnisse selbständig oder unselbständig?

Wie steht es nun mit den psychischen Gebilden, mit den Bewußtseinserlebnissen? Sind sie selbständige oder unselbständige Gegenstände?[1]) Die herrschende Psychologie spricht gern von konkreten Erlebnissen, was also in unserer Terminologie besagen würde, daß sie sie als selbständig faßt; indessen: es gibt natürlich noch andere Bedeutungen des Wortes konkret. Andererseits gebraucht dieselbe Psychologie das Wort „Erlebnis" gern äquivalent mit dem Worte „Bewußtseinszustand", und da Zustand selbstverständlich nur sinnvoll als unselbständiges Teilmoment an einem anderen Etwas verstanden werden kann, so würde darin wiederum liegen, daß die Erlebnisse als unselbständig gefaßt werden. Jedenfalls ist die ganze Frage, soviel ich sehe, noch gar nicht nach Gebühr erörtert worden. Und doch verdient sie das in höchstem Maße.

Halten wir uns auch hier zunächst an Beispiele und zwar der Einfachheit halber an die von uns oben angeführten Beispiele Brentanos, die ja jedenfalls den Vorteil haben, daß niemand ernstlich ihre psychologische Natur bezweifeln wird. Ist das Hören, Sehen, Empfinden, Denken, Sicherinnern, Urteilen, Erwachen, Folgern, Meinen und Zweifeln, ist ferner Freude, Traurigkeit, Furcht, Hoffnung, Mut, Liebe und Haß . . . selbständig oder unselbständig?

Daß zunächst die Vorgänge des Empfindens, Urteilens, Hassens usw. Teilvorgänge sind, wird man schwerlich bestreiten. Empfinden, Urteilen und Hassen können in einem Bewußtsein koexistieren, und so koexistieren tatsächlich Erlebnisse immer. Sie bilden in diesem Sinne jedenfalls Teile eines Bewußtseinsganzen, innig miteinander verwobene Teile offenbar, vielleicht irgendwie aufeinander bezogen, in innerlich voneinander abhängige Schichten geordnet, vielleicht auch noch mit anderen Erlebnissen und Erlebnisgruppen zeitlich nebeneinander bestehend. Aber das

[1]) Wobei wir das Wort „Gegenstand" natürlich immer in dem weitesten Sinne von „Etwas überhaupt" nehmen (vgl. S. 14).

Digitized by Google

würde selbstverständlich noch nicht die mindeste Unselbständigkeit bedeuten. Wir haben einen realen und konkreten Bewußtseinsstrom, der sich aus mehreren ebenso realen und konkreten Teilströmen zusammensetzt, die mehr oder minder in einem realen Abhängigkeitsverhältnis stehen — wir haben das alles genau so, wie wir es auch bei einem „wirklichen" Strome haben könnten, ohne daß man hier einen Anlaß hat von Unselbständigkeit zu sprechen.

Natürlich muß ich das jeweilige Empfinden oder Urteilen oder Hoffen oder Staunen, wenn ich darüber Aussagen machen will, gedanklich isolieren, aus der Masse der sich miteinander verwebenden aktuellen psychischen Geschehnisse herausheben, und das kann man ja immerhin eine Abstraktion nennen. Aber diese Art Abstraktion besagt doch schwerlich etwas anderes als jene gedankliche Analyse, mit deren Hilfe wir auch sonst konkrete Teile zu sondern pflegen: etwa, wenn wir die Blätter eines vorgestellten Baumes vom ganzen Baum „abstrahieren" oder auch die einzelnen konkreten „Teilströme" vom ganzen Strom: offenbar haben wir es hier überall mit „disjunkten Stücken" zu tun, wie Husserl sich ausdrückt.[1]) Selbstverständlich können die Bewußtseinsteilströme auch rein gedanklich nicht so gegeneinander isoliert werden, wie dies dem echten Strom gegenüber allerdings der Fall ist: wir können sie nicht räumlich voneinander trennen oder genauer, da auch bei den räumlichen Gegenständen keine wirkliche Trennung im realen Raum vorausgesetzt ist: wir können eine reale räumliche Trennung auch nicht in Gedanken nachahmen oder in ihr analogerweise vollziehen. Aber da Bewußtseinsgebilde als solche nicht räumlich sind, hat die Erwägung einer räumlichen Abtrennung ihnen gegenüber von vornherein keinen Sinn. Wir müssen uns also der Natur der Sache nach mit einer unräumlichen Trennung begnügen. Und darin liegt nicht die mindeste Schwierigkeit. Es ist in der Tat möglich, ein bestimmtes Bewußtseinsgeschehen gedanklich aus der Verschlingung mit anderen zu befreien, ja wir tun das eigentlich immer und haben es getan, wenn wir Beispiele anführen. Zwar sind dabei häufig Fundierungsverhältnisse verschiedener Art zu berücksichtigen: das kann die Ausführung der Isolierung aber nur komplizieren, keineswegs jedoch aufheben. Wenn wir uns einen einzelnen Akt der Hoffnung oder der Traurigkeit zur Selbstgegebenheit zu bringen suchen, ein Hoffen, ein Traurigsein also, so wird es nicht nur nötig werden, das, worauf wir hoffen und worüber wir traurig sind, in unsere Analyse einzubeziehen, sondern wir werden auch die gesamte gefühlsmäßige Einstellung zu berücksichtigen haben, durch die es erst verständlich wird, daß der betreffende Gegenstand uns hoffnungsvoll und traurig stimmen konnte. Dabei wird es dann nicht

[1]) Log. Unt. II² S. 227.

Digitized by Google

zu vermeiden sein, auf eine mehr oder minder große Zahl anderer Erlebnisse zurückzugreifen.

Darin liegt nun gewiß eine Erschwerung. Aber diese Erschwerung kann nicht hindern, schließlich doch zu einem Ergebnis zu gelangen. Außerdem wird es ja auch nicht nötig sein, die Isolierung wirklich restlos durchzuführen, wenn wir nur aus dem Fortgang der Untersuchung die evidente Überzeugung gewinnen, daß diese Durchführung prinzipiell möglich ist. Und vor allem: da es uns nur auf ganz prinzipielle Einsichten ankommt, macht es ja offenbar gar nichts aus, wenn wir in sekundären Punkten die Wirklichkeit mehr oder minder verändern. Auch wenn wir ergründen wollen, ob ein Blatt isoliert von dem Baume, zu dem es gehört, existieren kann oder nicht, und zu diesem Zwecke ein „Gedankenexperiment" anstellen, auch dann wird es ja ebenfalls nichts ausmachen, ob wir uns das Blatt dabei genau so vorstellen, wie es in Wirklichkeit ist, sondern wir dürfen es innerhalb sehr weiter Grenzen modifizieren. Es kommt schließlich nur darauf an, daß es ein Blatt bleibt.

Auf diese Weise also wird das erklärlich, was ja übrigens der gesamten Psychologie wie auch dem täglichen Leben eine völlig geläufige Anschauung geworden ist: daß wir nämlich die einzelnen „konkreten" Erlebnisse isoliert voneinander betrachten können — wenigstens, wenn es sich dabei um Feststellungen allgemeinerer Art handelt.[1]) Wir betrachten so z. B. das einzelne Hörerlebnis für sich, während doch in Wirklichkeit mit ihm mindestens zeitlich noch andere Erlebnisse Sehakte, Denkakte, Gefühle, Strebungen — verbunden sind.

Aber sind nun diese „konkreten" Erlebnisse auch wirklich konkret in unserem Sinne, sind sie selbständige Erlebnisse? Dazu ist es nach dem Vorigen erforderlich, sich zunächst darüber klar zu werden, was wir hier unter einem Erlebnis verstehen wollen. Und dazu wiederum wird es keinen anderen Weg geben, als, so gut dies nur irgend an der Hand der Beispiele möglich ist, die Erlebnisse selbst — oder Typen von ihnen — miteinander zu vergleichen, um so auf Grund der einzelnen, durch den Vergleich heraustretenden Übereinstimmungen und Verschiedenheiten auf etwaige an ihnen noch zu unterscheidende „Momente" und „Seiten" aufmerksam zu werden. Auf dieselbe Weise müssen wir auch bemerken können, ob nicht vielleicht das, was wir für ein bloßes Moment gehalten hatten, sich in Wahrheit als selbständiges Ganzes erweist oder umgekehrt.

Wenn wir nun zuerst einmal die Brentanoschen Beispiele der psychischen Erlebnisse miteinander vergleichen, so finden wir, daß sie alle das Gemeinsame haben, einem „Subjekt" zuzugehören.

[1]) Genauer muß von „eidetischen" Feststellungen geredet werden im Sinne Husserls. Man vergleiche dazu auch meine einfachen Beispiele in den Kantstudien a. a. O. S. 218 ff.

Digitized by Google

D. h. wir finden zuvörderst, daß die Erlebnisse des Sehens, Strebens, Hoffens in einer gewissen Hinsicht unverändert bleiben, wen auch immer wir als den jeweils Sehenden, Strebenden, Hoffenden ansehen mögen. Es bleibt eben das Sehen trotzdem als Sehen, das Streben trotzdem als Streben unverändert bestehen usw. Ebenso gilt das Umgekehrte: wir können die einzelnen Erlebnisse wechseln lassen, ohne daß damit im mindesten auch ein Wechsel des sie jeweils erlebenden Subjektes verbunden zu sein braucht. Wollen wir übrigens noch vorsichtiger sein, so müssen wir folgendermaßen argumentieren: Es ist stets möglich, sich sinnvoll mehrere Erlebnisse zu denken, die sowohl dem Gegenstande nach, auf den sie vielleicht sich richten (soweit sie nämlich überhaupt als intentional gedacht sind), wie auch in ihrer besonderen Art, d. h. in allen Eigenschaften, die sie als das, was sie sind, also als Sehen, Streben usw. charakterisieren, völlig gleich sind und die trotzdem nicht zusammenfallen: das, worauf ihre Verschiedenheit dann noch beruhen kann, sind zunächst allerlei Beziehungen, die an die zeitliche Stelle gebunden sind, die das Erlebnis einnimmt: vielleicht sind die nachfolgenden und vorangehenden Erlebnisse verschieden und ebenso die kausalen Beziehungen, in denen sie untereinander und zu anderen Geschehnissen stehen. Aber auch sie können wir gleichartig werden lassen: es braucht trotzdem kein Zusammenfallen der fraglichen Erlebnisse stattzufinden. Und dasjenige, was jetzt noch immer ihre Verschiedenheit ausmacht, nennen wir die verschiedenen Subjekte, denen sie zugehören. Wir können auch umgekehrt das Subjekt konstant lassen und die Erlebnisse variieren: beide sind einander gegenüber unabhängig veränderlich.[1]) Die gegenseitige unabhängige Veränderlichkeit ist dann also ein Mittel, innerhalb eines Ganzen bestimmte Teile, die wir an ihm vielleicht sonst nicht unterscheiden können, deutlich hervortreten zu lassen.[2]) In unserem Falle können wir mit ihrer Hilfe Erlebnis einerseits und das mit ihm ein Ganzes bildende Subjekt andererseits gedanklich voneinander trennen.

Allerdings ist nun damit an und für sich noch keineswegs bewiesen, daß die beiden fraglichen „Teile" unselbständige Teile sind. Denn die gegenseitige unabhängige Veränderlichkeit gilt offenbar ebensogut für selbständige Teile: ich kann auch den Kopf des Pferdes seinem Rumpfe gegenüber unabhängig verändern; sicherlich wird aber keines von beiden dadurch zu etwas Unselbständigem in unserem wohlbekannten Sinne des bloßen Teilmomentes. Es ist gemäß unserer Definition dem Kopfe des

[1]) Vgl. zu dem Terminus: Stumpf, Erschein. u. psych. Funkt. S. 15 ff. Stumpf macht von der unabhängigen Veränderlichkeit anderen Gebrauch als wir.

[2]) Sie ist also ein psychologisches Hilfsmittel, um eine *distinctio rationis* zu vollziehen.

Digitized by Google

Pferdes durchaus nicht wesentlich, nur zusammen mit dem Rumpfe als dessen Teil zu existieren. Es schließt m. a. W. keineswegs einen Widersinn ein, Kopf einerseits und Rumpf andererseits sich als isoliert voneinander existierend zu denken — ganz anders wie im Falle von Gestalt und Größe, Farbe und Ausdehnung.

Nun sehen wir aber sofort: es schließt in der Tat einen Widersinn ein, ein Sehen, Hören, Streben, Hoffen, Lieben existierend zu denken ohne einen Hörenden, Strebenden, Hoffenden, Liebenden usw. Ein Sehen und Streben, das nicht als das Sehen und Streben jemandes existierte, wäre in der Tat derselbe Nonsens, wie eine irgendwo existierende Gestalt ohne Größe oder eine ebensolche Farbe, die nicht an räumliche Ausdehnung gebunden wäre. Daraus ergibt sich also, daß die psychischen Erlebnisse als solche unselbständig sind: sie sind gebunden an etwas, das sie erst zu einem vollen, als selbständig vorstellbaren Ganzen ergänzt. Dieses Etwas haben wir im Vorigen das erlebende Subjekt genannt: es würde natürlich genügt haben, wenn wir es nur als das „Erlebende" schlechthin bezeichnet hätten. Denn nur um das Subjekt, sofern es eben das „Erlebende" ist, handelt es sich hier. Man versteht ja gelegentlich unter Subjekt noch allerlei anderes, das gegenüber dem bloßen Erlebenden ein beträchtliches Mehr bedeutet. Aber darauf darf es uns — wie wir ausdrücklich hervorheben möchten — ganz und gar nicht ankommen. Sondern immer steht ganz ausschließlich nur jenes ergänzende unselbständige Moment in Frage, das es uns überhaupt erst ermöglicht, von einem Hören, Sehen, Hoffen, Lieben, von einer Freude und Angst, Furcht und Sehnsucht, Liebe und Traurigkeit als einem existierenden Etwas sinnvoll zu reden. Sehe ich recht, so ist diese Unselbständigkeit der Erlebnisse literarisch zuerst wie so vieles andere Bedeutsame von Bernhard Bolzano hervorgehoben worden — wenn auch zunächst nur für die Vorstellungen.

Von diesen aber sagt er in seiner „Erkenntnislehre", in der er die psychologischen[1]) Bedingungen der Erkennbarkeit der Wahrheit behandelt, ganz in unserem Sinne das folgende:[2])

„So offenbar es aber wenigstens mir ist, daß eine jede subjektive Vorstellung als solche schon den Namen eines wirklichen Dinges[3]) verdiene: so gehört sie doch sicher nur zur Gattung derjenigen Wirklichkeiten, die sich bloß als Beschaffenheiten an einem anderen Wirklichen befinden; die wir eben deshalb nicht Substanzen, sondern nur Adhärenzen nennen. Subjektive Vorstellungen nämlich kann es nur geben, wenn es ein Wesen gibt,

[1]) Bolzano, Wissenschaftslehre Bd. 1 S. 59, Bd. 3 S. 3. (Ges. Schriften, Wien 1882 Bd. 7 und 9.)

[2]) A. a. O. S. 10 f. Vgl. auch Athanasia (Ges. Schr. Bd. 2) S. 26 ff.

[3]) Ding hat hier wie oft bei Bolzano die weite Bedeutung von Etwas überhaupt, vgl. a. a. O. Bd. 1 S. 461 ff.

Digitized by Google

welches sie hat. . . . Wir dürfen sie also wohl eine Art Beschaffenheiten nennen, die sich an solchen Wesen befinden; den Namen von Substanzen aber, von etwas Wirklichen, das (wie man sagt) für sich selbst (d. h. nicht erst an einem anderen) besteht, können wir ihm nicht beilegen. Dies däucht mir so allgemein zu gelten, daß ich es selbst auf die Vorstellungen, welche Gott hat, ausgedehnt wissen wollte; und so vermöchte ich keineswegs jenen beizupflichten, welche den göttlichen Vorstellungen eine Art von Substanzialität beilegen, indem sie behaupten, daß die Substanzen des Weltalls nichts anderes als eben nur diese göttlichen Vorstellungen wären."[1])

In einer Anmerkung heißt es dann noch: das Wort „Beschaffenheiten" würde an dieser Stelle so weit gebraucht, „daß auch Zustände, die sehr schnell vorübereilen, zu den Beschaffenheiten (des Wesens, an dem sie sich befinden, für diese Zeit) gehören".[2]) Und gleichsam zur Entschuldigung für diese Neuerung des Sprachgebrauchs heißt es später im Texte:[3]) „Wenn es . . . etwas befremdend klingt, daß die Vorstellungen, welche ein Wesen hat, Beschaffenheiten . . . desselben seien: so rührt dies wohl nur daher, weil der gewöhnliche Sprachgebrauch mit diesem Worte[4]) noch einen gewissen Nebenbegriff verbindet, den wir in seiner[5]) für die Zwecke der Wissenschaft erweiterten Bedeutung weggelassen haben. Nicht alles nämlich, was ein Gegenstand etwa in diesem oder jenem Augenblicke hat, sondern nur dasjenige, was er durch eine längere Zeit hindurch hat, was gleichsam bleibend an ihm ist, pflegt man eine ihm zukommende Beschaffenheit oder Eigenschaft zu nennen. Da nun Vorstellungen meistens von einer sehr kurzen Dauer sind, und dann durch andere verdrängt werden; so ist begreiflich, warum man ihnen den Namen einer Eigenschaft oder Beschaffenheit gewöhnlicherweise versagt."

Ich zitiere so ausführlich, um möglichst deutlich zu machen, daß Bolzanos Beschaffenheit in erweitertem Sinne offenbar gar nichts anderes ist als unser unselbständiger Teilgegenstand: denn sie wird ja von ihm ebenfalls als etwas gefaßt, von dem ganz allgemein gilt, daß es nicht für sich existiert; und das dürfte doch kaum etwas anderes heißen, als daß es ihr — wie wir sagten — wesentlich ist, nicht für sich zu existieren. Bolzanos subjektive Vorstellung aber ist natürlich unser Vorstellungserlebnis, und es scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß der hervorragende Denker seine Anschauung auf alle anderen

---

[1]) Dadurch sind also spätere metaphysische Anschauungen schon im voraus widerlegt!

[2]) A. a. O. S. 10.

[3]) A. a. O. S. 11.

[4]) Im Text steht: diesen beiden Worten, da vorher — was für uns ohne Belang — von Beschaffenheiten und Eigenschaften die Rede war.

[5]) Im Text: ihrer.

Digitized by Google

Erlebnisse würde übertragen haben, wenn sich ihm die Frage von dieser Seite gezeigt und er speziellere psychologische Interessen überhaupt gehabt hätte.[1]) —

§ 37. Das „reine Ich". Natorp und Husserl.

Also: kein Erleben, kein Erlebnis ohne Erlebenden, ohne ein Etwas, das erlebt. Nennen wir — wie dies übrigens auch Bolzano tut[2]) — dieses Etwas das „Ich" und berücksichtigen wir auch diesem Ich gegenüber, daß es uns nur das das unselbständige Erlebnis zu einem konkret vorstellbaren Ganzen ergänzende, ebenfalls unselbständige Moment bedeutet, so nähern wir uns damit beträchtlich der Kantischen Doktrin vom „reinen" Ich und insbesondere der interessanten Weiterführung, die diese Lehre neuerdings durch Natorp erfahren hat.[3]) Sehe ich recht, so haben die Anschauungen Natorps über das Ich wenigstens einen Kerngehalt, der sich vollkommen mit dem deckt, was auch unsere Meinung ist: und zugleich ist es eben dieser Kerngehalt, in welchem Natorp zunächst einen wesentlich anderen Standpunkt vertrat als der Denker, an dem wir hier unsere Anschauungen in erster Linie zu orientieren pflegten, in welchem er aber schließlich gegen ihn recht behielt.

Husserl nämlich hatte in seinen Logischen Untersuchungen jenes reine Ich, das Natorp — im Prinzip unserer Auffassung entsprechend — als bloßes „Beziehungszentrum" bezeichnet, noch nicht anerkannt: er hatte sich — wie er in der neuen Auflage selbst zugesteht — durch Besorgnisse von den Ausartungen der Ichmetaphysik beirren lassen. Statt jenes Beziehungszentrums glaubte er nur eine „Komplexion von psychischen Erlebnissen" und speziell intentionalen Erlebnissen finden zu können.[4]) Nur der Anschein eines „reinen Ich" wurde damals von ihm zugegeben: im Akterlebnis — sagt er — „scheint sich das Ich notwendig . . . auf den Gegenstand zu beziehen, und in letzterer Auffassung möchte man sogar geneigt sein, jedem Akte das Ich als wesentlichen und überall identischen Einheitspunkt einzulegen". „Aber — so heißt es dann weiter — leben wir sozusagen im betreffenden Akte, gehen wir z. B. in einem wahrnehmenden Betrachten eines erscheinenden Vorgangs auf, oder im Spiele der Phantasie . . . u. dgl., so ist von dem Ich als Beziehungspunkt der vollzogenen Akte nichts zu merken. Die Ichvorstellung mag ‚in Bereitschaft' sein, sich mit besonderer Leichtigkeit hervor-

[1]) Vgl. hierüber H. Bergmann, Das philosophische Werk Bernhard Bolzanos. Halle 1909 S. 43 f.

[2]) Athanasia S. 26. Vgl. auch Oesterreich, Phänomenologie des Ich. 1910. S. 271.

[3]) Natorp, Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode S. 11 ff. Desgl. Allgem. Psychologie 1912. I. S. 35 ff.

[4]) Husserl, Log. Unt.[1] S. 342.

Digitized by Google

drängen, oder vielmehr sich neu vollziehen; aber nur wenn sie sich wirklich vollzieht und sich in eins mit dem betreffenden Akt setzt, beziehen ‚wir' ‚uns' so auf den Gegenstand, daß diesem Sich-Beziehen des Ich etwas deskriptiv Aufzeigbares entspricht."

Mit Recht hebt Natorp neuerdings hiergegen hervor, daß die Wendung „etwas ist mir bewußt" sicherlich etwas anderes meine als „es sei Bestandteil einer Inhaltsgesamtheit . . ., welche eben das Ich ausmache", da wir doch auch von der ganzen Inhaltsgesamtheit selbst zu sagen pflegten, sie sei uns bewußt.[1])

Aber noch ehe diese und andere [2]) Einwendungen Natorps veröffentlicht waren, hatte Husserl seine Ansicht geändert. In den „Ideen" stellt er sich daher in der Frage des reinen Ich ausdrücklich auf Natorps Seite: es wird als ein „prinzipiell Notwendiges" bezeichnet, das „bei allem wirklichen und möglichen Wechsel der Erlebnisse absolut identisch" bleibt, „das ‚Ich denke' — so heißt es jetzt Kantisch auch bei Husserl — muß alle meine Vorstellungen begleiten können".[3])

So weit nun decken sich die Überzeugungen der beiden Denker vollkommen mit den auch von uns ausgesprochenen. Aber im Gegensatz zu ihnen und, wie uns scheinen will, kaum recht im Einklange mit der eigenen Lehre spricht Natorp vom Ich als einem „höchst konkreten",[4]) und auch Husserl betont mit aller Entschiedenheit in seinen eben erwähnten — allerdings nur vorläufigen — Erörterungen, das Ich sei in keinem Sinne als bloßes „Moment der Erlebnisse" zu fassen, sondern wäre vielmehr den immer wechselnden Erlebnissen gegenüber „transzendent" und nötige sogar zur Anerkennung einer besonderen „eigenartigen" „Transzendenz in der Immanenz".[5])

Ob aber hier Husserl nicht Natorp zu viel Zugeständnisse macht? Denn was wenigstens an dieser Stelle Husserl gegen die Unselbständigkeit des Ich ins Feld führt, ist gar nichts anderes als der einfache Gedanke, daß es gegenüber den wechselnden Erlebnissen identisch bleibt. Ist aber damit seine Unselbständigkeit unverträglich? Ich dächte, das Gegenteil wäre der Fall: es würde sich ja sonst das Prinzip der unabhängigen Veränderlichkeit, das doch wohl auch Husserl anerkennt, gar nicht zur Feststellung unselbständiger Momente verwenden lassen. Daß bei identisch bleibender Größe die Gestalt mannigfach wechseln kann und umgekehrt, ist so wenig ein Einwand gegen die Unselbständigkeit, daß wir darin vielmehr ein Mittel sahen, die jeweils in Frage stehenden unselbständigen Teile herauszuarbeiten.

---

[1]) A. a. O. S. 35.
[2]) A. a. O. S. 35 ff.
[3]) Ideen, a. a. O. S. 109 f.
[4]) A. a. O. S. 37.
[5]) A. a. O. S. 109 f.

Digitized by Google

Es kann doch unmöglich etwas ausmachen, ob wir diese Veränderung in methodischer Einstellung sozusagen künstlich vollziehen oder ob sie — wie im Falle des Ich — ohne unser Zutun sich von selbst darbietet.[1])

§ 38. „Ichvorstellung". Unbemerktheit des Ich.

Zu den oben zitierten Bemerkungen Husserls möchte ich, weil dadurch ein sehr verbreitetes Mißverständnis getroffen wird, noch folgendes sagen.

Es ist ganz richtig, wenn Husserl behauptet, die Ichvorstellung sei im allgemeinen nicht deskriptiv aufzeigbar vorhanden. Aber die Ichvorstellung ist eben gewiß nicht das Ich. Das Ich jedoch ist stets in ganz demselben Sinne „aufzeigbar", in welchem an einer bestimmten Gestalt stets die Größe oder an einer bestimmten Farbe stets der Helligkeitsgrad aufzeigbar ist. Auch hier kann ich ja gelegentlich so in der bloßen Gestalt oder in dem bloßen Farbenton aufgehen, daß mir Größe und Helligkeitsgrad nicht „zum Bewußtsein" kommt und ich infolgedessen außerstande bin, darüber irgendwelche bestimmteren Angaben zu machen. Werde ich aber ernstlich sagen wollen, das, was mir in dem fraglichen Falle gegeben war, sei eine Gestalt ohne Größe oder eine Farbe ohne Helligkeit gewesen? Analog müßte ich auch u. U. behaupten: ich hätte ein Quadrat gesehen, dem die Gleichheit seiner Winkel gefehlt hätte, oder die Diagonalen eines Rhombus, die in ihrer Länge nicht verschieden gewesen wären. Natürlich ist das evident falsch: denn da das eine wesensgesetzlich zum anderen gehört, darf nur gesagt werden, es sei das Gesehene ohne allen Zweifel jedenfalls ein Quadrat mit gleichen Winkeln und ein Diagonalenpaar von verschiedener Länge gewesen und nur eben nicht als etwas mit diesen Eigenschaften Behaftetes erkannt oder bemerkt worden.[2]) Ganz ebenso werde ich auch in unserem Falle nur behaupten dürfen, daß ich das mit dem Erlebnis ebenfalls wesensgesetzlich verbundene Ich nicht bemerkt habe; denn damit verträgt sich aufs beste, daß es trotzdem in dem konkreten Erlebnisganzen vorhanden war: bei genügender Vergegenwärtigung läßt es sich dann eben doch auch auffinden — bemerken, analysiert, explizit wahrnehmen, wenn man diese Worte dafür gebrauchen will.

---

[1]) Es sei zu diesem Abschnitte noch bemerkt, daß unser unselbständiges Ich selbstverständlich mit dem „erkenntnistheoretischen" Ich (im Sinne Rickerts) an sich nichts zu tun hat. Daß zwischen beiden gleichwohl Beziehungen bestehen, hoffe ich an anderer Stelle ausführlich zeigen zu können.

[2]) Vgl. unsere früheren Bemerkungen gegen Cornelius, S. 68 ff., sowie Abschn. XI, bes. § 74.

Digitized by Google

§ 39. Verwandte Anschauungen (Lotze, Lipps, Oesterreich). Bemerkungen über Evidenz und Gedankenexperimente.

Also: auf den wesensgesetzlichen Zusammenhang von Erlebnis und Ich kommt es an. Sicherlich war es nichts anderes, als das dunkle aber doch von nüchterner Einsicht getragene Bewußtsein dieses wesensgesetzlichen Zusammenhangs, das einen Denker wie Lotze zu einem so kühn und spekulativ klingenden Satze ermutigte wie dem folgenden:

„Der geringste Wurm, wenn er getreten sich krümmt, unterscheidet im Schmerze sein eigenes Leben von dem Dasein der übrigen Welt in ebenso kraftvoller Weise, als in welcher der gebildete Geist sich als Ich dem äußeren Nicht-Ich gegenüberstellt. Dennoch mag die Vorstellung, die der Wurm von sich selbst hat, an Klarheit und Vollkommenheit des Bildes kaum die Gedanken erreichen, die in unserer Seele, der Aufmerksamkeit abgewandt, halb unbewußt vorüberziehen. Und wir Menschen selbst können uns zuschreiben, von unserem Wesen eine natürliche oder auch nur eine im Laufe der Bildung bis zur Vollkommenheit entwickelte Vorstellung zu besitzen; die volle Energie, mit der wir unser eigenes Selbst von der Außenwelt unterscheiden, geht auch in uns Hand in Hand mit einer größeren oder geringeren Unwissenheit über die Natur unseres Wesens.“ [1])

Man sieht: Lotzes Anschauung ist noch nicht ganz die unsere; aber wir finden ihn doch mit uns auf demselben Wege und in der Hauptsache, der Anerkennung eines ursprünglich im Gegebenen vorhandenen und auffindbaren Ich, treffen wir mit ihm völlig zusammen: und wir wollen uns der Übereinstimmung mit diesem hervorragenden Denker immerhin freuen.

Unter den neueren Forschern ist es vor allem Th. Lipps, der uns nahe steht: Lipps hat das große Verdienst, die Lehre von der Eigenart und Unreduzierbarkeit des „Ich“ als erster unter den modernen Psychologen mit Nachdruck und großer Beredsamkeit vertreten zu haben. Nur hat Lipps sein Verdienst dadurch einigermaßen geschmälert, daß er diese Lehre in höchst unnötiger Weise mit anderen ihr gänzlich fremden und sicherlich nicht durchweg haltbaren Meinungen verquickte: mit seiner These vom „realen“ Ich [2]) und ferner seiner Gefühlstheorie. [3]) Besonders das letztere ist bedenklich. Für Lipps ist das Ich der eigentliche Träger — nicht der Empfindungen, Vorstellungen, Urteile ..., sondern der Gefühle: die Gefühle sind „Zuständlichkeiten“ des Ich, Ichqualitäten: ich „fühle“ mich traurig nach Lipps,

---

[1]) Lotze, Mediz. Psychologie, 1852 S. 494 f. Vgl bei Lotze auch die von Stumpf (a. a. O. S. 11 Anm.) zitierte Stelle (auch das armseligste Tier verwechselt sich nicht mit der Außenwelt) sowie eine Reihe von Zitaten in Oesterreichs Werke.

[2]) Leitfaden S. 4, 46 f., Atti del V. Congr. Internaz. Roma 1906, S. 63 f. Vgl. dazu die Bemerkungen bei Oesterreicn a. a. O. S. 232.

[3]) Vgl. Selbstbewußtsein, Empfindung und Gefühl 1901; Bewußtsein und Gegenstände 1905; Das Ich und die Gefühle 1907 (Psychol. Untersuchungen I.)

Eine sehr eingehende, in vielen Punkten treffende Erörterung der Lippsschen Anschauungen findet sich in G. Kafkas gründlicher „kritischer Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem“ (Archiv f. die ges. Psych., 19, 1910, S. 1 ff.), die sich bescheiden einen Versuch nennt.

Die Möglichkeit, in unserer Weise durch eine Zerlegung in unselbständige Teile zu einer Lösung des Ichproblems und dadurch zu dem sehr wesentlichen berechtigten Kern auch der Lippsschen Lehre zu gelangen, scheint Kafka entgangen zu sein.

Digitized by Google

aber nicht eigentlich hungrig. So wird zwischen Gefühl und Empfindung eine Kluft geschaffen, die größer ist als es sich durch die Tatsachen rechtfertigen läßt: C. Stumpfs Gegnerschaft erscheint an diesem Punkte durchaus begreiflich.[1])

Von Lipps' Ichlehre, leider aber auch von seiner Gefühlstheorie ist nun auch derjenige Forscher sichtlich beeinflußt, der unserer eigenen Auffassung bei weitem am nächsten steht: Konstantin Oesterreich in seiner gründlichen, bisher viel zu wenig gewürdigten „Phänomenologie des Ich".[2])

Ganz in unserem Sinne betont auch Oesterreich, daß das Ich ein unselbständiger Gegenstand ist, und ganz in unserem Sinne heißt es:[3]) „Eine Freude, Trauer, Lust usw., die nicht Freude, Trauer, Lust usw. eines Ich wären, sind absolut sinnlos. Wer das behauptet, der behauptet etwas schlechthin Unsinniges." „Ich bin es, der freudig oder betrübt, der begeistert oder entrüstet, der milde oder zornig ist. Alle diese Gefühle sind Zustände meiner selbst, sie sind Ichzustände, Affektionen dessen, was ich ‚mich selbst' nenne und das in diesen Zuständen dasselbe bleibt, so verschiedenartig die Affekte auch untereinander sein mögen.

Diese Tatsache ist unmittelbar evident. Eine Trauer oder Freude, die nicht der traurige oder erfreute Zustand eines Ich wären, sind etwas völlig Undenkbares. Man weiß gar nicht, was das sein sollte.

Eine solche Auffassung bedarf im Grunde ebensowenig der Bekämpfung, als wenn jemand sagte, es gäbe eine Bewegung, die nicht Bewegung eines Etwas wäre. Beide Behauptungen sind unsinnig und unmittelbar als so beschaffen erkennbar. Sie scheiden aus der Diskussion aus."

Man sieht: Die letzten Bemerkungen sind besonders lehrreich: sie zeigen, wie sehr man sich über „unmittelbare Evidenzen" täuschen kann. Denn gerade das, was Oesterreich hier als das völlig selbstverständliche, keiner Diskussion bedürftige Beispiel einer absolut sicheren Evidenz ansieht, gerade das wird von einer Reihe moderner Forscher bestritten: sie behaupten — wie wir schon berührten — es sei „psychologisch" so etwas, wie Bewegung ohne Bewegtes durchaus nachweisbar und also keineswegs widersinnig. Natürlich stehen wir auch in diesem Punkte ganz auf Oesterreichs Seite: in beiden Fällen liegen ohne Zweifel echte Evidenzen vor. Daß man sie nicht allgemein als solche anerkennt, ist sicherlich nur ein Zeichen für den unsäglich verworrenen Zustand, in welchem sich die moderne Psychologie allen Problemen gegenüber befindet, die in die Tiefe führen und Prinzipielles betreffen. Gerade deshalb aber ist es hier nirgends mit der Berufung auf die Evidenz als solche getan: man muß vielmehr überall den Gründen nachspüren, die die Forscher zum Übersehen der fraglichen Evidenzen geführt haben, man muß die Scheinevidenzen,[4]) die für sie maßgebend waren, zu verstehen und eben dadurch zu überwinden suchen. Und man muß vor allen Dingen bestrebt sein, die Mitforscher zur Erzeugung völlig konkreter gedanklicher Gebilde zu veranlassen, an welchen konkreten Gebilden sich dann wechselseitig die eigenen Bestimmungen

[1]) Zeitschr. für Psych. 44 S. 11 ff.

[2]) Leipzig 1910.

[3]) A. a. O. S. 227, 13. Natürlich bestehen im übrigen wesentliche Differenzen zwischen Oesterreichs psychologischem Standpunkte und dem hier vorgetragenen, besonders treten sie hervor in den unseres Erachtens verfehlten Betrachtungen über die „Subjektivität" und „Objektivität" der Empfindungen, die gerade den für uns wichtigsten Unterschied nicht kennen.

[4]) Von Scheinevidenzen spricht auch Husserl, Log. Unt. II[1] S. 704.

Digitized by Google

und die der anderen orientieren lassen: so allein wird es möglich, gemeinsame „Gedankenexperimente" anzustellen, die gerade, weil sie keine echten Experimente sind, zur schließlichen Herausarbeitung der wahren Evidenzen führen müssen — soweit dies überhaupt in menschlichen Kräften steht.[1])

Das war unser Weg schon immer, und das soll er für die Frage, die eben im Mittelpunkte unseres Interesses steht, auch jetzt sein.

Seien wir dabei vor allem immer eingedenk, worauf wir es eigentlich abgesehen haben. Es kommt uns ja gar nicht auf das Ichproblem als solches an und noch viel weniger wollen wir, wie das Lipps getan hat und es zum Teil auch Oesterreich tut, auf Grund unserer Lösung dieses Problems Beiträge liefern zur Ermöglichung einer besseren Unterscheidung von Empfindungen und Gefühlen, sondern unser Ziel ist einzig und allein die reinliche Abgrenzung des Psychischen und genauer des als psychisch unmittelbar Gegebenen, der Bewußtseinserlebnisse von allen Tatbeständen, die keine solchen sind. Und daran wiederum liegt uns nur, weil wir über gewisse fundamentale Probleme der Wahrnehmungspsychologie zur Klarheit kommen wollen: wir wollen wissen, ob überhaupt und inwieweit es einen Sinn hat, wahrgenommenen und insbesondere „sinnlich" wahrgenommenen Objekten gegenüber von psychologischen Feststellungen zu reden, und es ist jetzt unser spezielles Ziel zu erforschen, ob solche Objekte selbst psychische Eigenschaften aufweisen oder nicht. Weil das aber ohne einen völlig klar umgrenzten Begriff des Psychischen und zunächst des psychischen Erlebnisses unmöglich ist, wurde es von größter Wichtigkeit, einen solchen zu gewinnen.

§ 40. Bewußtsein und Außensein.

Ich denke, wir haben jetzt unser Ziel erreicht. Wir können jedem beliebigen Gegenstande gegenüber durch ein einfaches Gedankenexperiment entscheiden, ob er der psychischen Erlebniswelt angehört, ob er in unserem Sinne ein Bewußtseinsfaktum ist oder nicht. Dabei wird es gut sein, zunächst die Empfindungen ganz beiseite zu lassen: nicht, weil sie an sich sehr große Schwierigkeiten böten, sondern weil das Wort „Empfindungen" mit Mehrdeutigkeiten belastet ist, von denen erst später die Rede sein kann.

Ist nun beispielsweise eine Kugel, spezieller etwa eine rote Kugel, und ist weiter das sogenannte „Bild" dieser Kugel — das „Vorstellungsbild" oder sonst ein anderes — eine Bewußtseinstatsache, ein Erlebnis? Selbstverständlich nicht. Als Erlebnis müßte sie nach unseren Ausführungen offenbar ein „Ichzustand" sein, ein Zustand und damit ein unselbständiger Teilgegenstand desjenigen, was uns allen als „Ich" in dem dargelegten einfachen Sinne unmittelbar bekannt ist. Dergleichen ist aber die Kugel gewiß nicht, in keiner ihrer Eigenschaften auch nicht in dem „Rot", das sie hat, und ebensowenig vermag ich zu sehen, wieso das Bild einer Kugel eine Bewußtseinstatsache sein sollte.

---

[1]) Daß Gedankenexperimente keine echten Experimente sind, ist auch die Anschauung Meinongs, vgl. Über die Stellung der Gegenstandsth. usw. 1907 S. 71.

Digitized by Google

Oder meint man, es müsse doch eben auch die Kugel notwendigerweise vorgestellt oder wahrgenommen und also jedenfalls auch irgendwie „erlebt" werden, so daß sie einem Ich nicht minder notwendig zugehöre? Danach würde also die Kugel genau so gut der unselbständige Teil eines konkreten, ichhaltigen Erlebnisganzen sein, wie dies etwa ein Kummer, eine Freude oder ein Willensakt ist. Es würde ein Kugelerlebnis geben, das einem Kummererlebnis vollkommen analog wäre.

Um das Absurde derartiger sophistischer Betrachtungen aufzudecken — denn solche sind es —, möchte ich nun im Sinne unserer Anschauungen folgendes Gedankenexperiment vorschlagen:

Wir gehen von irgendeinem Subjekt X aus, dem zu einer bestimmten Zeit eine rote Kugel gegeben ist, das sie also „erlebt", sei es unmittelbar wahrnehmend, sei es bloß vorstellend. Dann schließt es sicher keinerlei Widersinn ein, sondern ist im Gegenteil durchaus sinnvoll zu denken, daß an Stelle des Subjektes X oder auch außer und neben ihm ein anderes Subjekt, etwa ich selbst die Kugel vorstelle und zwar genau so, wie sie sich X zu der Zeit darbot, als er sie vorstellte. Jede Schilderung, die mir X von der Kugel, so wie sie sich ihm darbot, macht, kann ja auf nichts anderes abzielen, als eben auf ein solches Vorstellen meinerseits. Und was stelle ich dann also vor? Offenbar die Kugel, vielleicht außer der Kugel noch irgendwelche Erlebnisse, die X hatte, während ihm die Kugel gegeben war, vielleicht sogar — obwohl das einige Schwierigkeit macht — das Erlebnis selbst, „in" dem oder besser mit dem ihm die Kugel gegeben wurde — vielleicht: aber alles das hindert mich gewiß nicht, wenn ich nur will, die Kugel allein vorstellend zu meinen, die bloße, schlichte Kugel ohne jede Spur eines erlebenden Ich. Denn die Kugel ist ein konkretes Ganzes für sich, ein selbständiger Gegenstand, genau so selbständig wie nur irgendein Ding oder auch das volle ichhaltige Erlebnis, das sich im einzelnen Akt bekundende Ich, ja schließlich so selbständig wie das ganze reale Subjekt X selber. Diese Kugel also kann ich vorstellen und werde sie in meinem Erlebnis nicht anders „haben" können als X oder Y oder Z in den ihrigen.

Nun aber betrachten wir ein erlebendes X, das in analoger Weise statt der Kugel einen Kummer unmittelbar „hat" oder fühlt. Zweifellos kann wie vorher die Kugel, so jetzt diesen Kummer statt des X ich vorstellen oder doch jedenfalls — wenn man hier im Anschluß an bekannte Külpesche Anschauungen nicht von einem Vorstellen reden will — jedenfalls kann ich ihn in irgend einer Weise zum Gegenstande meiner Betrachtungen machen. Und ganz wie vorher kann ich dabei den Kummer allein meinen, isoliert von allem übrigen. Indessen der so gemeinte Kummer ist in dieser Isolierung notwendig ein Torso, ein unselbständiges Etwas wie die Farbe, wenn sie unter Abstraktion

Digitized by Google

von der Gestalt betrachtet wird, oder wie die Gestalt ohne Größe. Versteife ich mich aber darauf, ein konkretes Gebilde vor mir zu haben, so muß ich zum Kummer notgedrungen den mit hinzunehmen, der ihn erlebt — zwar nicht in der Gesamtheit aller seiner empirischen Eigenschaften, aber doch jedenfalls als das Ichmoment, das das isolierte Kummererlebnis zu einem konkreten Ganzen ergänzt: so wie ich ja ähnlich auch zu einer Farbe, wenn ich sie nicht als bloßes isoliertes unselbständiges Merkmal, sondern in der vollen Anschaulichkeit eines konkreten Gebildes betrachten will, nur einer — irgendeiner — ergänzenden Raumgestalt bedarf, an der sie vorliegt, ohne daß im übrigen die empirisch-physikalischen Eigenschaften dieser Gestalt wie Schwere, Elastizität usw. mit vorgestellt zu sein brauchen.[1])

Also, der Unterschied ist jetzt deutlich geworden: die Kugel ist ein Gebilde, das, um in voller Konkretion vorzuliegen, keines erlebenden Ichs bedarf, während es dem Kummer wesentlich ist einem Ich zuzugehören. Stelle ich in concreto eine Kugel vor, ist das selbständige Ganze, auf das ich gerichtet bin, schlecht und recht nur eine Kugel; stelle ich hingegen analog einen Kummer vor, so bin ich genötigt ein Erlebendes vorzustellen oder einen Erlebenden (sei es einen anderen, sei es mich selbst), das sich oder der sich in einem bestimmten Zustande befindet, nämlich eben in dem des Kummererlebens, der Bekümmerung. Der Kummer ist „ichhaft" oder „ichhaltig", die Kugel ist es nicht, sie ist „ichfremd". —

Wir fassen nur bereits Festgestelltes zusammen, wenn wir jetzt sagen: alle Beispiele der Brentanoschen Klasse der psychischen Phänomene, die wir aber lieber als Bewußtseinstatsachen, Bewußtseinsgebilde oder psychische Erlebnisse bezeichnen wollen, charakterisieren sich als ichhaltig oder ichhaft. Kein Hören, kein Sehen, kein Phantasieren, kein Urteilen, kein Folgern, kein Wollen, kein Verachten, kein Lieben, das nicht *in concreto* das Hören, Sehen, Phantasieren, Urteilen, Wollen, Lieben eines Ich wäre.

Den Bewußtseinsgebilden können wir die „Außenseinsgebilde" gegenüberstellen. Es sind die „ichfremden" Gegenstände: sie sind noch besonders im Gegensatz zu den ichhaften als „raumhafte" (oder „raumhaltige") gekennzeichnet und entsprechen den „physischen Phänomenen" Brentanos. Wir können jedoch auf das Merkmal der „Raumhaltigkeit" verzichten: wer die räumliche Natur gewisser ichfremder Gebilde, wie etwa der Töne, nicht anerkennen oder aus irgendwelchen Gründen die Bezugnahme auf sie vermeiden will, kann sich mit der bloßen Ichfremdheit vollkommen zufrieden geben.

[1]) In beiden Fällen handelt es sich um das, was ich an anderer Stelle (Kantstudien Bd. 21 S. 209) eine „phänomenologische Letztheit" genannt habe.

Digitized by Google

§ 41. Bemerkungen über den Ausdruck „physische Phänomene".

Wenn wir den Ausdruck „physische Phänomene" durch einen anderen ersetzen, so tun wir das nicht nur um der schon geäußerten[1]) Bedenken willen, die dem Worte Phänomen entgegenstehen, sondern weil die Bezeichnung „physisch" in der Tat irreführt. Sie legt das Mißverständnis nahe, als wolle sie irgendwie zur Bestimmung des Gebietes der Physik (und der Naturwissenschaft überhaupt) einen Beitrag liefern, und es ist ja bekannt genug, daß Brentano den in dieser Richtung liegenden Verlockungen nicht widerstehen konnte:[2]) die Naturwissenschaft galt ihm als Wissenschaft von den physischen, die Psychologie als Wissenschaft von den psychischen Phänomenen. Indessen zeigt gerade das Vorgehen Brentanos, daß diese Auffassung, wenn überhaupt, so nur mit beträchtlicher Einschränkungen und mehr oder minder komplizierten Ausdeutungen — ich meine eben die, die er selbst hervorhebt — haltbar ist. Und diese Einschränkungen und Ausdeutungen führen auf ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Eine solche liegt vor allem in der Einführung des Gegensatzpaares Empfindung und Phantasie, durch das ein Teil der Phänomene als für die Naturwissenschaft unerheblich ausgeschaltet werden soll. Die Naturwissenschaft nämlich hat es nach Brentano nur mit den durch Empfindung vermittelten Phänomenen zu tun, ja auch mit diesen nur insofern, als sie von der Reizung der Sinnesorgane abhängig sind. Das letztere ist, da wir von Sinnesorganen selbstverständlich erst auf Grund gewisser — wenn auch primitiver — naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu reden ein Recht haben, ganz offenbar ein Zirkel; die Bezugnahme auf Empfindung und Phantasie hingegen stellt die Naturwissenschaft prinzipiell unter einen rein psychologischen Gesichtspunkt: gäbe es keine Empfindungen, so ließe sich ihr Gegenstandsgebiet überhaupt nicht aufweisen. Das ist nun Psychologismus in ausgeprägtester Form. Denn ich denke, wir müssen unbedingt mit Stumpf einig sein, wenn er für die Naturforschung ein „selbständiges, von dem der Psychologie durchaus unabhängiges, Untersuchungsgebiet" in Anspruch nimmt.[3])

Überhaupt ist darauf zu achten, daß bei der Bestimmung und Einteilung des „Außenseins"[4]) — wie wir also nunmehr sagen wollen — keinesfalls solche Gesichtspunkte eine Rolle spielen dürfen, die das Bestehen von Bewußtseinstatsachen voraussetzen. Denn es liegt nun einmal im Wesen des Außenseins, daß es sich unmittelbar als „ichfremd", als etwas der Welt der Bewußtseinstatsachen in keiner Weise Zugehöriges darbietet. Aus diesem Grunde läuft jede Bestimmung und jedes Einteilungs-

---

[1]) Vgl. oben S. 92.

[2]) Psychologie S. 127 ff., vgl. auch S. 10 ff. Dazu Husserl, Log. Unt. Bd. 2[1] S. 699 ff. sowie Stumpf, Zur Einteilg. d. W. S. 10 ff.

[3]) Stumpf, Zur Einteilung der Wissenschaften S. 47.

[4]) Das Wort gebrauchen wir ohne jedes Präjudiz, das man in dem „außen" finden könnte (vgl. Stumpf, Zur Eint. d. W. S. 8 f.). Außensein soll keinesfalls irgend etwas von dem zunächst räumlichen Bilde des „Außen" und „Innen" enthalten, sondern will ganz ausschließlich in der im Text definierten Weise, die von dergleichen Bildern nicht das geringste enthält, verstanden sein. Es will uns freilich scheinen, daß sich eine wesensgesetzliche Beziehung zwischen dem „Ichfremden" in unserem Sinne und dem Räumlichen nicht in Abrede stellen läßt. Doch ist das immerhin erst ein sekundäres Problem.

Digitized by Google

prinzip, das eine offenbare Erlebnistatsache für das Außensein maßgebend machen will, dessen eigentlichem Sinne entgegen und verfehlt ihren Zweck. Dergleichen steht auf genau derselben Stufe, auf der etwa physikalische oder chemische Begründungen mathematischer Lehrsätze stehen würden.

Keineswegs gilt dagegen das Umgekehrte. Es ist durchaus berechtigt, Bewußtseinstatsachen an Bestimmungen des Außenseins zu orientieren: ja dies ist überhaupt nicht zu umgehen und ergibt sich unmittelbar aus der Natur des Bewußtseins, sofern diesem offenbar der intentionale Charakter keinesfalls ganz fehlen kann. Das Bewußtsein ist seinem Wesen nach mehr oder minder stets auf Außenseiendes, auf Ichfremdes gerichtet, und wir müssen, wenn wir seine einzelnen Akte charakterisieren wollen, notgedrungen auch auf dieses Bezug nehmen: die Eigenart des Erlebnisses, das wir haben, wenn wir eine rote Kugel wahrnehmen, werden wir schwerlich jemandem schildern können, ohne dabei der roten Kugel selbst Erwähnung zu tun. Und für die Einteilung der Bewußtseinstatsachen vollends ist die Hilfe des Außenseins oft ganz unentbehrlich: weil Ton und Sehding und wiederum dessen Form und Farbe nun einmal so ganz verschieden sind, deshalb müssen notwendigerweise auch das Ton- und Farberlebnis, also zunächst das Hören und Sehen und andererseits wiederum Farb- und Formerlebnis ebenfalls voneinander verschieden sein. Aber die Gegenstände des Außenseins werden durch keine psychologischen Beziehungen voneinander abgegrenzt: es wäre eine ganz unmögliche Einteilung irgendwelcher Außenseinsgebilde, wie etwa der Dreiecke, wenn sie jemand statt in rechtwinklige, stumpfwinklige und spitzwinklige oder in solche von 1, 2, 3 cm Höhe usw., vielmehr in wahrgenommene, erinnerte und phantasierte einteilen wollte: es ändert nichts an den Dreiecken als solchen, ob sie wahrgenommen oder erinnert sind: identisch dasselbe Dreieck ist je nachdem bald wahrgenommen und bald erinnert, analog wie etwa dasselbe wirkliche Dreieck bald mit bloßen Händen betastet wird, bald mit Handschuhen, und genau so lächerlich und widersinnig eine Einteilung der Dreiecke in solche wäre, die mit bloßer Hand, und in solche, die mit Handschuhen betastet sind,[1]) genau so lächerlich und widersinnig wäre eine entsprechende Einteilung in wahrgenommene und erinnerte. Das so oft verfehlte Gleichnis vom Bilde paßt hier einmal: es macht für die Landschaft nichts aus, ob und wie sie von einem Künstler gemalt wird; für das Bild aber macht es natürlich sehr viel aus, ob sein Gegenstand eine Landschaft ist und was für Eigenschaften sie hat. Das Bild bedeutet uns das gegenständlich gerichtete Bewußtsein, und so zeigt sich auch hier das allgemeine Gesetz: es gehört ganz und gar nicht zum Wesen des Außenseins, unmittelbar Ichhaltigkeit zu zeigen, aber es gehört zum Wesen von wenigstens einigem Ichhaltigen, auf Außenseiendes gerichtet zu sein, Außenseinsgebundenheit zu zeigen — wie man gar nicht übel sagen könnte. Das Außensein ist immer notwendig ichfremd, aber das Bewußtsein ist keineswegs notwendig außenseinsfremd.

Damit haben wir eine weitere Unzulänglichkeit der Brentanoschen Einteilung hervorgehoben und zugleich auch beseitigt: es ist verkehrt, die „mir in der Phantasie erscheinenden" den empfundenen physischen Gebilden beizuordnen und also jedenfalls von ihnen als eine besondere Gruppe „ähnlicher Gebilde" zu unterscheiden.[2]) Natürlich gibt es innerhalb der „physischen",

[1]) Denn dieses ist allein die richtige Analogie: nicht etwa kommt in Frage: solche, die entweder so oder so erfaßt werden können.

[2]) Brentano, Psychologie S. 104.

Digitized by Google

der Außenseinsgebilde als solcher keinen derartigen Unterschied: die rote Kugel bleibt die rote Kugel, ob ich sie nun sinnlich empfindend wahrnehme, ob ich mich ihrer erinnere oder ob ich sie mir auf Grund der Aussagen eines anderen in der Phantasie frei vorstelle. Die Kugel, von der ich träume, und sei es den groteskesten Traum, und nicht minder die Kugel des phantastischsten Märchens und wieder dieselbe Kugel, wenn sie mir in der Weise der Erinnerung gegeben ist — auch der Erinnerung an Traum und an erzähltes Märchen — diese Kugel ist an und für sich genommen keinesfalls etwas anderes als — eine Kugel, als dieses reguläre dreidimensionale geometrische Gebilde mit überall gleichen Durchmessern und den sonstigen Eigenschaften einer echten Kugel: ich habe durchaus nicht von einer bloßen Pseudokugel geträumt und auch in dem Märchen war schwerlich von einem solchen merkwürdigen Gebilde die Rede.

§ 42. Bemerkungen über Stumpfs „Erscheinungen".

Daraus ergibt sich, daß wir auch Stumpf nicht recht geben können, wenn er seine „Erscheinungen" in „Inhalte der Sinnesempfindungen" einerseits und ihnen „gleichnamige Gedächtnisbilder" andererseits[1]) einteilt — sofern wenigstens das zutrifft, was wir bis jetzt angenommen haben, daß nämlich Stumpfs „Erscheinungen" sich mit unseren Gegenständen[2]) des Außenseins wenigstens der Hauptsache nach[3]) decken. Denn es ist ein ganz grundverkehrter Gedanke, sie von einem rein psychologischen Gesichtspunkte aus in Schichten oder Gruppen verschiedenen Ranges einzuteilen. Es gibt nicht Erscheinungen erster und zweiter Ordnung — so nämlich nennt Stumpf das empfundene und das gedächtnisbildmäßig gegebene Außensein — denn das, was als Außensein vorliegt, ist in beiden Fällen ganz dasselbe. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß das Wahrgenommen- oder das Erinnertwerden keine Determination für ein Außensein bedeutete: wir haben ja früher entschieden genug das Gegenteil hervorgehoben: das psychisch irgendwie erfaßte Außensein ist durch die Prädikation „erfaßt", determiniert und insofern „verändert", das heißt aber zunächst nur: es ist zum Außensein etwas Neues hinzugekommen, und das so entstandene Ganze ist nun natürlich ein anderes; das Erfaßte als solches ist dagegen unverändert geblieben: das Außensein wird weder durch das Erfassen selbst noch durch die Art des Erfassens modifiziert. Aber auch wenn wir nur von den „erfaßten" Gegenständen des Außenseins reden, so bedeutet doch die Prädikation als „erfaßt" — z. B. als wahrgenommen oder erinnert — keine solche, die mit dem Außensein wesensgesetzlich verbunden wäre und demgemäß ein in ihm selbst gelegenes notwendiges Einteilungsprinzip begründen könnte. Es gehört z. B. wesensgesetzlich zum konkret vorliegenden ebenen Dreieck, daß es als Figur mit drei bestimmten Winkeln vorliegt: gewisse gesetzmäßige Modifikationen dieser Winkel ergeben als wesentlich für das Dreieck überhaupt, daß es *in concreto* entweder als rechtswinkliges oder als spitzwinkliges vorliegen muß, und entsprechend ergibt sich ein im Wesen des Dreiecks selbst gründendes Einteilungsprinzip aller Dreiecke. Gar nicht aber wird etwas wesensgesetzlich zum Dreieck Gehöriges getroffen, wenn es als auf

[1]) Ersch. u. psych. F. S. 4.
[2]) Über den Stumpfschen Gegenstandsbegriff vgl. S. 90 dieser Arbeit.
[3]) Freilich besteht schon insofern ein Unterschied, als Stumpfs Erscheinungen nur gewisse unselbständige Teile unseres Außenseins ausmachen, nämlich die, welche empfunden werden können, vgl. das Spätere.

Digitized by Google

einer Holztafel oder auf einem Stück Papier befindlich, als mit Tinte, mit Kreide oder mit Bleistift gezeichnet charakterisiert wird. Es liegt durchaus nicht im Sinne eines gegebenen Dreiecks, daß es entweder das eine oder das andere von diesem allen sein muß: dergleichen ist ihm zufällig oder unwesentlich und ergibt folglich auch kein im Wesen des Dreiecks selbst gelegenes Einteilungsprinzip der Dreiecke.

Und genau so ist das Vorgestellt-, das Erfaßtwerden unwesentlich für die Gegenstände des Außenseins.

Dazu kommt noch dieses: ein und derselbe konkrete Gegenstand — z. B. das Rot, so wie es hier vorliegt — kann von verschiedenen Subjekten zu derselben Zeit sowohl wahrgenommen als auch erinnert (und ebenso phantasiemäßig vorgestellt) werden: darin liegt, daß die beiden Stumpfschen Erscheinungsordnungen, wenn schon Gruppen, so doch keineswegs sich ausschließende Gruppen sein können.

Aber allem Anschein nach ist nun das, was Stumpf Erscheinungen nennt, doch nicht so ohne weiteres unserem Außensein gleichzusetzen: die Orientierung am spezifisch Psychischen spricht allzudeutlich dagegen, und in der Tat ist ja das, was man am natürlichsten und ungezwungendsten Empfindungsinhalte nennen kann und was auch wir immer allein unter solchen verstehen wollen, ohne allen Zweifel stets etwas Psychisches und genauer „Bewußtseinstatsache" in unserem wohlumschriebenen Sinne. Dagegen würde allerdings sprechen, daß Stumpf seine Erscheinungslehre — „Phänomenologie" in einem ganz anderen Sinne als bei Husserl — als eine prinzipiell selbständige Disziplin betrachtet, die weder den Natur- noch den Geisteswissenschaften zugerechnet werden dürfe[1]), und daß er die Erscheinungen selbst aufs schärfste von der Psychologie (wenigstens der Psychologie im engeren Wortsinne) getrennt wissen will:[2]) ja er bezeichnet den Unterschied von Erscheinungen und psychischen Funktionen (unseren Erlebnissen) als den schärfsten, den wir kennen, sofern kein Prädikat der Erscheinungswelt — mit alleiniger Ausnahme der Zeit — den Funktionen zukomme.[3]) Es scheint aber, daß ein so scharfer Unterschied nur für unseren Unterschied des Außen- und Bewußtseins, der ichfremden und der ichhaltigen Tatsachen in Frage kommt. Andererseits spricht die Überzeugung eines sehr zuständigen Auslegers der Stumpfschen Anschauungen doch wieder für die Zuweisung seiner „Erscheinungen" in die Klasse der Bewußtseinserlebnisse in unserem Sinne. Husserl nämlich bezeichnet die Stumpfsche „Phänomenologie" mit einigen hier nicht wesentlichen Einschränkungen als identisch mit dem, was er „Hyletik" benennt[4]) und was allerdings für unseren Standpunkt ganz und gar der echten Erlebniswissenschaft angehören würde. Hyletik nämlich bedeutet für Husserl das Gebiet der „sensuellen" hyletischen Erlebnisse, die, ohne intentionalen Charakter aufzuweisen, eben doch Erlebnisse sind: wie nach Husserl insbesondere die Empfindungserlebnisse.

Ist diese Auslegung richtig, so wären die Stumpfschen Erscheinungen allerdings toto coelo von unserem Außensein verschieden: sie wären deren gerades Gegenteil, sofern sie im Sinne unserer Bestimmungen ganz und gar der psychischen, genauer der Erlebniswelt, der Welt der Bewußtseinszustände angehören würden.

---

[1]) Zur Eint. d. W. S. 27.
[2]) Ersch. u. psych. F. S. 39.
[3]) A. a. O. S. 11.
[4]) Husserl, Ideen S. 178; vgl. auch S. 171 ff.

Digitized by Google

VIII. Wirkliche und nicht-wirkliche Gegenstände.

§ 43. Die Begriffspaare „physisch-psychisch" und „wirklich-nicht-wirklich" kreuzen sich.

Wir gewinnen über die eben behandelten Fragen noch größere Klarheit, wenn wir jetzt über die Begriffe „wirklich" und „nicht-wirklich" (die uns mit „real" und „nicht-real" gleichbedeutend sind)[1]) noch ein paar Bemerkungen hinzufügen.

Es ist gar nicht energisch genug zu betonen, daß es auf eine Unklarheit hinaus kommt, wenn man einer der beiden hier unterschiedenen Seinsarten einen „höheren Realitätsgrad" zuzuweisen sucht als der anderen: an und für sich ist das Außensein ebensowenig das eigentlich oder wahrhaft Wirkliche wie das Sein der Bewußtseinserlebnisse. Vielmehr ist dies die Sachlage: die Begriffe wirklich und nicht-wirklich kreuzen sich mit denen des Physischen und Psychischen, des Außenseins und Erlebnisseins. Es gibt ebensowohl wirkliche und nicht-wirkliche Außenseinsgegenstände wie es wirkliche und nicht-wirkliche Bewußtseinsgegenstände oder Bewußtseinszustände gibt. Zunächst ist die Scheidung wirklich-nicht-wirklich so klar wie nur möglich. Auch dabei orientieren wir uns am besten an Beispielen. Und die sind gerade in diesem Falle besonders klar und einwandfrei zu erhalten. Denn wir wollen ja hier auf keine letzten „erkenntnistheoretischen" oder gar transzendent-metaphysischen Feststellungen hinaus, sondern uns liegt nur daran, die Unterscheidungen, die schon das tägliche Leben macht, auf ihre wissenschaftliche Haltbarkeit zu prüfen. Das tägliche Leben aber scheidet mit aller wünschenswerten Schärfe zwischen wirklichen und nicht-wirklichen Gegenständen. Die Stadt, in der ich mich befinde, das Haus, in dem ich wohne, das Zimmer, in dem ich arbeite, die Feder, mit der ich schreibe — nicht minder aber auch eine große Reihe anderer Städte, Häuser, Zimmer, Federn und so unendlich viele Dinge, sie selbst wie ihre selbständigen und unselbständigen Teile, ihre Beschaffenheiten, Eigenschaften, Zustände, die Geschehnisse an ihnen, sie alle gelten uns ebenso unmittelbar als wirklich, wie uns die Städte, Häuser, Zustände und Geschehnisse, die in einem Märchen vorkommen, als nicht-wirklich gelten. Nicht minder werden wir geträumte oder halluzinierte Dinge und Geschehnisse, allgemeiner geträumte und halluzinierte individuelle Gegenstände für nicht wirklich halten — vorausgesetzt nur, daß wir wissen, daß es sich um Träume und Halluzinationen handelt. Zwar wir können auch von wirklichen Dingen träumen, wie ja wirkliche Dinge auch in einem Märchen vorkommen können und in Sagen und Legenden sogar sehr oft tatsächlich vorkommen;

[1]) Wie im allgemeinen auch sonst. Anders Külpe, vgl. „Realisierung" 1912, S. 13.

Digitized by Google

aber das verschlägt nichts: die sichere Unterscheidung zwischen dem, was uns als wirklich und als nicht-wirklich gilt, bleibt gleichwohl erhalten, ja sie tritt nur um so besser hervor. Denn wir werden trotzdem nicht im Zweifel sein, ob das, wovon wir geträumt haben oder woran sich eine Sage knüpft, wirklich oder unwirklich ist, oder, wenn wir es sind, so sind wir es lediglich, weil wir nicht wissen, ob wir ein Recht haben, unseren Wirklichkeitsbegriff in den betreffenden Fällen anzuwenden; nicht aber besteht irgendein Zweifel in Hinsicht dieses Wirklichkeitsbegriffes selbst, der vielmehr stets so klar und eindeutig ist, wie nur überhaupt möglich. Zudem wird ja die besondere Situation, in der wir von den wirklichen Gegenständen geträumt hatten oder die in Märchen oder Sagen eine Rolle spielt, meist eine solche sein, die sie deutlich als unwirklich kennzeichnet. Der Kyffhäuser ist wirklich, aber der Kyffhäuser als Schauplatz der Barbarossasage ist es nicht: es gibt keinen Kyffhäuser mit einem unterirdischen Schlosse, in dem sich Kaiser Barbarossa verzaubert hält.

§ 44. Wahrnehmbarkeit kein Wirklichkeitskriterium. Derselbe „Wirklichkeitsbegriff" in Wissenschaft und Leben.

Das Beispiel des Traumes (wie auch der Halluzination) zeigt zugleich, daß es nicht angeht, in der Wahrnehmung — oder gar speziell der sinnlichen Wahrnehmung — das ausschließliche und eigentliche Wirklichkeitskriterium zu erblicken. Denn es ist ja bekannt genug, und wir haben es selbst schon früher stillschweigend vorausgesetzt, daß phänomenologisch genommen Traum und Halluzination zu den Wahrnehmungen gerechnet werden müssen: der geträumte und halluzinierte Gegenstand stellt sich uns unmittelbar als wahrgenommen dar und charakterisiert sich zum Teil gerade dadurch in seiner Besonderheit. Aber auch echte Wahrnehmungen im gewöhnlichen Sinne geben kein Kriterium der Wirklichkeit ab, wie auch andererseits die Phantasievorstellungen kein solches der Nichtwirklichkeit zu liefern vermögen. Jedermann weiß, daß sich Wirkliches phantasieren läßt: wer das Reichstagsgebäude nicht selbst gesehen hat und es auch nicht aus Abbildungen kennt, muß es sich notgedrungen phantasiemäßig vorstellen, falls er nicht vorzieht gänzlich auf eine konkrete Anschauung der Sache zu verzichten.

Andererseits nehme ich den Strauß, der vor dem Hohlspiegel schwebt, die scheibenförmige Sonne, den blauen und gewölbten Himmel im eigentlichen und echtesten Sinne wahr, während die Naturwissenschaften mich belehren, daß dergleichen doch nicht wirklich ist. Man darf darauf nicht, wie das oft geschieht, erwidern, die Naturwissenschaften hätten einen anderen Wirklichkeitsbegriff: für sie falle wirklich und wahrgenommen nicht mehr zusammen, während dies für das tägliche Leben noch zutreffe.

Digitized by Google

Denn das ist ganz offenbar nicht richtig: wirklich und wahrgenommen fällt bereits für das tägliche Leben nicht zusammen. Schon der Fall des Hohlspiegels, aber auch jede andere sogenannte „Sinnestäuschung" liefert den Gegenbeweis: das Wahrgenommene bleibt, was es ist, bleibt — genauer gesagt — das, als was es sich und so wie es sich in der Wahrnehmung darstellt, auch für den, der es[1]) zugleich — und sogar voller Überzeugung — für unwirklich hält.

Man darf eben die eminente Bedeutung, die die Wahrnehmung für jede Art Wirklichkeitsfeststellung ohne Zweifel hat,[2]) nicht zu einem Kriterium der Wirklichkeit umdeuten. Das ist freilich ein Fehler, wie er ähnlich auch sonst oft gemacht wird: man nennt zunächst das, was wir hier Kriterium nannten, und was nichts als eine kategoriale Bestimmung — eine ideelle Beschaffenheit[3]) — ist, einen „Begriff". Den „Begriff" aber faßt man der herrschenden Abstraktionstheorie gemäß als Allgemeinbegriff, den man seinerseits wieder von der Art oder Gattung, von der Gesamtheit der Einzelheiten, die man als unter ihn fallend erkannt hat, nicht genügend scheidet. So wird etwa die kategoriale Bestimmung „Zahl" positivistisch umgedeutet in den „Zahlbegriff", in die Gesamtheit der zu einer bestimmten Zeit bekannten Zahlen, die kategoriale Bestimmung „sittlich" wird zur Gesamtheit des zu einer bestimmten Zeit oder auch zu allen Zeiten für sittlich Gehaltenen und in ganz ähnlicher Weise verwandelt sich das echte kategoriale Kriterium „wirklich" in die Gesamtheit dessen, was im großen und ganzen von einer Reihe von Menschen für wirklich gehalten wurde. Offenbar trifft das in der Tat von den wahrgenommenen Gegenständen zu — vorausgesetzt, daß man unter der fraglichen Reihe von Menschen die naiven Menschen versteht oder auch alle Menschen, soweit sie sich in der naiv-praktischen Einstellung des täglichen Lebens befinden. Versteht man unter dieser Reihe dagegen die naturwissenschaftlich forschenden Menschen, so erhält man ganz anders charakterisierte Gegenstände: in beiden Fällen aber muß sich folgerichtig ein ganz verschiedenes Kriterium der Wirklichkeit ergeben.

§ 45. Real als physisch?

Alle Schwierigkeiten erwachsen aus der unklaren Analyse derjenigen Tatbestände, an die allerdings notwendigerweise angeknüpft werden muß. Für den Augenschein liegt es ja auf der Hand: wirklich ist das vom Subjekt Unabhängige. Was aber kann nicht alles Subjekt heißen? Man braucht nur unter Subjekt

[1]) D. h. dieses so charakterisierte Etwas. Vgl. die späteren Ausführungen, bes. Abschnitt XII.
[2]) Daß sich Wirkliches phantasiemäßig vorstellen läßt, vgl. §§ 85 ff.
[3]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz in den Kantstudien.

Digitized by Google

unser „Ich" im bisherigen Sinne zu verstehen, um sehr leicht zu der Meinung zu gelangen, es sei das Wirkliche mit dem zum Ich nicht Gehörigen, mit dem Ichfremden identisch: das Wirkliche, das Reale wird auf diese Weise zum Physischen. Als Gegenstück muß sich dann auf demselben Wege das Psychische oder doch das Bewußtsein, der Strom der Erlebnisse als das Nichtwirkliche und Nichtreale ergeben.

Hiergegen gilt es nun zunächst im Sinne des obigen Satzes das Selbstverständliche hervorzuheben, daß es auch Psychisches gibt, das wir naturgemäß als unwirklich bezeichnen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, der Welt und den Menschen gegenüber uns sinnvoll zu orientieren. Wieder liefern die Märchen hier brauchbare Beispiele: denn wir schreiben den Menschen und Tieren, die in ihnen eine Rolle spielen, offenbar psychische Eigenschaften zu: sie sehen und hören, sie denken und fühlen, sie wollen und wünschen teils ebenso, teils in ganz anderer Weise wie wirkliche Personen. Da aber jene Menschen und Tiere selbst nicht wirklich sind, können es logischerweise auch ihre psychischen Eigenschaften nicht sein und speziell ihre Bewußtseinserlebnisse. Wollen wir also das Begriffspaar „wirklich-unwirklich" richtig kennzeichnen, so müssen wir es unbedingt so fassen, daß sich seine Anwendung ebensogut auf Psychisches erstrecken kann wie auf Physisches.

Nun ist aber doch sicher, daß mit der Bestimmung „unabhängig vom Subjekt oder Bewußtsein" unmöglich etwas ganz Widersinniges gemeint sein kann — wenigstens, wenn wir uns mit den Begriffen Subjekt und Bewußtsein innerhalb der Ziele halten, die uns durch die Art der Probleme, die wir an dieser Stelle allein zu behandeln haben, vorgeschrieben sind. Denn da wir hier letzten Endes allein psychologisch interessiert sind und aus anderen Gebieten nur das in Betracht zu ziehen brauchen, was für die rein psychologischen Fragen Bedeutung hat, sind wir frei von den spezifisch erkenntnistheoretischen Schwierigkeiten, die zu der Annahme eines „Bewußtseins überhaupt", eines „erkenntnistheoretischen Subjekts" oder eines „absoluten Bewußtseins" geführt haben; und wir meinen mit der vom Bewußtsein unabhängigen Wirklichkeit denselben schlichten Sachverhalt, den z. B. auch Stumpf mit diesen Worten bezeichnet.[1])

Gesetzt, es habe eine Mutter ihrem Kinde die Geschichte vom gestiefelten Kater erzählt, und das Kind frage nun, ob ein solches Tier wirklich gelebt habe, so wird die Mutter vermutlich antworten: nein, dergleichen besteht nur in der Vorstellung der Menschen — unabhängig von ihrem Bewußtsein und Denken kann es keine Katzen geben, die so merkwürdige Eigenschaften haben. Niemand wird zweifeln, daß diese Worte verstanden werden

[1]) Ersch. u. psych. F. S. 10.

Digitized by Google

können, und daß außerdem, wer sie versteht, zugleich einen völlig klaren Sinn mit ihnen verbindet. Nichts anderes aber wollen wir hier als eben diesen Sinn ergründen.

§ 46. Die Unabhängigkeit des Gegenstandes vom Subjekt als Kennzeichen des intentional Gegebenen überhaupt.

So einfach freilich, wie es auf den ersten Blick erscheint, ist dies nun doch nicht. Wir müssen dazu sogar noch eine Vorerwägung anstellen.

Es kann nämlich jeder Gegenstand als in gewisser Weise „unabhängig" vom Bewußtsein angesehen werden: denn niemals ist, wie wir wissen, ein — im weitesten Sinne des Wortes — vorgestellter, d. h. ein „intentional" erfaßter Gegenstand ein selbständiger oder unselbständiger Teil des intentionalen Aktes, des Erlebnisses also, durch das er erfaßt wird.

Schon in unseren früheren Betrachtungen über das Gesetz der Schichtenunabhängigkeit war das ausgesprochen. Es läßt sich aber noch auf andere Weise einsehen. Denn diese Unabhängigkeit bedeutet geradezu das Wesen der Intentionalität selbst.

Der intentionale Gegenstand wird in dem auf ihn gerichteten Erleben notwendigerweise als ein dem jeweiligen Erleben Gegenüberstehendes, von ihm Abgesondertes erlebt.

Bereits die „unmittelbare", d. h. auf rein Phänomenales bezogene und also nicht interpretierende (nicht verdinglichende[1]) Wahrnehmung ist dadurch gekennzeichnet. Auch der unmittelbar wahrgenommene Corneliussche graue Fleck[2]) ist mir als etwas von mir Unabhängiges gegeben — mag er nun wirklich sein oder nicht.[3]) Und zwar gilt dies nicht nur, weil er dem Außensein angehört, sondern weil er überhaupt intentional gegeben ist: er ist nicht bloß „ichfremd", sondern „aktfremd", nämlich fremd dem jeweils erfassenden Akt selber, von ihm als ein nicht zu ihm Gehöriges, keinen Teil von ihm Bildendes erlebt, und verhält sich also ganz gleich wie irgendein mir als früher erlebt gegebenes eigenes Erlebnis. Gerade diese Gleichheit bestreitet aber, wie uns wohlbekannt, Cornelius aufs entschiedenste:[4]) für die unmittelbare Wahrnehmung gibt er die Intentionalität nicht zu. Wir können nun diese Ansicht auch widerlegen, ohne dabei (wie früher) den Gegensatz des Wirklichen und Nichtwirklichen vorauszusetzen.

---

[1]) Mit Bezug auf Cornelius a. a. O. S. 90.

[2]) Siehe oben S. 65.

[3]) Selbstverständlich muß hier unserem Programm gemäß auch die schwierige Frage ausscheiden, inwieweit die Unabhängigkeit vom Subjekt auch eine Unabhängigkeit von der Erkenntnis einschließt. Dazu wäre erst eine Untersuchung über den Sinn des Begriffes „Erkenntnis" vonnöten. Vgl. dazu B. Bauch, Idealismus und Realismus, Kantstudien Bd. 20, S. 107 f.

[4]) A. a. O. S. 18 ff., 85 ff.; vgl. bes. S. 91 Anm. 1.

Digitized by Google

Ich stelle mir drei verschiedene „Bewußtseine" oder Bewußtseinszusammenhänge vor, drei erlebende Subjekte. Das erste erlebt schlicht ein aktuelles Gefühl, das zweite — erinnernd — ein (auch mir bekanntes) früheres Erlebnis, das dritte jenen unmittelbar gegebenen grauen Fleck.

Nun fragen wir: was stelle ich, der Betrachter, mir vor, wenn ich mir jene drei Bewußtseine einerseits und das ihnen Gegebene andererseits anschaulich (d. h. selbstgegeben und also in voller Konkretion) vorstelle? Was ist der Sinn des dann von mir Vorgestellten? Meine ich mit dem, was ich vorstelle, ein selbständiges, einheitliches Ganzes oder etwas, das sich als eine Zweiheit einander gegenübersteht?

Offenbar handelt es sich nur im ersten Falle um ein einheitliches Ganzes. Das aktuelle Gefühl ist, wie wir wissen, ein unselbständiger Teil — speziell ein Zustand — des jeweils erlebenden „Ich". Stelle ich mir das jeweils erlebende Ich als vernichtet vor, so muß ich damit eo ipso auch seinen Zustand, das Gefühl, als mit vernichtet denken. Das aktuelle Gefühl ist vom zugehörigen Ich abhängig.

Ganz anders steht es im zweiten Falle: Stelle ich mir das jeweils erlebende Ich als vernichtet vor, so ist damit das erinnerte Erlebnis keineswegs mit vernichtet. Das erinnerte Erlebnis bleibt das Erlebnis, das es war und das vielleicht vor drei Jahren stattfand, ob das Subjekt, das sich seiner erinnert, nun besteht oder nicht. Ich stelle eben in unserem Gedankenexperiment zweierlei getrennte Dinge vor: das sich erinnernde Subjekt einerseits und das Erlebnis desselben Subjektes andererseits.

Man sieht daraus zugleich, daß es nicht nötig ist, daß das fragliche Erlebnis wirklich stattgefunden hat. Auch wenn eine absolute Erinnerungstäuschung vorlag, stelle ich mir noch zwei getrennte Gegenstände vor. Ich kann mir auch hier das Subjekt vernichtet denken, ohne daß das, woran Erinnerung stattfand, im mindesten dadurch alteriert wird. Es bleibt nach der gedachten Vernichtung noch ebensogut von mir vorgestellt wie vorher.

Natürlich gilt vom Akt der Erinnerung das Gegenteil: er ist mitvernichtet und insofern kann dann auch das Erinnerte nicht mehr als in aktueller Erinnerung befindlich vorgestellt werden; aber darauf kommt es hier natürlich nicht an: in allen seinen sonstigen Beschaffenheiten bleibt es völlig unverändert.

Ist nun die Sachlage im dritten Falle anders? Zweifellos nicht. Auch hier zeigt sich sofort, daß die Vernichtung des Subjektes keineswegs die Vernichtung des von mir vorgestellten Fleckes einschließt. Ich kann mir identisch denselben Fleck nach der Vernichtung noch genau so gut vorstellen wie vorher. Auch hier stelle ich also eine Zweiheit vor: das Subjekt und den Fleck, den es wahrnimmt, nicht, wie im Falle des Gefühls, das Subjekt,

Digitized by Google

das durch diesen bestimmten Zustand gekennzeichnet ist. Und wiederum ist es gleichgültig, ob der Fleck wirklich vorhanden war oder etwa nur halluziniert wurde. In beiden Fällen muß ich mir, wenn ich auf das dem anderen (sei es auch noch so „unmittelbar") Gegebene gerichtet bin, etwas vom Erleben dieses anderen Getrenntes vorstellen, das ihm gegenüber eine selbständige Einheit bildet und also etwas völlig anderes ist als ein Zustand, Moment oder Teil eines solchen Erlebens.

Also auch hier gilt: das als Außengegenstand (unmittelbar) Wahrgenommene, genommen als das, als was es sich selbst darbietet, gehört einer vom jeweils wahrnehmenden Subjekt (und also auch vom wahrnehmenden Akt) unabhängigen Schicht an — mag es nun wirklich sein oder nicht. In dieser „Schichtenunabhängigkeit" offenbart sich das Wesen der Intentionalität, wie wir ja von anderen Gesichtspunkten aus bereits gesehen haben.

§ 47. Die Unabhängigkeit der Individualität eines intentionalen Gegenstandes vom Subjekt als Kennzeichen des (der Meinung nach) Wirklichen.

Die Unabhängigkeit vom erlebenden Subjekt ist also das gemeinsame Kennzeichen alles Intentionalen, auch, worauf es uns hier besonders ankommt, des Nicht-Wirklichen. Müssen wir auf Grund dieser Feststellung nunmehr die Ansicht, die die Wirklichkeit durch Unabhängigkeit vom Subjekt bestimmt, aufgeben? Keineswegs: denn die Worte „unabhängig vom Subjekt" können noch etwas wesentlich anderes bedeuten.

Beachten wir zunächst dieses: Alles Wirkliche ist ein Spezialfall des Individuellen. Die Prädizierung als wirklich hat nur bei individuellen Gegenständen einen Sinn. Individuell aber ist, wie wir wissen, das zeitlich Einmalige und also durch eine feste zeitliche Begrenzung Ausgezeichnete. Die Kugel der Geometrie ist nicht individuell, sondern ein bloßes Quale, das keine Stelle in der Zeit hat, eine Einheit ideeller Eigenschaften: als solche ist sie notwendigerweise unwirklich. Sie besteht, sie „existiert" (im Sinne von „besteht"), aber sie existiert nicht wirklich.[1]) Soll die Frage nach der Wirklichkeit einer Kugel sinnvoll aufgeworfen werden, so muß von ihr zuvor sicher sein, daß sie ein individuelles Gebilde ist.

Vorstellend kann ich nun jede ideelle Kugel ohne weiteres „individualisieren". Ich kann ihr gedanklich eine mehr oder minder

---

[1]) Selbstverständlich existiert oder besteht sie zugleich unabhängig vom Subjekt: denn sie ist ja ihrer Natur nach nichts anderes als der Sinn des von einem Subjekt in einem bestimmten Akt Gemeinten: dieses Gemeinte ist aber ohne Zweifel unabhängig vom Subjekt; es besagt nichts als die Gesamtheit der Eigenschaften, die sich vorfinden, wann und wo immer eine Kugel existiert.

Digitized by Google

bestimmt fixierte Zeitstelle geben, sie als irgendwann existierend, in den Fluß der Ereignisse irgendwie eingereiht vorstellen. Dadurch ist sie zu einem als individuell gedachten Gebilde geworden, den Märchenfiguren völlig analog: in beiden Fällen handelt es sich um Gegenstände, die erst durch ein Subjekt (und hier speziell durch seine Willkür) zu Individuen geworden sind. Ihre Individualität ist lediglich von mir abhängig: „unabhängig vom Subjekt" kommt ihnen als individuellen Gegenständen keine Existenz zu.

Meine ich dagegen einen Gegenstand als wirklich, so heißt das, daß ich überzeugt bin, daß seine Individualität nicht künstlich von irgendeinem Subjekt ihm beigelegt oder in sonstiger Weise durch ein solches bedingt ist, sondern daß sie ihm schon an und für sich zukommt. Wer da meint, Homer habe nicht wirklich existiert, meint damit, die (mehr oder minder genau) bestimmte Zeit, in die wir ihn versetzen und versetzen müssen, wenn wir ihn als Individuum auffassen, sei ihm ebenso „künstlich" beigelegt, wie den Figuren der Sagen und Märchen. Wer ihn dagegen für wirklich hält, bestreitet dies: für ihn ist dieselbe Zeit etwas, das ihm nicht bloß infolge der Willkür eines Subjektes zugehört und überhaupt an die Existenz eines solchen nicht gebunden ist.

Oder, um wieder an das frühere Beispiel anzuknüpfen: ich sehe einen grauen Fleck und halte ihn für nicht-wirklich. Dadurch bleibt selbstverständlich das Sehen des Fleckes genau so wirklich wie zuvor, und nicht minder bleibt der Fleck als mir gegenüberstehend (und in diesem Sinne von mir unabhängig) gegeben, endlich zeigt er sich auch unmittelbar als individuelles Gebilde. Trotzdem kann ich mit Recht der Meinung sein, daß ihm diese Individualität, die ich ihm faktisch wahrnehmend zuweise, abgesehen von meinem Wahrnehmen nicht zukommt: der Fleck, zu dessen wesentlichen Merkmalen ja auch das Vorhandensein an einem bestimmten Orte gehört, ist dann zu der Zeit, zu der er mir erscheint, nicht vorhanden — und das heißt genau so viel wie: der Fleck ist an dem fraglichen Orte zur fraglichen Zeit nicht vorhanden, er kommt dem Augenschein zum Trotz in der von mir unabhängig gedachten individuellen Welt nicht vor. Genau so kann ich sinnvoll der Meinung sein, daß ein erinnertes psychisches Erlebnis den Individualitätsindex, den ich ihm auf Grund des Erinnerungsaktes verleihe, von diesem Akte abgesehen überhaupt nicht aufweist, daß es also der psychischen Wirklichkeit nicht angehört.

Wir haben also ein völlig klares Wirklichkeitskriterium gewonnen, das für die psychische Wirklichkeit ebensowenig versagt wie für die physische.

Digitized by Google

§ 48. Ablehnung der Ausdrücke „subjektiv" und „objektiv" sowie „transzendent" und „immanent".

Vielleicht wird es diesem oder jenem Leser auffallen, daß unsere Erörterungen die Worte „objektiv" und „subjektiv" vermieden haben. Sie hatten dazu ihre guten Gründe: denn diese Ausdrücke sind mit einer solchen Fülle von Äquivokationen belastet, daß der Verzicht auf ihren Gebrauch nur von Vorteil sein kann. In dem Worte objektiv fließen ja eben alle die Begriffe zusammen, um deren reinliche Auseinanderhaltung wir uns hier eindringlich bemüht haben: es kann ebensowohl gegenständlich überhaupt — und daneben sachlich und wahrheitsgemäß — wie außenseiend und wirklich und endlich noch speziell außenseiend wirklich bedeuten und es kann mehr oder minder unbestimmt zwischen allen diesen Bedeutungen hin und her schwanken: Grund genug, es gänzlich zu vermeiden — ebenso wie natürlich auch sein Gegenstück „subjektiv", von dem ganz dasselbe gilt.

Ähnliche Gründe hielten uns von der Verwendung der Ausdrücke transzendent und immanent zurück: sowohl das, was wir hier das Außenseiende, wie das, was wir das Wirkliche nannten, heißt gelegentlich „transzendent" — von den vielen anderen Bedeutungen, die dieses ehrwürdige Wort noch außerdem hat und die uns hier zum Glück gar nichts anzugehen brauchen, natürlich abgesehen: auch der bloße intentionale Gegenstand, der dann natürlich noch alles mögliche sein kann — außenseiend, ichhaltig, wirklich, nicht-wirklich usw. —, wird gelegentlich transzendent genannt.

§ 49. Der Gegenstand der empirischen Psychologie. Psychologie und Naturwissenschaft.

Eigentlicher Gegenstand der Psychologie als empirischer Wissenschaft ist natürlich nur das psychisch Wirkliche. Dieses ist, wie wir schon wissen, ganz sicher nicht blob die Gesamtheit der Bewußtseinstatsachen in dem eigentlichen Sinne der Erlebnisse, der Ichzustände, sondern es umfaßt ebensogut die Dispositionen zum Haben psychischer Erlebnisse: unsere Fähigkeit zu empfinden gehört dahin nicht minder wie unsere Erinnerungs- und Gedächtnisfähigkeit, unsere musikalische und mathematische Anlage; es gehören dahin aber schließlich auch alle die Dispositionen, welche die Bedingungen zu solchen Bewußtseinserlebnissen enthalten, die bei ihrer Aktualisierung zugleich gewisse Qualitäten zur Gegebenheit bringen, die rein für sich genommen (da sie weder Erlebnisse noch Dispositionen sind) nicht psychischer Natur sind: nämlich die Außenseinsqualitäten „rot", „Ton", „Rosenduft" und viele andere. Sie sind als Dispositionen zu etwas zweifellos Nicht-Psychischem nicht eigentlich psychische Dispositionen, oder sie sind es eben nur in dem weiteren Sinne, in welchem alle Dis-

Digitized by Google

positionen des empirischen Subjekts, auch wenn sie zu bloß „psychisch relevanten" Gebilden führen, psychische Dispositionen genannt werden können. Keinesfalls aber dürfen, wie wir schon genugsam hervorgehoben haben, diese Außenseinsqualitäten um dergleichen psychischer Relevanz willen selbst als Erlebnisse angesehen werden.

Die Gesamtheit unserer psychischen Dispositionen im weitesten Sinne kann unsere psychische (oder — wenn man lieber will — psychophysische) Organisation heißen. Die psychische Organisation mit dem aktuell Psychischen zusammen genommen (den Erlebnissen also) scheint sich mir ganz und gar mit dem zu decken, was die Sprache durch das ganz unnötigerweise in Verruf gekommene Wort „Seele" bezeichnet: alle Beobachtung, die Feststellungen zum Ziele hat, die diese Seele betreffen, kann man seelische oder psychologische Beobachtung nennen oder auch, wiewohl weniger gut, Selbstbeobachtung.

Auch das Physische oder Physikalische ist, wie nebenbei bemerkt werden mag, durch unsere Erwägungen charakterisiert. Namentlich bei dem Worte „physikalisch" denken wir hier ohne weiteres an den Gegenstand der Physik und der Naturforschung überhaupt als empirischer Wissenschaft: diese ist nämlich keineswegs auf das Außensein schlechthin gerichtet, sondern auf das wirkliche Außensein, das sie meist erst aus den gegebenen individuellen Außenseinsgegenständen eruiert: sie stellt fest, was von ihnen und an ihnen das Prädikat „wirklich" verdient und was nicht, und weiterhin, welche Beschaffenheiten und Gesetze das (vorfindliche oder erschlossene) Wirkliche charakterisieren.[1])

§ 50. Die „innere" Wahrnehmung ist rein gegenständlich bestimmt. Erweiterte Psychologie.

Von unmittelbarer Wichtigkeit für unser Problem ist es nun, daß wir die Möglichkeit gewonnen haben, auf Grund der bisherigen Erörterungen eine klare Scheidung von sogenannter „innerer" und „äußerer" Wahrnehmung durchzuführen.

---

[1]) Diese Definition berührt sich mit der von Stumpf (Zur Einteilung der Wissenschaften, Berlin 1907, S. 16) gegebenen, weicht aber doch bewußt von ihr ab. Bei Stumpf heißt es: „Physische Gegenstände also oder Gegenstände der Naturwissenschaft, wodurch diese definiert wird, sind weder Erscheinungen noch Erscheinungskomplexe, sondern die aus den Erscheinungen erschlossenen, in räumlich-zeitlichen Verhältnissen angeordneten Träger gesetzlicher Verbindungen."

Uns will scheinen, daß Stumpf hier den Fehler begeht, seine Definitionen von bestimmten Forschungsergebnissen abhängig zu machen. Wie, wenn die moderne Physik zu dem Resultate käme, daß die Farben im Gegensatze zu den jetzt geltenden Anschauungen Eigenschaften der wirklichen Dinge sind? Würden darum dann die Farben keine physischen Gegenstände mehr sein? Und ist eine Beobachtung darum weniger physikalisch, weil sie es vermeidet, auf die Träger von Erscheinungen usw. gerichtete Schlüsse heranzuziehen?

Digitized by Google

Dabei muß eines von vornherein feststehen, wenn wir nicht unseren ganzen bisherigen Standpunkt preisgeben wollen: die innere Wahrnehmung — und nicht minder die äußere — ist nicht wie dies, wenigstens zum Teil, noch der Auffassung Brentanos entsprechen würde, etwas Primäres, auf Grund dessen sich erst der Gegenstand, auf den sie gerichtet ist, in seiner Eigenart kennzeichnen läßt, sondern es ist natürlich genau umgekehrt: die Art der Wahrnehmung ist an ihrem Gegenstande orientiert.

Den dem unsrigen extrem entgegengesetzten Standpunkt vertritt hier merkwürdigerweise Scheler:[1]) nach ihm „zeigt eine Untersuchung dieser Frage,[2]) daß wir die Einheit des ‚Psychischen' gar nicht anders fassen können, als durch den Hinblick auf die besondere Weise, wie wir es wahrnehmen, und die eben ‚innere Wahrnehmung' genannt wird. Innere Wahrnehmung ist also nicht Wahrnehmung eines unabhängig von ihr durch Definition bereits festgelegten ‚Psychischen' als einer gattungsmäßigen Einheit von Gegenständen, sondern ‚Psychisches' ist eine Bedeutung, die sich immer dann erfüllt, wenn wir diese besondere Aktrichtung einer inneren Wahrnehmung einschlagen und ihr gleichsam nachgehen. ‚Psychisch' ist, was durch innere Wahrnehmung in Erscheinung tritt. Es bestünde auch kein Recht, von äußerer und innerer Wahrnehmung zu reden, wenn Psychisches und Physisches definierbare gattungsmäßige, gegenständliche Unterschiede wären. Wir sprechen ja auch nicht von einer Bäume- und Häuserwahrnehmung."

Ich stelle die Gegenfrage: was für Unterschiede sollen denn Psychisches und Physisches sonst sein, wenn nicht gegenständliche? Unterschiede setzen doch wohl ein Etwas voraus, das sich unterscheidet. Und dieses Etwas ist in unserem Falle das Physische und Psychische: selbst wenn man beide etwa zu bloßen Richtungen verflüchtigen wollte, müßte sich doch die Besonderheit dieser Richtungen in Merkmalen irgendwelcher Art — wenn auch vielleicht letzten, undefinierbaren Merkmalen — festlegen lassen, wie dies ja auch von den eigentlichen Richtungen (oben und unten, rechts und links usw.) sicherlich gelten wird. Gerade das, was Scheler bestreitet, ist die Wahrheit und bedeutet für unsere Betrachtungen eine selbstverständliche Folgerung: innere und äußere verhalten sich zueinander wie Bäume- und Häuserwahrnehmung.

Darin liegt gar nichts Überraschendes, denn ich sollte meinen, der historische Verlauf der wissenschaftlichen Diskussion dieses Themas hätte jedermann deutlich zeigen müssen, wie dürftig die Kennzeichnung der inneren Wahrnehmung durch den bloßen Hinweis auf ihre angeblichen Besonderheiten bisher geblieben ist, und wie irreführend das räumliche Bild ist, von dem sie ausgeht

[1]) Über Selbsttäuschungen a. a. O. S. 99.
[2]) Die der Autor aber selbst nicht anstellt.

Digitized by Google

— von dem Psychologismus ganz abgesehen, den sie außerdem noch einschließt.

Freilich: die beiden Wahrnehmungsarten unterscheiden sich schon sehr viel mehr voneinander, als sich die Wahrnehmung eines Baumes von der eines Hauses unterscheidet, aber natürlich nur darum, weil eben die Gegenstände, auf die sie sich beziehen, wesentlich mehr voneinander verschieden sind als Bäume und Häuser: Erlebnisse und Gegenstände des Außenseins — das Beiwort ‚außen' soll ja für uns nur die Ichfremdheit, nicht aber irgendeinen räumlich ausdeutbaren Gegensatz besagen — stellen eben bereits in sich selbst einen der fundamentalsten Unterschiede dar, die sich überhaupt auffinden lassen: was ja übrigens auch Stumpfs Meinung entspricht.[1])

Die innere Wahrnehmung ist für uns also identisch mit Erlebniswahrnehmung und wir könnten uns hierbei auf einen von Koffka eingeführten und von Messer übernommenen Ausdruck berufen, wenn nicht zum Unglück das Wort Erlebnis für diese beiden Forscher eine von der unsrigen ganz und gar abweichende Bedeutung hätte: wir haben sie zudem schon des genaueren kennen gelernt. Und wir wissen auch, wie wir uns dazu zu stellen haben: für uns ist die Wahrnehmung einer Farbe oder eines Tones unter keinen Umständen eine Erlebniswahrnehmung, einfach weil Farbe und Ton keine „ichhaften" Tatsachen oder Gegenstände sind, und wir sind zugleich überzeugt, daß sie auch dann nicht zu solchen werden können, wenn wir verzichten „sie realistisch als Eigenschaften von wirklich existierenden Dingen zu deuten".[2])

Das Zauberwort „bloße Erscheinung" leistet hier gar nichts. Denn wir wissen: ist einmal anerkannt, daß das fragliche Wahrgenommene ein Außengegenstand ist, so kann seine Prädizierung als „nicht-wirklich" es keinesfalls zu einem Bewußtseinserlebnis werden lassen. Denn diese Prädizierung ändert an den unmittelbar vorliegenden Beschaffenheiten des fraglichen Gegenstandes nicht das geringste — welchen Sachverhalt ja wohl Kant im Auge hatte, als er die „Existenz" — die wirkliche Existenz (die Wirklichkeit) in unserer Sprache — als etwas bezeichnete, das kein „reales Prädikat" sei. Ob die grüne Fläche, die ich jetzt vor mir habe, wirklich ist oder ob ich es etwa mit einer Halluzination (die sich ja zugleich auf das Gebiet des „Tastsinns" erstrecken könnte) zu tun habe,[3]) das kann ich ihr ganz und gar nicht unmittelbar ansehen. Ja, der Physiker belehrt mich, daß die Fläche in der Tat als das, als was ich sie sehe, nämlich eben als grüne Fläche, im Bereiche der außenseienden Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

[1]) Ersch. u. psych. F. S. 11.
[2]) Messer, Psychologie S. 46.
[3]) Selbstverständlich müßte diese Halluzination eine echte Halluzination sein, keine bloße „Pseudohalluzination". Vgl. Jaspers Abhandlung, unten § 89.

Digitized by Google

Er belehrt mich darüber auf Grund indirekter Indizien: und so sind es immer indirekte, niemals im Gegebenen, so wie es sich mir unmittelbar selbst darbietet, liegende Kennzeichen, die mir erlauben, Feststellungen darüber zu machen, ob etwas das Prädikat „wirklich" verdient oder m. a. W. ob es der Idee, der Kategorie Wirklichkeit untersteht oder nicht. Und ich merke deshalb dem gegebenen Außenseinsgegenstande die Wirklichkeit ebensowenig an, wie ich etwa einem goldglänzenden Stabe unmittelbar anmerken kann, ob er aus Gold besteht oder nicht: auch hier bedarf ich der indirekten Indizien.

Will ich nun ein gegebenes Außenseiendes deshalb, weil es sich für mich als nicht-wirklich herausgestellt hat, als bloße Erscheinung bezeichnen, so mag ich das tun: keinesfalls wird es dadurch zu einem Erlebnis. Das ist schon deshalb falsch, weil es stets einigermaßen willkürlich ist, was ich als Erscheinung — als Abschattung — bezeichnen will, und was als erscheinenden Gegenstand. Einen Würfel, d. h. etwas, das physikalisch genommen als Würfel zu gelten hat, sehe ich u. U. als Rhomboeder. Genau genommen aber heißt das nur: ich kann mich durch eine gewisse Schulung des Sehens dazu erziehen, ihn so zu „sehen". Und dann sehe ich ihn freilich so. An und für sich ist das aber keineswegs ohne weiteres der Fall: es wäre ja sonst auch ganz unerfindlich, warum die Erziehung zum „richtigen Sehen" auf so große Schwierigkeiten stößt und bei manchen Menschen überhaupt nicht zu erreichen ist. Auch für mich bedarf es stets einer besonderen und keineswegs mühelosen Einstellung, um mich jeweils dahin zu bringen, in der Tat ein „Rhomboeder" zu sehen. Das, was ich unter genau denselben Umständen unmittelbar genommen zunächst visuell vor mir habe, ist durchaus ein Würfel. Erst wenn ich mir innerlich die Frage vorlege: wie würdest du das abzeichnen? — erst dann tritt das Rhomboeder hervor. Sollte wohl die Behauptung, es sei das Gesehene in Wahrheit primär stets ein Würfel, nicht vielleicht das in sich schließen, was Wolfgang Köhler neuerdings die Konstanzannahme genannt hat,[1]) nämlich: ich weiß, daß das in Frage stehende Wirkliche sich im gegebenen Falle auf der Netzhaut als Rhomboeder abbildet oder doch (was ja davon unabhängig ist), daß sich das zunächst Gesehene auf Grund einer gewissen inneren Umstellung „reduzieren", d. h. in ein Rhomboeder verwandeln läßt. Diese reduzierte Wahrnehmung deute ich dann fälschlich in das primär Gesehene hinein — gerade so, wie ich auch das reduzierte Gelb eines bei Lampenlicht weiß gesehenen Stück Papiers in das primär Gesehene hineindeute.

Für jetzt kommt es uns nur auf dieses an: Wenn es kein in allen Fällen sicheres unmittelbares Kriterium gibt, um zu ent-

[1]) Wolfgang Köhler, Über unbemerkte Empfindungen und Urteilstäuschungen, Zeitschr. f. Psych. Bd. 66 S. 51 ff. Vgl. darüber unten § 75.

Digitized by Google

scheiden, ob etwas als Erscheinung vorliegt oder als ein in einer Erscheinung sich darstellender Gegenstand, so bedeutet das gewiß eine Unterstützung der früheren Argumente, die uns nötigten, alles, was sich als nicht ichhaft oder ichfremd erwies, zu einer einzigen einheitlichen Gruppe, dem Außensein, zusammenzufassen. Man mag die Erscheinungen (oder Abschattungen) immerhin „Inhalte" nennen — zweckmäßig ist die Anwendung dieses vieldeutigen Ausdrucks wahrlich nicht —, aber man darf darüber keinesfalls vergessen, daß sie dadurch nicht aufhören, dem Außensein anzugehören, und nicht etwa auf diese Weise eine Ähnlichkeit mit jenen echten Erlebnischarakteren gewinnen, die oft ebenfalls Inhalte genannt werden und von denen bald die Rede sein wird.

Wohlbemerkt: „Außensein" ist uns das gesamte uns als Außenseiendes Gegebene, ganz gleichgültig, ob wir es für wirklich halten oder nicht. Und die Situation ist nicht etwa so, daß das unwirkliche Außensein durch Einführung des Realitätsbegriffes in das Bereich des Psychischen gezogen werden könnte, womit es dann — außer der Metaphysik — nur die beiden Wissenschaften vom psychisch und vom physisch Realen geben würde, wie man wohl mißverständlich eine Meinung Stumpfs deuten könnte;[1]) sondern: das Außensein — auch das unwirkliche — bleibt als Außensein etwas allem Psychischen Fremdes: der „Inhalt" Rot, so genommen wie er sich mir darbietet in Wahrnehmung, Erinnerung und Phantasie, bleibt ein Außenseiendes, genauer eine Qualität an einem Außenseienden, auch wenn ich mich noch so sehr bemühe, ihn nur als Teilstück eines realen psychischen Verbandes anzuerkennen. Er ist eben einfach kein solches Teilstück. Er gehört zu einem solchen Verbande freilich in gewisser Weise hinzu, aber nur wie etwa das Bild „im" Spiegel zum Spiegel gehört: nicht als Teilstück, auch nicht als unselbständiger Teil oder als Zustand, sondern in einer ganz und gar eigenen Weise, die uns unmittelbar bekannt ist und die wir uns im übrigen nur durch mehr oder minder unzulängliche Vergleiche nahe zu bringen vermögen.

Wie das Spiegelbild nicht Teil des Spiegels ist — es ist ja hinter ihm — so ist es doch andererseits durch den Spiegel und seine reale Existenz bedingt. Genau so ist auch das Rot durch die reale Existenz eines psychischen (oder psychophysischen) Verbandes lediglich bedingt.

Immerhin: wenn man alles, was sich, so sehr es sich unmittelbar genommen als außerpsychisch (oder ichfremd) darbietet, doch als lediglich an Akte gebunden vorkommend herausstellt und sich also — unter Voraussetzung des Dispositionsbegriffes — als psychisch bedingt und psychologisch relevant

[1]) Zur Einteilung der Wiss. S. 44 ff.

Digitized by Google

charakterisiert, wenn man alles dieses mit dem aktuell Psychischen — den Erlebnissen jeder Art — und außerdem auch noch dem dispositionell Psychischen selbst zu einem einzigen Ganzen zusammenfaßt, dann gewinnt man in der Tat ein in gewissem Sinne einheitliches Gebiet, das einerseits alles Psychische, andererseits aber mit ihm zugleich auch offenbar Außerpsychisches umfaßt: nämlich das gesamte nicht-wirkliche Außensein. Es ist das Gebiet aller derjenigen individuellen Gegenstände — nur von solchen ist hier die Rede —, die nicht der Welt des wirklichen Außenseins angehören, der Welt der Physik und der Naturwissenschaften überhaupt. Beide Gebiete sind in der Tat sehr scharf voneinander geschieden: und diese scharfe Scheidung kann es einigermaßen entschuldigen, daß man das eine von ihnen ohne Rücksicht auf die z. T. fundamentalen Unterschiede und Gegensätzlichkeiten, die sich innerhalb seiner selbst ergeben, zu einer einzigen Einheit zusammenfaßte: zum Gebiete der Psychologie. Man könnte in diesem Sinne von einer erweiterten Psychologie reden, die dann das gesamte individuelle Seinsgebiet zum Gegenstande hätte außer dem wirklichen Außensein; also das ganze „außerphysische" Sein, wie man es nennen könnte (wenn man das wirkliche Außensein als das physische Sein bezeichnet).

IX. Die ideellen Gegenstände und ihre Bedeutung für die Raumwahrnehmung.

§ 51. Ein Zwiespalt in Stumpfs Erscheinungsgesetzen.

Wir wenden uns einem neuen Problem zu. Das Außensein ist nichts Psychisches: es unterliegt — immer genommen, wie es sich gibt — keinerlei psychologischen Gesetzen, weder solchen, die Dispositionelles, noch solchen, die Aktuelles oder die Erlebnisse betreffen. Unterliegt es physikalischen, allgemeiner gesprochen Naturgesetzen, im Sinne von Gesetzen der realen Außenwelt? Gewiß — zu einem sehr großen Teile, nämlich eben soweit es selbst real vorhanden ist. Wie aber steht es mit dem nicht-wirklichen Außensein? Es unterliegt besonderen Gesetzen, und nach dem bisher Gesagten werden wir annehmen müssen, daß diese Gesetze — sie ließen sich vielleicht am besten als reine Außenseinsgesetze bezeichnen oder als reine Gegenstandsgesetze des Außenseins — sich ganz und gar mit denjenigen decken müssen, deren Erforschung Stumpf seiner Lehre von den „Erscheinungen" zuweist, seiner (d. h. der spezifisch Stumpfschen) „Phänomenologie". Wir werden das annehmen müssen — und so ist es in der Tat: aber wir erhalten dadurch noch keineswegs eine klare Antwort auf unsere Frage.

Denn — und damit kommen wir auf das eigentlich Neue, um das es sich jetzt handeln soll — Stumpf scheidet innerhalb seiner

Digitized by Google

Phänomenologie nicht zwischen zwei toto coelo verschiedenen Schichten und Gesetzmäßigkeiten des bloßen Außenseins. In seiner Aufzählung der Fragen, die das bloße Außensein betreffen — also seine „Erscheinungen" —, findet sich völlig Ungleichartiges nebeneinandergestellt.

Es werden da beispielsweise aufgezählt:[1]) die qualitativen Reihenbildungen, wie die natürliche Ordnung der Töne und Farben, die Mischungen gleichzeitiger Eindrücke, die an Sinneserscheinungen zu unterscheidenden Bestimmungsstücke (wie Qualität und Stärke) usw.

Knüpfen wir hieran an: ich denke, zu den Gesetzen, welche die an Sinneserscheinungen zu unterscheidenden Bestimmungen betreffen, wird Stumpf auch solche rechnen, wie etwa dieses: kein Helligkeitsgrad kann ohne Farbe, kein Farbenton ohne Helligkeitsgrad bestehen; zu jeder Farbe gehört notwendig ein räumlich Ausgedehntes, an dem sie sich befindet, u. dgl. m. Stehen nun diese Gesetze wirklich auf gleicher Stufe mit allen den anderen Gesetzen, die Stumpf anführt und zu denen er ganz ausdrücklich auch die rechnet, welche die Komplementärfarben, Kontrasterscheinungen und Mischungsgesetze betreffen?

Gehört — in Beispielen gesprochen — das Gesetz „Die Mischung von Purpurrot und Grün ergibt Grau" in dieselbe Schicht wie das andere, welches die wesensnotwendige Zusammengehörigkeit von Farbe und Helligkeitsgrad behauptet? Ich denke, schon die assertorische Formulierung des ersten, die apodiktische des zweiten Gesetzes muß uns davor bewahren mit ja zu antworten. Eine verneinende Antwort würde ohne Zweifel auf eine Vermengung hinauslaufen, und zwar auf die Vermengung derjenigen beiden Gebiete, durch deren reinliche Abgrenzung voneinander Husserl die Wissenschaft so ungemein gefördert hat und der übrigens Stumpf selbst so nahe ist wie nur möglich ich meine die des „eidetischen" Gebietes einerseits und des der individuellen Tatsachen andererseits.[2])

§ 52. Anknüpfung an Lotze.

Es genügt für unsere Zwecke, wenn wir, statt an Husserl selbst, an die einfacheren Ausführungen Lotzes anknüpfen, der, wie man weiß, bis zu einem gewissen Grade hier als Vorläufer Husserls betrachtet werden kann.[3]) Ich meine das bekannte Kapitel in der „Logik", das von der „Ideenwelt" handelt, und in dem wir folgende Stelle finden:[4])

---

[1]) Einteilung der Wiss. S. 26 ff.

[2]) Vgl. außer Husserls Ideenaufsatz noch meine schon oft zitierte Abhandlung in den Kantstudien, bes. S. 189 ff., 200 ff.

[3]) Vgl. dagegen Kantstud. a. a. O. S. 183.

[4]) Logik, 2. Aufl. (ed. Leipzig, 1912) S. 507 ff.

Digitized by Google

„In der Wahrnehmung ändern die Sinnendinge ihre Eigenschaften; aber während das Schwarze weiß wird und das Süße sauer, ist es doch nicht die Schwärze selbst, die in Weiße übergeht, und nicht die Süßigkeit wird zur Säure; jede dieser Eigenschaften vielmehr, ewig sich selbst gleich bleibend, tritt an diesem Dinge ihre Stelle einer anderen ab, und die Begriffe, durch welche wir die Dinge denken, haben nicht selbst an der Veränderlichkeit teil, die wir, um ihres Wechsels willen, von den Dingen aussagen, deren Prädikate sie sind. Und selbst, wer dies leugnen wollte, würde es wider Willen bejahen; denn er könnte die Süße selbst nicht in Säure übergehen lassen, ohne diese beiden Zustände zu trennen und den ersten durch eine Vorstellung zu bestimmen, die ewig etwas anderes bedeuten wird, als den zweiten, in den jener sich verwandelt habe."

So selbstverständlich diese Sätze jedermann erscheinen und so bekannt sie sind, so bedeutsam und zugleich so wenig gewürdigt sind sie in ihren Folgen.

Zunächst sind sie einer gewissen Erweiterung fähig. Die eigentümliche zeitlose oder besser zeitunabhängige Konstanz der Eigenschaften, die hier Lotze behauptet, gilt nämlich keineswegs bloß gegenüber Dingen, sondern viel allgemeiner von allen individuellen Gegenständen überhaupt. Es ist nicht nötig, daß das, was erst rot oder weiß ist und dann schwarz wird, nun gerade ein Ding ist, oder gar nur ein wirkliches Ding, sondern es genügt, daß es ein Individuum ist, also etwas, das entstanden ist und sich verändern kann und das jedenfalls zeitlich „festliegt".[1]) Auch die Beleuchtung meines Zimmers, die Lichtstrahlen, die es jetzt eben durchdringen, sind ein Individuelles, und sie können heller und dunkler werden oder in verschiedenen Tönungen spielen so gut wie irgendein Ding.

Man sieht, worauf wir hinaus wollen. Es ließe sich nämlich sagen, das Rot, das Schwarz usw. als bloße unwirkliche „Erscheinung", das eben sei das Rot und Schwarz selbst als jene „Eigenschaft", die nach Lotze den Sinnendingen zukomme. Man brächte dann also die Beziehung der „Eigenschaft" zu dem Individuellen, das sie „hat", abgesehen von einer gewissen willkürlichen Ausdeutung einigermaßen metaphysisch mit der von Substanz und Akzidenz in Zusammenhang — das wäre aber falsch und vor allem bei weitem nicht allgemein genug.

Doch gehen wir einmal zunächst vom Dinglichen aus. Vor mir liegt eine Siegellackstange, und sie ist schwarz, vermutlich durch Rußeinwirkung schwarz geworden; gestern nämlich war sie rot. Dann gilt also: die Eigenschaft Rot hat an dem Dinge ihre Stelle dem Schwarz „abgetreten". Das Rot dagegen ist Rot geblieben mit allen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten, die es

[1]) Vgl. Kantstud. a. a. O. S. 191 ff.

Digitized by Google

als solches charakterisieren: es ist keineswegs schwarz geworden, sondern im Gegenteil als Rot gerade dadurch gekennzeichnet, daß es von Schwarz verschieden ist und niemals Schwarz werden kann. Es liegt das alles im „Sinne" des Rot und zwar auch dieses einen bestimmten Rot von der „Art", wie ich sie an der Siegellackstange vorfinde: es gehört ihm sinn- oder wesensgesetzlich zu. Auch der Siegellack unterliegt gewissen Gesetzen: daß er bei Erwärmung schmelzen, daß er unter gewissen Umständen seine rote Farbe verlieren und schwarz werden kann u. dgl. m. Aber niemand wird sagen, es sei im „Sinne" dieses mir anschaulich als dieses dort zu dieser einen bestimmten Zeit gegebenen individuellen Gegenstandes, genannt Siegellack,[1]) gelegen, bei Erwärmung zu schmelzen, durch Ruß schwarz zu werden usw. Ich kann imstande sein, das fragliche Ding mit relativ großer Sicherheit von allen anderen Gegenständen zu unterscheiden — die Stelle, die es im Raume und in der Zeit einnimmt, genügt u. U. dazu — und brauche doch von diesen Gesetzen gar nichts zu wissen und auch nicht imstande zu sein, aus dem, was ich über das Ding weiß, Gesetze solcher Art zu eruieren. Es handelt sich m. a. W. um das Gegenteil jener Sinn- oder Wesensgesetze: um vérités de fait, um echte empirische Gesetzmäßigkeiten.

§ 53. Ungenauigkeit des Ausdrucks „Realgesetz". Phänomenales und ideelles Rot.

Das sind ja alles bekannte Sachen: und doch ist der Punkt bisher unbeachtet geblieben, den wir hier hervorheben wollen. Sind empirische Gesetze nicht Realgesetze? Dann jedoch — sollte man meinen — dürften sie von dem unwirklichen Rot des bloß erscheinenden Außenseins keine Geltung haben. Aber das Wort „Realgesetz" ist hier irreführend. Auch Gesetze, die vom bloß erscheinenden Rot gelten, sind vielfach durchaus Realgesetze. Die Worte „erscheinendes Rot" u. dgl. sind nämlich ebenfalls mißverständlich. Sie bezeichnen einmal das erscheinende individuelle Etwas, dem die Eigenschaft „rot" — und zwar „rot" von dieser bestimmten „Art" — zukommt (oder das an ihr teil hat), und sie bezeichnen zweitens diese — nun nicht mehr individuelle — Eigenschaft selbst.

Die Sachlage ist prinzipiell bei dem erscheinenden Rot oder besser gesagt bei der roten Erscheinung durchaus keine andere als bei dem roten Dinge der Wirklichkeit. Doch halten wir uns zunächst an den Einzelfall. Was beobachten wir?

Wir sehen eine rote Siegellackstange auf blauem Untergrunde: bei hereinbrechender Dunkelheit ändert sich ihre Färbung, sie wird schwarz oder schmutzig dunkelgrau, während der Untergrund

[1]) Genauer: dem individuellen Gegenstande sowohl wie der Gattung Siegellackstange.

Digitized by Google

in der Hauptsache bleibt wie zuvor — das Purkinjesche Phänomen. Wird hier jemand sagen, das Rot selbst — als reine „ideelle" Eigenschaft genommen — sei in diesem Falle etwas geworden, das nicht mehr von Schwarz verschieden? Eine völlig widersinnige Behauptung! Denn dann müßte Schwarz auch nicht mehr von Rot verschieden sein: die Worte Schwarz und Rot wären nur zwei Ausdrücke für eine und dieselbe Sache, nämlich für die eine Eigenschaft, die nun nach Belieben entweder Rot oder Schwarz genannt werden könnte. Statt zu sagen: „der Siegellack ist schwarz geworden" müßte ich mit gleichem Recht auch sagen können: „er ist rot geworden" — und das wäre natürlich gerade das Gegenteil dessen, was ich eigentlich sagen will. Sondern: es verhält sich gar nicht anders als im Falle des wirklichen Siegellacks. Ob die Siegellackstange durch Ruß schwarz wird oder durch die Dämmerung, das macht für den Sachverhalt, der hier für uns in Frage steht, gar nichts aus. In beiden Fällen handelt es sich um ein individuelles, um ein diesartiges Etwas, um etwas, das zu einer ganz bestimmten, nur einmal in der Welt vorhandenen Zeit vorlag, das erst diese, dann jene Eigenschaft annahm oder an dem — mit Lotze zu reden — die eine Eigenschaft der anderen ihre Stelle „abtrat".

Es ist ja sogar — und selbstverständlich nach unseren früheren Erörterungen — dem unmittelbar Beobachtbaren nicht anzusehen, ob es wirklich ist oder nicht. Es wäre an sich gar nicht ausgeschlossen, daß der wirkliche Siegellack durch die Einwirkung der Dämmerung geschwärzt würde. Doch wir brauchen uns auf diese Frage nicht einzulassen. Auf jeden Fall liegt etwas Individuelles vor, etwas am Wechsel der Zeit Teilnehmendes und von ihm Abhängiges: und wir schreiben diesem Individuellen Eigenschaften zu und legen sie in Gesetzen nieder: in Individual- oder empirischen Gesetzen, wie man die Realgesetze zweckmäßiger nennen sollte. Es ist dabei nun allerdings anzumerken, daß diese „Individualgesetze", schon um den Namen „Gesetze" mit größerem oder vielleicht auch nur mit eigentlichem Rechte beanspruchen zu können, sich nicht auf die jeweilig einzeln beobachteten Individuen zu beschränken brauchen, sondern daß sie vielmehr zumeist aus der Induktion — dem Nerv alles empirischen Verfahrens — herausgewachsen sind, daß sie m. a. W. eine induktive Verallgemeinerung voraussetzen.

Auf Grund induktiver Verallgemeinerung erst vermögen wir zu sagen, daß es nicht diese bestimmte Siegellackstange ist und überhaupt nicht der rote Siegellack, den die Dämmerung schwärzt, sondern daß es zur Gesamtheit der in der Welt, wie wir sie nun einmal vorfinden, existierenden roten Gegenstände allgemein gehört, daß sie unter denselben äußeren Umständen früher dunkeln als andersfarbige: ich finde m. a. W., daß es für den fraglichen gesetzmäßigen Tatbestand gleichgültig ist, ob die

Digitized by Google

betreffenden (roten) Gegenstände wirklich sind, es genügt, wenn sie als Individuen vorliegen. Auch bloße Individuen, individuelle Erscheinungen, kann ich beobachten: es braucht nur die Intention auf sie vorzuliegen, um schon die Worte Beobachtung und Erfahrung zu rechtfertigen.

Ich kann nun bei diesem in der Hauptsache noch rein deskriptiven gesetzmäßigen Tatbestand zunächst stehen bleiben: er würde dann also besagen: alle rot erscheinenden individuellen Gegenstände, die ich unter gewissen Umständen vorfinde, ganz gleich, ob sie wirklich sind oder nicht, zeigen die eigentümliche Erscheinung, die als Purkinjesches Phänomen bekannt ist. Ich kann aber auch in mehr kausal gerichteter Einstellung speziell nach den Umständen fragen, unter denen die Erscheinung stattfindet. Und ich finde dann — vielleicht — daß, so wenig die Individuen, an denen das Rot sich unmittelbar findet, als solche wirklich zu sein brauchen, es zuletzt doch ein Wirkliches ist, durch das die ganze Gesetzmäßigkeit bedingt ist, nämlich das Wirkliche der physiologischen Reizprozesse, an die jene an sich unwirklichen Gegenstände sich bei empirischer Betrachtung gebunden erweisen: dann also würde ich Physiologie treiben und zwar Physiologie unter dem für mich primären Gesichtspunkt der Forschungsrichtung auf etwas „Außerphysisches", also auf dasjenige, was wir als den Gegenstand der „erweiterten Psychologie" bezeichnet hatten: ich treibe — in diesem Sinne — physiologische Psychologie. Doch ob ich mich nun kausal verhalte oder deskriptiv: in jedem Falle bin ich auf Individuelles, auf Diesartiges gerichtet, das ich durch bestimmte Eigenschaften, die es hat, durch gewisse Merkmale, die ihm zukommen, zu bestimmen suche. Nicht aber bin ich auf diese Eigenschaften oder Merkmale — als unindividuelle, ideelle Gegebenheiten — als solche und um ihrer selbst willen gerichtet. Bin ich dagegen dieses, richte ich mich auf sie, so ist klar, daß ich mich in einer ganz anderen und zugleich unvergleichlich fundamentaleren Schicht befinde oder doch auf sie eingestellt bin.

Gewiß: vom „Rot" des Purkinjeschen Phänomens hat es seinen guten Sinn zu sagen: „es" wird schwarz, aber natürlich nur, weil das, wovon ich die Aussage mache, gar nicht das Rot ist, d. h. das, was das Wort „rot" als Prädikat meint und also unabhängig von dem Individuum oder dem Dies, dem es jeweils zukommt, sondern weil es im Gegenteil gerade dieses individuelle oder „diesartige" Rot meint, besser gesagt dieses rote Diesartige, zu dieser Zeit da oder dort Seiende oder eine Gesamtheit von solchem Seienden: denn das allein kann natürlich im Wechsel der Zeit immer andere Eigenschaften zur Schau tragen.

Das in vager und deshalb inkorrekter Weise „Rot" genannte Etwas, das der Gesetzmäßigkeit des Purkinjeschen Phänomens

Digitized by Google

unterworfen ist, steht nicht mit dem Rot auf gleicher Stufe, durch das[1]) die Siegellackstange gekennzeichnet ist und das als reines Quale hier am Siegellack realisiert ist, um u. U. seine Stelle einer anderen Farbe „abzutreten", sondern es steht auf gleicher Stufe mit der realen Siegellackstange selbst. Ich könnte ja auch die Siegellackstange kurz und unbündig das „Rot" nennen und dann sagen, das Rot da sei schwarz geworden. Damit ist dann doch das Rot als solches, die Röte, nicht zur Schwärze geworden: vielmehr ist jedes von beiden durch alle die Gesetze ausgezeichnet, die eben von der Röte und der Schwärze selbst und als solcher gelten. Denn in den Worten „dieser Gegenstand ist rot" ist zugleich mit ausgesprochen, daß ihm die Farbe zukommt, die dem Violett ähnlicher ist als dem Grün oder dem Blau, die stets einen bestimmten Helligkeitsgrad hat, die an ein räumlich ausgedehntes Etwas geknüpft ist, und so noch andere derartige mit Notwendigkeit geltende Sätze. Ein Rot nämlich, das dem Grün ähnlicher wäre als dem Violett, wäre offenbar nicht mehr Rot: der bisherige Sinn des Wortes Rot wäre aufgehoben.

Dagegen ist nun andererseits in den Worten „dieser Gegenstand ist rot" keineswegs zugleich das Purkinjesche Phänomen mit ausgesprochen; der Sinn des Wortes Rot wäre ganz und gar nicht aufgehoben, wenn das Purkinjesche Phänomen nicht bestände: ich kann mir ohne Schwierigkeit eine Welt erdenken oder „erträumen", in der in der Dämmerung die roten Dinge ihrer Farbe in gleichem Grade teilhaftig blieben wie die blauen. Vor allem: das Purkinjesche Phänomen besagt ja selbst, daß in der Dämmerung das Rot nicht mehr oder fast nicht mehr da und daß es durch eine andere Farbeigenschaft ersetzt ist: daß es m. a. W. ihr seine Stelle abgetreten hat. Es hat aber, indem es die bisherige Stelle verließ, natürlich selbst keine anderen Eigenschaften angenommen: ich muß, wenn ich keinen Fehler begehen will, das „verlassende" Etwas nach wie vor als eine mit Purpur, Violett und Orange die vergleichsweise größte Ähnlichkeit zeigende Qualität charakterisieren, als etwas, das einen gewissen Helligkeitsgrad besitzt, das nur an einem räumlich Ausgedehnten sinnvoll vorgestellt werden kann, kurzum als die ideelle Farbe Rot.[2]) Man sieht also im Grunde schon, wenn man nur den einfachen Gedanken Lotzes folgerichtig weiterdenkt, daß das Gebilde, von dem der Tatbestand des Purkinjeschen Phänomens ausgesagt wird, als Mittel zu seiner Kennzeichnung das ideelle Rot bereits voraussetzt und mithin nicht selbst mit ihm identisch sein kann.

[1]) Genauer muß es natürlich heißen: „durch dessen Individualisierung die Siegellackstange gekennzeichnet ist".

[2]) Das ideelle Rot scheiden wir aufs schärfste vom (unanschaulichen, indirekt gegebenen, signitiven) Rotbegriff. (Vgl. oben § 7 und § 10.) Es ist das „originäre" Rot selbst, das wir am individuell vorliegenden Rot „erschauen" können, das aber darum doch nicht mit ihm zusammenfällt. Vgl. auch Kantstud. a. a. O. S. 199 ff.; Husserl, Ideen S. 12 ff., 34 ff.

Digitized by Google

§ 54. Die Zahlgesetze als Analogie. Normative Bedeutung der Idealgesetze für alle Eigenschaften.

Genau so wie das ideelle Rot zu den Roteigenschaften der individuellen Gegenstände, verhalten sich nun z. B. auch die (ideellen) Zahlen zu den Zahleigenschaften der individuellen Gegenstände. Auch hier aber ist es gleich, ob solche Gebilde wirklich sind oder nicht, und auch hier gilt das Merkwürdige, daß jene ideellen „Eigenschaften" Gesetzmäßigkeiten zeigen, die gänzlich unabhängig sind von dem besonderen Verhalten der Gebilde und auch von allen Vorgängen an ihnen, während umgekehrt dieses Verhalten und diese Vorgänge durchweg mit jenen Gesetzmäßigkeiten in Einklang stehen, oder sich „nach ihnen richten" müssen — ganz wie im Falle des ideellen Rot.

Beobachte ich Hefepilze im Mikroskop und finde ich, daß ebenda, wo vor einiger Zeit sich nur ein Pilzindividuum befand, jetzt deren zwei zu erblicken sind, so werde ich daraus nie und nimmer schließen dürfen, daß die Zahl „1" nunmehr zur „2" geworden sei oder daß beide Eigenschaften sich miteinander vermengt haben. Ebensowenig aber werde ich diesen Schluß ziehen, wenn ich von weitem einen schwarzen Punkt auf weißem Felde sehe, näher tretend jedoch bemerke, wie er größer und größer wird und schließlich in zwei getrennte Punkte auseinanderfällt. Ganz dem vorigen Falle entsprechend werde ich auch hier sagen, daß sich ein Ding und nunmehr ein Sehding in zwei Sehdinge verwandelt hat und daß das eine Sehding genau so allen Eigenschaften und Gesetzen, welche die Zahl „1", die zwei Sehdinge genau so allen Eigenschaften und Gesetzen, welche die Zahl „2" charakterisieren, konform sein muß wie vorher die Hefepilze und alle sonstigen Dinge. Ein Sehding, auch wenn es sich in zwei verwandelt hat, bleibt eben doch, solange es mit Recht als eines bestimmt werden kann, eines und demnach auch ein ungeradzahliges, eines, das zu einem anderen hinzugefügt deren zwei, das verdreifacht drei und vervierfacht vier ergibt, kurzum das allen Zahlengesetzen, durch die „1" arithmetisch bestimmt ist, in der Weise unterworfen ist, in der eben Exemplare ideeller Gegebenheiten deren Gesetzen unterworfen zu sein pflegen. Nicht aber werden diese Gesetze selbst durch die Veränderungen der Sehdinge irgendwie betroffen. Jede andere Aussage stünde einfach auf gleicher Stufe mit der Behauptung, es sei durch das Purkinjesche Phänomen erwiesen, daß u. U. Rot von Schwarz nicht verschieden sei oder anderen in seinem Sinne gelegenen Gesetzen nicht folge.

Immer und überall gilt eben unser Satz: was im Sinn und Wesen der reinen und zur vollen Selbstgegebenheit zu bringenden Eigenschaften als solchen gründet, das kann durch keinerlei auch

Digitized by Google

noch so seltsames Geschehnis eine Abänderung erleiden, sondern gibt vielmehr gerade umgekehrt die Norm ab für jedwede Art von Geschehnissen und alles, was an ihnen teilnimmt.

Gerade dadurch, daß ausnahmslos „1" kleiner als „2" und Rot verschieden von Schwarz ist, gewinnt die Feststellung, es habe sich irgendwo „eines" in „zwei" oder „Rotes" in „Schwarzes" verwandelt, erst ihre besondere Bedeutung und Bestimmtheit, und gerade darum sind wir so sicher, daß jeder Beobachter sich geirrt haben muß, dessen Aussagen zu Folgerungen führen, die mit solchen Sinn- oder Wesensgesetzen in Widerspruch stehen.

§ 55. Die räumlichen Eigenschaften als Ausnahme?

Es handelt sich also um bedingungslos gültige Gesetzmäßigkeiten, und es ist nicht abzusehen, warum in einem Falle gleichwohl eine Ausnahme bestehen sollte. Wir würden aber diese im Grunde so einfachen Dinge gewiß nicht so ausführlich behandelt haben, wenn die herrschende Wissenschaft — wenigstens so weit sie vorwiegend an der experimentellen Psychologie orientiert ist — nun nicht eben doch eine Ausnahme statuiert hätte: welche seltsame Tatsache überhaupt nur dadurch einigermaßen verständlich wird, daß sich dieselbe Wissenschaft bisher nicht genügend um die Herausarbeitung der Regel selbst bemüht hat, von der wir sie erst als Ausnahme betrachten müssen.

Das, was in Frage steht, ist nun der phänomenale Raum, insbesondere der Sehraum, der Raum der Sehdinge. Bei den wirklichen Dingen nämlich macht sich der Gegensatz zu unseren Anschauungen weniger fühlbar. Zwar, daß die Gebilde des Geometers „lediglich auf Grund ihrer Definition" existierten, das vermögen wir Stumpf (denn von seiner Anschauung soll vornehmlich die Rede sein[1]) ebensowenig zuzugeben, als wir — und vermutlich Stumpf mit uns — jemandem zuzugeben vermöchten, daß das Rot, und zwar das Rot, das wir meinen, wenn wir sagen, es sei vom Schwarz verschieden u. dgl., lediglich auf Grund seiner Definition existierte.[2]) Aber die Folgerung, die er aus dieser unhaltbaren Prämisse zieht, ergibt sich von unserem Standpunkte aus ebenfalls: der berühmte Gaußsche Versuch, durch Messung zu ermitteln, ob die Winkelsumme eines großen Dreiecks möglicherweise eine Abweichung von derjenigen zeige, die sonst und auf dem normalen Wege bei Dreiecken festgestellt sei, dieser Versuch fällt auch nach unserer Meinung aus dem Rahmen der Geometrie heraus. Ob geometrische Gebilde bei hinreichender Vergrößerung ihre Eigenschaften verändern, ob in solchen Fällen

[1]) A. a. O. S. 67.

[2]) Die in diesem Zusammenhang ja nicht erforderliche nähere Begründung dieser Anschauung wird an anderer Stelle erfolgen. Vgl. auch Frege, Grundges. der Arithm. Bd. 1 S. XIII ff.

Digitized by Google

vorher unmerkliche Abweichungen zuletzt merklich werden können; ob ferner es möglich sei, daß ein räumliches Gebilde durch bloße Drehung um eine Achse seine Größe verändere[1]) —, das alles sind Fragen, die vom Standpunkte der Geometrie aus falsch gestellt sind. Stumpf sagt: sie geben nur einen Sinn für physische[2]) Dinge.[3])

Diesem letzten Satze können wir unter einer Voraussetzung ebenfalls zustimmen, wenn wir nämlich — anders als bisher — unter „physischen" Dingen alle individuellen Dinge verstehen. Denn dann ergibt der Satz nichts anderes, als was auch wir bisheriger Stellungnahme entsprechend zur Begründung unserer Meinung hier zu sagen hätten. Und das ist natürlich einfach dieses: daß ein räumliches Gebilde z. B. durch bloße Drehung um eine Achse seine Größe verändern könne, das ist in genau demselben Sinne sinnvoll zu denken, in welchem es auch sinnvoll zu denken ist, daß ein Rot auf irgendeine überraschende Weise, sagen wir ebenfalls durch eine bloße Drehung, schwarz werden könne. Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum dergleichen nicht möglich sein sollte. Wir würden aber von unserem Standpunkte aus hinzufügen dürfen, daß es dabei gar nichts ausmacht, ob das rote Ding, das die Drehung erfährt, ein wirkliches Ding ist oder ein nichtwirkliches, ob es m. a. W. — in unserem früheren Sinne und auch im Sinne Stumpfs — echt physisch ist oder bloß phänomenal.

§ 56. Ein räumliches „Dies" ist keine Art Raum.

Hier beginnt nun die Abweichung. Nämlich: Stumpf spricht von einem „objektiv-realen", „phänomenalen" und „geometrischen" Raume, als ob es sich dabei um Über- und Unter- oder gar Nebenordnungen verschiedener Räume als Arten und Gattungen handelte: und man gelangt nach ihm speziell auf dem Wege der Abstraktion aus dem phänomenalen Raume zum geometrischen. Beide sind also Räume, nur eben Räume mit teilweise anderen Eigenschaften.

Man sieht: übertragen auf andere Eigenschaften entspricht das einigermaßen der Behauptung, es seien etwa ein rotes phänomenales Etwas, ein rotes Sehding und andererseits die Farbe Rot[4]) beide zwei Rote, zwei Farben und das eine sei aus dem anderen durch Abstraktion gewonnen; oder auch: ein paar Sehdinge und die Zahl 2 seien beide Zahlen, zwei verschiedene Zweien.

---

[1]) Stumpf a. a. O. S. 67 f.
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) A. a. O. S. 68.
[4]) Es kommt dabei nicht etwa darauf an, daß diese Farbe als Farbe allgemein ist: wir denken vielmehr an eine bestimmte Rotnüance, vgl. Kantstudien a. a. O. S. 184.

Digitized by Google

So ist es aber doch gewiß nicht: zwischen dem Roten, d. h. dem als Rot irgendwann und irgendwo vorliegenden, und dem Rot selbst und ebenso zwischen dem, was als Paar, als ein in der Zweizahl Vorhandenes vorliegt, und der 2 selbst besteht durchaus nicht die Beziehung von Art zu Gattung, oder von niederer zu höherer Art, auch nicht eigentlich von Individuum zu Art, sondern allein die von demjenigen, dem eine — ideell ablösbare — Eigenschaft zukommt, zu dieser Eigenschaft selbst. Auch gelange ich zu dieser Eigenschaft keineswegs durch Abstraktion — von der wir ja seit Lotze wissen, daß sie (natürlich anschaulich genommen) stets nur ein Weglassen von Merkmalen unter gleichzeitigem Ersatz durch andere ist; sondern ich gelange zu ihr durch echte Weglassung, nämlich durch Weglassung der Gebundenheit des jeweils Gegebenen an ein individuelles Sein:[1]) Das Gegebene hört auf als Glied in eine bestimmte, zeitlich festliegende Geschehnisfolge eingereiht zu sein. Abgesehen davon bleibt es, was es ist: das individuelle Rot, die individuelle Zweiheit ist als Rot und als Zweiheit, d. h. sofern es weiter nichts ist als dieses, genau dasselbe Rot und dieselbe Zweiheit wie im Falle der entsprechenden ideellen Gegenstände.

Also: es liegen gar nicht zwei Rot vor oder zwei Zweiheiten, sondern dasselbe Rot und dieselbe Zweiheit, nur einmal an ein Individuelles gebunden, einmal nicht. Es ist daher viel weniger irreführend, statt vom individuellen Rot lieber von einem roten Individuum zu reden oder von einem Individuum, das an dem einen ideellen Rot „teilhat". Man muß hier allerdings das Wort Individuum in ungewöhnlich weitem Sinne nehmen und der Sprachgebrauch sträubt sich freilich sehr bemerklich dagegen, z. B. einen roten Schein, den wir irgendwo wahrgenommen haben, ein Individuum zu nennen: vielleicht werden wir uns darum entschließen müssen, den unbelasteten Ausdruck „Dies" mutiger zu gebrauchen, als wir es bisher getan haben.[2]) Aber das ist schließlich eine Äußerlichkeit.

Man sieht jedoch nun deutlich, daß im Falle der räumlichen Eigenschaften die Sachlage keine andere ist als in dem der Farben und Zahlen. Dabei leugnen wir natürlich nicht, daß der Geometer zur methodisch sicheren Handhabung seiner Aufgabe eines mehr oder minder komplizierten begrifflichen Apparates bedarf[3]) und, um ihn bereitzustellen, Abstraktionen und Definitionen vonnöten sind: aber auch der Arithmetiker bedarf eines solchen, und dergleichen wird überhaupt überall da eine bedeutsame Rolle spielen, wo, wie eben im ganzen Felde der Mathematik, ökono-

[1]) Vgl. Kantstud. a. a. O. S. 200 ff.

[2]) Es kommt noch hinzu, daß das Wort Individuum auch noch den Gegensatz zu Kollektivum zu besagen pflegt. Ein Kollektivum ist aber für uns natürlich ein Dies so gut wie jedes sonstige „Individuum".

[3]) Vgl. Kantstudien a. a. O. S. 207.

Digitized by Google

mische Hilfseinrichtungen in grundlegender Weise am Wesen der wissenschaftlichen Methode beteiligt sind — für die letztentscheidenden sachlichen Grundlagen aber wird dadurch nichts von Belang geändert. Und auch das wissen wir natürlich, daß es wissenschaftliche Zwecksetzungen gibt, die zu Erweiterungen und Modifikationen eines ursprünglich gegebenen begrifflichen Sinnes führen können, und welche Bedeutung die Erweiterung des Raumbegriffs gerade für die geometrische Forschung erlangt hat. Nur darf das keinesfalls die Einsicht hindern, daß das, was wir in Hinblick auf die konkreten Gegenstände des Außenseins sinnvoll allein als räumliche Eigenschaften bezeichnen dürfen, diesem erweiterten Raumbegriff nicht entspricht und daß wir einfach einen schweren logischen Fehler begehen, wenn wir etwas anderes voraussetzen: es darf — wie ja auch sonst schon gesagt ist — vom anschaulichen Raum nur im Sinne des euklidischen Raumes geredet werden.

Dieser anschauliche euklidische Raum aber ist, soweit er um seiner selbst willen betrachtet werden kann, nach allem Vorangegangenen selbstverständlich der ideelle Raum. Vielmehr: Raum (in der echten, nicht erweiterten Bedeutung) als Inbegriff der räumlichen Eigenschaften überhaupt hat nur Sinn als ideeller Raum; was sonst noch Raum genannt wird, ist in Wahrheit ein Individuelles, ein „Dies" mit räumlichen Eigenschaften. Es verhält sich zum Raum selbst oder zu den räumlichen Eigenschaften, wie sich die in dieser oder jener Anzahl vorhandenen Dinge zur Anzahl selbst oder zu den Anzahleigenschaften verhalten.

Freilich unterliegen nun die Dinge (und die Diese überhaupt) noch allerlei empirisch feststellbaren Gesetzen; und diese Gesetze sind sehr verschieden, je nach der besonderen Art der betreffenden Dinge: sie sind es am meisten, wenn es sich einmal um wirkliche (physische), einmal um nicht-wirkliche handelt (wie etwa insbesondere Sehdinge). Es ist klar, und wir haben es im Grunde schon implizit gesagt, daß alle diese Gesetze, so sehr sie ihrerseits die Zahl- und Raumgesetze voraussetzen, doch ganz gewiß keine Änderungen an ihnen hervorbringen können: sie liegen in einer völlig anderen Schicht. Die Zahl- und Raumgesetze gelten unbedingt für alles, was numerisch und räumlich bestimmt auftritt (immer im Sinne des echten, nicht begrifflich erweiterten Raumes); sie gelten aber keineswegs allein: es bleibt noch Platz genug für die unbegrenzte Mannigfaltigkeit empirischen Verhaltens. Zu einer bestimmten Zeit „verwandeln sich" zwei Dinge (auch Sehdinge) in eines oder ein Kreis in ein Dreieck, und die Verwandlung erfolgt in bedingungsloser Übereinstimmung mit den arithmetischen und geometrischen Gesetzen: die Tatsache aber, daß sie erfolgte und warum sie erfolgte, ist nicht aus diesen Gesetzen zu entnehmen.

Digitized by Google

§ 57. Der Sehraum gehorcht den Euklidischen Gesetzen.

Das alles ist nun, wie gesagt, keineswegs Gemeingut der Forschung. Man kann vielmehr als charakteristisch für die Stellung der heutigen Psychologie den Satz ansehen, daß die Euklidische Geometrie zwar für den „wirklichen", nicht aber für den Sehraum Geltung hat, welcher sich z. B. in einer Arbeit Wolfgang Köhlers beinahe wörtlich findet.[1]) Stumpf steht, wie schon die bisherigen Erörterungen beweisen, dieser Ansicht immerhin nahe; am auffallendsten ist aber, daß sie auch innerhalb der Schule Husserls Vertreter findet — während es doch gerade die Gedankengänge dieses hervorragenden Forschers waren, die uns die Waffen lieferten, um ihr entgegenzutreten. In der schon erwähnten, von einigen sicherlich über Gebühr geschätzten Göttinger Dissertation von Heinrich Hofmann wird im Anschluß an die bekannten Heringschen Bestimmungen der „wirkliche" Raum ausdrücklich als der eine unendliche Raum bezeichnet, der als die nach drei Dimensionen sich erstreckende euklidische Mannigfaltigkeit den Gegenstand der Geometrie bilde — im striktesten Gegensatz zum Sehraum, der ganz andere Eigenschaften aufzuweisen habe.[2])

Also: die Euklidische Geometrie — heißt es — gilt für den wirklichen Raum, nicht aber für den Sehraum. Dieser Satz ist nun unter allen Umständen falsch, wie man ihn auch im einzelnen ausdeuten mag. Denn versteht man in vager Rede unter dem „wirklichen" Raume einfach den, für den die euklidische Geometrie gilt, so müßte dieser Raum im Sinne unserer Erörterungen unbedingt mit dem Sehraume zusammenfallen. Versteht man aber, wie dies der Entgegensetzung zum Sehraum entspricht, unter „wirklichem" Raum die wirklichen (d. h. natürlich individuell oder diesartig-wirklichen) Gegenstände, sofern sie räumliche Eigenschaften haben und nur in bezug auf sie betrachtet werden, dann bleibt zwar die Verschiedenheit der zwei sogenannten „Räume" bestehen, zugleich aber muß unbedingt ge-

[1]) In einer vor allem gegen Schumann gerichteten Polemik, der wir übrigens in ihrem Grundgedanken vielleicht zustimmen können. Vgl. Zeitschrift für Psych. Bd. 66 S. 71 A. K. erhebt (gegen Schumann) folgenden Einwand: Der Gegner sagt: Wenn man die beiden Teile der Müller-Lyerschen Figur geometrisch genau untereinander zeichnet und nun beobachtet, daß subjektive Vertikalen in den Endpunkten der unteren Strecke die Endpunkte der oberen gerade treffen, „so müssen die den beiden horizontalen Linien entsprechenden Bewußtseinsinhalte gleiche Ausdehnung haben." K. fügt hinzu: „doch nur dann, wenn die euklidische Geometrie für den zweidimensionalen Sehraum gilt."

Tatsächlich gilt nach den Ausführungen des Textes die Euklidische Geometrie unter allen Umständen für den Sehraum; trotzdem ist der Einwand als solcher vielleicht gerechtfertigt: er müßte von unserem Standpunkte nur anders formuliert werden, etwa so: „wenn die Sehdinge im zweidimensionalen Sehraum keine Größenverschiebung erleiden."

[2]) A. a. O. (Archiv f. d. ges. Psych. Bd. 26) S. 101.

Digitized by Google

sagt werden, daß die euklidische Geometrie gleichermaßen für beide gilt.

Man kann endlich drittens unter dem „wirklichen Raume" einfach die mit räumlichen Eigenschaften ausgestatteten wirklichen Dinge schlechthin verstehen, ohne daß sie, wie vorhin angenommen, sozusagen als bloße Paradigmata dieser Eigenschaften betrachtet werden: dann ist nach wie vor richtig, daß für ihn die euklidisch-geometrischen Gesetze Geltung haben, was ja nichts anderes heißt, als daß sie für ihn wahr sind oder er ihnen untersteht. Es wird aber nunmehr falsch zu sagen, daß dieser „Raum", will sagen diese Dinge den Gegenstand der Geometrie abgäben. Denn natürlich sind sie der Gegenstand der Physik und der Naturwissenschaften.[1]) Und offenbar ist Stumpf von dieser richtigen Einsicht geleitet, wenn er, wie schon hervorgehoben, weder den wirklichen oder „objektiv-realen" noch den phänomenalen „Raum" als Gegenstand der Geometrie anerkennt, sondern ihnen beiden noch einen dritten Raum gegenüberstellt, eben den geometrischen. Es dürfen aber, wenn unsere bisherigen Erörterungen richtig sind, jene beiden anderen „Räume" nur mit demselben Rechte und in demselben Sinne verschiedene Räume genannt werden, in welchem wir zwei verschiedene Individuen, die die Eigenschaft haben rot oder überhaupt farbig zu sein, darum als verschiedene Farben bezeichnen, oder in welchem wir — in noch bequemerem Vergleich — die Einwohnerzahlen der einzelnen Länder der Erde als mehrere „Zahlen" ansehen können, als verschiedene Arten der Gattung „Zahl".[2]) Das heißt also doch wohl: es besteht keinerlei Recht zu einem solchen Sprachgebrauch, wenigstens soweit er ernst gemeint und etwas anderes ist als eine bloße Sache des Ausdrucks.

Bei Stumpf aber ist er ohne Zweifel ernst gemeint. Das zeigen schon einige seiner Bemerkungen über den „objektiv-realen" Raum, vor allem aber geht es aus seiner Auffassung des phänomenalen Raumes aufs deutlichste hervor. Denn er bespricht die Frage, ob nicht vielleicht der phänomenale Raum den Gegenstand der Geometrie bilde, zunächst in der Weise einer sinnvollen Möglichkeit, zeigt dann jedoch, daß ihm wesentlich andere Eigenschaften zugesprochen werden müssen, als sie der Geometer verlangt.

Das würde also, soviel ich sehe, folgerichtig weitergedacht, ganz und gar auf den Satz hinauslaufen, der uns problematisch

---

[1]) Vgl. oben S. 129. Es ist das derjenige Raum, der realiter gemessen wird und tatsächlich immer als „erfüllter" Raum vorliegt. Er ist natürlich außer der Physik auch Gegenstand der (empirisch) angewandten Mathematik.

[2]) Man sieht ja wohl: daß die farbigen Gegenstände u. U. dieselbe — ideelle — Farbe, die Einwohnerzahlen denselben Zahlwert aufweisen, schließt keinen Widersinn ein. Es kann also die Gebundenheit an verschiedene „Diese" auch keine Artenverschiedenheit bedeuten.

Digitized by Google

ist, daß nämlich die geometrischen Gesetze für den phänomenalen Raum (genauer die phänomenalen Räume) keine unbedingte Geltung haben.

§ 58. Fortsetzung. „Raum" als mehrdeutiger Ausdruck.

Um nun in dieser Frage eine klare kritische Stellung zu gewinnen, muß man zunächst wissen, daß das Wort „Raum" ein mehrdeutiger Ausdruck ist. Es bezeichnet nämlich erstens in der Sprechweise des täglichen Lebens ein individuelles Raumstück, einen Ausschnitt aus der räumlichen Welt oder dem Außensein, ebenso wie die aus solchen Raumstücken gebildeten Arten und Gattungen. In diesem Sinne spreche ich von dem Raum, der sich vor meinem Fenster ausbreitet, von Raumausnutzung, ferner von Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräumen und vom Frachtraum der Schiffe. Es handelt sich also stets um Dinge oder Stücke — nur betrachtet mit besonderer Rücksicht auf ihre räumlichen Eigenschaften. Zweitens bedeutet nun aber „Raum" soviel wie eben die Gesamtheit dieser Eigenschaften selbst. Ganz ähnlich verstehen wir ja auch unter „Farbe" einmal die einzelnen farbigen und insbesondere färbenden Stücke — *pigmenta* —, sodann aber die besonderen Farbeneigenschaften z. B. solcher Stücke — *colores*.

Es bedarf kaum des Hinweises, daß die Geometrie den Raum im zweiten Sinne untersucht, und daß andererseits Hering den Raum im ersten Sinne meinte, als er den Begriff des Sehraums prägte.

Wenn man deshalb von den verschiedenen Eigenschaften der „beiden" Räume redet, so läuft das einfach auf eine Vermengung der zwei Bedeutungen hinaus. Die Räume im ersten Sinne sind Dinge und als solche in ihren Eigenschaften — auch in ihren räumlichen Eigenschaften — allerlei empirischen, wie z. B. physikalischen Einflüssen unterworfen: der luftleere Raum verhält sich anders als der lufterfüllte, und beide verändern u. U. die räumlichen Eigenschaften, durch die sie jeweils charakterisiert sind, beträchtlich. Analog läßt sich vollkommen sinnvoll eine Welt denken, in der die einzelnen Dinge andere räumliche Eigenschaften haben als in der tatsächlich bestehenden: man stelle sich etwa eine Welt vor, in der es keinerlei Kurven gäbe (wie es ja jetzt umgekehrt in der Wirklichkeit keine streng geraden Linien gibt) oder in der dem Beispiel Stumpfs entsprechend die Dinge durch bloße Drehung ihre Größe verändern. Damit ist aber nicht im mindesten behauptet, daß in dieser neuen Welt die räumlichen Eigenschaften als solche andere geworden wären. Auch Stumpfs Meinung ist das ja keineswegs und wir müssen von unserem Standpunkte aus hinzufügen, daß sich gerade umgekehrt der Sinn, den wir in solchen Fällen mit den Worten „Drehung", „Größe" usw. verbinden, überhaupt nur an den echten räumlichen Eigenschaften erfüllen kann.

Digitized by Google

Was aber dem physikalischen „Raume" recht ist, muß dem phänomenalen billig sein: denn der Sehraum ist nichts anderes als die Gesamtheit der jeweils gegebenen Sehdinge und diese Sehdinge haben nun eben die Eigentümlichkeit, andere Spezialfälle räumlicher Eigenschaften zu zeigen, als wir sie an den wirklichen Dingen gewohnt sind: sie realisieren oder (besser gesagt) sie aktualisieren[1]) sozusagen unter den vielen Möglichkeiten, welche die räumlichen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten für die Bildung von ihnen entsprechenden Gestalten offen lassen, andere als die wirklichen Dinge — worin denn eben zugleich liegt, daß ihnen räumliche Eigenschaften als solche durchaus zukommen: räumliche Eigenschaften sind aber überall, wo sinnvoll von Dingen und Individuellem überhaupt die Rede ist, von selbst diejenigen, die den Gegenstand der euklidischen Geometrie bilden.

Daß die Endpunkte eines Stabes, der von mir entfernt wird, unter gewissen Umständen sich einander nähern und also zwei konvergente Linien beschreiben, das könnte genau so gut wie im Sehraume, auch im wirklichen vorkommen und widerspricht sowenig den euklidischen Sätzen, daß es diese vielmehr zu seinem vollen Verständnis durchaus erfordert: es offenbaren sich darin geradezu die Eigenschaften des echten Raumes. Zudem kann ich mir ja jederzeit (etwa durch entsprechende kontinuierliche Verlängerung des dem fraglichen Sehdingstabe zugehörigen wirklichen Stabes) auch im Sehraume parallele Linien verschaffen. Mit welchem Rechte will man also aus dieser Tatsache der „perspektivischen Verjüngung" schließen, der Sehraum sei nicht homogen?[2]) In bezug auf die „perspektivische Verkürzung" wiederholt sich dieselbe Frage: beide Begriffe geben letzten Endes überhaupt nur Sinn, wenn ein Vergleich der Sehdinge mit den ihnen jeweils entsprechenden wirklichen Dingen vorausgesetzt wird. Was aber gehen mich die wirklichen Dinge bei Betrachtung des Sehraums an? Und was haben sie für eine Vorzugsstellung? Warum nehme ich nicht lieber die Sehdinge als Norm und schließe, daß der wirkliche Raum sich perspektivisch ausweitet und verlängert? Diese Fragen aufwerfen heißt bereits sie in unserem Sinne beantworten.

Was will es ferner besagen, daß dem „Sehraum" die „freie Beweglichkeit" mangelt, daß sich m. a. W. die Sehdinge nicht unabhängig von Lage und Richtung vergleichen lassen, weil z. B. visuelle Winkel bei Drehung in der Ebene um ihren Scheitelpunkt ihre Größe ändern? Dergleichen könnte etwa auf Grund der Wirksamkeit geheimnisvoller Kräfte im wirklichen Raume genau

[1]) Realisieren ist irreführend, da es sich in dem einen Falle gerade um Nicht-Reales handelt. Aktualisieren legt das Mißverständnis nahe, es sei ein Akt dabei wesentlich. Individualisieren ist richtig, aber in dieser Bedeutung nicht gebräuchlich.

[2]) Hofmann a. a. O. S. 131 ff.

Digitized by Google

so gut stattfinden: es könnten auch hier rechte Winkel gar nicht oder nur in bestimmten ausgezeichneten Lagen vorkommen. Man wird daraus billigerweise ebensowenig auf die Ungültigkeit der euklidischen Geometrie für den wirklichen Raum schließen dürfen, wie man ja in der Tat aus dem Nichtvorkommen exakt gerader Linien in eben diesem Raum keineswegs auf eine solche Ungültigkeit zu schließen pflegt.

Ferner: wenn der Sehraum nichts ist als eine räumlich zusammenhängende Einheit von Sehdingen, also gewissermaßen ein einziges großes, mannigfach gegliedertes Sehding, dann wird von diesem Dinge im Verhältnis zu anderen gelten, was eben auch sonst von Dingen gilt: die einen sind schwerer einer exakten Messung zu unterwerfen als die anderen: Rauchringe sind relativ ametrisch gegenüber Ringen aus Gold oder Eisen. Und so ist auch der Sehraum relativ ametrisch. Nur darf man die Relativität nicht außer acht lassen: hier ist Stumpf (gegen Mach) mit uns einig, und es ist das besondere Verdienst Bühlers,[1]) neuerdings unter ausdrücklicher Zurückweisung der Ansicht Machs experimentell gezeigt zu haben, daß in gewissem Sinne sogar von exakter Messung innerhalb des „Anschauungsraumes“[2]) gesprochen werden darf.

Daß endlich der phänomenale Raum absoluter Bestimmungen fähig, ist eine Eigentümlichkeit, die er mit jedem räumlichen Individuum gemein hat: ja mit allen Individuen, mit jedem Dies überhaupt. Es gibt eben eine Bedeutung des Wortes absolut, in welcher es sich mit individuell (diesartig) völlig deckt: und das ist gerade die hier in Frage kommende. Daraus aber zu schließen, die räumlichen Charaktere der einzelnen Diese seien als solche verschieden geartet, ist gerade so verkehrt, wie es wäre, wenn man aus der Tatsache, daß je eine Zweiheit oder ein Paar Menschen von anderen Paaren „absolut“ verschieden ist, den Schluß ziehen wollte, es lägen da verschiedene Arten der Zweiheit als solcher vor, verschiedene Zweien.

Am deutlichsten zeigt sich die Haltlosigkeit des bekämpften Standpunktes, wenn die Begrenztheit und Unbegrenztheit der beiden „Räume“ zur Begründung ihrer Verschiedenheit angeführt wird. Hier liegt ganz klar zutage, daß man einer Mehrdeutigkeit zum Opfer gefallen ist. Begrenzt ist freilich das jeweils gesehene Raumstück, wie eben jedes Raumstück — jede Kugel, jeder Würfel — begrenzt ist. Aber damit ist gewiß nichts einer gewissen Art von räumlichen Eigenschaften als solcher Zukommendes ausgesagt. Es bleibt vielmehr nach wie vor mit einer

[1]) A. a. O. S. 46 ff.

[2]) Eine wenig passende Bezeichnung, da der echte ideelle Raum der euklidischen Geometrie in den konstitutiv-wesentlichen Eigenschaften ebenso anschaulich vorliegen kann, wie die Diese, an denen er u. U. gegeben ist.

Digitized by Google

jeden von diesen verträglich, daß das ideelle Konkretum,[1]) an welchem sie sich in ihren wesentlichen Momenten zur Selbstgegebenheit bringen läßt, stets in jedem beliebigen Vielfachen einer vorgegebenen Größeneinheit sinnvoll gedacht werden und auf diese Weise an der Unendlichkeit der Zahlenreihe teilnehmen kann: womit dann natürlich die sogenannte Unendlichkeit des „Raumes" ebenfalls behauptet ist. Man kann in der Tat als Gegenstück zum „Sehraum" den Begriff der „Sehzahl" bilden und damit — ganz folgerichtig — die Anzahl der jeweils gesehenen Sehdinge meinen. Auch hier ergäbe sich der Gegensatz von Begrenztheit der Sehzahl und Unbegrenztheit der arithmetischen Zahlen — wer aber wollte hieraus eine Verschiedenheit von Zahlen und Zahleigenschaften unter sich selbst folgern oder gar im Anschlusse daran die Ungültigkeit der arithmetischen Gesetze für die Sehdinge behaupten?

Also es bleibt dabei: für den Sehraum und für jeden phänomenalen Raum überhaupt sind die Gesetze der euklidischen Geometrie ebenso unbedingt gültig wie für den wirklichen Raum und es verhält sich mit ihnen nicht um ein Haar breit anders, als es sich mit den arithmetischen und allen ihnen analogen Gesetzen gegenüber den bloß phänomenalen Dingen (und Diesen) verhält, d. h. denjenigen, die als selbstgegebene vorhanden sein können, ohne daß ihnen zugleich das Prädikat „wirklich" zugesprochen werden darf.

Jetzt erst sind wir imstande, gewisse in der Literatur vorliegende seltsame Behauptungen über das Vorstellen und überhaupt Erleben von räumlichen Gebilden restlos als falsch zu erweisen. Kein Dreieck kann irgendwie — sei es nun vorstellungsmäßig, sei es auf sonst eine Weise — erlebt werden oder gegeben sein, das einerseits den Titel Dreieck — in dem normalen Sinne eines Dreiecks des eigentlichen nicht eines begrifflich erweiterten Raumes — mit Recht führen darf, und das doch andererseits den euklidisch-geometrischen Gesetzen nicht schlechthin bedingungslos unterstünde.

Da ferner niemand bezweifeln wird, daß, was für die geometrischen Gesetze gezeigt wurde, sich ohne weiteres auch auf die phoronomischen überträgt, so gilt entsprechend für die Bewegung der folgende wichtige Satz:

Für jede Bewegung, sei es wirkliche, sei es phänomenale (etwa bloß wahrgenommene) gelten schlechthin bedingungslos die rein phoronomischen (also ideellen) Bewegungsgesetze: gewiß, es wird im phänomenalen Raume höchst seltsame Veränderungen geben, sowohl unter denen, die echte Bewegungen sind, wie unter den anderen, die nur eine mehr oder minder äußere Ähnlichkeit mit ihnen aufzuweisen haben. Nie und nimmer-

[1]) Vgl. hierzu meinen Kantstudienaufsatz S. 208 und Husserl, Ideen S. 28 ff.

Digitized by Google

mehr aber kann eine phänomenale Bewegung gegeben sein, die einerseits mit Recht Bewegung genannt werden darf und andererseits ohne Geschwindigkeit ist oder ohne Richtung oder ohne bewegten Gegenstand. Wer da behauptet, er habe durch Beobachtung oder Experiment ein anderes Ergebnis festgestellt, behauptet Widersinniges und beweist damit nur, daß die Beobachtungen und Experimente fehlerhaft gewesen sein müssen, die seinen Behauptungen zugrunde liegen.

X. Die Beziehung von Gegenstand und Akt in der Außenwahrnehmung. Die Empfindungen.

§ 59. Der Gesamtakt. Zuordnung von Gegenstands- und Aktbeschaffenheiten.

Wir sind jetzt genügend vorbereitet, um die Analyse der Außenwahrnehmung[1]) — denn so allein dürfen wir die „sinnliche" Wahrnehmung einwandfrei bezeichnen — ohne Schwierigkeiten vollziehen zu können.

Die Außenwahrnehmung ist Wahrnehmung des Außenseins. Keineswegs aber ist ihr wesentlich, Wahrnehmung eines wirklichen Außenseins zu sein: und zwar gilt das vor allem auch in dem Sinne, daß ich u. U. von der Unwirklichkeit des Wahrgenommenen aufs bestimmteste wissen kann, ohne daß dies dem Wahrnehmungscharakter irgendwelchen Abbruch tut.

Zu unseren weiteren Analysen wollen wir von einem konkreten Beispiel ausgehen: ich sehe in einem sonst verdunkelten Raume eine gleichmäßig gefärbte Fläche — etwa ein durch einen Projektionsapparat entworfenes blaues Lichtfeld. Es ist klar, daß dieses „Blau", genauer dieses blaue „Dies" dem Außensein angehört: es ist ja offenbar als ichfremd gegeben, es gehört, so wie es sich unmittelbar gibt, ganz und gar nicht dem Erlebnisstrome an, der — wie uns bekannt ist — notwendigerweise immer ichhaltig sein muß.

Dieses blaue Feld wird nun „durch" einen bestimmten Akt wahrgenommen: es ist — anders ausgedrückt — durch einen Wahrnehmungsakt gegeben. Aber der fragliche Gegenstand ist während einer bestimmten Zeit wahrgenommen. Während der Zeit t fand ein fortgesetztes Wahrnehmen des einen identischen Gegenstandes statt, nämlich eben der homogenen und — wie wir annehmen wollen — innerhalb dieser Zeit konstant bleibenden Fläche. Dieses fortgesetzte Wahrnehmen ist also ein fortwähren-

[1]) Ich denke, daß die früheren Erörterungen das Mißverständnis nicht werden aufkommen lassen, es handle sich hier um die „äußere" Wahrnehmung in dem alten ungeklärten Sinne. Der Ausdruck ist ja freilich irreführend, immerhin aber weniger als „sinnliche" Wahrnehmung. Einen besseren aber habe ich nicht finden können.

Digitized by Google

des Geschehen: also genau genommen nicht ein Akt, sondern eine kontinuierliche Folge von Akten, in unserem speziellen Falle von unter sich gleichartigen Akten: der Strom des Erlebens ist stationär, sofern er fortgesetzt denselben Gegenstand vermittelt. „Der" Akt, der die blaue Fläche erfaßt, ist also genau genommen gewissermaßen ein Integral von Akten, ein Gesamtakt.

Die intentionale Fläche verharrt für mich identisch: der Strom bleibt eben deshalb eine kontinuierliche Folge gleichartiger Erlebnisse, von denen keines verharrt. Die Erlebnisfolge hört sofort auf eine gleichartige zu sein, sobald sich die Fläche verändert, sich etwa aufhellt oder ins Grüne verschiebt oder wenn sie gänzlich entfernt wird. Wie vorher die Identität des Gegenstandes, so findet sich jetzt der Wechsel auf der Erlebnisseite wieder. Dieses sich Wiederfinden hindert aber gewiß nicht, daß nach wie vor die große Kluft der in doppeltem Sinne verschiedenen Schichten bestehen bleibt: der psychischen Aktschicht und der ihr intentional zugeordneten Gegenstandsschicht, die ihr außerdem noch als Außenseinsschicht gegenübersteht.

§ 60. Art der Zuordnung. Einwände Oesterreichs.

Was bedeutet nun dieses „sich Wiederfinden" des näheren? Offenbar, daß mein Erleben je nach dem erfaßten Gegenstande — genauer zunächst seinem konkreten Bestande — ein anderes ist. Das ist im Grunde eine Selbstverständlichkeit: mir „kommt" ja eben bald dieser, bald jener Gegenstand „zum Bewußtsein", die Gegenstände verschaffen sich in meinem Bewußtseinszustande Geltung. Ich kann auch sagen: mir ist je nach dem erfaßten Gegenstande bald so, bald so zu Mute. Bei dieser Wendung denken wir zunächst an Gefühle, auf die es uns hier natürlich nicht ankommt. Damit aber auf Grund eines gegebenen Gegenstandes das „zu Mute sein" sich bis zu den Gefühlen erstrecken kann, muß zunächst das Bewußtsein des fraglichen Gegenstandes selbst vorhanden sein. Gibt es überhaupt ein „Bewußtsein von" Gegenständen, so muß es je nach dem betreffenden Gegenstande verschieden sein. Oder — was dasselbe besagt — jedem intentionalen Gegenstande muß ein ihm spezifisch zukommender Akt oder eine entsprechende Aktfolge zukommen. Und wir pflegen ja die großen Hauptgruppen der Akte sogar mit spezifisch auf die Akte bezogenen Namen zu belegen. Den Farben ordnen wir einen spezifischen Farbakt zu, das Sehen, dem Schall einen spezifischen Hörakt usw.

Der Akt hat also keineswegs bloß die Bedeutung eines rein formalen Erfassens, er ist nicht bloß eine Art Zange, sondern hat, eben als Vermittler des Gegenstandes, auch eine inhaltliche Seite. Oder ist es anders?

Oesterreich scheint das Gegenteil zu glauben. Er wirft als ein „bisher nicht genügend beachtetes wichtiges Problem"

Digitized by Google

das folgende auf,[1]) das sich, soviel ich sehe, mit dem unsrigen vollkommen deckt. „Unterscheiden sich — fragt er — die Funktionen des Sehens, Hörens usw., rein psychologisch betrachtet, voneinander, oder sind vielleicht nur die Inhalte verschieden, während jene Funktionen sämtlich einander gleich und ‚Bewußtsein überhaupt' sind? Wenn wir alles, was an Empfindungen nebenher geht, weglassen, ist dann das Sehen, Hören usw. noch etwas anderes als ein Bewußtsein von Gesichts-, Gehörs- usw. Inhalten? Es will doch nicht sehr so scheinen. Es wird schwerlich ein Zweifel sein, daß wir diese verschiedenen Funktionen wohl lediglich auf Grund der Verschiedenheit der in ihnen gegenwärtigen Sinnesinhalte fixieren würden."

Nun, es ist nicht nur „schwerlich ein Zweifel" daran, sondern es verhält sich sicher anders. Doch seien wir hier genauer und vorsichtiger. In gewissem Sinne läßt sich allerdings doch sagen, daß beispielsweise das Sehen nichts anderes ist als das Wahrnehmen von etwas Farbigem. Ich brauche, um das, was wir hier Sehen nennen zureichend zu bestimmen und zur Gegebenheit zu bringen, in der Tat nichts anderes vorauszusetzen als das Wahrnehmen (den Sinn dessen, was das Wort „Wahrnehmen" ausdrückt) einerseits und die Farbe (den Sinn des Wortes „Farbe" oder „farbiger Gegenstand") andererseits: es ergibt sich dann, sobald ich die Kombination „Wahrnehmen von Farbe" gebildet habe, als sinn- oder wesensgesetzlich mit ihr verbunden stets noch das Bestehen eines besonderen Bewußtseinszustandes, den wir eben als Sehakt und weiterhin als diesen bestimmten, spezifisch so oder so gearteten Sehakt bezeichnen und der an sich weder mit der gesehenen Farbe noch mit dem bloßen wahrnehmenden Erfassen identisch ist. Es verhält sich also ganz ähnlich, wie es sich etwa auch im Falle von „Dreieck" einer- und „Gleichseitigkeit" andererseits verhält: auch hier ergibt die Kombination „gleichseitiges Dreieck" die besonderen neuen Sachverhalte, die wie die Winkelgleichheit und andere sinn- oder wesensgesetzlich mit der Idee „gleichseitiges Dreieck" verbunden, aber an sich weder mit dem für das bloße Dreieck noch mit dem für die bloße Gleichseitigkeit Charakteristischen identisch sind.

Wenn also Oesterreich mit seinen sicherlich nicht bis zum phänomenologisch Entscheidenden vordringenden Bemerkungen nur gemeint haben sollte, es sei neben dem Wahrnehmen einerseits und der Farbe andererseits kein besonderes „Element" Sehen anzunehmen, so müßten wir ihnen freilich recht geben. Das würde aber dem Wortlaut seiner Ausführungen widersprechen. Wenigstens heißt es gemäß der Frage, mit der das Problem formuliert und die dann mit Ja beantwortet wird, wie wir oben gehört haben, ausdrücklich, daß auf der Aktseite nichts anderes

[1]) A. a. O. S. 126 ff.

Digitized by Google

vorhanden ist als die bloße Wahrnehmung überhaupt[1]) und daß keine Unterschiede bestehen zwischen den Akten des Sehens, Hörens usw., außer daß das eine wahrnehmendes Erfassen einer Farbe, das andere das eines Tones ist. Das erste drückt ganz und gar den von uns abgelehnten ausschließlichen „Zangencharakter" des Wahrnehmens aus, das zweite ist mit unserer Anschauung vereinbar — aber bloß unter der Voraussetzung, daß man es so interpretiert, wie wir es vorhin angegeben haben.

Oesterreich stellt auch noch diese Frage:[2]) „Wenn jedem Sinnesgebiet eine besondere Funktion zukommen soll, muß dann nicht auch jedem besonderen Sinnesinhalt eine besondere Funktion entsprechen? Glaubt man wirklich dergleichen in sich zu beobachten? Ist das Sehen eines Rot der Funktion nach von dem Sehen eines Grün oder sind nicht vielmehr bloß die Inhalte Rot und Grün verschieden?" Hier macht sich zunächst die Mehrdeutigkeit des Wortes Funktion störend bemerkbar. Es ist mir in der Tat nicht recht verständlich, aus welchem Grunde Stumpf das Wort Funktion für das mit ihm völlig gleichbedeutende, aber unvergleichlich präzisere Wort Akt eingeführt hat. Es ist wahr: die „Sehfunktion" ist ganz dieselbe, mag ich nun Rot oder Grün sehen, sowie auch die „Wahrnehmungsfunktion" dieselbe ist, mag ich nun eine Farbe oder einen Ton, ja mag ich selbst ein Gefühls- oder Urteils- oder sogar ein Wahrnehmungserlebnis wahrnehmen. Hier bedeutet Sehfunktion und Wahrnehmungsfunktion sichtlich nichts anderes als das allen Wahrnehmungen farbiger Gegenstände und sodann allen Wahrnehmungen überhaupt gemeinsame Moment, ähnlich wie die Worte Farbe und Gegenstand das — ebenfalls allen Farben und allen Gegenständen gemeinsame — Farb- und Gegenstandsmoment bezeichnen. Aber es handelt sich doch in unserem Falle um ganz andere Dinge. Die Frage ist nicht, ob sich für die Rot- und Grün- (sowie Farb- und Ton-) Wahrnehmung ein gemeinsames Moment aufzeigen läßt, sondern ob im Falle einer Wahrnehmung auf der Ichseite, also unter den Bewußtseinszuständen, sich nur dieses allen Wahrnehmungen gemeinsame Moment befindet und die Besonderheit der jeweiligen Wahrnehmung nur an dem durch die Wahrnehmung „zangenmäßig" Erfaßten liegt.

Und wir sagen nun: selbstverständlich ist der Bewußtseinszustand, in welchem ich das Blau erfasse, als Ganzes ein anderer als der, in dem ich das Rot erfasse. Das Geschehen, das in mir stattfindet, sofern ich einem Außengegenstande zugewandt bin, ist notwendigerweise ein anderes, wenn ich ein Rot, als wenn ich ein Blau erfasse. Denn dieses Geschehen ist ja, wie wir sahen,

---

[1]) Oesterreich sagt sogar — vgl. unser Zitat — „Bewußtsein überhaupt" — wohl nur ein momentanes Versehen.

[2]) A. a. O. S. 127.

Digitized by Google

nichts anderes als eine fortgesetzte Veränderung und Beeinflussung meines Bewußtseinszustandes. Ich erlebe mich unmittelbar als so oder so modifiziert oder beeinflußt auf Grund eines (intentionalen) Außengegenstandes, noch besser gesagt: ich erlebe mich als so oder so beeinflußt, aber ich ziehe diese Beeinflussung nur insofern in Betracht, als sie unmittelbar durch den betreffenden Außengegenstand vermittelt ist. Dabei betonen wir noch einmal das für unsere Betrachtungsweise Selbstverständliche, daß wir unter Außengegenstand nicht den wirklichen Außengegenstand verstehen, der — vielleicht — als physikalischer (oder auch physiologischer) Reiz fungiert, sondern allein den unmittelbar gegebenen Außengegenstand, ganz gleich, ob ihm das Prädikat „wirklich" zukommt oder nicht. Dieser unmittelbar gegebene Außengegenstand nun ist — gegeben und das heißt: er ist einem Ich gegeben oder das Ich erfaßt ihn. Dieses Erfassen soll aber an und für sich keine Aktivität, keine Tätigkeit des Ich bedeuten, sondern ein bloßes Geschehen: das erlebende Geschehen. Es handelt sich für mein unmittelbares Bewußtsein um ein Eindringen oder Einziehen in das Ganze meines seelischen Seins. Das verkennt Oesterreich.

§ 61. Der „Inhalt" als Aktstoff der Wahrnehmung. Die „Koppelung".

Es ist auch irreführend, das Wahrgenommene (sei es nun als Ganzes, sei es in gewissen selbständigen oder unselbständigen Teilen) als „Sinnesinhalt" zu bezeichnen. Zunächst darf in einer phänomenologischen Erörterung die Beziehung auf die Sinne überhaupt keinen Platz finden: sie bedeutet stets eine regelrechte *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*. Will man aber den Ausdruck dennoch beibehalten, so ist es unstatthaft, ihn auf die gegebenen äußeren Gegenstände anzuwenden. Denn diese sind ja ichfremd, wie wir wissen: sie stellen sich uns unmittelbar dar als etwas, das auch ohne das Ich besteht und zwar genau so, wie wenn es durch ein Ich erfaßt ist. Ob das vom Standpunkte der Welterkenntnis richtig ist oder nicht, ist dabei natürlich ganz gleichgültig. So stellt sich also auch unser Blau als in seiner Blauheit an sich bestehend dar, d. h. als etwas, das mit der Vermittlung durch ein physisches oder psychisches Subjekt, für die die Vermittlung durch die sogenannten Sinne erst ein Spezialfall wäre, nicht das mindeste zu tun hat. Das einzig Richtige ist daher, es als die Eigenschaft eines Gegenstandes des Außenseins zu bezeichnen, und damit bei unserer weiten Fassung des Begriffes Gegenstand zugleich selbst als einen Gegenstand des Außenseins. So war ja auch schon immer unsere Bezeichnungsweise. Die blaue Fläche und das Blau der Fläche sind dann also Gegenstände. Wir können sie — da sie ihrem Wesen nach uns als ein Fremdes gegenüberstehen — stets als unabhängig von der Wahr-

Digitized by Google

nehmung bestehend denken. Sie sind also an sich noch keine wahrgenommenen Gegenstände. Zu solchen werden sie erst, sobald ihnen ein erlebendes Ich gegenübertritt, in welchem — richtiger für welches — sie sich „geltend machen". Dann also zeigt sich in dem Erlebnisstrome dieses Bewußtseins ein Vorgang, der zwar bis in die kleinsten Einzelheiten hinein dem gegebenen Gegenstande entspricht (dem Gegenstande, wie er gegeben ist), so daß jeder Besonderheit und jeder Veränderung dort eine Besonderheit und eine Veränderung hier zugeordnet ist, der aber im übrigen toto coelo von ihm verschieden.

Diesen „gekoppelten" Vorgang (wie wir ihn nennen wollen) könnte man nun mit größerem Rechte als den Inhalt der Wahrnehmung und allgemeiner der Vorstellung bezeichnen. So führt ja auch Meinongs Begriff des Vorstellungsinhalts wenigstens ungefähr in diese Richtung.[1]) Es scheint mir aber nicht sehr zweckmäßig, den mehrdeutigen und immer mehrdeutiger werdenden Ausdruck „Inhalt" noch weiter zu verwenden. Deshalb möchte ich vorschlagen, statt dessen lieber vom „Stoffe" der Vorstellung oder Wahrnehmung zu reden.

Man sieht dann zunächst, wie sich Gegenstand und Stoff einer Vorstellung (oder Wahrnehmung) unterscheiden. Der Gegenstand liegt stets sozusagen außerhalb der Vorstellung, dermaßen daß er allemal unwirklich sein kann, auch wenn die Vorstellung selbst, das Erlebnis, wirklich ist. Der Stoff dagegen ist die Vorstellung selbst. Er deckt sich mit dem ganzen Erlebnis, soweit es auf den Gegenstand bezogen ist. Ist der Gegenstand — wie das ja für uns allein in Frage kommt — speziell ein Außengegenstand, so tritt noch der Gegensatz von Bewußtsein und Außensein hinzu: der Stoff ist dann hier wie immer ein Erlebnis, der Gegenstand ein Außensein, ein ichfremdes Etwas.

Vielleicht fragt man, warum wir überhaupt den besonderen Ausdruck „Stoff" hier einführen. Genügt es nicht einfach Erlebnis schlechthin zu sagen? Es würde in der Tat genügen, wenn diese Worte nicht noch eine andere Bedeutung hätten. Denn die Erlebnisse und speziell die intentionalen Erlebnisse (die Akte im engeren Sinne) sind nicht nur nach dem Stoff und also zugleich dem Gegenstand verschieden, sondern auch noch in ganz anderer

[1]) Vgl. dazu oben S. 84 ff. Bei Meinong vgl. etwa „Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens" S. 57. Hier heißt es zunächst ganz in unserem Sinne: „Ist nun ein Gegenstand pseudoexistent, sofern er vorgestellt wird, so ist das, was an der wirklich existierenden Vorstellung dieses Gegenstandes ihm (und nicht zugleich auch jedem anderen Gegenstande) zugeordnet ist, der Inhalt der Vorstellung." Dann aber fährt der Autor folgendermaßen fort: „Dieser Inhalt allein ist also das, was sozusagen an einem pseudoexistenten Gegenstande wahrnehmbar und gegebenenfalls wahrgenommen ist ...." Damit wird der Inhalt also doch wieder zu einer Art Moment am Gegenstande gemacht, was nach unserer Anschauung ganz unstatthaft ist.

Digitized by Google

Weise: ein und derselbe Gegenstand kann sich im Bewußtsein, im Strom der Erlebnisse auf sehr verschiedene Weise geltend machen: er kann vor allem bald wahrgenommen sein, bald bloß vorgestellt. Nennen wir nun das Erlebnisgeschehen, sofern es oder das Moment an ihm, das dem Gegenstande entspricht, wie vorgeschlagen, den Stoff dieses Geschehens, den Aktstoff, so muß das Moment an demselben Geschehen, das bald als Wahrnehmen, bald als Vorstellen auftritt, einen neuen besonderen Namen erhalten: es scheint mir ganz passend, hier von „Aktform" zu sprechen.[1]) Aktstoff und Aktform setzen den vollständigen Akt, das ganz konkrete Icherlebnis zusammen, das Aktganze, wie wir es nennen können. Auch das Ich können wir, wie uns von früheren Erörterungen her bekannt ist, als weiteres (drittes) unselbständiges Moment vom Aktganzen abtrennen. Wir haben also insgesamt folgende Scheidungen zu machen:

Zunächst kann in einem Akt die intentionale Beziehung bald auf ein Blau, bald auf ein Grün, bald auf einen Würfel, bald auf eine Kugel, bald auf einen Ton, bald auf einen Geschmack enthalten sein und so weiter in beliebigen Variationen. Das ist der Aktstoff.

Alles dieses kann nun entweder wahrgenommen oder bloß vorgestellt sein: das nannten wir die jeweilige Aktform, das Formmoment des Aktes gegenüber dem Stoffmoment. Drittens kann endlich dies alles sowohl von mir wie von einem anderen Subjekt intentional erfaßt werden. Das nannten wir das — wie wir wissen, besonders wichtige — Ichmoment, den Ichcharakter des Aktes. Jeder Akt ist also in drei Dimensionen variabel.

---

[1]) Mit unserer Aktform ist Husserls Aktqualität nicht zu verwechseln, unter der er den „Setzungscharakter" des Aktes versteht. Sie ist also am Urteil orientiert. Vgl. Log. Unt. II[1], S. 411 ff. und Ideen S. 267 f.

Auch Husserls „Materie" entspricht nicht unserem Aktstoff, schon wegen der eigentümlichen Rolle, die bei H. die Empfindungen spielen und die er als hyletische Momente von den Akten (als noetischen) abtrennt. Vgl. Ideen, S. 201 ff. Dazu im Text §§ 68, auch 32 und 91.

Auf noematischer (d. i. für uns einfach gegenständlicher, genauer aktfremder) Seite entspricht bei H. der Materie der „noematische Kern". (Id. S. 268, 208 ff.) Dieser noematische Kern würde ganz unserem Gegenstande entsprechen, wenn H. nicht unglücklicherweise die Prädizierung des Gegenstandes als „wirklich" und „nicht-wirklich" (unter dem irreführenden Titel „Setzungscharakter") dem noematischen Kern nicht zurechnete. Wirklich und Nicht-wirklich sind aber stets reine Gegenstandsbestimmtheiten. Während ich einen Gegenstand als vorgestellten, wahrgenommenen, beurteilten, gewünschten usw. nur vorstellen kann, wenn ich zugleich ein vorstellendes, wahrnehmendes, urteilendes, wünschendes Ich vorstelle, bedarf ich eines solchen Ichs durchaus nicht, wenn ich mir einen Gegenstand als wirklich oder nicht-wirklich vorstelle. Vgl. zu der Frage auch O. Selz, Existenz als Gegenstandsbestimmtheit, Münchener Philosophische Abhandlungen, S. 255 ff. und vor allem unsere eigenen früheren Bemerkungen über das Wirklichkeitsproblem (Abschn. VIII).

Digitized by Google

§ 62. Erläuterung durch das Spiegelgleichnis.

Will man sich den Gegensatz von Stoff und Gegenstand des Aktes durch ein Gleichnis veranschaulichen, so darf man keinesfalls die Zange als Vergleichsobjekt wählen; weit passender ist der Spiegel: freilich nicht in dem Sinne, wie meist sonst, um die Beziehung vom Spiegelbild zum Original als tertium comparationis zu verwenden, sondern im Gegenteil so, daß das Original völlig beiseite bleibt. Es kommt uns nur auf den Gegenstand „im" Spiegel und die spiegelnde Fläche an. Dieser Gegenstand, so genommen wie er sich unmittelbar gibt, ist hinter der Fläche: die gespiegelte Lampe erscheint als Lampe; ihre Gestalt, ihr Leuchten und die Bewegungen, die sie vielleicht „im" Spiegel macht, erscheinen als Gestalt, Leuchten und Bewegungen eines selbständigen Gegenstandes, der mit der Spiegeloberfläche an sich nichts zu tun hat. Das hindert indessen nicht, daß dem erscheinenden gespiegelten Gegenstande allerlei der Spiegeloberfläche selbst zugehörige Tatbestände entsprechen und bei gehöriger Einstellung auch vorgefunden werden können. Das Leuchten der Lampe „hinter" dem Spiegel ist zugleich ein spezifischer „Reflex" des Spiegels selbst, der Spiegel erscheint selbst als weißer, gelber, roter Gegenstand, je nachdem die Lampe weißes, gelbes, rotes Licht aussendet, und die Bewegungen der Lampe finden sich als Änderungen in der Helligkeitsverteilung auf der spiegelnden Fläche. Man sieht: die Vorgänge auf der Fläche entsprechen dem Aktstoff, die Vorgänge „hinter" ihr dem Gegenstande. Beide sind genau einander zugeordnet, aber jene sind reale, wirkliche Geschehnisse gegenüber dem intentionalen Gegenstande. Ein Unterschied besteht freilich insofern, als der Gegenstand im oder hinter dem Spiegel notwendig stets nicht-wirklich ist, während der intentionale Gegenstand sozusagen neutral ist: er kann u. U. wirklich sein, braucht dies aber keinesfalls immer.

Hier ist zugleich der Punkt, an dem das Gleichnis irreführt. Denn während man in seinem Sinne fortfahren möchte zu sagen: bald entspricht dem „Bild" des Gegenstandes ein Original, bald nicht und nur im ersteren Falle ist er wirklich, ist hier davon nicht die Rede. Denn das „Entsprechen" von Stoff und Gegenstand ist regelmäßig vorhanden, es kennt keine Ausnahme. Ein Entsprechen aber im Sinne von Bild und Original gibt es im Falle des Bewußtseins überhaupt nicht. Sondern wir wissen ja: es handelt sich immer nur um den einen gegebenen Gegenstand, er verdient je nach dem Ergebnis der darauf gerichteten Untersuchungen das Prädikat oder das Merkmal „wirklich" oder nicht; oder auch. wir schreiben es ihm auf Grund mehr oder minder sicherer Indizien zu. Es handelt sich nicht um eine Übereinstimmung des Gegenstandes mit etwas außerhalb seiner, sondern er kommt ganz allein in Frage.

Digitized by Google

Jedenfalls kann uns das Gleichnis vor der so beliebten Vermengung der verschiedenen Inhaltsbegriffe schützen. Der Aktstoff ist sowenig der zugehörige Gegenstand, wie die Reflexe auf der Spiegelfläche eine Lampe sind. Beides nennt man aber gelegentlich Inhalt. Besonders dann, wenn es sich um nicht-wirkliche einfache, nicht weiter zerlegbare Eigenschaften des Außenseins handelt, fungieren diese als „Inhalte" der Wahrnehmung. So wird etwa das Blau unserer Blauwahrnehmung zum Inhalt, speziell zum „Sinnesinhalt". Aber kein Wahrnehmen kann die Eigenschaft eines Außendinges zu einem Gebilde machen, das mit dem „Inhalt" im Sinne von Aktstoff identisch ist oder auch nur in gleicher Schicht liegt. Vielmehr bleibt das Blau rein als solches stets der Aktschicht gegenüberstehend. Wenn wir nun aber darauf dringen, es so anzusehen, so droht ein neues Mißverständnis: das Blau wird unversehens zum Blaureiz, zum Reiz, der es hervorbringt — eine sehr beliebte Verwechslung. Demgegenüber brauchen wir nur zu erinnern, daß Reiz und intentionaler Gegenstand stets in verschiedenen Schichten liegen: Reize sind notwendigerweise ebenso wirklich wie die Akte, mit denen sie in Kausalzusammenhang (oder in einer analogen realen Relation) stehend gedacht werden müssen.

§ 63. Der „Inhalt" als Abschattung. Die Abschattung ist ein Außengegenstand.

Doch noch nicht genug mit den angegebenen Vermengungen: auch diejenigen, welche sich ernsthaft bemühen den bloß phänomenalen und den realen Gegenstand auseinanderzuhalten, pflegen oft zwei ganz verschiedene Bedeutungen von „Phänomenalität" nicht zu unterscheiden. Nämlich: bisher bezeichnete dieses Wort, wie wir wissen, das neutral Gegebene, das an sich ebensowohl wirklich wie nicht-wirklich oder „bloß" phänomenal sein konnte. Wir hoben ja hervor, daß wir einem Gegebenen ebensowenig unmittelbar seine Wirklichkeit anzusehen vermögen, wie einem goldglänzenden Stabe seine Echtheit. Beides läßt sich erst auf Grund mehr oder minder komplizierter empirischer d. h. beobachtender Untersuchungen feststellen.

Mit dieser neutralen Phänomenalität (die also an und für sich genommen gewissermaßen „jenseits von Wirklich und Nicht-Wirklich" ist) und zugleich mit der bloßen Phänomenalität im Sinne von Nichtwirklichkeit schlechthin ist nun keinesfalls die ganz andersartige Phänomenalität im Sinne einer bestimmten „Erscheinungsweise" oder, wie sie weniger mißverständlich Husserl nennt, einer bestimmten „Abschattung" eines Außengegenstandes zu verwechseln. Das freilich haben ja beide gemein: sie kommen im Außensein vor, die Abschattung ausschließlich, die Phänomenalität (im früheren Sinne) doch jedenfalls sehr häufig. Während aber diese Phänomenalität ihrem Wesen nach aus dem

Digitized by Google

Gegensatz zur Wirklichkeit erwächst, ist die Abschattung gegen diesen Gegensatz vollkommen gleichgültig. Es gibt sowohl im Reiche des Nichtwirklichen wie innerhalb der Wirklichkeit den Unterschied von „Abschattung" und „Abgeschattetem" oder dem Gegenstand, als dessen Abschattung das fragliche Etwas angesehen werden muß.[1]) Ich gehe um den Tisch meines Zimmers herum und finde immer andere und andere Gestalten vor, die ich aber samt und sonders auf den einen runden Tisch als seine Abschattungen beziehe — das tue ich jetzt in der wirklichen Welt; ich kann genau dasselbe aber auch träumen: dann sind sowohl Abschattung wie Abschattungsgegenstand beide nicht-wirklich, ohne daß damit das gegenseitige Verhältnis beider als solches geändert wäre. Überhaupt hat die Abschattungsrelation keine durchaus phänomenologische Bedeutung: ich kann z. B. die verschiedenen „Abschattungen" des Tisches auch auf der Platte einer photographischen Kamera wiederfinden. Freilich enthält die Abschattungslehre die wichtige Wahrheit, daß wir niemals das volle Individuum in der Gesamtheit seiner Eigenschaften konkret wahrnehmen und vorstellen, am wenigsten in einem Akte, sondern daß uns stets nur ein Teil von ihnen zugänglich ist und zur Selbstgegebenheit gebracht werden kann, und daß die ganze individuelle Fülle restlos nur durch den „unendlichen Prozeß" der Erfahrung zu erschöpfen ist. Aber eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis des Wirklichen zum Nichtwirklichen darf in dieser wichtigen Wahrheit ebensowenig gesucht werden wie eine Beziehung zum Verhältnis des Psychischen zum Nicht-Psychischen.

Denn die Abschattung eines Außengegenstandes ist alles andere eher als ein „Inhalt" in unserem Sinne des Aktstoffes; vielmehr ist sie selbst ein Außengegenstand, mag dieser nun der Wirklichkeit zugerechnet werden oder nicht. Wenn ich meinen runden Tisch als Ellipse sehe, so sehe ich eben eine Ellipse, ein elliptisches Gebilde und wie jedes elliptische Gebilde ist auch dieses ein räumliches und damit also auch ein außenseiendes Etwas. Ihm erst entspricht auf der Erlebnisseite ein „gekoppelter" Aktstoff: mir ist anders „zu Mute", wenn ich ein elliptisches, anders, wenn ich ein rundes, anders, wenn ich ein blaues, anders, wenn ich ein rotes Gebilde in das Bereich meines bewußten Erlebens aufnehme.

§ 64. „Trübe" Akte. „Sinneswahrnehmung" allgemein als Außenwahrnehmung.

Noch in einer anderen Hinsicht kann das Spiegelgleichnis uns nützen. Es gibt Spiegel, die ihre Spiegelfunktion nur unvollkommen ausüben, bei denen also die Fähigkeit Gegenstände zu

[1]) Man vergleiche dagegen Husserl, Ideen, S. 73 ff. Husserl erörtert seine Lehre im Zusammenhang mit prinzipiellen philosophischen Fragen, auf die wir an dieser Stelle nicht eingehen können.

Digitized by Google

vermitteln mehr oder minder herabgesetzt ist: es gibt „trübe" Spiegel. Analog könnte man von „trüben" Akten, genauer von trüben Aktstoffen reden.

Sehe ich einen Gegenstand, so bin ich normalerweise eben auf diesen Gegenstand eingestellt. Es bedarf einiger Besinnung, um dabei inne zu werden, daß hier doch zugleich auch etwas in mir geschieht, daß etwas in mich eindringt oder einzieht, durch das ich mich in spezifischer Weise modifiziert erlebe; bei den Tönen liegt eine solche Einstellung auf den Stoff des Aktes schon wesentlich näher; bei den Akten der sogenannten „niederen" Sinne ist umgekehrt die Einstellung auf die gegenständliche Seite höchst erschwert und scheint oft beinahe unmöglich gemacht. Je trüber der Spiegel ist, um so mehr macht er, wenn er spiegelt, sich selbst bemerkbar.

Ja, wir müssen fragen: besteht hier überhaupt eine intentionale Funktion? Sind die „Empfindungen" der niederen Sinne nicht einfach Erlebnisse schlechthin ohne intentionalen Charakter wie z. B. die Gefühle? Fühle ich nicht Hunger genau so, wie ich Sehnsucht und Freude fühle? Nimmt man den Begriff „Gefühl" so weit, daß es jeden „subjektiven" Zustand überhaupt ausdrückt, so gilt das gewiß. Dann „fühle" ich aber auch die besondere Erlebnisbeschaffenheit, die mein Sehen einer roten Farbe ausmacht. Aber als Gefühle sollen doch eben nur solche Erlebnisse gelten, denen der Charakter der Intentionalität (in unserem Sinne) fehlt.

Es ist natürlich sehr billig etwa mit Lipps zu sagen: ich fühle mich erfreut, zweifelnd usw., aber ich fühle mich nicht rot und süß; aber es ist ebenso billig zu entgegnen: ich fühle mich warm, hungrig, müde, ohne darum Wärme, Hunger, Müdigkeit für Gefühle zu halten. Auf diesem Wege kommt man nicht weiter. Auch die Lokalisation als Kriterium der sinnlichen (oder wie man meist bloß sagt, der Empfindungs-) Erlebnisse ist irreführend, da man unter Lokalisation in der Regel die Zuweisung an einen bestimmten, genau umschriebenen Ort versteht, nicht aber die sei es auch noch so diffuse Räumlichkeit überhaupt. Darauf aber kommt es gerade an.

Die Frage kann von unserem Standpunkt aus allein diese sein: ist das fragliche Erlebnis so beschaffen, das es nicht bloß eine Ichzuständlichkeit charakterisiert, sondern außerdem ein Außenseiendes irgendwelcher Art? Besteht m. a. W. eine räumliche Zone, ein räumliches Gebiet, das dem Erlebnis in ähnlicher Weise zugeordnet ist, wie etwa unserem Seh-Erlebnis die gesehene blaue Fläche? Ich sollte meinen, über die bejahende Antwort könnte bei keinem „sinnlichen" Erlebnis ein Zweifel bestehen. Ich „fühle" Hunger, aber der Hunger wäre nicht Hunger, wenn er mir nicht zugleich eine sei es auch noch so diffus umschriebene Stelle meines Körperinnern bestimmte, die dadurch qualifiziert ist, daß jenes „Gefühl" von dort aus seinen Ausgang nimmt, genauer: daß dort

Digitized by Google

etwas ist, was sich mir als in unmittelbarem „realem“[1]) Zusammenhang mit dem Erlebnis stehend darbietet und eben dadurch auch qualitativ bestimmt ist. Mag nun diese Stelle nur eine solche meines Körperinnern sein, so ist sie doch ganz und gar als echtes ichfremdes Gebilde charakterisiert: denn sie könnte bestehen bleiben auch wenn ich vernichtet wäre; grotesk gesprochen: es bleibt diese Stelle als solche selbst in meiner Leiche bestehen, wenn sie dann auch freilich nicht mehr Ausgangszone eines Hungererlebnisses sein kann. Auch das Schichtenunabhängigkeitsgesetz bleibt gewahrt. Es ist sinnvoll zu denken, daß der Akt des Hungers wirklich ist, die Stelle aber, von der er für mich seinen Ausgang nimmt, nicht real existiert. Man sieht also: es handelt sich um eine echte intentionale Beziehung. Dagegen nehme man das Erlebnis des Zweifels. Gewiß: ich kann zweifeln, ob jetzt der Himmel heiter ist oder trübe, dann besteht auch hier eine Beziehung zu etwas Räumlichem. Aber der Zweifel als solcher ist nicht wie der Hunger als solcher an eine Raumstelle gebunden und darauf allein kommt es selbstverständlich an.

Natürlich braucht es sich nicht bei allem, was man traditionell Gefühle nennt, ebenso zu verhalten, und es ist wohl möglich, daß sich hier mancherlei — wiewohl vermutlich nicht allzu wesentliche — Grenzberichtigungen nötig machen werden, die wie die Stumpfschen „Gefühlsempfindungen“ einigermaßen in die Richtung der James-Langeschen Gefühlstheorie weisen: das ist Sache der Untersuchung der einzelnen Fälle.[2])

Sicher ist aber, daß das, was oben über das Hungererlebnis gesagt wurde, sich ohne weiteres auf die anderen sogenannten Organempfindungen sowie die kinästhetischen Empfindungen überträgt, aber auch auf die der „niederen“ Sinne. Man muß nur überall die Frage richtig stellen: offenbar gibt es genug Orte in der räumlichen Welt, die im obigen Sinne „Ausgangszonen“ von Geruchs- und Wärmeerlebnissen sind: der Ofen strahlt Wärme aus und die Blumen duften. Denn ob hier der Leib in Frage kommt oder die außerleibliche Außenwelt, ist natürlich ganz gleichgültig.[3]) Man darf dagegen nicht einwenden, daß sich räum-

---

[1]) Es handelt sich hier natürlich nur um den bloßen Eindruck der Wirklichkeit. Vgl. die späteren Ausführungen über Wirklichkeitssuggestion §§ 93 ff.

[2]) Vieles Wichtige hierzu neuerdings auch bei E. Becher, Gefühlsbegriff und Lust-, Unlust-Elemente, Zeitschr. für Psychol., Bd. 74, S. 128 ff.

[3]) Das heißt also nach unserer Auffassung nur: es besteht in der Außenwelt eine Stelle, die u. U. Ausgangszone von Geruchserlebnissen usw. werden kann. Vielleicht stellt sich bei genauer Analyse wirklich nur dies als die Meinung des „Naiven“ heraus, wenn er „der Wurst an sich“ einen Geruch zuschreibt. Vgl. Stumpf a. a. O. S. 9.

Wenn Hans Henning (Zeitschr. für Psych., Bd. 73, S. 189 ff.) zwischen „Gegebenheitsgeruch“ und „Gegenstandsgeruch“ unterscheidet und dem Gegebenheitsgeruch jede gegenständliche Lokalisation abspricht, so ist das natürlich nur ein terminologischer Unterschied von unserer Ansicht. Auch

Digitized by Google

liche Gegenstände in ähnlicher Weise auch als Ausgangszonen für heitere und traurige Erlebnisse ansehen ließen. Ohne Zweifel ist das der Fall, aber (abgesehen davon, daß sich hier stets andere Erlebnisse aufweisen lassen, denen der intentionale Charakter unmittelbar zukommt) dieser Zusammenhang ist im Falle der heiteren und traurigen Erlebnisse nicht immer und allgemein vorhanden: Heiterkeit bleibt Heiterkeit, ob sie nun örtlich gebunden ist oder nicht; ein sinnliches Erlebnis dagegen verliert mit dieser Gebundenheit sofort ein für es selbst charakteristisches Moment. Ein Geruch, ein Geschmack, ein Hunger u. dgl. m. würde ohne eine räumliche Ausgangszone aufhören ein „sinnliches" Erlebnis zu sein: im Falle des Ekelerlebnisses z. B. läßt sich das direkt verfolgen: wir nennen es nur insoweit eine Empfindung, als es uns als (in der bekannten sehr diffusen Weise) lokalisiert gegeben ist, es wird sofort zu etwas ganz anderem, sobald diese Lokalisation wegfällt: trotzdem bleibt sein sonstiger Charakter noch erhalten, es gibt eben auch einen „rein geistigen" Ekel.

Man sieht jedenfalls: unter unserer Voraussetzung der „Koppelung" des Wahrnehmungsgegenstandes mit dem ihn intentional erfassenden Erlebnis wird es möglich, die Gesamtheit derjenigen Wahrnehmungen, die man bisher mit mehr oder minder bewußter Anleihe bei physiologisch-anatomischen Erkenntnissen als „sinnliche" Wahrnehmungen zu bezeichnen pflegte, ohne Schwierigkeit auch „außerphysisch", d. h. ohne solche Anleihen als eine psychologisch einheitliche Erlebnisklasse zu charakterisieren. Wir nennen sie deshalb allgemein Außenwahrnehmungen.

§ 65. Die Empfindungen ausschließlich auf der Aktseite.

Man wird bemerkt haben, daß wir das Wort „Empfindungen" bisher nach Möglichkeit zu vermeiden suchten. In der Tat gehört der Begriff der Empfindung zu den unklarsten innerhalb der ganzen modernen Psychologie.[1])

Was sind Empfindungen?

Uns gilt als unumstrittener Ausgangspunkt der alte Satz, der bereits von Wundt formuliert, besonders eigenartig aber von Hans Cornelius und neuerdings vor allem von Felix Krueger vertreten wurde[2]) und nach welchem wir zur Empfindung — statt sie als selbständiges, atomgleiches Element des Bewußtseins-

---

der Gegebenheitsgeruch ist für uns gegenständlich, speziell außengegenständlich: er wird ja — eben nach H. — in den Nasenraum lokalisiert. Es handelt sich nur um den Gegensatz von somatischer und außersomatischer Lokalisation.

[1]) Die Aufweisung dieser Unklarheit bildet den Inhalt der sehr lesenswerten Schrift von G. W. Campbell, Fiktives in der Lehre von den Empfindungen. Berlin 1915.

[2]) Vgl. darüber die eben zitierte Schrift.

Digitized by Google

lebens anzusehen — allein auf dem Wege einer abstraktiven Analyse gelangen können.[1]) Freilich zeigen gerade die vorangehenden Betrachtungen, daß wir doch zugleich in wesentlichen Punkten über den Inhalt dieses alten Satzes hinausgehen müssen.

Dem Wortlaut nach könnte es scheinen, als seien wir z. B. mit einem neueren Forscher völlig einverstanden, der den genannten Satz in folgender Weise ausdrückt:[2]) „Der unmittelbar vorliegende Wahrnehmungstatbestand wird als solcher anerkannt und möglichst genau und adäquat beschrieben; diese Beschreibung dient als Ausgangspunkt der Theoriebildung. Das hat dann im Extrem zur Folge, daß man nicht mehr die Wahrnehmungen aus den Empfindungen, sondern die Empfindungen aus den Wahrnehmungen zu verstehen sucht." Aber Koffka, den wir in diesem Satze zitiert haben, scheidet nicht in unserer Weise zwischen Wahrnehmungserlebnis und wahrgenommenem Gegenstande oder vielmehr — da das mißverstanden werden könnte —: er nimmt z. B. die echt außengegenständliche visuelle „Dingerscheinung" fälschlich auf die Erlebnisseite hinüber und betrachtet das so gewonnene Wahrnehmungserlebnis dann als Grundlage der abstraktiven Analyse. Das „sinnliche Erlebnis" erscheint als Abstraktionsbestand der Dingerscheinung,[3]) und die Empfindung — deren Erlebnischarakter bei aller sonstigen Divergenz der Meinungen über sie natürlich unbestreitbar ist — kann dann leicht als Abstraktionsbestand des sinnlichen Erlebnisses aufgefaßt werden.[4]) Aber selbstverständlich hört ein Weiß oder Blau dadurch, daß ich es nicht mehr als einem bestimmten (realen oder nicht realen) Gegenstande zugehörig betrachte, ebensowenig auf ein seinem Sinne nach unselbständiges außerpsychisches Gebilde zu sein, wie etwa eine Linie dadurch, daß sie nicht mehr als einer bestimmten Figur zugehörig betrachtet wird, aufhört ein räumlich ausgedehntes Gebilde zu sein.

§ 66. Materiale und formale Momente der intentionalen Außengegenstände und ihr Koppelungsbestand im Aktstoff.

Wollen wir nun unsererseits versuchen, zu einem klaren Begriffe der Empfindung zu gelangen, so müssen wir uns zuvor allerdings ebenfalls noch einmal in das Gebiet der Außengegenstände begeben. Es lassen sich an ihnen nämlich zwei Gruppen von Momenten (oder unselbständigen Teilen) unterscheiden, die wir als materiale und formale Beschaffenheiten einander gegenüberstellen wollen. Wie die Gruppen prinzipiell geschieden werden müssen, das auseinanderzusetzen erfordert eine besondere

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Archiv f. d. ges. Psych., Bd. 33, S. 261.
[2]) K. Koffka, Die Geisteswissenschaften, Heft 26, S. 712.
[3]) So bei Messer, Psychologie S. 71 ff.
[4]) A. a. O. S. 72.

Digitized by Google

Erörterung, die wir zweckmäßig erst später nachholen. Wir müssen uns daher hier auf die bloße Aufzählung von Beispielen beschränken. Doch ist die Sachlage zum Glück so, daß diese Beispiele kein ernstliches Mißverständnis über das, was wir meinen, übrig lassen.

Eine Kugel, ein tönendes, riechendes Gebilde oder sonst ein bestimmter Außengegenstand ist als solcher zunächst irgendwie räumlich bestimmt, er zeigt u. U. diese oder jene Gestalt und Größe; er existiert kürzere oder längere Zeit, sei es überhaupt, sei es in der besonderen Weise des Gegebenseins; er kann ferner in einem oder mehreren Exemplaren vorhanden und die Ordnung dieser Exemplare kann diese oder jene sein. Alle Eigenschaften, die durch solche und ähnliche Beispiele veranschaulicht werden, nennen wir formale Eigenschaften oder Momente. Sie sind insgesamt um eben ihrer Unselbständigkeit willen sinnvoll nur an andere, ebenfalls unselbständige Eigenschaften gebunden zu denken, die wir als materiale bezeichnen wollen. Der fragliche einfach oder mehrfach vorliegende, so oder so lange existierende und wie sonst noch immer formal bestimmte, wahrgenommene Außengegenstand kann weiß oder blau, kann m. a. W. Ausgangszone (das Wort immer im angegebenen, nicht durchaus räumlichen Sinne genommen) eines Weiß oder Blau vermittelnden Erlebnisvorgangs sein, er kann ebenso als Ausgangszone eines bestimmten Schall-, Geruchs-, Schmerz- oder sonstigen Erlebnisses auftreten. Denn ganz allgemein dürfen wir offenbar dem Außengegenstande die „Eigenschaft, Ausgangszone für dieses oder jenes Erlebnis zu sein" eben als Eigenschaft zurechnen. Daß dabei in gewissen Fällen (und am ausgesprochensten bei den Sehdingen) diese Eigenschaft selbst wieder durch Rückbezogenheit auf den Außengegenstand bestimmt ist, kann als zufällige Besonderheit angesehen werden, stört aber die einheitliche Bestimmung der materialen Qualität als solche nicht im mindesten. Ob ich sage: dieser Außengegenstand, genannt Rose, (oder auch bloß dieses da oder dort befindliche, sonst aber unbestimmte Etwas) hat die Eigenschaft Ausgangszone für ein so oder so beschaffenes Geruchserlebnis zu sein, oder ob ich sage: die Rose hat die Eigenschaft die Ausgangszone für ein Roterlebnis (d. h. ein Rot vermittelndes Erlebnis) zu sein und damit in diesem Falle einen Tatbestand meine, der eine bloße sinn- oder wesensgesetzliche Verknüpfung mit dem wahrgenommenen Rot der Rose selbst ist, das ist im Prinzip ganz gleichgültig. In beiden Fällen habe ich aber einen Außengegenstand und in beiden Fällen kommt ihm eine — selbst nicht mehr rein außengegenständlich bestimmte — Beschaffenheit zu: nämlich die, dieses oder jenes Erlebnis auszulösen.

Nun wissen wir aber bereits, daß sich der Außengegenstand mit dem gesamten konkreten Bestande seiner Beschaffenheiten,

Digitized by Google

wenn auch gleichsam übersetzt in eine gänzlich andere Sprache, auf der Erlebnisseite wiederfinden muß. Dazu gehören aber auch die formalen Eigenschaften. Wenn wir eine rote Kugel von 1 mm Durchmesser erblicken, ist uns anders zu Mute als gegenüber einer ebensolchen von 1 m Durchmesser: und das heißt — wie bekannt — daß nicht bloß der Gefühlszustand, sondern in erster Linie der den Anblick der Kugel psychisch unmittelbar ausmachende Bewußtseinszustand ein anderer ist, der den Gefühlszustand (wenn ein solcher sich überhaupt dabei geltend macht) sozusagen erst einleitet.

Hier ist also der Außengegenstand die Kugel, das materiale Moment an ihm ihre Eigenschaft Ausgangszone eines unmittelbar anschließenden Roterlebnisses zu sein (d. h. also kürzer ihre Roteigenschaft), das formale ihre Größe (wie natürlich auch ihre Gestalt usw.) — beides finden wir im zugehörigen Bewußtseinszustand als ihnen gekoppelte Erlebnismomente wieder.

Analog ist nun in anderen Fällen Außengegenstand einmal etwa die Fingerbeere eines meiner Zeigefinger, einmal die ganze Hand, einmal vielleicht eine höchst diffus begrenzte Stelle im Körperinnern usw.; das materiale Moment ist hier die Eigenschaft des fraglichen räumlichen Etwas, Ausgangszone eines unmittelbar anschließenden Schmerz-, Wärme- oder sonstigen Erlebnisses zu sein, das formale die Ausdehnung, Begrenzung usw., die dem „im" Erlebnis gespürten „Außengegenstande" zukommt. Auch hier müssen sich beide Momente im Bewußtseinszustande oder im Erlebnis wiederfinden. Und beide können sich offenbar allein im Aktstoffe finden: die Aktform bedeutete uns ja ein weiteres und ganz anders geartetes Moment des Erlebnisses: seine Möglichkeit bald als Wahrnehmen, bald als bloßes Vorstellen vorzuliegen.

§ 67. Die Empfindungen als materiale Bestandteile des Aktstoffes.

Also: im Stoffe des Aktes finden wir das Widerspiel sowohl des materialen wie des formalen Momentes. Hält man sich lediglich an die Worte,[1]) so mag das im ersten Augenblicke befremdlich erscheinen; die Sache ist ja aber glücklicherweise so klar, daß es nicht nötig sein wird, darüber noch weitere Worte zu verlieren.

Der formale Teil des Aktstoffes ist das Form- oder Gestalterlebnis, das uns später noch ausführlich beschäftigen soll, der materiale ist seinem gebräuchlichen Namen nach weit bekannter: denn nichts anderes als er allein kann sinnvoll Empfindung genannt werden. Wir sagen damit ja nur, daß uns eine Rotempfindung

[1]) Will man den verschiedenen Gebrauch desselben Wortes vermeiden, so könnte man vielleicht von „Aktmasse" reden statt wie wir von „Aktstoff"; analog ließe sich „Aktform" durch „Aktcharakter" ersetzen.

Digitized by Google

nichts anderes bedeutet als das wahrnehmende Erleben eben bloß des Rot, nicht des runden oder eckigen Rot, sondern des Rot abgesehen von der Form, in der es vorliegt, abgesehen auch von der Anzahl der Exemplare,[1]) in der es sich zu einer bestimmten Zeit darbietet usw.[2]) Es ist dieser Wahrnehmungsvorgang nur dadurch qualitativ eigenartig bestimmt, daß er ausschließlich dieses bestimmte individuelle Rotmoment vermittelt und also das dadurch gekennzeichnete „Zumutesein" — unter Ausschluß des etwa anschließenden Gefühlsmäßigen — bedeutet. Man kann noch zwischen Empfindungsstoff und Empfindung (oder Empfinden) schlechthin unterscheiden. Empfindungsstoff ist dann der materiale Teil des Aktstoffes unter vollständiger Abstraktion vom formalen; Empfindung ist der ganze Aktstoff unter bloßer pointierender Heraushebung des materialen Teiles — die allgemeine Aktform gerade der Wahrnehmung soll dabei natürlich stets gewahrt bleiben.

Wie mit „Rotempfindung" etwas dem Erleben selbst Immanentes gemeint ist, so gilt dies sozusagen erst recht von der Geruchs-, Schmerz-, Wärme-, Hungerempfindung usw. Nie und nimmermehr ist die Empfindung etwas Außengegenständliches in irgendeinem Sinne.

§ 68. Ablehnung der Husserlschen Lehre von der „beseelenden Auffassung".

Das materiale Moment des Außengegenstandes kann an und für sich wirklich und nicht-wirklich sein, geradeso wie die Empfindung selbst, die Tatsache aber, daß die empirische Forschung gezeigt hat, daß das Blau und das Rot, das Hell und das Dunkel, das Warm und das Kalt in der Außenwelt nicht als etwas Wirkliches vorhanden sind, daß m. a. W. das materiale Moment des Gegenstandes, soweit es sich im Aktstoff „wiederfindet", regelmäßig nicht-wirklich ist — diese gewiß sehr wichtige Tatsache gibt natürlich noch längst kein Recht, jenes Moment daraufhin selbst als Empfindung zu betrachten.

Ebensowenig besteht aber auch ein Recht, die Außengegenstände als bedingt durch eine Art „Ausdeutung" von Empfindungen aufzufassen, wie dies, wenn man sich genau an den Wortlaut hält, auch heute noch die Anschauung keines geringeren als Husserl zu sein scheint.[3]) Es heißt über

---

[1]) Gestaltserlebnisse sind hier also als echte Erlebnisse (Ichzustände) gefaßt. Leider wird dieses Wort infolge der ungenügenden phänomenologischen Klärung des ganzen Problems jetzt in der Regel in einem anderen Sinne genommen: man vermengt (analog wie die Empfindungen mit den materialen Außenqualitäten) die Gestalterlebnisse mit den jeweils durch sie erfaßten phänomenalen Gestalten selbst. Vgl. unten Abschn. XIV.

[2]) Man entgeht bei dieser Auffassung zugleich der seltsamen Alternative, ob etwa bei der Wahrnehmung eines im Rohbau ausgeführten Hauses nur eine Rotempfindung oder deren (entsprechend dem mehrfachen „Rot" der Steine) viele vorhanden sind.

[3]) Ideen S. 172.

Digitized by Google

das Bereich des Gegebenen doch wohl hinausgehen, wenn man — wie Husserl — von einem Zustandekommen des konkreten intentionalen Erlebnisses „aus dem Sensuellen, das in sich nichts von Intentionalität hat", redet. Gewiß, „stoffliche", „hyletische" Empfindungserlebnisse (sensuelle Daten), „die wir nicht mehr mit erscheinenden dinglichen Momenten ...." (d. i. unseren Außenseinseigenschaften) „verwechseln werden" — erkennen auch wir an. Unsere Betrachtungen zielten ja eben gerade auf ihren Nachweis ab. Was wir aber durchaus nicht anerkennen können, ist das, was nun bei Husserl sogleich im Nachsatz folgt: daß nämlich jene „dinglichen Momente" (als welche ausdrücklich Farbigkeit, Rauhigkeit usw. angeführt werden), sich mittels ihrer „erlebnismäßig darstellen" sollen. Wohl sagten auch wir, daß der Aktstoff uns den Gegenstand „vermittelt": keinesfalls aber haben wir in eigentlicher Rede ausgesprochen, daß er als Darstellungsmittel des Gegenstandes gelten kann. Die Rotempfindung (dieses stofflich so oder so beschaffene Erlebnis) ist kein „Baustein", kein „Konstituens" des dinglichen Rot; sie ist aber vor allem nichts, das durch „Formung" aus einem nicht-intentionalen zu einem intentionalen Erlebnisse werden könnte.[1]) Denn das ist genau so unmöglich, wie es überhaupt unmöglich ist, aus einem an und für sich Formlosen durch Hinzutritt der Form ein Geformtes oder allgemeiner aus einem Eigenschaftslosen durch Hinzutritt einer Eigenschaft ein mit der Eigenschaft Versehenes zu machen: stets muß irgendeine Form und irgendeine Eigenschaft schon von vornherein vorhanden sein; sie kann dann höchstens einer Veränderung unterworfen werden, so daß das schon irgendwie Geformte eine neue Form erhält. So sind denn eben auch die Erlebnisse von vornherein schon intentional oder nicht-intentional, und, was wir an dem in unserem Falle Gegebenen allein vorfinden können, ist: daß es der einen Gruppe von Akten wesentlich ist, mit einem Außengegenstande „gekoppelt" zu sein und zwar dermaßen, daß jeder konkreten Besonderheit dieses Gegenstandes (als Aktstoff) eine solche des Aktes entspricht, ohne daß damit irgendeine qualitative Gleichheit oder auch nur Ähnlichkeit dieser beiden Besonderheiten unter sich behauptet wäre. Will man dieses so geartete „Gekoppeltsein", wie wir es taten, als ein „Sichwiederfinden" von Gegenstandseigenschaften im Aktstoff oder auch von der anderen Seite gesehen als ein Sichdarstellen des Aktstoffes im Gegenstande bezeichnen, so muß man sich stets gegenwärtig halten, daß man es nur mit kurzen bildlichen Ausdrücken für diesen Tatbestand zu tun hat.

Das, worauf Husserl hinauszuwollen scheint, dürfte etwas Ähnliches sein wie das, was wir durch das Gleichnis vom Spiegel zu verdeutlichen suchten; in welchem Gleichnis freilich eine Theorie verborgen liegt, eine vielleicht fruchtbare Theorie — aber doch eben nur eine Theorie.

---

[1]) Husserl a. a. O. S. 173 ff. Besonders deutlich wird Husserls Anschauung an dem recht wenig glücklichen Bilde von der „Beseelung". Die Stoffe — heißt es — „sind beseelt von noetischen Momenten, sie erfahren ‚Auffassungen', ‚Sinngebungen', die wir in der Reflexion eben an und mit den Stoffen erfassen".

Digitized by Google

XI. Die Aktform.

A. Aktform im uneigentlichen Sinne: das Problem der Deutlichkeit.

§ 69. Aktform und Auffassungsform. Deutlichkeit als Aktmodalität?

Wir haben uns bisher vorwiegend mit dem Aktstoffe beschäftigt. Die Aktform vernachlässigten wir wie eine selbstverständliche Nebensächlichkeit. Als solche erwähnten wir das Wahrnehmen und Vorstellen desselben Gegenstandes, und es entsteht die Frage, ob es noch andere Aktformen gibt.

Dabei wird man vielleicht zunächst an das Urteilen, Fragen, Annehmen usw. denken. Allein man sieht leicht, daß das nicht angeht. Hier trifft — wie die neuere Forschung gezeigt hat — eben das nicht zu, was wir als Voraussetzung für die Anwendung unseres Formbegriffes bei Akten angesehen haben: sie bedeuten keineswegs ein Festhalten desselben Gegenstandes: ich kann denselben Gegenstand, z. B. die Lampe vor mir, ebensowohl wahrnehmen wie vorstellen, aber ich kann ihn nicht ohne Hinzuziehung von etwas mit ihm nicht Identischem zum Gegenstande eines Urteils machen. Urteilen kann ich genau genommen nur „über" die Lampe, während ich wahrnehmen und vorstellen die Lampe selbst kann, und in diesem „über" verbirgt sich die Tatsache des von Husserl und Stumpf sogenannten „Sachverhaltes" oder von Meinongs „Objektiv". Es handelt sich um einen Gegenstand in einem etwas erweiterten Sinne, wenn ich etwa urteile, daß die Lampe auf meinem Tische steht, daß sie von Messing ist, eine Glühbirne enthält usw. Denn diese Daß-Sätze bezeichnen eben Sachverhalte: und diese selben Sachverhalte können je nachdem in einem Urteile, in einer Frage und in vielleicht noch anderen ähnlichen Akten erfaßt werden.

Mag man daher das Wort Aktform[1]) für die Urteile und Fragen ebenfalls in Anwendung bringen, sicher darf man diese dann doch nicht mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen auf dieselbe Stufe stellen: sie sind vielmehr gleichsam Aktformen höherer Ordnung, weil auf ganz anders geartete Gegenständlichkeiten bezüglich. Für unsere Fragestellung bleiben sie jedenfalls außer Betracht.

Ein anderes Wort für Aktform scheint Auffassungsform zu sein. Ich fasse ja in der Tat den Gegenstand anders auf, wenn ich ihn wahrnehme und wenn ich ihn vorstelle. Offenbar gibt es Auffassungsformen in diesem Sinne noch eine große Zahl anderer, und es würde dann ohne Zweifel z. B. auch die Deutlichkeit zu den Auffassungsformen zu rechnen sein.

---

[1]) Husserl spricht hier bekanntlich von Aktqualität. Log. Unt.[2] S. 141 ff.; vgl. auch unsere Anm. S. 158.

Digitized by Google

Es dürfte sich hier aber um eine Äquivokation handeln. Das Wort „Auffassen" hat vielfach die Bedeutung von „einen Gegenstand betrachten unter Hervorhebung einer bestimmten ihm zukommenden Eigenschaft (oder auch einer Beziehung, in der er zu anderen steht)". In diesem Sinne sagt man, daß man die Philosophie als Wissenschaft, die Erde als Planeten, den österreichisch-serbischen Konflikt als Ursache des Weltkrieges „auffassen" wolle usw. Das ist natürlich etwas völlig anderes als das „Erfassen", das den Unterschied von Wahrnehmen und Vorstellen bedingt.

Immerhin ist die Betrachtung der Auffassungsformen in einem Falle von sehr großer Wichtigkeit, in der Frage nach der Deutlichkeit. Sie bedeutet zugleich ein von uns früher zurückgestelltes Problem. Ihm wenden wir uns nunmehr zu.

Ist es nicht vielleicht doch möglich, die Deutlichkeit (und Undeutlichkeit) eines Gegenstandes als Aktform im eigentlichen Sinne zu betrachten? Sicherlich ist sie aber dem Vorstellen und Wahrnehmen nicht zu koordinieren; denn ich kann offenbar ebensowohl Wahrgenommenes wie Vorgestelltes in mehr oder minder großer Deutlichkeit erfassen. Ich kann nicht sagen, der Gegenstand X kann erstens wahrgenommen, zweitens vorgestellt, drittens in Deutlichkeitsgraden erfaßt werden, sondern es muß heißen: wenn ich den Gegenstand X entweder wahrnehme oder vorstelle, so kann dieses mein Wahrnehmen oder Vorstellen mehr oder minder deutlich sein. Die Deutlichkeit würde dann also eine andere und neue „Dimension" der Akte bedeuten gegenüber Stoff und Form — vorausgesetzt, daß es überhaupt berechtigt ist, sie den Akten als solchen zuzurechnen.

Ist das nun aber der Fall? Wir hatten schon früher Gelegenheit gehabt, auf diese Frage zu sprechen zu kommen, und ihre Verneinung wahrscheinlich gemacht. Wir wollen unsere Stellungnahme jetzt ausführlicher begründen und vor Mißverständnissen schützen — zugleich in einer gewissen Richtung auch einschränken. Zunächst liegt es ja freilich nahe, namentlich in bezug auf die Wahrnehmungen kurz und einfach zu sagen: die Gegenstände bleiben notwendigerweise unter allen Umständen dieselben: es gibt keine deutlichen und undeutlichen Gegenstände als solche: solange man von der wahrnehmenden Funktion absieht, stehen sie alle sozusagen gleichberechtigt nebeneinander: es ist völlig ohne faßbaren Sinn, in der Welt des Ansich[1]) von Unterschieden der Deutlichkeit zu reden. Also können diese Unterschiede allein nur im Wahrnehmen selber gelegen sein. So brauchen wir uns denn nicht eben zu wundern, wenn Stumpf die Deutlichkeit (wohl in Abhängigkeit von Brentanos Urteilstheorie) den Wahrnehmungsfunktionen zuschreibt — d. h. also unseren Akten.[2])

[1]) Wie immer hier ist dieses „Ansich" phänomenologisch, nicht metaphysisch genommen.

[2]) Ersch. u. psych. Forsch. S. 11.

Digitized by Google

§ 70. Ältere Anschauungen.

Und wie steht es sonst in der Literatur um die Lehre von der Deutlichkeit? Nicht sehr erfreulich: meist behandelt man den Gegenstand im Anschluß an die Erörterung des Aufmerksamkeitsproblems, ohne zu beachten, daß von Deutlichkeit doch auch da sehr oft die Rede zu sein pflegt, wo Aufmerksamkeitsunterschiede nicht ohne weiteres in Frage kommen.

Zumeist weisen diese Erörterungen übrigens mehr oder minder ausgesprochen auf Descartes zurück. Schon die Verbindung „klar und deutlich", die man fast regelmäßig findet, beweist das: sodann aber auch das Einzelne. Man bemühte sich nämlich, Descartes' Bestimmungen zu verbessern. Denn von ihnen wies, was wohl keiner näheren Erörterung bedarf, namentlich die der Klarheit als das dem Geiste „Gegenwärtige und Offene" einen bedenklichen Mangel an Eindeutigkeit auf.[1])

Nur allein die Bestimmung der Deutlichkeit zeigte sich als brauchbar. An sie knüpfte wohl darum auch Leibniz an. Descartes hatte das von allem anderen Unterschiedene (nur klare Merkmale Enthaltende) „deutlich" genannt. Leibniz bemerkte, daß das bloß Unterschiedene (und deshalb gegebenenfalls Identifizier- oder Wiedererkennbare) noch nicht in den einzelnen Beschaffenheiten oder Merkmalen bekannt und erkennbar zu sein braucht. Erst dieses letztere nannte er deshalb deutlich, das erstere (also u. U. nur verworren Bekannte) belegte er mit der bei Descartes so mangelhaft bestimmten Bezeichnung der Klarheit.[2])

Man sieht leicht, daß hier im Grunde nur ein etwas speziellerer Begriff der Deutlichkeit aufgestellt ist. Deutlichkeit im Leibnizschen Sinne ist ein freilich nicht unwichtiger Spezialfall der Deutlichkeit im Descartesschen oder der Klarheit im Leibnizschen Sinne. Deutlichkeit ist Klarheit der Merkmale. So faßte deshalb Kant[3]) in bedeutsamer Vereinfachung das Verhältnis von Klarheit und Deutlichkeit.

Mir will indessen scheinen, als käme diese Auffassung einigermaßen mit dem natürlichen Sprachgebrauch des täglichen Lebens in Konflikt. Denn wir sprechen doch gewiß auch schon von einer Deutlichkeit der einzelnen nicht weiter zurückführbaren Merkmale selbst: wir sprechen etwa von einem deutlichen Rot oder Schwarz.

Dies dürfte wohl auch Erdmann zu der Bemerkung veranlaßt haben, Leibnizens Festsetzungen seien durch die Annahme mitbestimmt, „daß die Empfindungen nicht einfache, son-

---

[1]) Princ. philos., I. XLV.

[2]) Meditat. de cogn., verit. et id., Philos. Schriften, herausg. v. C. J. Gerhardt, 1880 S. 422 ff.

[3]) Kant, Logik, Einl. VIII, Leipzig (Meiner) S. 68.

Digitized by Google

dern zusammengesetzte Vorstellungen darbieten".[1]) Aus diesem Grunde werden Klarheit und Deutlichkeit bei Erdmann zu Wechselbestimmungen, und er spricht gelegentlich von einer Klarheit oder Deutlichkeit.[2]) Noch einen Schritt weiter geht Wundt, indem er das Verhältnis von Klarheit und Deutlichkeit geradezu umgekehrt faßt wie Kant und Leibniz.

Wundt nennt nämlich wieder wie Descartes eine Vorstellung deutlich, wenn sie von anderen scharf unterschieden ist. Die Klarheit dagegen bezieht er auf den Inhalt der Vorstellung selbst, auf ihre eigenen Beschaffenheiten. Beides ist in der Regel miteinander verbunden.[3])

Der letzte Forscher hingegen, der, soviel mir bekannt, zu unserer Frage in der üblichen Weise, d. h. vom Aufmerksamkeitsproblem aus Stellung genommen hat, Th. Elsenhans, schließt sich wieder völlig an den Kant-Leibnizschen Sprachgebrauch an.[4])

§ 71. Unwichtigkeit des Verhältnisses der Deutlichkeit zur Klarheit. Geysers Kritik Wichtigkeit der Sinnfeststellung.

Ich glaube nun, daß das gegenseitige Verhältnis von Klarheit und Deutlichkeit bei weitem nicht das Wichtigste ist. Der Sprachgebrauch ist hier schwankend und in den meisten Fällen dürfte beides ganz dasselbe besagen. Viel wichtiger ist es über den Sinn des in den Worten klar oder deutlich ausgedrückten Tatbestandes selbst zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Und hier scheint mir die Hauptsache, daß man einsieht, daß der Weg nicht von der Aufmerksamkeit her zur Deutlichkeit führt, sondern daß das Gegenteil der Fall ist: „auf keinen Fall darf man in der Psychologie mit den Begriffen der Klarheit und Dunkelheit der Bewußtseinsinhalte operieren, bevor man nicht eine genauere Untersuchung ihres Sinnes angestellt hat".

Mit diesem Satze hat Joseph Geyser[5]) den auch für uns maßgebenden Grundgedanken ausgesprochen. Das Schlimmste ist natürlich, wenn man mit theoretischen Hilfsannahmen wie „Apperzeption", „psychische Energie", „Bewußtseinsgrad" usw. die Klarheit oder Deutlichkeit selbst zu bestimmen sucht. Auch dagegen wendet sich Geyser: „Klarheit und Dunkelheit sind Unterschiede, die sich an den Bewußtseinsinhalten selbst zeigen und erkennen lassen. Es ist daher für die Verdeutlichung dieser Begriffe nichts

---

[1]) Erdmann, Logik[2] 1907, S. 228. Einfache Gegenstände können nach E. nur deutlich sein.

[2]) A. a. O. S. 227.

[3]) Grundriß d. Psych.[8], S. 252; Grdz. der phys. Ps., Bd. I, S. 551 f., III, S. 338 ff. Ähnlich Messer, Psych. S. 267.

[4]) Lehrbuch der Psychologie. 1912, S. 345.

[5]) Lehrbuch der allg. Psychol., 1912[2], S. 235.

Digitized by Google

gewonnen, wenn man mit Th. Lipps ihren Unterschied durch den Begriff der größeren oder geringeren Kraftaneignung oder Energie eines Inhaltes zu charakterisieren sucht."[1]) Auch mit der Kritik, die Geyser an den Anschauungen Wundts,[2]) Wirths[3]) und der Brentano und Meinong nahestehenden Denker[4]) übt können wir uns im großen und ganzen einverstanden erklären. Bei ihnen allen kommt die Analyse des Deutlichkeitsbegriffes um ihrer selbst willen nicht zu ihrem vollen Rechte. Das zeigt sich am ausgeprägtesten bei Dürr, mit dessen Monographie über die Aufmerksamkeit sich Geyser besonders eingehend beschäftigt.[5]) Dürr findet nämlich das „Wesen der Aufmerksamkeit" in der Höhe des Bewußtseins- (oder genauer Bewußtheits-) Grades, welcher Tatbestand sich „als Klarheit und Deutlichkeit des Erfassens von Gegenständen, als Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit von Bewußtseinsinhalten" umschreiben läßt. Diese Eigenschaften aber werden nun von Dürr — wie Geyser sagt — als etwas jedermann Bekanntes angesehen.

Ohne Zweifel liegt in diesem „als bekannt Ansehen" der entscheidende Grund, aus dem es verständlich wird, daß die herrschende Psychologie an so vielen wichtigen Problemen vorübergeht. Es scheint ja ganz einleuchtend: Begriffe, wie eben der der Deutlichkeit, sind in der Tat bekannt, man wird sofort richtig verstanden, wenn man sie gebraucht, sie bedürfen daher keiner weiteren Erläuterung. Ein gefährlicher Irrtum! Denn es heißt die Aufgaben wissenschaftlicher Forschung völlig verkennen, wenn man ihr zumutet sich mit dem bloß Bekannten zufrieden zu geben. Was etwa ein Kreis ist, weiß jeder und jeder kann ihn leicht von einem Dreieck und einer Ellipse unterscheiden: er verwechselt ihn nicht mit diesen Figuren. Die Wissenschaft dagegen zielt darauf ab, ihn in allen und also zunächst seinen konstitutiven Eigenschaften kennen zu lernen und dadurch so genau bekannt und unterscheidbar zu machen, daß er auch da sicher zu erkennen und zu unterscheiden ist, wo die Umstände dafür nicht günstig und vielleicht sehr ungünstig sind, so daß die Gefahr der Verwechslung mit ähnlichen Gegenständen nahe liegt. Es mußte die Kreisform nicht bloß als solche bekannt sein, sondern sie mußte in ihren einzelnen Eigenschaften bekannt sein, und das heißt in diesem Falle, sie mußte nach mathematischer Methode durch-

---

[1]) A. a. O. S. 234; vgl. Lipps, Leitfaden der Psychologie, 1909³, S. 81 ff.

[2]) A. a. O. S. 236 ff.

[3]) A. a. O. S. 239 ff.; vgl. Wirth, Experim. Analyse der Bewußtseinsphänomene, S. 36, 28 ff. In manchen Einzelheiten scheint mir G. den Anschauungen dieses Forschers nicht ganz gerecht zu werden.

[4]) A. a. O. S. 244. G. legt seinen Ausführungen Witaseks „Grundlinien der Psych." zugrunde (bes. S. 297 ff.).

[5]) A. a. O. S. 246; vgl. E. Dürr, Die Lehre von d. Aufm., 1907, S. 11 ff., 15.

Digitized by Google

forscht sein, ehe man erkennen konnte, daß sich die Planeten nicht in Kreisformen bewegen.

Analoges gilt überall, gilt also auch von der Klarheit und Deutlichkeit. Wie schwierig aber diese Aufgabe auch für den ist, der sie als Aufgabe gesehen und klar erkannt hat, zeigt sich nun leider ebenfalls bei Geyser. Für ihn ist nämlich Klarheit der „Bewußtseinsinhalte" „volle Entwicklung der Inhalte nach ihren verschiedenen Seiten".[1]) Und er glaubt sich auf Grund dieser Anschauung zu nichts geringerem imstande, als zu einer — an Leibniz gemahnenden — Erklärung des Unbemerktbleibens der Gedächtnisdispositionen.[2]) Danach wäre also das Unentwickelte durchweg unklar oder — in unserer Ausdrucksweise — undeutlich. Embryonen, Keime, Kinder wären ihrer Natur nach undeutliche Dinge: das ist doch gewiß nicht der Fall. Indessen G. meint seine Unentwickeltheit im speziell psychischen Sinne — er spricht ja von „Bewußtseinsinhalten". Aber seine Beispiele — die durch schlechte Akustik undeutlich gewordene Orchestermusik, die in der Dämmerung gesehene Farbe usw.[3]) — zeigen deutlich, daß es ihm doch auf echte Außengegenstände in unserem Sinne ankommt und er offenbar nur durch die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks „Bewußtseinsinhalt" irregeführt ist. Daß aber für die Gattung der Außengegenstände „undeutlich" und „unentwickelt" keine äquivalenten Begriffe sind, bedarf keiner näheren Begründung. Am schärfsten (gerade von G.s eigenem Standpunkt aus) wird die fragliche Theorie aber dadurch getroffen, daß sie durchaus nicht rein phänomenologisch ist: denn sie operiert z. T. mit Begriffen, die (wie etwa die psychologische Entwicklung eines Sinnesobjekts) nur realpsychologisch verständlich sind.[4])

Merkwürdigerweise bringt derselbe Autor an einer anderen Stelle eine wesentlich andere und in der Tat phänomenologische Definition der Klarheit: sie soll nämlich in der „Unterscheidung" der Objekte „einerseits und in ihrer Verbindung durch bestimmte erkannte Relationen andererseits" bestehen.[5]) Aber diese Definition ist sicher zu weit: denn von anderen Objekten unterschieden ist offenbar nicht nur das klar oder deutlich erfaßte, sondern jedes Objekt überhaupt.

Ebensowenig wie bei Geyser finden wir sehr auffallenderweise bei Husserl eine Lösung des Problems der Klarheit und Deutlichkeit: er spricht von „kontinuierlichen intensitätsartigen Unterschieden" der Anschaulichkeit „unter dem Titel Klarheit". Was aber unter Klarheit zu verstehen sei, wird nicht ausgeführt.[6])

---

[1]) A. a. O. S. 255.
[2]) A. a. O. S. 254.
[3]) A. a. O. S. 252.
[4]) A. a. O. S. 252 ff.
[5]) A. a. O. S. 262.
[6]) Ideen, S. 127; vgl. S. 83, 89.

Digitized by Google

§ 72. Deutlichkeit als Normbegriff. Anknüpfung an Hans Volkelt.

Die entscheidende Wendung hinsichtlich unserer Frage scheint mir an die Einsicht geknüpft, daß Deutlichkeit ein Vergleichs- und genauer ein Normbegriff ist.

Der erste Forscher, der ähnliche Ansichten ausgesprochen, dürfte Th. Ziehen gewesen sein: sowohl in Hinblick auf das, was er „Empfindungen", wie auf das, was er „Vorstellungen" nennt (und womit er natürlich in Wahrheit wahrgenommene oder vorgestellte Gegenstände meint), bezeichnet er die Deutlichkeit als eine Eigenschaft, die „ihnen nur im Vergleich" zukommt „und daher dem Inhalt nicht koordiniert ist, sondern sich eben auf diesen Inhalt bezieht". [1])

Auch in Hans Cornelius' Auffassung des Beachtens als „Wiedererkennen" stecken, wenn auch der Begriff der Deutlichkeit als solcher nicht hervorgehoben ist, Anschauungen, die mit der oben formulierten verwandt sind. [2]) Diese selbst aber wurde, soviel mir bekannt, mit voller Bestimmtheit zuerst von Hans Volkelt ausgesprochen. [3]) „Soviel ich sehe — heißt es bei ihm — haben Klarheit und Deutlichkeit folgenden genauen Sinn: die Wahrnehmung oder Vorstellung einer Sache ist klar zu nennen, wenn diese Wahrnehmung oder Vorstellung dieselben Unterschiedenheiten der Bestandteile zeigt, die eine bestimmte andere

---

[1]) Leitfaden d. physiol. Ps. 1900[5], S. 146, 148, 198.

[2]) Psych. als Erfahrungswissensch. 1897, S. 34 ff., 168 ff.

[3]) Noch näher als Volkelt würde unseren Anschauungen David Katz stehen, wenn man eine kurze, nur nebenbei gemachte Bemerkung als maßgebend für seine prinzipielle Auffassung ansehen darf: K. sagt nämlich (Die Erscheinungsweisen der Farben 1911, S. 91) speziell über die Deutlichkeit der Farben folgendes: „Vielleicht ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß man niemals einer vorgelegten Farbe allgemein so etwas wie ein Merkmal der Deutlichkeit zuerkennen darf. Wenn ich ein gesättigtes, wenig Blau enthaltendes Rot vor mir habe, so kann ich im Hinblick auf seine Rotkomponente von Deutlichkeit, in Hinblick auf seine blaue oder tonfreie Komponente von Undeutlichkeit sprechen. Es würde aber keinen Sinn haben, allgemein unter Ausschluß eines Vergleichs (von mir gesperrt. L.) mit empirisch aufgestellten oder fingierten Farbenreihen (also unter Ausschluß jeder Frage nach Rötlichkeit, Weißlichkeit usw.) von einer deutlichen oder undeutlichen Farbe zu sprechen."

Bei konsequenter Verallgemeinerung führen diese Sätze unmittelbar zu der hier vertretenen Meinung. Ich freue mich sehr in diesem wichtigen Punkte mit dem verdienten Forscher übereinzustimmen.

Unsere Anschauung, daß Klarheit und Deutlichkeit nicht dem Wahrnehmungserlebnis, sondern dem Gegenstande zukommen, findet sich dem Wortlaut nach sehr bestimmt neuerdings von R. Müller-Freienfels ausgesprochen (Das Denken und die Phantasie, Leipzig 1916, S. 105), leider aber auch nur dem Wortlaut nach: denn M. vermengt in der üblichen Weise den Gegenstand mit dem Reiz, geht also nicht wie wir „deskriptiv" vor. Immerhin finden sich bei ihm einige bemerkenswerte kritische Erörterungen zu unserer Frage (vgl. bes. die Stellungnahme zu P. Barths kritischer Weiterführung des Wundtschen Klarheitsbegriffs S. 106 f.).

Digitized by Google

Wahrnehmung oder Vorstellung derselben Sache, also ein gesetztes Ideal aufweist."[1])

Selbstverständlich meint auch Volkelt mit der Wahrnehmung und Vorstellung einer Sache hier die wahrgenommene und vorgestellte Sache selbst. Das führt, wie wir sehen werden, auch noch in anderer Hinsicht zu einer wichtigen Korrektur.

Richtiges und Falsches der fraglichen Auffassung wird sogleich auseinandertreten, wenn wir uns nunmehr einer einfachen Beispielsanalyse zuwenden.

§ 73. Beispielsanalyse. Definition der Deutlichkeit.

Ein hochgradig Kurzsichtiger sieht in beträchtlicher Entfernung eine leuchtende Laterne. Offenbar ist — so wird man sofort zu sagen geneigt sein — das, was er sieht, in hohem Maße undeutlich. Trifft das indessen immer zu? In gewisser Weise ist das Gegenteil der Fall: das, was der Kurzsichtige sieht, steht völlig deutlich vor ihm. Denn was sieht er? Freilich keine Laterne wie der Normale, wohl aber einen großen leuchtenden, von eigentümlichen regelmäßigen Mustern durchsetzten Vollkreis. Dieses Gebilde aber sieht er durchaus „deutlich". Sucht er sich mit Hilfe eines vom Standpunkte seines Leidens aus unzulänglichen Konkavglases dem Normalsichtigen anzunähern, so verliert der Vollkreis an Deutlichkeit: zugleich nimmt im umgekehrten Verhältnis dieser Deutlichkeitsabnahme die Deutlichkeit des Sehdings zu, das der Emmetrope als Lichtquelle sieht. Das gilt allgemein: der Normalsichtige sieht die Welt des Kurzsichtigen genau so undeutlich, wie dieser die Welt des Normalsichtigen. Daß unter dem teleologischen Gesichtspunkte der Einstellung des täglichen Lebens die Welt des Kurzsichtigen als zur Orientierung in der Wirklichkeit ungeeignet und somit wertlos erscheint, darf uns dabei natürlich nichts ausmachen. Gemessen am „Ideal" der Laterne ist das, was der Kurzsichtige wahrnimmt, unzulänglich und also undeutlich; gemessen am Ideal „leuchtender Vollkreis" ist es vollkommen deutlich.

Damit haben wir nun bereits die gesuchte Korrektur an der Volkeltschen Definition vollzogen. Nach V. ist das „Ideal", an dem die eine Wahrnehmung gemessen wird, eine andere Wahrnehmung „derselben Sache". Ersetzt man, wie nötig, das Wort „Wahrnehmung" durch „wahrgenommene Sache", so verliert der Genitiv „derselben Sache" vollständig seinen Sinn. Unser Beispiel zeigt aber schon, daß von einer solchen Identität einer Sache überhaupt nicht die Rede ist. Es können ganz verschiedene Sachen als Ideal dienen.

---

[1]) Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, herausgegeben von Felix Krueger. 1914 I, H. 2. Über die Vorstellungen der Tiere, S. 73.

Digitized by Google

Demnach können wir sagen: deutlich ist ein Gegenstand dann, wenn er so gegeben ist, daß er mit einem bestimmten anderen als „Ideal" oder Norm betrachteten Gegenstande vollständig übereinstimmt.

§ 74. Bemerkungen über „Vermittlung" und Beachten.

Hierzu haben wir nun noch zwei wichtige Erläuterungen hinzuzufügen.

Erstens: nur gegebene Gegenstände sind deutlich oder undeutlich. Das besagt aber nicht, daß Deutlichkeit eine Akteigenschaft ist. Vielmehr zeigt unser Beispiel genau das Gegenteil: bei vollkommen identisch bleibendem Wahrnehmungsakt kann je nach dem benutzten Ideal derselbe Gegenstand ebensowohl deutlich wie undeutlich sein. Wohl aber gilt dieses: zur Undeutlichkeit ist stets erfordert, daß wir den unmittelbaren Eindruck haben, es sei das fragliche Ideal in oder bei dem jeweils gegebenen Gegenständlichen selbst irgendwie vorhanden und könne unter günstigen Umständen vollständig zum Vorschein kommen. Alle Deutlichkeitsstufen sind in diesem Sinne Grade der Vollkommenheit der Vermittlung von etwas. Daher bietet partielle Verdeckung oder Verhüllung (etwa durch Nebel) immer das einfachste Beispiel für Undeutlichkeit: der Normgegenstand steht vor mir, aber zwischen ihm und mir befindet sich ein Hindernis physikalischer, physiologischer oder vielleicht auch psychologischer Art. Zweitens: die Deutlichkeitstufen des Wahrgenommenen (und Vorgestellten) bemessen sich nach dem in dem betreffenden Falle verwendeten Normgegenstande. Darin liegt aber nicht ohne weiteres, daß der jeweils Wahrnehmende selbst es ist, der den Normgegenstand verwendet. Wenn sich unser Kurzsichtiger auch die Laterne als Norm einstellt und demnach aussagt, daß er sie undeutlich sieht, so ist doch gleichzeitig der völlig deutliche Zerstreuungskreis für ihn da: wir nennen diesen Kreis deutlich, um damit auszudrücken, daß das dem Kurzsichtigen Vermittelte dem Kreis als Norm entspricht, trotzdem in diesem Falle nicht er, sondern wir von der Norm Gebrauch gemacht haben. Wir sagen dann: der an und für sich deutliche Kreis wurde trotz seiner Deutlichkeit nicht „beachtet" und infolgedessen auch nicht „bemerkt".

Selbstverständlich ist hier dieses „Beachten" nur ein anderer Ausdruck für eben das gedankliche Heranbringen des Normgegenstandes an das jeweils Gegebene mit der Tendenz das ihm Entsprechende hervortreten zu lassen. Dabei braucht es sich aber nicht notwendig stets um einen aktiven, bewußten Vergleich zu handeln und auch nicht um anschauliches Vorstellen des Normgegenstandes. Das Gegenteil dürfte die Regel sein: daß es ein rein passives „Vergleichen" oder Erleben von Relationen gibt,

Digitized by Google

ist auch Brunswigs Meinung[1]) und wie er können auch wir Achs Lehre von den determinierenden Tendenzen heranziehen, um „die Einstellung auf eine bestimmte Vergleichshinsicht" und das „Hervortreten der Relation der Gegenstände gerade in dieser Hinsicht" verständlich zu machen.[2])

Doch wie es sich hiermit auch im einzelnen verhalten mag: die Beziehung auf einen Normgegenstand gehört ohne allen Zweifel zum Wesen der Deutlichkeit, und es gibt ebenso gewiß einen Sinn des Wortes „Beachten", der durch das „gedankliche Heranbringen" dieses Normgegenstandes ausgemacht ist.

„Beachten" heißt hier also nicht soviel wie einen Gegenstand deutlich machen, sondern bedeutet: etwas schon vordem Deutliches (oder auch Undeutliches) für den Auffassenden in seiner Deutlichkeit (oder Undeutlichkeit) hervortreten[3]) lassen.[4]) Es kann jedoch der vieldeutige Ausdruck Beachtung (ebenso wie das mit ihm meist äquivalente Wort Aufmerksamkeit) u. U. auch ein objektives „Verdeutlichen" bezeichnen.[5]) Das zeigt das folgende Beispiel:

Ich höre, in meine Arbeit vertieft, einen plötzlichen Knall; in dem Moment unmittelbar nach seinem (physikalischen oder physiologischen) Verklingen höre ich ihn nicht mehr, aber ich „habe" ihn doch noch: ich „blicke intentional auf ihn hin" in der Weise der primären oder unmittelbaren Erinnerung. Auch im nächsten Momente geschieht das noch, ebenso im nächstnächsten, drittnächsten usf. Je weiter aber die Zeit vorschreitet,

[1]) A. Brunswig, Das Vergleichen und die Relationserkenntnis, 1910, S. 40 ff., 85.

[2]) A. a. O. S. 77. Von Willensdeterminationen möchte ich dabei in unserem Falle nicht ohne weiteres reden. Bekanntlich hat sich Meumann (Intelligenz und Wille, 1908, S. 197) sehr entschieden gegen den von Ach behaupteten engen Zusammenhang von Wille und determinierenden Tendenzen gewandt. Auch wo von einem Willen keine Rede ist (z. B. beim Anhören der ersten Worte eines bekannten Zitats), ist unser Vorstellen determiniert. Das ist sicher richtig und gerade für unseren Fall dürften dergleichen „passiv herbeigeführte Einstellungen" von großer Bedeutung sein. Nur sind dergleichen Einstellungen ganz gewiß nicht mit Perseverationstendenzen auf gleiche Stufe zu stellen. Das, was Ach die (willkürliche oder unwillkürliche) Intentionalität der Determination nennt, bleibt ein eigenartiger höchst wichtiger Tatbestand. Vgl. Ach, Über den Willensakt und das Temperament, 1910, S. 259 ff.

[3]) „Hervortreten" ist natürlich nur bildlich zu nehmen. Besonders irreführend ist die Rede vom „Beachtungsrelief".

[4]) Selbstverständlich kann ich nun das in diesem Sinne Beachtete auch wieder „deutlich" nennen. Dann wird es sinnvoll von einem deutlichen und undeutlichen Deutlichen und Undeutlichen zu reden.

Genau genommen muß es übrigens heißen: „hervortreten zu lassen suchen". Das tatsächliche Hervortreten ist erst das Ergebnis des Beachtens, das Bemerken, Witasek (Grdl. d. Psych., S. 301 ff.) spricht von einem Vorstadium der Aufmerksamkeit und meint damit das Bemerkenwollen.

[5]) Die oft erörterte Frage, ob die Aufmerksamkeit den durch sie erfaßten Gegenstand verändern könne, beantwortet sich natürlich je nach der Bedeutung des Wortes „Aufmerksamkeit" verschieden.

Digitized by Google

um so mehr entschwindet, wie man sagt, der Knall aus dem Bewußtsein: er nähert sich mehr und mehr dem Zustande der Dispositionalität, verblaßt immer mehr, dunkelt immer mehr ab und wie all die anderen bildlichen Ausdrücke lauten.

Denn bildlich sind diese Ausdrücke. Es ist ja offenbar nicht der Knall selbst, der abnimmt, sondern die unmittelbare Erinnerung an ihn, also der Akt, unser Erfassen seiner, die „Bewußtheit", wenn man diesen Ausdruck dafür verwenden will. Der Knall selbst nämlich kann gar nicht abnehmen, weil er überhaupt schon so sehr wie möglich abgenommen hat, weil er m. a. W. bereits aufgehört hat zu existieren: er ist für mich gar nicht anders da, als der Knall, der gestern war und dessen wir uns heute (reproduktiv) erinnern. Würde der Knall selber andauern, so würde er selbstverständlich mit der Zeit fortrücken und während jenes „Hinblickens" in seinen letzten Phasen noch mehr oder minder intensiv bestehen. Davon ist indessen nicht die Rede: er behält vielmehr während des Hinblickens die zeitliche Stelle durchaus bei, die er innerhalb seines wahren Daseins inne hatte.[1]) Was dagegen in Wirklichkeit „schwächer" wird oder besser gesagt seine Funktionen weniger gut erfüllt, ist eben das „Hinblicken" auf den Knall: es nimmt in der Tat in einer eigentümlichen Weise graduell ab, bis es schließlich zu einer bloßen Disposition verflüchtigt ist, nämlich zu einer Disposition zu einem künftigen Hinblicken, zu einem künftigen und nunmehr reproduzierten intentionalen Akt mit identisch gebliebenem Aktstoff und also auch Gegenstand. Der Gegenstand kommt mir in zunehmendem Grade unvollkommen zum Bewußtsein. Er zeigt sich mir infolge herabgesetzter Bewußtheit wie durch einen Schleier verdeckt: man könnte geradezu von einem psychischen Schleier reden. Und man sieht sofort, daß hier wieder eine doppelte Einstellung möglich ist. Zunächst läßt sich das ganze „verschleiert" vor mir stehende Gebilde als Normgegenstand nehmen: ich richte in psychologischer Einstellung meine Aufmerksamkeit auf das so gegebene Gesamtgebilde; dieses ist dann, wie bekannt genug, außerordentlich schwer festzuhalten, kann aber abgesehen davon recht wohl deutlich sein. Oder aber ich nehme, wie das der normalen Einstellung entspricht, den erinnerten Gegenstand selbst als Norm, richte meine Aufmerksamkeit auf ihn, dann ist dieser mehr oder minder undeutlich: seine vollkommene Vermittlung ist durch den „psychischen Schleier" gehemmt, ich habe, soweit ich überhaupt Anschauliches habe, ein undeutliches „Erinnerungsbild".

Nun kann aber auch bei Fortdauer der zuletzt erwähnten Einstellung gleichsam der Schleier entfernt werden, dann erhöht sich die Deutlichkeit des erinnerten (und analog überhaupt vor-

[1]) Vgl. hiezu meine Schrift: Die phänomenale Sphäre und das reale Bewußtsein, 1912, S. 32 ff.

Digitized by Google

gestellten) Gegenstandes. Für diese Art psychischen Geschehens kann sehr zweckmäßig der Ausdruck „Erhöhung des Bewußtseinsgrades" verwendet werden: und sie pflegt man nun ebenfalls „Aufmerksamkeit" zu nennen: das Erinnerte wird „deutlicher", wenn ich meine Aufmerksamkeit darauf richte. Daß diese Bedeutung des Wortes „Aufmerksamkeit" eine vollkommen andere ist als die bisherige, bedarf keiner Erläuterung.

Zum Schluß sei noch auf zwei Begriffe hingewiesen, welche leicht mit dem der Deutlichkeit verwechselt werden können.

Oft nennt man das von seiner Umgebung Abgegrenzte deutlich, das Verschwommene undeutlich. Berechtigt ist das nur dann, wenn ich im Sinne der Einstellung des täglichen Lebens von vornherein nur das Abgegrenzte als Normgegenstand gelten lasse; selbstverständlich brauche ich das aber nicht: der verschwommene, höchst unscharf abgegrenzte blasse Klex auf dem Löschblatt vor mir ist als solcher vollkommen deutlich.

Ebensowenig ist „deutlich" dasselbe wie „eindringlich". Eindringlichkeit können wir in freiem Anschluß an G. E. Müller, der zuerst auf sie hingewiesen,[1]) als die Eigentümlichkeit eines gegebenen Gegenstandes auffassen, in mehr oder minder hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.[2]) Die Schwierigkeit dieses Begriffes besteht darin, daß er kraft seiner Definition an den zahlreichen Äquivokationen des Wortes Aufmerksamkeit teilnimmt. Seine Erörterung wird daher nur im Anschluß an eine solche des gesamten Aufmerksamkeitsproblems zu ermöglichen sein und würde also hier zu weit führen.

XII. Die Aktform (Fortsetzung).

B. Aktform im eigentlichen Sinne: Wahrnehmung und Vorstellung.

§ 75. Wahrnehmung nicht durch den Reiz bestimmt.

Wir wenden uns nunmehr der Aktform im eigentlichen Sinne zu. Meist pflegt man über die besondere Art des Unterschiedes von Wahrnehmen und bloßem Vorstellen, wenn man ihn überhaupt anerkennt, nicht viel Worte zu machen. Man hebt in der Regel nur hervor, ob man ihn als graduellen oder prinzipiellen betrachtet, und fügt höchstens noch diese oder jene vage Charakteristik hinzu, die meist sofort versagt, sobald es in einem konkreten Einzelfalle zu entscheiden galt, ob Wahrnehmung vorgelegen habe oder bloße Vorstellung.

[1]) Zeitschr. f. Psych., Bd. 10, S. 25 ff. M. nennt Eindringlichkeit „die Macht, mit welcher die Sinneseindrücke unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen" (a. a. O. S. 26).

[2]) Auch H. Volkelt unterscheidet Deutlichkeit und Abgegrenztheit a. a. O. S. 75.

Digitized by Google

Besonders bedenklich machte sich hier auch das eigentliche Unglück aller modernen Psychologie geltend, daß sie nämlich aus vorwiegend physiologischen Fragestellungen heraus geboren wurde. Den Physiologen interessieren vor allem die „Reize"; sie fallen als Gegenstände und Vorgänge der realen Außenwelt ganz und gar in sein spezifisches Forschungsgebiet. Freilich, wenn er sich mit allen Eigentümlichkeiten der Reize befassen will — und dazu ist er natürlich auch als Physiologe genötigt —, muß er auch jene Besonderheit hervorheben, die darin besteht, daß Reize unter Umständen bewußtseinsmäßig gegebene Gebilde (ich sage absichtlich nicht Bewußtseinsvorgänge) hervorrufen können. Er nennt nun dergleichen Gebilde, sofern sie den Reizen unmittelbar entsprechen, kurzerhand Empfindungen und es ist ihm von seinem Standpunkte aus gleichgültig, daß er damit Dinge zusammenwirft, die phänomenologisch so heterogen sind wie möglich.

Und doch sind die Reste dieser physiologisierenden Auffassung auch innerhalb der modernen Psychologie heute bei weitem noch nicht beseitigt: ja, der Forscher, der in Hinsicht auf andere Problemstellungen mit das Bedeutendste dazu beigetragen hat, die Psychologie aus dem Banne der Physiologie zu befreien, Wilhelm Wundt nämlich, versagt in der Frage der phänomenologischen Scheidung von Empfindungs- und Wahrnehmungsvorgängen einer- und Vorstellungen andrerseits so gut wie vollständig.[1])

Aber gerade Wundt hat einen höchst fruchtbaren psychologischen Begriff ausgebildet, der fast nach einer solchen Scheidung drängt, ja erst auf Grund ihrer in seiner fundamentalen Wichtigkeit wird allgemein eingesehen werden können. Ich meine den Begriff der simultanen Assoziationen und besonders der „Assimilationen". Allerdings wird es dabei geschehen, wie es nun einmal in der Wissenschaft leicht zu geschehen pflegt: gerade die Vertiefung eines Begriffes führt häufig zu einer Verwerfung der ursprünglichen Formulierung, in der er bei seinem Urheber auftritt. Besser gesagt: Die Vertiefung der durch den Begriff gefaßten Sache führt zu einer Umgestaltung der begrifflichen Fassung selbst. Am allerwenigsten werden wir uns dabei der Wundtschen Trennung von „Assimilation" und „Komplikation" anschließen: denn sie trägt ganz unnötigerweise eine Beziehung zu den Sinnesgebieten in die Fragen hinein und ist also letzten Endes physiologischer Art.[2])

Wir also nehmen vorbehaltlich späterer Erörterungen zunächst

---

[1]) Vgl. dazu F. Krueger, „Über Entwicklungspsychologie" in den oben S. 177 zitierten Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, Bd. 1, S. 72 f.

[2]) Daß sich der Unterschied von Assimilationen und Komplikationen nicht aufrechterhalten läßt, hat zuerst H. Maier hervorgehoben. Vgl. Psychologie des emotionalen Denkens, 1908, S. 114.

Digitized by Google

als gesichert an, daß die prinzipielle Unterscheidung von Wahrnehmung und Vorstellung als solche zu Recht besteht,[1]) wobei wir unter Vorstellung natürlich nicht, wie das insbesondere in der Erkenntnistheorie üblich ist, die Gegenstandserfassung überhaupt verstehen, sondern die bloße Vorstellung, d. h. eben die Vorstellung in dem besonderen Sinne, in welchem sich von ihr als einem Gegensatze zur Wahrnehmung reden läßt. Vorstellungen sind uns in specie die Erinnerungs- (nebst Gedächtnis-) und die Phantasievorstellungen, die wir lieber gebundene und ungebundene Vorstellungen nennen möchten, da wir mit den Phantasievorstellungen nicht bloß solche meinen, bei denen irgendwie die „Phantasie" im Spiele ist, sondern einfach alle diejenigen, die sich nicht als Erinnerungs- (und Gedächtnis-)vorstellungen[2]) charakterisieren: für jeden, der Rom sich nur auf Grund von Beschreibungen vergegenwärtigen kann, bleibt diese Stadt etwas, das durch eine ungebundene Vorstellung gegeben ist.

§ 76. Ablehnung der „Konstanzannahme".

Die Gewinnung einer vollen phänomenologischen Klarheit über den Gegensatz von Wahrnehmung und Vorstellung scheint mir nun aus einem Grunde sehr wichtig zu sein, der sich aus folgenden Betrachtungen ergeben wird.

Max Scheler stellt in einem seiner Aufsätze die Behauptung auf, es ließe sich einem frohen Gesichte die Freude unmittelbar ansehen; ebenso der bittenden Gebärde unmittelbar die Bitte und so in ähnlichen Fällen.[3]) Die „Heiterkeit" des Himmels verbinden wir nicht — vorstellend — mit seinem Anblick, sondern nehmen sie unmittelbar wahr, ja es entspricht — wie mir aus persönlichen Gesprächen erinnerlich — durchaus den Anschauungen Schelers zu sagen, daß wir dem Wasser seine Kühle, dem Schnee die Kälte und dem Feuer die Glut unmittelbar wahrnehmungsmäßig ansehen und nicht etwa vorstellend mit ihm verbinden.

Wir möchten nun unter gewissen Kautelen, von denen noch die Rede sein wird, dieser Anschauung zustimmen. Es gibt einen Sinn des Wortes „Wahrnehmung", der geradezu fordert, das Erlebnis, das wir haben, wenn wir die Heiterkeit, die am Himmel, in einer Landschaft oder in einem menschlichen Gesicht zur Geltung kommt, „sehen", ein Wahrnehmungserlebnis zu

---

[1]) Die historischen Voraussetzungen dieses unseres Standpunktes sind von Th. Conrad in den Münchener Philosophischen Abhandlungen (1911, S. 51 ff.) gut und klar dargestellt.

[2]) Beides ist nicht dasselbe, vgl. darüber A. Gallinger, Zur Grundlegung einer Lehre von der Erinnerung, 1914, S. 11 ff.

[3]) Über Selbsttäuschungen, Zeitschr. f. Pathopsychologie, I, S. 147; desgl. in Abhandlungen und Aufsätze. Leipzig 1915. II. S. 140.

Digitized by Google

nennen — es ist uns (genauer und vorsichtiger gesprochen) dergleichen in der Weise einer Wahrnehmung gegeben.

Analog scheint es sich auch in diesem Falle zu verhalten: bei Gelegenheit eines tachistoskopischen Versuches ist ein verstümmeltes Wort exponiert; gleichwohl wird es von mir zu einem vollen Worte ergänzt. Dann kann die Sachlage durchaus so sein, daß das ergänzte Wort mir in der Weise einer Wahrnehmung gegeben ist; nicht aber verknüpfe ich den Torso des wahrgenommenen Wortes mit ergänzenden Vorstellungsresten: und es entspricht gerade dieses Verhalten durchaus dem normalen Typus des Versuches.

Indessen man wird hier doch wohl fragen, ob diese Auffassung nicht zu Konsequenzen führt, die einigermaßen ans Absurde grenzen. Wenn ich dem Schnee seine Kälte ansehe, dann doch gewiß auch dem Samt seine Weichheit: aber warum nicht auch dem Zucker seine Süßigkeit, dem Essig seine Säure, dem Pfeffer seine Bitterkeit? Das sind Mißdeutungen, wird man sagen. Aber wieso? Mir wenigstens scheint die Schelersche Meinung keine Bürgschaften zu enthalten, die sie vor solchen Mißdeutungen schützt. Oder sind es keine solchen? Dann wäre doch hier die Ansicht der im Sinne Schelers „phänomenologisch" orientierten Forscher keineswegs einheitlich. Denn W. Schapp bestreitet in seinen „Beiträgen zur Phänomenologie der Wahrnehmung" ganz ausdrücklich die angeführten Sätze[1]) „am Zucker sehen wir nicht seine Süßigkeit . . . ., wenn wir ihn auch noch so genau betrachten, noch so sehr ihn in seinen Umwandlungen, die sich vor unseren Augen vollziehen können, verfolgen".

Für den Psychologen der alten Schule werden hier kaum Schwierigkeiten bestehen. Für ihn ist die Angelegenheit eine rein empirische und experimentelle. Denken wir zuerst an die Darbietung des verstümmelten Wortes im Tachistoskop. Eben weil das Wort verstümmelt ist, muß es normalerweise auch verstümmelt erfaßt werden. Tatsächlich ist nun aber, wie das Experiment beweist, ein vollständiges Wort erfaßt: es liegt also ein Mehr vor gegenüber dem Dargebotenen. Da nun für die Erfassung dieses Dargebotenen das Wort Wahrnehmung verwendet zu werden pflegt, so muß notwendig das „Hinzuergänzte" und offenbar aus früheren Erfahrungen Stammende anders bezeichnet werden, etwa als „reproduziert", als „gedächtnis-", vielleicht auch „erinnerungsmäßig" gegeben, als „assoziativ", schließlich allgemein als „bloß vorgestellt".

Nicht minder deutlich tritt dieser Sachverhalt in den anderen Beispielen hervor. Die Gebärde als bloßes räumliches Etwas betrachtet ist keinesfalls „heiter", die Süßigkeit des Zuckers wird nur mit der Zunge, die Kühle des Wasser jedenfalls nicht mit

[1]) A. a. O. (Halle 1910) S. 24 f.

Digitized by Google

dem Auge wahrgenommen. Folglich kann sie, wenn ich sie gleichwohl beim Sehen vorfinde, die eigentlich dazu notwendigen „Wahrnehmungen" aber nicht erlebe, nicht in der Weise der Wahrnehmung gegeben sein: sie ist reproduktiv — also in der Weise der Vorstellung — hinzuergänzt.

Die Gegner dieser Auffassung sagen nun, daß dies eine gänzlich hypothetische Voraussetzung enthalte: daß nämlich „reproduktive" Faktoren, Nachwirkungen früherer Erfahrungen, in den fraglichen Fällen wirklich aufzeigbar vorhanden seien, dafür fehle jeder Beweis. Wollte man aber behaupten, sie seien bloß indirekt erschlossen, so würde das erst recht nicht weiter führen: denn nicht um indirekt Erschlossenes handele es sich offenbar, sondern um unmittelbar Gegebenes. Die heitere Gebärde ist als solche heiter und darum wird, wenn sie nur eben überhaupt wahrgenommen wird, auch ihre Heiterkeit mit wahrgenommen. Und auch in den anderen Fällen erleben wir nichts von Reproduktion, nichts, das irgendwie mit Erinnerungs- oder Gedächtnisvorstellungen eine Ähnlichkeit hätte, sondern wir erleben einzig und allein und mit aller wünschenswerten Deutlichkeit nur das eine: daß nämlich das ganze Gebilde uns in der Weise der Wahrnehmung gegeben ist.

Und dieser letzte Umstand führt nun in der Tat weiter: es muß vor allem gefragt werden: liegt in dem betreffenden Falle Wahrnehmung vor oder etwa etwas anderes? Ob sich dabei frühere Erfahrungen in Gestalt von assoziativen Einwirkungen geltend machen oder nicht — das ist zunächst unwesentlich: es könnte vielleicht so sein, ohne daß deshalb das Gegebene aufhören müßte wahrnehmungsmäßig vorzuliegen. Denn es ist eben psychologisch eine ganz verkehrte Fassung des Wahrnehmungsbegriffs, wenn man nur da von Wahrnehmungen redet, wo dem Wahrgenommenen „objektive", d. h. in der realen Außenwelt vorhandene Gegenstände oder gar „Reize" korrelat sind.

Es ist das Verdienst Wolfgang Köhlers, diese wichtige Tatsache sehr entschieden hervorgehoben zu haben.[1])

Wir können wieder an unser Beispiel vom Tachistoskop anknüpfen. Exponiert sei irgendein Komplex von Zeichen und Buchstaben, sagen wir etwa „Arm"; bei genügend kurzer Darbietung aber sieht der Beobachter vollkommen wahrnehmungsmäßig statt dessen „Arm". Es ist klar, daß es hier das psychologisch einzig und allein Geforderte ist, zu sagen, es sei eben der Zeichenkomplex „Arm" tatsächlich in der Weise einer Wahrnehmung gegeben gewesen. Namentlich unter Voraussetzung des oben angedeuteten wichtigen Wahrnehmungsbegriffs, von dem noch genauer die Rede sein wird, kann darüber kein Zweifel sein. Wer dagegen behauptet, in dem fraglichen Akte sei von dem Komplexe nur A und m eigentlich wahrnehmungsmäßig ge-

[1]) A. a. O. S. 216 (Zeitschr. f. Psych., Bd. 66).

Digitized by Google

geben gewesen, das r sei bloß „vorgestellt“ worden, und dabei von einer Urteilstäuschung fabelt, der fälscht um einer Theorie willen den unmittelbar vorliegenden Tatbestand. Weil unter „normalen“ Bedingungen zu „Reizen“ bestimmter Art Wahrnehmungen bestimmter Art gehören, nimmt man eine solche Konstanz auch da an, wo die unmittelbare Beobachtung zu einem anderen Ergebnis führen müßte, und spricht, um Theorie und Beobachtung gegeneinander auszugleichen, von „Urteilstäuschungen“ u. dgl. Man macht m. a. W. die „Konstanzannahme“, wie sie Wolfgang Köhler genannt hat.[1])

Die Konstanzannahme würde nun in unserem Falle in der Tat ergeben, daß nur ein Wort-Torso wahrgenommen wäre. Ob sich auch die übrigen Fälle dementsprechend interpretieren lassen? Möglich ist dies in der Tat. Z. B. ließe sich sagen: weil ich unter „normalen“ Umständen und in den einfachen Fällen der künstlichen Analyse des Laboratoriums Gegenstände, die für die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise körperliche Formen und Linien sind, auch als bloße Formen und Linien wahrnehme, deshalb schließe ich, es müßten nun immer, wo für die naturwissenschaftliche Betrachtung bloße Formen und Linien vorliegen, auch nur Formen und Linien wahrgenommen werden. So gelange man denn zu der falschen Konsequenz, daß die Heiterkeit eines Gesichtes unmöglich wahrgenommen werden könne. Ähnliches würde dann auch von der Kühle des Wassers, der Glut des Feuers, der Trübseligkeit einer Novemberlandschaft u. dgl. zu gelten haben. Gibt man aber die Konstanzannahme auf, so folgt gerade das Gegenteil: die Behauptung, es ließe sich dem Schnee und dem Wasser die Kühle unter keinen Umständen wirklich wahrnehmend „ansehen“, entpuppt sich am Ende als ein bloßes theoretisches Vorurteil.

Indessen zu einer restlosen Klarheit gelangen wir auf diesem Wege doch noch nicht. Wir haben ja im Grunde nur etwas Negatives gewonnen: daß nämlich die Konstanzannahme jedenfalls nicht zutrifft. Wir dürfen etwas nicht deshalb als bloß vorgestellt oder in der Weise bloß reproduktiver Faktoren vorhanden betrachten, weil es keinen ihm zugehörigen Reiz gegeben hat; das Wahrgenommene ist nicht das Reizkorrelative: was aber ist es dann? was ist es, wenn wir -- wie wir das ja nach Köhler müssen, da es Wahrnehmungen ohne entsprechende Reize gibt — von den Reizen gänzlich absehen, also bei rein immanenter Betrachtungsweise?

Vielleicht antwortet man: das ergibt die Beobachtung von Fall zu Fall. Das ist natürlich richtig, schließt aber nicht aus, sondern erfordert vielmehr, daß ich mit dem Worte Wahrnehmung einen klaren und völlig eindeutigen Sinn verbinde; denn nur

[1]) Der Sache nach geht die Ablehnung der „Konstanzannahme“ auf F. Krueger zurück. Vgl. Psych. Stud. 2, 1907, S. 210.

Digitized by Google

dann bin ich sicher, bei meinen Beobachtungen nicht u. U. ganz Verschiedenartiges zu vermengen.

Verzichte ich bloß auf die Konstanzannahme, so beraube ich mich nur eines — freilich falschen — Wahrnehmungskriteriums, setze aber kein anderes an seine Stelle. Denn es ist offenbar nichts als ein anderer Ausdruck für dieses Verzichten auf die Konstanzannahme, wenn gesagt wird: Wahrnehmung ist nicht durch die Zugehörigkeit zu gewissen Reizen definiert, sondern allein durch den unmittelbaren Eindruck der spezifisch wahrnehmungsmäßigen Gegebenheit. Der Verzicht auf die Konstanzannahme bedeutet eben den Verzicht auf die physiologisierende Betrachtungsweise und den Übergang zur rein „immanenten" und liegt also ganz und gar in der Richtung auch unseres methodischen Vorgehens. Ja für den hier vertretenen Standpunkt erscheint die Konstanzannahme von vornherein ganz unverständlich: denn da die Reize und die ganze Welt der Physiologie und Physik außerhalb des von uns als „außerphysisch" oder im erweiterten Sinne „psychologisch" abgegrenzten Forschungsgebietes[1]) liegen, können wir zwar daran denken, die Beziehungen zu den Reizen als Kriterien für die außenweltliche Realität, nicht aber als Wahrnehmungskriterien zu verwenden. Wir sind deshalb ganz im Sinne Köhlers darauf bedacht, das im Reizgebiet Vorliegende so streng wie möglich von dem in jenem erweiterten Sinne psychologisch genannten Gebiete zu scheiden. Wenn eine „weiße" Fläche bei Lampenlicht gelb erscheint, so sehen wir sie im echten und eigentlichen Sinne gelb, vielleicht unter veränderten Bedingungen auch weiß — wie wir sie aber auch sehen mögen, stets kommt als im strengen Sinne gesehen eben nur das Gesehene, d. h. das in der Weise einer visuellen Wahrnehmung Gegebene in Betracht, nicht aber das auf Grund der Konstanzannahme als dem zugehörigen Reiz entsprechend Betrachtete.

Genau so verhält es sich mit der wahrgenommenen Größe der Dinge, von der Köhler selbst redet:[2]) auch hier haben wir die dem Reiz zuliebe konstruierte „Netzhautgröße", die dem Sehwinkel oder dem gereizten Netzhautbezirk entspricht, nicht mit der visuell wahrgenommenen Größe zu verwechseln, die nicht etwa aus der angeblich primär gegebenen, aber unbemerkt gebliebenen „Netzhautgröße" durch Urteilstäuschungen entstanden gedacht werden kann. —

Alle diese Beispiele führen aber mit großer Eindringlichkeit auf die Frage nach dem rein phänomenologischen Kriterium der Wahrnehmung, also auf unser Problem. Vorher jedoch müssen wir noch einen sehr wichtigen Unterschied etwas genauer betrachten als bisher.

[1]) Vgl. oben § 50 S. 134.
[2]) A. a. O. S. 53.

Digitized by Google

§ 77. Unterschied von Reiz und intentionalem Außengegenstand.

Es wäre weit über das Ziel hinaus gegangen, wenn man die Beziehung zum Reizgebiet überhaupt für bedeutungslos für das Wahrnehmungsproblem erklären wollte.[1]) Bedeutungslos ist diese Beziehung nur für das unmittelbare Bewußtsein, das wir im Falle einer Wahrnehmung haben. Für den Wahrnehmungseindruck ist es gleichgültig, ob ihm ein Reiz zugehört und wie er beschaffen ist. Unter Wahrnehmungseindruck verstehen wir dabei zunächst das Bewußtseinsvorkommnis „Wahrnehmung", das mit Bezug auf einen seiner wesentlichen Bestandteile in unklarer Einseitigkeit oft auch einfach Empfindung genannt wird. Mit diesem Wahrnehmungs- und Empfindungserlebnis ist aber — wie wir wissen — stets und unter allen Umständen, wenn auch noch so abgeschwächt, zugleich als ihm „gekoppelt" ein Außengegenstand gegeben, der — wie wir ebenfalls wissen — nicht wirklich zu sein braucht und natürlich etwas ganz und gar anderes ist als der zugehörige Reiz, der ja eben ganz im Gegenteil stets wirklich sein muß.

Und wie gelangen wir nun von Wahrnehmung und wahrgenommenem Gegenstande aus zum Reiz? Auf demselben Wege, auf dem wir zur außengegenständlichen Wirklichkeit überhaupt gelangen.

Denken wir uns um der Klarheit unserer Untersuchung willen zunächst einen nicht-wirklichen (und natürlich individuellen) Außengegenstand, einen Lichtblitz, eine Kugel, einen leuchtenden Vollkreis oder was man sonst will. Ein solcher Gegenstand kann nun u. U. wahrgenommen werden. Ist dies in Wahrheit der Fall, so ist der zugehörige Wahrnehmungsvorgang natürlich seinerseits wirklich und wie alles Wirkliche in einen Kausalzusammenhang eingewoben oder — allgemeiner und zugleich vorsichtiger gesprochen — an bestimmte reale Bedingungen geknüpft.

Die Erfahrung zeigt nun, daß diese Bedingungen der realen Wahrnehmungsvorgänge nicht nur psychischer Natur sind, sondern auch physischer, daß m. a. W. jedes wahrnehmende Erlebnis, mag nun sein Gegenstand in der realen Außenwelt vorhanden sein oder nicht, mag es seinem Außenseinscharakter zum Trotz der Realität (Wirklichkeit) entbehren, daß jedes wahrnehmende Erlebnis an einen Vorgang in der realen Außenwelt[2]) geknüpft ist. Dieser Vorgang kann je nach dem bloß oder doch vorwiegend in physiologischen Prozessen des dem erlebenden Ich zugehörigen Leibes bestehen oder aber außerdem noch — wie es das Normale ist — in gewissen jenen physiologischen Prozessen mit relativer Konstanz zugeordneten physikalischen (oder physi-

---

[1]) Wie auch Köhler hervorhebt a. a. O. S. 63 A. 1.

[2]) Zur realen Außenwelt rechnen wir bekanntlich auch den Körper des Erlebenden.

Digitized by Google

kalisch-chemischen) Vorgängen der eigentlichen Außenwelt. Innerhalb dieses realen physiologisch-physikalischen Gebietes und innerhalb seiner allein dürfen die „Reize" gesucht werden.

Es ist im Grunde eine banale — wenn auch leider oft nicht genügend beachtete[1]) — Selbstverständlichkeit, daß Reize nicht als solche wahrgenommen werden können; es ist ganz sinnlos, das zu behaupten: wenn ich Rot wahrnehme, nehme ich weder nervöse oder sonstige physiologische, noch gar — in der physikalischen Außenwelt — elektromagnetische Vorgänge wahr, sondern ich nehme eben lediglich das Rot wahr: ich habe damit also auch eine Rotempfindung, welche Empfindung veranlaßt ist durch irgendwelche Reize, die dem Empfindenden vielleicht überhaupt unbekannt sind, ganz gewiß ihm aber, während und sofern er die Empfindung hat, nicht zum Bewußtsein zu kommen brauchen und ihm in ihrem jeweiligen Reizcharakter auch ganz gewiß nicht zum Bewußtsein kommen.

Man darf keinesfalls den Reiz mit dem Gegenstande verwechseln. Wir wissen, daß der Empfindung (und dem gesamten Wahrnehmungserlebnis überhaupt) ein Gegenstand entspricht. Der Gegenstand ist in unserem Falle das Rot oder die rote Kugel: sie sollte in unserem Beispiel nicht-wirklich sein. Dann ist sie schon dadurch als etwas gekennzeichnet, das sowohl vom Wahrnehmungserlebnis (und also auch von der Empfindung) wie vom Reize verschieden ist. Denn das Wahrnehmungserlebnis (eines wirklichen Subjektes) ist ja notwendigerweise wirklich und nicht minder ist es natürlich seine Bedingung, der Reizvorgang.

§ 78. Doppelte Korrelation der Wahrnehmungserlebnisse.

Wir nannten früher[2]) den wahrgenommenen (und ebenso den vorgestellten) Gegenstand „mit dem Erlebnis gekoppelt". Wir wählten diesen etwas fremdartig klingenden Ausdruck, um das Wort „korrelativ" zu vermeiden: denn dieses ist in der Psychologie ausschließlich für die Zuordnung von Empfindung und Reiz gebräuchlich. Natürlich läßt sich der Begriff der Korrelation auch weiter fassen. Dann müßte in Hinsicht auf die Empfindungs- und Wahrnehmungserlebnisse von zwei völlig verschiedenen Arten von Korrelation gesprochen werden. Die erste wäre die schon besprochene zwischen dem — durch die Beziehung auf den spezifischen Gegenstand — so oder so gearteten Wahrnehmungserlebnis und diesem wahrgenommenen Gegenstande selbst; als zweite hätte die zwischen demselben Erlebnis und den zugehörigen Reizen zu gelten.

Die Tatsache nun, daß Reize nicht als solche wahrgenommen

---

[1]) Vgl. die späteren — gegen Koffka gerichteten — Bemerkungen S. 252 ff. u. bes. S. 265 ff.

[2]) § 61.

Digitized by Google

werden können, schließt nicht aus, daß u. U. wahrgenommene Außengegenstände als Reize in Frage kommen, wenn auch gewiß nicht als Reize für den Akt, durch den sie wahrgenommen werden. Dafür ist natürlich zunächst Voraussetzung, daß die wahrgenommenen Außengegenstände wirklich sind. Über Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit von Außengegenständen hat der Physiker und Naturforscher zu entscheiden: ihm verdanken wir die Einsicht, ihm haben wir aber auch die Verantwortung dafür zu überlassen, daß z. B. die Farben der Außengegenstände nicht wirklich sind oder in der wirklichen Außenwelt nicht vorkommen. Aus diesem Grunde eben dürfen niemals Farben als Reize im eigentlichen und echten Sinne[1]) bezeichnet werden: sie gehören von vornherein dem Gebiete nicht an, das allein als dasjenige der Reize gelten darf, nämlich dem des realen physikalischen und physiologischen kausalen Geschehens.

Sehe ich eine rote Kugel, so sehe ich ganz gewiß keinen Reiz. Das Rot der Kugel ist nicht wirklich, die Kugel ohne das Rot könnte es u. U. sein: darum besteht auch die Möglichkeit, daß sie gelegentlich als Reiz auftritt. Trotzdem ist es auch hier irrig zu sagen. ich nehme den zu meinem jetzigen Wahrnehmungsprozeß gehörigen Reiz wahr, wenn ich die Kugel wahrnehme. Die Kugel ist ursächlich beteiligt an einem physikalisch-physiologischen Geschehen, mit dessen letzter oder doch späterer Phase das Empfindungs- und Wahrnehmungserlebnis entweder zusammenfällt oder — bei parallelistischer Hypothese — parallel ist. Das wahrnehmende Erfassen der Kugel und also auch die durch es gegebene Kugel selbst kann daher unter keinen Umständen eben diesem wahrnehmenden Erfassen vorangehen, dagegen die Kugel als der das Erfassen letzten Endes auslösende Reiz muß ihm ebenso notwendig vorangehen: der jeweilige Reiz und der wahrgenommene Gegenstand können daher, obwohl sie eine und dieselbe Sache zu bezeichnen scheinen, nicht zusammenfallen oder identisch sein. Die untergehende Sonne, als wirkliche Sonne und in diesem Sinne als — partieller — physikalischer Reiz genommen, hat schon seit acht Minuten aufgehört, Lichtstrahlen auf die Erde zu senden, wenn der entsprechende intentionale Wahrnehmungsgegenstand „untergehende Sonne" erst gegeben zu sein beginnt.

Was sich hier in großem Maßstabe so schlagend als richtig erweist, verhält sich im Prinzip überall genau ebenso: die Begriffe — physikalischer — Reiz und wahrgenommener Gegenstand bezeichnen von Grund aus Verschiedenes. „Reiz" ist gegenüber einer Wahrnehmung immer etwas, das irgendwie an dem kausalen Vorgang beteiligt ist, der in dem physiologischen Prozeß seinen Abschluß findet, der die Wahrnehmung unmittelbar hervorruft,

[1]) Dieser Sinn ist stets physiologisch orientiert. Vgl. §§ 77 und 83 f.

Digitized by Google

der wahrgenommene Gegenstand dagegen hat, genommen als das im Moment der Wahrnehmung Gegebene, mit diesem kausalen Prozeß nichts zu tun.

§ 79. Instantane Zuordnung von intentionalem, sukzessive von realem Gegenstand und Akt. Ziehens Parallelgesetzlichkeit.

Die soeben festgestellten Beziehungen lassen sich auch folgendermaßen formulieren: Während die Beziehung zwischen dem realen Gegenstand (durch Vermittlung der „Reize" und Erregungsvorgänge) zum intentionalen Akt einen zeitlich verlaufenden Prozeß bedeutet, ist diejenige vom intentionalen Gegenstand zum selben Akt instantan: sie bedarf keiner zeitlichen Vermittlung. Die Lampe bewirkt mittels elektromagnetischer Strahlungsvorgänge und nervöse Prozesse schließlich einen physiologischen Zustand, mit dem in irgendeiner Weise ein intentionaler Akt Hand in Hand geht. Diesem Akt korrespondiert nun völlig gleichzeitig ohne jede Vermittlung kausaler Art der intentionale Gegenstand, der in diesem Falle mit dem entsprechenden realen, nur freilich in einer etwas anderen Zeitphase, „identisch" ist. Wird der Akt vernichtet, so ist damit sofort, d. h. ohne jeden zeitlichen Prozeß, auch die jeweils zugehörige Gegebenheit des Gegenstandes vernichtet. Findet der betreffende Sehakt nicht statt, so ist in derselben Zeit auch die durch diesen Akt gesehene Lampe für mich nicht mehr da. Das Schließen der Augen bedeutet einerseits das Aufhören eines kausalen Prozesses: die Reizung und mit ihr auch der Akt kommt nicht zustande. Durch das so bewirkte Fehlen des Aktes ist jedoch zugleich auch das Fehlen der Lampe, so wie sie jeweils dem Akt entsprechend gesehen werden muß, für das sehende Subjekt mitbedingt. Die visuelle Gegebenheit der Lampe für dieses Subjekt zu dieser Zeit ist an das Bestehen des Aktes gebunden. Diese Bindung ist aber, im Gegensatz zu der durch Reize vermittelten, eine instantane.

Wir können uns hier wieder des Spiegelgleichnisses mit Vorteil bedienen. Auch beim Spiegel müssen wir zweierlei unterscheiden: erstens den kausalen Prozeß, der schließlich zum Reflexvorgang führt, der auf der Spiegelfläche beginnt und im Auge des Beobachters (relativ) beendet ist, und sodann zweitens das Bild hinter der Spiegelfläche. Das Erscheinen dieses Bildes ist an das Bestehen des Reflexvorgangs genau so instantan geknüpft, wie dasjenige des intentionalen Gegenstandes an das Bestehen des Aktes. Die Zerstörung des Spiegels bewirkt kausal eine Zerstörung des Reflexvorgangs: mit diesem ist aber auch das Auftreten des Bildes hinter dem Spiegel unmöglich gemacht, ebenfalls nicht auf Grund kausaler Abhängigkeit und nicht vermittelt durch einen realen zeitlichen Prozeß, sondern instantan, zeitlos, mit der Geschwindigkeit ∞.

Digitized by Google

Es ist nun höchst bemerkenswert, daß dieses wichtige und für die intentionale Beziehung so überaus charakteristische Gesetz wenigstens in den wesentlichsten Punkten bereits von anderer Seite erkannt worden ist und zwar seltsamerweise von einem Forscher, der im übrigen die Intentionalität der Wahrnehmung leugnet, nämlich Th. Ziehen.

Er nennt die instantane, nicht-kausale Beziehung zwischen dem jeweiligen Zustande des Subjekts und dem zugeordneten Gegenstande die „Parallelgesetzlichkeit". Ich sage absichtlich „dem jeweiligen Zustande des Subiekts", weil Ziehen seinem eigentümlichen philosophischen Standpunkte gemäß alles, was wir als psychische Erlebnisse bezeichnen — Ichzuständlichkeiten —, überhaupt nicht kennt. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, bei ihm unsere Akte durch die ihnen entsprechenden physiologischen Vorgänge ersetzt zu finden. Abgesehen aber davon sowie von noch einigen anderen damit zusammenhängenden philosophischen Besonderheiten ist die von Ziehen hervorgehobene Gesetzlichkeit ganz die unsere: mit dem Wegfall auch des physiologischen „Seh"-Vorgangs ist genau gleichzeitig ohne kausale Vermittlung der gesehene Gegenstand in seiner jeweiligen Gegebenheit vernichtet: Veränderungen des Organs (O), die naturgesetzlich vor sich gehen, etwa Santoninvergiftung oder Zerstörung der einen Sehsphäre, führen zugleich ganz andersartige Veränderungen in der Gegebenheit der durch das Organ vermittelten Gegenstände (F und W) mit sich. „Diese Veränderungen und ihre Gesetze sind von den Kausalveränderungen und deren Gesetzen, den sog. Naturgesetzen s. str. wesentlich verschieden. Sie pflanzen sich nicht auf bestimmten Wegen mit bestimmter Geschwindigkeit und daher innerhalb bestimmter Zeit durch den Raum fort. Die Santoninvergiftung selbst, die Sehsphärenzerstörung selbst erfordert, wie alle Kausalveränderungen, eine bestimmte Zeit. Ist sie aber einmal in einem bestimmten Grade eingetreten, so tritt damit ohne Zwischenzeit, „instantan", und ohne Zwischenweg, „aviatisch" sofort die Veränderung von F und W, wie sie mir als Gignomene gegeben sind, ein. Mit einem bestimmten Zustand von O ist ein bestimmtes F und W unmittelbar gegeben."[1])

Man muß sagen, daß in Anbetracht der großen Kluft, die die hier vertretenen Anschauungen von denen Ziehens trennt,[2]) die

[1]) Th. Ziehen, Zum gegenwärtigen Stand der Erkenntnistheorie, 1914, S. 69. Vgl. die ausführlichere Darlegung: Erkenntnistheorie, 1913, S. 19 ff., 26, 237 ff.

[2]) Wie wir geht freilich auch Z. vom „Gegebenen" aus. Aber die Schwierigkeiten beginnen eben erst bei der Analyse dieses Gegebenen. Schon in seiner psychophysiologischen Erkenntnistheorie (1898) sagte Z.: „Nicht gegeben sind uns die Objekte, welche wir empfinden. Seit den Zeiten der Eleaten (Parmenides) widersprechen alle tieferen Denker der vorschnellen Meinung der Menge, wonach die sog. ‚wirklichen Dinge draußen' uns unmit-

Digitized by Google

Übereinstimmung nicht größer sein kann. Besonders wichtig ist dabei die ausdrückliche Anerkennung einer Gesetzmäßigkeit, die nicht Naturgesetzmäßigkeit ist. Ziehen braucht von hier aus nur wenige Schritte weiter zu gehen, um schließlich auch zu einem Verständnis unserer sinn- und gegenstandstheoretischen (eidetisch-phänomenologischen) Gesetze zu gelangen, die natürlich ebenfalls von jeder Art von Naturgesetzen scharf geschieden sind.[1])

§ 80. Verhältnis des Wahrgenommenen zur Wirklichkeit. Inadäquatheit.

Wir können von den Ergebnissen unserer bisherigen Untersuchungen jetzt eine wichtige Anwendung machen. Sie betrifft zunächst die Trugwahrnehmungen.

Eine Trugwahrnehmung liegt nämlich für uns einfach dann vor, wenn der ihr zugehörige Gegenstand nicht wirklich ist.[2])

---

telbar gegeben wären." Gewiß! die wirklichen Dinge draußen sind uns nicht gegeben, wohl aber die „Dinge" draußen, richtiger die Außengegenstände. Nicht darin besteht der Irrtum der naiven Meinung, daß sie fälschlich die Dinge für gegeben, sondern darin, daß sie die gegebenen Dinge unkritisch für wirklich hält. Früher nannte Ziehen das Gegebene Empfindungen und Vorstellungen (a. a. O. S. 2), heute vorsichtiger „Gignomene" (Erkenntnisth. S. 2): leider aber fließen bei ihrer Charakteristik ganz in der üblichen Weise psychologische und außerpsychologische Gesichtspunkte unkritisch zusammen. Dahin gehört schon die Scheidung in Empfindungs- und Vorstellungsgignomene (S. 5, 9 ff.), denn hier wird die (freilich ebenfalls gegebene) psychische Aktform nicht von dem außerpsychischen, rein außengegenständlichen Bestande geschieden. Noch deutlicher wird die Vermengung, wenn gar behauptet wird, daß die einen von den anderen „stammen" (S. 5). Das ist Psychologismus. Ferner ist durch Verwendung des Reizbegriffes zur Kennzeichnung der einen Gignomenengruppe (S. 10) der Standpunkt des Ausgehens vom Gegebenen durchbrochen. — Andererseits darf doch nicht verkannt werden, daß sich Z. durch die Hervorhebung der „Parallelbestandteile" unserem Standpunkte beträchtlich nähert. Wie diese mit unseren neutral gegebenen Gegenständen, weisen Z.s „Reduktionsbestandteile" mit unseren wirklichen Gegenständen eine gewisse Verwandtschaft auf. Jedenfalls ist Z. hier in sehr bemerkenswerter Weise über die Anschauungen Machs hinausgegangen.

[1]) Freilich dürfte die Eigenart solcher Gesetze gerade vom Ziehenschen Standpunkt aus nicht vollkommen evident zu machen sein. Einwände von der Art, wie Z. sie sich gelegentlich selbst macht (Erkenntnisth. S. 26), daß z. B. die Abhängigkeit der Veränderung des Schattens von der des Lichtes und diejenige der Parallelbestandteile von der der nervösen Organe völlig gleichartig, mithin beide kausaler Natur seien, scheinen mir nur dann völlig widerlegbar zu sein, wenn man mit uns von vornherein annimmt, daß im Falle der „Parallelveränderungen" Schichtenunabhängigkeit besteht: d. h. daß die zugeordnete Veränderung nicht wirklich zu sein braucht. Denn selbstverständlich kann zwischen Wirklichem und Nichtwirklichem keinerlei kausale Beziehung bestehen. Hat man den intentionalen Charakter der Relation eingesehen, so ist das ganz selbstverständlich. Wie nahe übrigens Z. trotzdem auch hier der Anerkennung der Intentionalität gekommen ist, zeigt sich besonders a. a. O. S. 299 ff., vgl. dazu oben § 21 S. 63 f.

[2]) Trugwahrnehmungen in diesem Sinne bezeichnen etwas Spe-

Digitized by Google

Gehört dieser Gegenstand dem Außensein an (oder betrifft er außengegenständliche oder auch nur außengegenständlich feststellbare Eigenschaften), so hat, wie gesagt, über seine Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit allein die Naturwissenschaft zu entscheiden.

Dabei braucht von physiologischen Tatbeständen, insonderheit von Reizen, von adäquater und inadäquater Reizung zunächst keine Rede zu sein. Das zeigen sofort die zeitlichen Trugwahrnehmungen. Ich nehme zwei Zeitstrecken wahr, die eine auf naturwissenschaftlichem Wege — d. h. durch die Uhr — als = 0,6, die andere auf demselben Wege als = 0,5 Sekunden festgestellt. Mir aber erscheinen beide Zeitstrecken als gleich lang: d. h. es kommt den wahrgenommenen Zeiten das Prädikat „einander gleich" zu, welches den auf vertrauenswürdigerem Wege festgestellten Zeiten nicht zukommt; beide können also nicht restlos identisch sein: die als wirklich wahrgenommene Zeit fällt nicht mit derjenigen zusammen, die ich für die wirkliche zu halten ein weit größeres Recht habe. Ich konstatiere also, daß der wahrgenommenen Zeit das Prädikat „wirklich" nicht zukommt. Meine Zeitwahrnehmung war trügerisch.

Dabei könnte der Gegenstand, der in der Wirklichkeit dem von mir wahrgenommenen Gegenstande entspricht oder nicht entspricht, auch ein reines Bewußtseinsgebilde sein, etwa ein Gefühlsverlauf.[1]) Will man hier ernstlich von Reizen reden?

Die allzu freigebige Verwendung des in seiner psychologischen Relevanz noch sehr wenig geklärten Reizbegriffes führt hier leicht dazu, über die eigentlichen Probleme hinwegzusehen. Für alle trügerischen Wahrnehmungen und Erlebnisse überhaupt

---

zielleres als täuschende, scheinbare Gegebenheiten. Es gibt Scheinbarkeiten, die mit dem Gegensatz wirklich-nichtwirklich gar nichts zu tun haben. So kann ich z. B. mit vollem Rechte sagen der Quotient $\frac{4}{8}$ scheint = 1 zu sein, ist scheinbar = 1; ich will damit sagen, daß ich, auch wenn ich noch so genau weiß, daß dies falsch ist, durch eine gewisse Eigenschaft des Quotienten gleichsam verführt werde, es dennoch für richtig zu halten. Allgemein heißt „A ist (bloß) scheinbar b" so viel wie „A hat die mich (oder andere) lediglich infolge eines aufdringlichen Eindrucks vorwiegend bestimmenden Kriterien für b (die aber als solche nicht entscheidend zu sein brauchen)". Der Anschein der Wirklichkeit oder die Wirklichkeitstäuschung ist dann ein bloßer Spezialfall dieser Scheinbarkeit.

Bei den später zu besprechenden, durch assimilative Wahrnehmung bedingten Täuschungen kommt zwar die Beziehung zur Wirklichkeit ebenfalls in Frage, spielt aber erst eine sekundäre Rolle. Vgl. § 95, bes. S. 235 ff. Die Frage nach dem Wesen des täuschenden Scheins ist bisher noch wenig geklärt. Am nächsten steht die hier entwickelte Auffassung wohl derjenigen M. Schelers in der S. 183 erwähnten Arbeit. Anschauungen, wie die von J. R. Kreibig (Zeitschr. f. Philos., Bd. 120, S. 197 ff.) entwickelten, scheinen sich mir heute nicht mehr aufrecht halten zu lassen. Vgl. auch H. Leyendecker, Zur Phänomenologie der Täuschungen I. Halle 1913.

[1]) Das steht freilich mit dem Prinzip der „Evidenz der inneren Wahrnehmung" in Widerspruch, nicht aber mit den Tatsachen. Vgl. dazu die wichtigen Bemerkungen bei Külpe, Die Realisierung 1912, S. 51 ff.

Digitized by Google

ist das letzthin Entscheidende allein ihr Verhältnis zur Wirklichkeit.

Das ist von fundamentaler Wichtigkeit. Solange man sich nämlich an den Reizprozessen orientiert oder zu orientieren glaubt, wird man immer dahin gelangen, in den Gesetzen eben dieser Reizprozesse und der an sie geknüpften Vorgänge die entscheidenden Normen für die Beurteilung der Vollkommenheiten und Mängel der Wahrnehmung zu erblicken, ohne zu sehen, daß die Auffindung dieser Gesetze ohne vorherige Kenntnis dessen, was in der Wahrnehmung als mangelhaft zu gelten hat, unmöglich ist. Genau das ist die Art die Dinge zu sehen, innerhalb deren auch die Konstanzannahme ihren Platz hat. Und genau so fehlerhaft wie diese ist die ganze Betrachtungsweise.

Nicht weil der mit dem Reiz anhebende physiologisch-psychologische Vorgang Anomalien aufweist, nenne ich das Wahrgenommene oder die Wahrnehmung falsch, trügerisch, inadäquat; sondern genau umgekehrt: weil das Wahrgenommene trügerisch ist, d. h. weil ihm das Prädikat wirklich nicht zukommt, müssen innerhalb jenes physiologisch-psychologischen Vorgangs Anomalien vorliegen. Nicht weil die visuellen Prozesse bei einem Menschen anomal verlaufen, nenne ich sein Sehen inadäquat, sondern weil sein Sehen in dem Sinne „inadäquat" ist, daß dem von ihm Gesehenen das Prädikat „wirklich" nicht zukommt (und er beispielsweise als Astigmat einen Strich sieht, der als solcher in Wirklichkeit nicht vorhanden ist), deswegen und primär nur deswegen darf ich behaupten, daß ein Sehvorgang Anomalien aufweist.

Es muß also erst immer der Nachweis da sein, daß dem Wahrgenommenen das Prädikat „wirklich" nicht zukommt, ehe ich von Anomalien reden darf. Niemals aber macht das Bestehen dieser Anomalien als solcher schon die Wahrnehmung zu einer fehlerhaften, trügerischen, inadäquaten. Oft genug heben sich ja mehrere antagonistische Anomalien in ihrer Wirkung gegenseitig auf (man denke im Sinne unseres Beispiels etwa an die Kompensation von Hornhaut- durch Linsenastigmatismus): in solchen Fällen ist die Anomalie eine mehrfache, die Wahrnehmung ist aber normal und muß normal genannt werden, da sie wirkliche Gegenstände vermittelt.[1])

Man wird doch nicht erwidern wollen, daß unser Standpunkt einen Zirkel enthalte? Wir gingen von einem fest bestehenden Wirklichen aus. Was aber das Wirkliche ist, das stellt in den meisten hier in Frage kommenden Fällen der Physiker fest. Zu diesen Feststellungen aber ist ein normales Funktionieren seines

[1]) Ein ähnliches Beispiel aus psychologischem Gebiet im Anschluß an die Versuche Katzs bei Koffka, Zeitschr. f. Psych., Bd. 73 S. 62. Die obigen Ausführungen beziehen sich z. T. auf die Kontroverse Koffka-Benussi und zeigen, daß sie den Standpunkt keines der beiden Forscher restlos teilen.

Digitized by Google

Sinnesapparates und seiner Wahrnehmungsvorgänge vorausgesetzt. Also beruhen die physikalischen Feststellungen, beruht zuletzt auch unsere gesamte Realitätsauffassung auf den physiologisch-psychologischen Gesetzen selbst.

Aber das ist doch selbstverständlich ein Trugschluß. Denn die Feststellungen des Physikers beruhen ja offenbar nicht (wie es der Schluß verlangen würde) auf jenen Reizungsgesetzen als ihren Prämissen, sondern sie setzen nur das Bestehen von realen Vorgängen, die ihnen unterstehen, voraus. Das ist aber natürlich etwas ganz anderes. In diesem Sinne würde z. B. auch die Mechanik die physikalische und physiologische Optik voraussetzen, da ja deren Gesetze größtenteils auf visuellem Wege festgestellt sind. Aber die allgemeine Meinung ist doch wohl, daß genau das Umgekehrte richtig ist. In demselben Sinne würde auch die Logik auf Psychologie beruhen.

Um dies einzusehen, brauche ich nur schlicht wiederzugeben, was tatsächlich geschieht, um eine Trugwahrnehmung zu entlarven. Jeder Unbefangene, der etwa eine ruhende Talbotsche Scheibe von roten und blauen Sektoren mit einer rotierenden von einheitlich violetter Färbung vergleicht, wird ohne weiteres die Färbung der rotierenden Scheibe für der Wirklichkeit weniger entsprechend erklären als die der ruhenden: er konstatiert also, daß die Rotation eine „Täuschung" hervorbringt. Aber er braucht dazu nicht das mindeste vom Talbotschen Gesetz u. dgl. zu wissen. Im Gegenteil: erst die Einsicht in die Besonderheit der wahrgenommenen Scheiben führt zur Aufstellung derartiger Gesetzmäßigkeiten.

§ 81. Relative Wirklichkeit des Wahrgenommenen. Wirklichkeitsstufen.

Das Beispiel von der Talbotschen Scheibe ist noch in einer anderen Hinsicht lehrreich. Es zeigt nämlich (das ja freilich im Grunde Selbstverständliche), daß es sich bei unseren Wirklichkeitsfeststellungen keineswegs um Feststellungen absoluter Wirklichkeit handelt. Nur darauf kommt es an, daß eine vergleichsweise größere Annäherung an das erreicht ist, was das Prädikat wirklich verdient. Die minder große Annäherung an die Wirklichkeit heißt dann gegenüber der größeren täuschend, irreführend oder trügerisch: die größere ist der geringeren gegenüber relativ wirklich.

Die Naturforschung stellt fest, daß ganz exakt genommen wirkliche Ebenen überhaupt nicht vorkommen: immer finden sich mikroskopische Abweichungen von der echten Ebene. Im allgemeinen begnügen wir uns indessen mit relativ dürftigen Annäherungen an die Ebene und nennen diese bereits wirklich. Wir setzen dabei eine gewisse Durchschnittsauffassung fest und nennen erst das unterhalb ihrer liegende täuschend. Doch ist das unwesentlich. Das Ideal ist die exakte Ebene und nach ihr messen

Digitized by Google

sich letzten Endes die Grade der Täuschung. Es ist durchaus korrekt, in völlig exaktem Sinne schließlich alle tatsächlich vorkommenden Wahrnehmungen als Täuschungen anzusehen; nur ist ein solcher Wortgebrauch unzweckmäßig, weil die Abweichung vom normalen Durchschnitt in der Regel unser ausschließliches Interesse beansprucht.

Trotzdem bleibt es dabei: wer von diesem Durchschnitt „nach oben" abweichen und etwa alle „Ebenen" als das wahrnehmen würde, was sie in der Wirklichkeit sind, von dem wird niemand darum behaupten wollen, daß er Täuschungen ausgesetzt sei. Die Abweichung vom Durchschnitt (und vom psychologisch Normalen) ist also keineswegs das Entscheidende.

Gar nicht wesentlich anders steht es mit den „sinnlichen" Qualitäten. Auch hier gibt es eine gradweise Annäherung an die Wirklichkeit. Freilich nehmen wir z. B. die physikalischen Eigenschaften, welche den Farben entsprechen, qualitativ völlig verändert wahr. Daß sich aber trotzdem aus diesen Qualitäten mehr oder minder richtige Schlüsse auf die physikalischen Eigenschaften ziehen lassen, beweist ja eben die Physik selbst, die doch auch von den wahrgenommenen Qualitäten ausgegangen ist.

Die bekannten Schwierigkeiten entstehen hier immer erst, wenn man irgend etwas verabsolutiert. Natürlich dürfen weder die Qualitäten der Physik noch die der naiven Auffassung als absolute Qualitäten der individuellen Gegenstände der realen Welt betrachtet werden. Wohl aber kann, wer die physikalisch-wissenschaftlichen und auch schon die vorwissenschaftlichen — über den unmittelbaren Eindruck hinausgehenden — Feststellungen über die Außenwelt überhaupt ernst nimmt und ohne Vorurteil interpretiert, nicht in Abrede stellen, daß sie in dem Maße, als sie für richtig, zugleich für größere Annäherungen an die Wirklichkeit gehalten werden als die Auffassungen, an deren Stelle sie treten: den gebrochenen Stab, den ich im Wasser sehe, halte ich (sofern ich nicht etwa spekulative Metaphysik treibe) ohne allen Zweifel für etwas der Wirklichkeit weniger Angenähertes als den entsprechenden geraden Stab, ich halte jenen für eine relativ größere Modifikation der eigentlichen Wirklichkeit als diesen: ich halte ihn dafür und die wohl begründete allgemeine Meinung, als deren Ausdruck ich schließlich die Physik und alle vom Wirklichen handelnden Wissenschaften ansehen muß, hält ihn mit mir ebenfalls dafür. Aus diesem Grunde darf ich im Sinne jener allgemeinen Meinung den geraden Stab für den relativ wirklichen Stab halten. Aus genau demselben Grunde halte ich die vom Farbentüchtigen gesehenen Farben für (relativ) wirklich gegenüber denen des Farbenblinden. Der Farbentüchtige kann auf Grund seiner Wahrnehmung auf die den Farben entsprechenden Eigenschaften der realen Welt richtigere Schlüsse ziehen als der Farbenblinde: seine Farbenwelt bedeutet ein relatives Mini-

Digitized by Google

mum von Modifikationen gegenüber den fraglichen physikalisch vorhandenen Eigenschaften.

Analog müssen sich überall Wirklichkeits-Stufen oder -Schichten ergeben. Die Farbe der stillstehenden Talbotschen Scheibe gehört einer höheren Wirklichkeitsschicht an als die der rotierenden; erscheint aber auf der Scheibe noch außerdem eine Kontrastfarbe, so ist (so paradox es klingt) die nach den bloßen Verschmelzungsgesetzen entstanden zu denkende individuelle Farbe[1]) ihr gegenüber relativ wirklich; würde endlich diese Kontrastfarbe später auf Grund einer Erinnerungstäuschung wiederum anders gegeben sein als primär, so ist jetzt die Kontrastfarbe die höhere Wirklichkeitsstufe usw. Immer entscheidet das einfache Prinzip, daß als relativ wirklich dasjenige anzusehen ist, was gegenüber dem zunächst Gegebenen die größere Annäherung an das bedeutet, was auf gute Gründe hin als das überhaupt erreichte relative Maximum von Annäherung an die Wirklichkeit zu gelten hat: dasjenige, in dem die wahrhafte oder absolute Wirklichkeit unseres Wissens relativ am wenigsten modifiziert vorliegt.

§ 82. Die physikalische Welt als Kriterium. Zurückweisung mißverständlicher Auffassungen.

Vielleicht sagt man: die Welt der Physik ist eine so vollkommen andere als die Welt unserer „Wahrnehmung", daß der Versuch, beide überhaupt zueinander in Beziehung zu setzen, von Anbeginn mißglücken muß. Aber: die Welt der Physik ist in Wahrheit so wenig eine andere als die wahrgenommene, wie die astronomische Sonne eine andere ist als die gesehene. Letzten Endes gerichtet sind wir in beiden Fällen auf ganz dieselbe Sonne, der wir nur auf Grund der bloßen Wahrnehmung Eigenschaften zuschreiben, die sie nicht hat. So ist auch die Welt der Ionen und Elektronen und der verschiedenartigsten Schwingungsvorgänge zuletzt doch die Welt, die wir wahrnehmen: beide sind dasselbe individuelle Etwas, räumlich und zeitlich als dasselbe einmalige „Dies" bestimmt, nur dort nach Möglichkeit befreit von allem Trügerischen und Widersprechenden, zu dem die bloße Wahrnehmung führt, hier voll von dergleichen.

Freilich ist nicht zu vergessen, daß dieses „Trügerische" zugleich biologisch von höchstem Vorteil ist. Indem wir die Gegenstände der Welt teilweise mit Eigenschaften versehen, die ihnen

[1]) Daß hier nicht etwa eine Unklarheit vorliegt, zeigen unsere früheren Ausführungen über Wirklichkeit (Abschn. VIII, S. 120 ff.). Eine Unklarheit kann nur finden, wer „wirklich" mit „gegeben" verwechselt. Wir gehen ja hier im Grunde nach ganz demselben Prinzip vor, nach dem wir uns auch berechtigt glauben, etwas, was wir überhaupt nicht sehen, sondern nur vorstellen (z. B. als hinter einer Wand befindlich), für wirklich, etwas Gesehenes dagegen für unwirklich zu halten.

Digitized by Google

nicht zukommen, sind wir zugleich imstande, sie innerhalb der uns biologisch nächstliegenden Zielsetzungen unvergleichlich sicherer und erfolgreicher unseren Zwecken zu unterwerfen, als es ohnedies möglich wäre — um freilich bei anderen Zielsetzungen auch desto sicherer im Stiche gelassen zu werden. Indem wir so aus der Fülle der wahrhaft vorhandenen Wirklichkeit auf mittelbarem Wege und sehr sporadisch nur dürftige Teile erfassen, erscheint doch das für gewisse Zwecke Erforderliche in unvergleichlicher Bestimmtheit und Übersichtlichkeit: Richtiges erscheint in verkehrter Form, aber zugleich durch diese verkehrte Form in hohem Maße praktisch verwertbar.

Das darf aber doch nicht hindern, sobald es sich lediglich um die Frage „wirklich oder nichtwirklich" handelt, allein die — nach bestem Wissen erforschte — physikalische Wirklichkeit und die größtmögliche Annäherung an sie maßgebend sein zu lassen. Daß wir z. B. aus komplizierten Schwingungsvorgängen (im Hinblick auf die tönenden Dinge, auf die wir biologisch eingestellt sind) einfachere Schwingungen isolieren und so das außenweltlich-real Vorhandene auch in dieser Richtung modifizieren, verträgt sich sehr wohl damit, daß wir — unter Voraussetzung aller dieser Modifikationen — bei der Entscheidung, ob ein bestimmter Ton in der Außenwelt (relativ) wirklich vorhanden oder etwa nur halluzinatorisch wahrgenommen war, letzten Endes an der Frage orientiert sein müssen, ob der Schwingungsvorgang, als dessen mögliches „Modifikationsminimum" der fragliche Ton anzusehen ist, sich als eine Komponente der physikalischen Gesamtschwingung herausstellt oder nicht.

Auch den Farben gegenüber macht sich die biologische Einstellung geltend: Es besteht eine eigentümliche Tendenz des Organismus des wahrnehmenden Subjekts, nach Möglichkeit die Dinge selbst zu erfassen und die den Umständen nach größte Annäherung an die eigentliche Wirklichkeit zu erreichen. Daher kommt es, daß z. B. das Talbotsche Gesetz nicht mehr gilt, wenn die Bedingungen so sind, daß ein Auseinanderhalten der verschmelzenden Farbflächen einigermaßen möglich wird, wenn sie sich nämlich nicht in derselben Ebene befinden, sondern die eine einen rotierenden Episkotister bildet, durch den hindurch man wie durch einen Schleier auf die andere blickt.[1])

Hierher gehören überhaupt alle die wichtigen Feststellungen, die Katz über die unwillkürliche (aber trotzdem „zentral") bedingte Berücksichtigung der Beleuchtungsfarbe gemacht hat.

Wir müssen hier aber hervorheben, daß das, was Katz die „eigentliche" (oder „wahre") und die „scheinbare" Farbe nennt, sich selbstverständlich nicht deckt mit unserer „wirklichen" und „nicht-wirklichen" Farbe. Es kann das wohl in einzelnen Fällen geschehen, braucht es aber gewiß nicht. Katz' Fragestellung ist

[1]) Katz, a. a. O. S. 146 ff.

Digitized by Google

eine vollkommen andere. Ihm ist gerade an dem unmittelbaren Eindruck der „Wirklichkeit“ (und „Nicht-Wirklichkeit“) gelegen, uns dagegen an dieser selbst. Für Katz wäre die violette Farbe einer „im Freien bei leicht bewölktem Himmel“[1]) rotierenden, in blaue und rote Sektoren geteilten Scheibe eine „eigentliche“ Farbe und keinesfalls bloß „scheinbar“. Für uns ist sie dagegen durchaus scheinbar, d. h. der Wirklichkeit ferner als die Sektorenfarbe. Für Katz ist die eigentliche Farbe dadurch bestimmt, daß wir sie unter bestimmten Umständen zu erfassen glauben; für unsere „wirkliche“ Farbe ist davon keine Rede: ebensowenig wie ein richtiges Quadrat oder eine wirkliche Ebene darum wirklich ist, weil wir sie unter bestimmten Umständen als etwas Wirkliches wahrnehmen, ebensowenig ist eine wirkliche Farbe darum wirklich, weil wir wahrnehmend den sei es auch noch so zwingenden Eindruck von ihrer Wirklichkeit haben. Entschiede der Wahrnehmungseindruck, so wäre in jeder Halluzination, im Eindruck des geknickten Stabes im Wasser und selbst in dem von der winkenden Dame im Panoptikum etwas ganz und gar Wirkliches erfaßt.

Ebensowenig ist der unmittelbare Eindruck der Scheinbarkeit für die echte Unwirklichkeit entscheidend. Es kann etwas deutlich den Eindruck des Scheinbaren machen und doch wirklich sein oder der Wirklichkeit sich in höherem Grade annähern als ein anderes: der vielleicht in dicken Farben aufgetragene „Schatten“ eines Gemäldes macht eben als Schatten den Eindruck der Scheinbarkeit und ist doch wirklich in unserem Sinne.

Auch die „physiologische“ Farbe — nach Katz —, die im wesentlichen durch sogenannte vollständige Reduktion gewonnen werden kann, läßt sich nicht mit unserer „wirklichen“ Farbe schlechthin gleichsetzen: das geht schon daraus hervor, daß Farben, die Katz gleichmäßig als physiologische bezeichnen würde, ganz verschiedenen Wirklichkeitsschichten angehören können (z. B. wieder die beiden Scheibenfarben). —

So notwendig nun die Forderung zu erheben ist, Wirklichkeitsstufen zu unterscheiden, die im Prinzip an der absoluten und also für die Außenwahrnehmung an der physikalischen Wirklichkeit zu orientieren sind, so wenig ist die Forschung bisher imstande, überall sicher zu entscheiden, welchen von mehreren wahrnehmungsmäßig gegebenen Gegenständen der höhere „Wirklichkeitsgrad“ zukommt. Es lassen sich ohne Zweifel Fälle anführen, in denen mit den zur Zeit vorliegenden Hilfsmitteln keine Entscheidung möglich ist und in denen man sich — wenigstens vorläufig — mit der willkürlichen Festsetzung von „Normalfällen“ begnügen muß. Das darf jedoch ebensowenig zu skeptischen

[1]) A. a. O. S. 90 ff.

Digitized by Google

Konsequenzen hinsichtlich der Möglichkeit der Statuierung der Wirklichkeit von wahrgenommenen Gegenständen überhaupt führen, wie die Tatsache, daß wir in der Physik außerstande sind, in allen Fällen sichere Wirklichkeitsfeststellungen zu machen, auf diesem Gebiet zu skeptischen Konsequenzen führen darf.[1])

Tatsächlich würde die konsequente Bestreitung unserer Ansicht, daß über die Frage „entspricht diese oder jene (Außen-) Wahrnehmung der Wirklichkeit?" zuletzt die Physik zu entscheiden hat, zum Aufgeben der gesichertsten Ergebnisse und der einwandfreiesten und zum Teil bedeutsamsten Problemstellungen der bisherigen Psychologie führen. Denn was sind die meisten Schwellenbestimmungen — in unserer Ausdrucksweise — anderes als Nachweise, daß nicht jedem außengegenständlich Gegebenen (und dabei als wirklich Erscheinenden) das Prädikat „wirklich" (oder „relativ wirklich") zukommt? Warum nennen wir eine gewisse Kälteempfindung paradox? Doch wohl nicht nur aus dem physiologischen Grunde, weil hier durch hohe Temperaturen Kältepunkte gereizt werden, sondern vielmehr zunächst, weil die als wirklich gegebene außengegenständliche Eigenschaft „kalt" sich nicht als (relativ) wirklich herausstellt, sondern durch ihr Gegenstück ersetzt ist. Und warum ist es zum mindesten ein so wichtiges Problem, zu fragen, weshalb ein und dasselbe „Grau" bald als Gelb, bald als Blau, bald als Grün und bald als Rot wahrgenommen wird? Doch offenbar nur, weil das eigentliche Grau der primären Wirklichkeitsstufe der Farben angehört, die übrigen Farben nicht; weil es sich m. a. W. unter den physikalischen Korrelateigenschaften der betreffenden Farben in dem fraglichen Falle allein wirklich vorfindet.

§ 83. Der Reizbegriff in der Psychologie.

Die letzten Bemerkungen führen unmittelbar zu einer Revision des innerhalb der Psychologie üblichen Reizbegriffes. Der konsequente Verzicht auf die Konstanzannahme zeitigt auch hier bedeutsame Folgen. Bisher pflegte man den physiologischen Tatbestand als festen Ausgangspunkt anzusehen: Ein Organismus liegt vor. Auf ihn wirkt in irgendeiner Weise ein „Reiz" ein. Die Folge dieser Einwirkung ist ein veränderter physiologischer Zustand und zuletzt eine Bewegungsreaktion. U. U. treten nun zwischen Reiz und Reaktion Bewußtseinsvorgänge auf: ihr erstes, dem Reiz primär zugeordnetes Glied ist die Empfindung. Die Empfindung ist durch den Reiz definiert.

Der Verzicht auf die Konstanzannahme macht, wie wir wissen, eine solche Definition unmöglich. Diese führt aber außerdem noch

---

[1]) K. Koffka, der mehrere solche Fälle anführt, scheint zu solchen skeptischen Konsequenzen zu neigen, wenn er sich auch nur gegen die alte Reiz-Empfindungstheorie wendet (a. a. O. S. 62 ff.).

Digitized by Google

dadurch auf Schwierigkeiten, daß sie einen auf die Physiologie zugeschnittenen Reizbegriff ohne weiteres für die ganz andersartigen Bedürfnisse der Psychologie verwendet. Für die Physiologie ist ein Reiz „jede Veränderung in den äußeren Lebensbedingungen" „eines abgegrenzt gedachten lebendigen Systems":[1]) es ist aber in keiner Weise unmittelbar zu verstehen, weshalb dergleichen Veränderungen ein bestimmter, in sich selbst eigenartig abgegrenzter psychischer Vorgang zugeordnet sein sollte, eben die Empfindung oder richtiger „Außenwahrnehmung". Dazu kommt noch, daß auch der physiologische Reizbegriff selbst keineswegs von Schwierigkeiten frei ist. M. Verworn, der diesen Begriff neuerdings einer besonders eingehenden Analyse unterworfen hat,[2]) mißt seiner eigenen, eben angeführten Definition nur einen praktischen Arbeitswert bei, vor allem deswegen, weil die Grenze zwischen äußeren und inneren Lebensbedingungen, die sie voraussetzt und die der Autor vorher ausführlich erörtert hat, keineswegs eine feste ist.

Unter diesen Umständen scheint es zweckmäßiger, von vornherein von der Empfindung auszugehen und den Reiz speziell im Hinblick auf sie zu definieren. Ohne Zweifel kann dem psychologisch in Betracht kommenden Reizbegriff auf diese Weise größere Bestimmtheit gegeben werden.

In der Tat sind Fechner[3]) und Wundt in dieser Weise vorgegangen. „Die Entstehung der Empfindungen — sagt Wundt[4]) — ist, wie uns die physiologische Erfahrung lehrt, regelmäßig an gewisse physische Vorgänge gebunden, die teils in der unseren Körper umgebenden Außenwelt, teils in bestimmten Körperorganen ihren Ursprung haben, und die wir .... als die Sinnesreize oder Empfindungsreize bezeichnen. Besteht der Reiz in einem Vorgang der Außenwelt, so nennen wir ihn einen physikalischen; besteht er in einem Vorgang in unserem eigenen Körper, so nennen wir ihn einen physiologischen. Die physiologischen Reize lassen sich dann wieder in periphere und zentrale unterscheiden, je nachdem sie in Vorgängen in den verschiedenen Körperorganen außerhalb des Gehirns oder in solchen im Gehirn selbst bestehen." Von ihnen ist aber „der zentrale Reiz der einzige, der konstant die Empfindung begleitet": er ist allein vorhanden, wenn wir uns z. B. „an einen früher gehabten Lichteindruck erinnern".

Man sieht: Wundt hebt zum Schluß die spezifische Orientierung des Reizes an der Empfindung selbst wieder auf, indem er auch dem physiologischen Begleitprozeß eines offenbaren Er-

---

[1]) Verworn, Erregung und Lähmung 1914. S. 32.
[2]) A. a. O. S. 16 ff.
[3]) Elem. d. Psychophysik. 1860. S. 17.
[4]) Grundriß d. Psych. 1907[6]. S. 45; in den Grundz. d. physiol. Psych. schließt sich Wundt an den physiol. Reizbegriff an. Vgl. daselbst Bd. I[6], S. 92.

Digitized by Google

innerungsaktes diesen Namen gibt. Konsequenterweise könnte dann aber keinem solchen physiologischen Begleitprozeß der Titel „Reiz" verweigert werden und man müßte von Reizen für Gefühle, Abstraktionsvorgänge, Urteile und Gedanken reden. Das dürfte aber doch ein bedenklich weiter Reizbegriff sein.

Konsequenter als bei Wundt ist die Orientierung an der Empfindung in folgender von Höfler herrührenden Definition festgehalten. Höffer sagt: „Wir nennen einen physikalischen Vorgang (z. B. Luft-, Ätherschwingungen) den physikalischen Reiz (äußeren Reiz), insoferne er Ursache eines physiologischen Vorganges (z. B. am peripheren Ende des Hör-, Sehnerven und von hier bis zu ihrer zentralen Endigung) wird. Insoferne dieser physiologische Vorgang seinerseits wieder die Ursache eines psychischen, nämlich eines Empfindungsvorgangs (z. B. Hören eines Klanges, Sehen einer Farbe) wird, nennen wir ihn physiologischen Reiz (inneren Reiz)."[1])

Hier macht nun der Begriff des physiologischen Reizes noch eine gewisse Schwierigkeit. Denn als physiologischer Reiz ist nach dieser Definition doch wohl nicht bloß der physiologische Zustand eines Organismus aufzufassen, der von einem physikalischen Reiz verursacht ist — dann dürfte es ja in offenkundigem Widerspruch mit den Tatsachen keine Empfindungen ohne physikalische Reize geben —, sondern der gesamte physiologische Zustand des Organismus, sofern er nur eben als Ursache der Empfindung angesehen werden muß. Als Reiz gilt die Gesamtheit der Ursachen (oder — wenn man lieber will — Bedingungen) einer Empfindung, mögen diese nun bloß physiologischer oder noch außerdem physikalischer Natur sein. Ist nun aber dieser Reizbegriff der in der Wissenschaft allgemein übliche? Mir scheint nicht: für alle diejenigen wenigstens, welche die Konstanzannahme ablehnen, ist er gänzlich ausgeschlossen. Denn die Konstanzannahme besagt bekanntlich, daß die Empfindung oder allgemeiner die sinnliche Wahrnehmung stets eindeutig durch den zugehörigen Reiz bestimmt ist. Faßt man nun „Reiz" einfach als Gesamtheit der Empfindungsursachen, so ergibt sich die Konstanzannahme einfach aus dem Kausalgesetz: das Gesetz der eindeutigen Bestimmung eines Zustandes oder Vorganges durch die Gesamtheit seiner Bedingungen lehrt, daß immer, wenn derselbe physikalisch-physiologische Gesamtzustand eines Organismus vorliegt — als „Reiz" —, auch dieselbe Folgeerscheinung — als sinnliche Wahrnehmung — eintreten muß. Da aber der Leugner der Konstanzannahme eine solche Zuordnung gerade bestreitet, so muß er folglich einen anderen Reizbegriff voraussetzen: in der Tat zeigt ein Blick auf die Beispiele W. Köhlers sofort aufs deutlichste, daß er den physiologischen Gesamtzustand des Organismus nicht in seinen Reizbegriff einbezieht: er denkt

[1]) Psychologie, 1897, S. 90 f.

Digitized by Google

wesentlich an die physikalischen Reize und an physiologische Tatbestände nur insoweit, als sie rein physikalisch faßbar sind, wie etwa die Größe des Bildes auf der Netzhaut,[1]) also in etwas erweiterter Bedeutung nur an physikalische Reize.

In der Tat ist die Verwendung des Begriffes des physiologischen Reizes in dem vorher entwickelten Sinne innerhalb der reinen Psychologie überhaupt sehr fragwürdiger Natur: es wird im einzelnen Falle schwerlich möglich sein, den Reiz in diesem Sinne exakt von anderweitigen physiologischen Bedingungen zu scheiden, die nicht Reize genannt werden dürfen.

§ 84. Fortsetzung: Wahrnehmungsreal und Wahrnehmungsintentional.

Immerhin bleibt auch der neue Reizbegriff bis zu einem gewissen Grade physiologisch bedingt. Ich gehe von der Empfindung aus und frage nach den Bedingungen ihres Zustandekommens: ich sehe diese zunächst in einem physiologischen Prozeß, den ich seinerseits wiederum physikalisch bedingt finde.

Indessen unsere früheren Betrachtungen weisen uns offenbar einen Weg in die Region der „Reize", der nicht über die Physiologie und überhaupt nicht über die kausale Fragestellung hinwegführt. Die „sinnliche" Wahrnehmung und mit ihr die Empfindung wäre ja gewiß nicht das, was sie ist, nämlich „Außenwahrnehmung", wenn sie nicht auf Außengegenstände bezogen wäre. Zugleich gibt sie uns doch an sich keine sichere Bürgschaft dafür, daß diesen Gegenständen das Prädikat „wirklich" zukommt, so sehr sie auch unmittelbar als wirklich „erscheinen".

Es heißt mithin einfach den in der Wahrnehmung selbst liegenden Indizien nachgehen, wenn wir fragen: inwieweit entspricht dieser erscheinenden „Wirklichkeit" die tatsächlich vorhandene? was für Eigenschaften zeigt der an Stelle des wahrgenommenen Gegenstandes vermutlich vorhandene[2]) wirkliche Gegenstand? Es ergibt sich m. a. W. die Aufgabe, statt des intentionalen Gegenstandes der Wahrnehmung den entsprechenden realen zu eruieren oder — wie wir kurz dafür sagen können — das „Wahrnehmungsintentional" durch das „Wahrnehmungsreal" zu ersetzen. Dabei kann unter „Wahrnehmungsreal" noch zweierlei verstanden werden: erstens: die Gesamtheit derjenigen realen Eigenschaften, die ich zwar dem Gegenstande selbst zuschreibe, die sich aber an der Stelle vorfinden, an der ich mich selbst befinde, also etwa der Gegenstand, bestimmt durch das Licht, das er in mein Auge sendet, dessen Helligkeit, Farbe, die Größe des Sehwinkels usw.; zweitens: die Gesamtheit derjenigen realen

---

[1]) Auch Cornelius (Psychologie S. 138) faßt den Reizbegriff physikalisch.

[2]) Selbstverständlich handelt es sich dabei um kein genau gleichzeitiges Vorhandensein. Vgl. § 79.

Digitized by Google

Eigenschaften, die dem Gegenstande an der Stelle zukommen, an der er sich selbst befindet.[1])

Der erste Fall — das subjektbezogene Wahrnehmungsreal, wie wir es nennen können — scheint mir ziemlich genau dem Reizbegriff zu entsprechen, der innerhalb der Psychologie vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, von Bedeutung ist. Insbesondere deckt sich das, was die Psychophysik (wenigstens in allen Fällen, in denen es sich um echte Psychophysik und nicht etwa um physiologische Schwellenbestimmungen[2]) handelt) als Reiz untersucht, durchaus mit diesem subjektbezogenen Wahrnehmungsreal.[3]) Zugleich ergeben unsere Betrachtungen noch eine andere Modifikation der psychophysischen Fragestellung, die sogleich ein Beispiel erläutern wird.

Ich vergleiche zwei Farben oder Gewichte und finde sie eben merklich verschieden. Was nenne ich hier verschieden? Die Empfindungen, sagt man. Aber man sagt es in offenbarem Widerspruch mit dem klaren deskriptiven Befunde. Ohne allen Zweifel beziehe ich die Verschiedenheit unmittelbar auf die Farben und die Gewichte selbst. Das, was ich da vor mir sehe, die kreisrunden oder sonstwie gestalteten Farben und die Gewichte, die ich trage oder halte, erlebe ich als verschieden. Daß ich keinen Fehler begehe, wenn ich auch die Empfindungen so nenne, liegt nur an der uns so wohlbekannten „Koppelung" des intentionalen Gegenstandes mit dem zugehörigen erfassenden Erlebnis und also auch der Empfindung. —

Daß sich der psychologische Reizbegriff in der Tat mit unserem Wahrnehmungsreal deckt, geht nun noch besonders daraus hervor, daß dieser Begriff relativierbar ist. Die physikalischen und chemischen Reizprozesse der Physiologie können immer nur als die im absoluten Sinne realen Vorgänge gemeint werden, die sie tatsächlich sind. Der Psychologe spricht dagegen u. U. von Reizen, die als Bilder auf eine Wand projiziert werden, von Buchstaben, die als Reize fungieren, von Reizsilben und Reizworten. Das versteht man sofort, wenn man unsere früheren Feststellungen über relative Realität bedenkt, die sich natürlich ohne weiteres auf das Wahrnehmungsreal übertragen. In der physikalischen Welt, in der allein die echten Reize vorkommen, gibt es natürlich weder Bilder, noch Buchstaben, noch Silben, noch Worte.[4])

---

[1]) In sehr vielen Fällen deckt sich übrigens beides.

[2]) Über die von der psychologischen gänzlich verschiedene physiologische Schwelle vgl. Verworn a. a. O. S. 39 f.

[3]) Als Wahrnehmungsreal hat auch ein solcher realer Gegenstand zu gelten, dem erst bei einer gewissen graduellen Variation seiner Eigenschaften ein Wahrnehmungsintentional entspricht.

[4]) Der Begriff des Wahrnehmungsreals hat außerdem noch den Vorzug, sich ohne Schwierigkeit in solchen Fällen anwenden zu lassen, wo der des Reizes versagt, vgl. z. B. oben S. 202.

Digitized by Google

Trotz der Relativität des Wahrnehmungsreals bleibt dieses immer aufs schärfste vom Intentional geschieden und verhält sich in dieser Hinsicht ganz und gar wie ein echter Reiz. Wir wissen ja, daß es ausgeschlossen ist, daß beide je zusammenfallen. Ihre gegenseitige Vermengung führt zu sehr schwerwiegenden Fehlern. Auch wenn sie in ihren Eigenschaften völlig gleich sind, bleiben sie doch für den jeweiligen Akt stets verschieden. Die Wahrnehmungsreale, die „Reize" also, liegen stets in derselben Schicht wie die Akte und mithin auch die Empfindungen; die Intentionale sind, wie wir wissen, „neutral" und liegen also in einer anderen Schicht.[1]) —

Damit schließen wir unsere Betrachtungen über den Reizbegriff. Wir haben durch sie immer von neuem bestätigt gefunden, daß die Beziehung zu den Reizen zur Charakteristik der Wahrnehmungen, speziell der Außenwahrnehmungen nichts beiträgt, daß wir diese also mit ihrer Hilfe nicht von den Vorstellungen scheiden können.

§ 85. Wahrnehmung und Vorstellung. Lotzes Satz.

Wir sind also genötigt, uns nach einem anderen Kriterium der Wahrnehmungen umzusehen, wenn wir nicht darauf verzichten wollen, den unmittelbar erlebbaren und in diesem Sinne wohlbekannten Unterschied von Wahrnehmungen und Vorstellungen genauer zu kennzeichnen. Am zweckmäßigsten knüpfen wir an eine bekannte Äußerung Lotzes an.

Lotze bestimmt den Unterschied von sinnlicher Wahrnehmung und Vorstellung folgendermaßen: „das erinnerte Licht glänzt nicht, wie das gesehene; die erinnerten Töne klingen nicht, wie die gehörten, obgleich ihre Folge die feinsten Verhältnisse einer Melodie wiederholt; die Vorstellung der intensivsten Qualen schmerzt nicht und ist nichts gegen die Realität der kleinsten wirklichen Verletzung".[2])

Besagen indes diese Sätze etwas so Selbstverständliches, wie Lotze meint? Sind sie überhaupt richtig? Es verlohnt sich, sie genauer zu prüfen.

---

[1]) So sehr wir Brunswig recht geben müssen, wenn er — wie wir — betont, daß das uns wahrnehmungsmäßig Gegebene erscheinende Dinge sind (und nicht bloße Empfindungen), so sehr müssen wir ihm widersprechen, wenn er diese Dinge als „Reize" bezeichnet. Auch wenn dies nur rein terminologische Bedeutung hat, öffnet es doch sogleich allerlei Verwechslungen Tür und Tor (vgl. Brunswig a. a. O. S. 78), eben denen, die wir hier bekämpfen. Reize sind naturwissenschaftliche und von der Naturwissenschaft zu eruierende Tatbestände, sie sind genauer etwas, was die Physik (und die Physiologie) innerhalb eines gewissen Tatsachenkomplexes als wirklich erkannt haben muß. Das bloß Gegebene als solches kann ebensowenig als Reiz auftreten wie der Gegenstand einer Halluzination.

[2]) Metaphysik 1879, S. 520; ähnlich Mediz. Psychol. S. 479 ff. Mit z. T. ähnlichen Gründen wie wir wendet sich auch Geyser gegen den Lotzeschen Satz (Lehrb. der allg. Psych. S. 450 f.). Leider vertritt G. selbst noch die alte Reiztheorie.

Digitized by Google

„Der erinnerte Ton klingt nicht“: es scheint, daß sich der Satz umformen läßt in den anderen: der erinnerte Ton ist etwas, das nicht klingt, dem die Eigenschaft zu klingen nicht zukommt, oder: wenn ich mich an einen Ton erinnere, so erinnere ich mich an etwas, was durch die Eigentümlichkeit zu klingen nicht ausgezeichnet ist. Man sieht: wir werden auf diese Weise in offenbaren Widersinn geführt. Denn ein Ton ohne die Eigenschaft zu klingen ist ein Unding; er ist vor allem ebensowenig ein Ton wie eine Farbe ohne Glanz, d. h. ohne Helligkeit eine Farbe oder ein Schmerz ohne Schmerzqualität ein Schmerz ist.

Also: der erinnerte Ton klingt zwar nicht, aber er klang — und das ist sehr natürlich: denn klänge er noch jetzt, so bedürfte ich nicht der Erinnerung, um seiner habhaft zu werden. Es handelt sich im Grunde nur um die banale Tatsache, daß alle Erinnerung auf Vergangenes geht, die Wahrnehmung dagegen der Gegenwart angehört. Da Lotze die Erinnerung hier nur als Typus für die Vorstellung überhaupt nimmt, könnte man sich versucht fühlen, in eben dieser Gegenwärtigkeit der Wahrnehmung ihr Kennzeichen gegenüber der Vorstellung zu sehen, und in der Tat spricht Koffka in der schon früher von uns ausführlich herangezogenen Arbeit[1]) von zeitlicher und örtlicher Präsenz des Wahrgenommenen im Gegensatz zum Vorgestellten.

Das trifft nun wohl in vielen Fällen zu, keineswegs aber allgemein: ich kann mir ja beispielsweise eine rote Kugel als jetzt hier vor mir liegend vorstellen; sie wird dadurch gewiß nicht zu einer wahrgenommenen. Und andererseits reicht meine Wahrnehmung unter günstigen Umständen — man denke etwa an den Fernsprecher — in sehr weite Fernen: aber das örtlich keineswegs Präsente bleibt doch eben, sofern es nur wahrgenommen wird, unverändert, was es ist, und wird durch die Ferne nicht etwa zu einem Vorgestellten.

Also: der vorgestellte Ton kann u. U. sogar jetzt „klingen“, d. h. Ton sein, ohne darum aufzuhören als vorgestellter Ton zu gelten. Dagegen ist nun allerdings nicht das Umgekehrte richtig. Ein wahrgenommener Ton, der jetzt, d. h. während des wahr-

[1]) A. a. O. S. 18, 271 f. Im Grunde gewinnt das Kriterium „örtlich präsent“ erst einen Sinn, wenn man alles zu einem gewissen Zeitpunkt Wahrgenommene von vornherein als örtlich präsent bezeichnet — womit natürlich nichts gewonnen ist. Oder was soll es abgesehen davon besagen, daß z. B. die wahrgenommene Sonne örtlich präsent ist? K. stellt deshalb auch andere Kriterien in den Vordergrund, deren wichtigstes darin besteht, daß sich Wahrnehmung und Vorstellung vor allem durch nichtanschauliche Momente unterscheiden. Anscheinend ist damit etwas ähnliches gemeint als das, was wir durch den Terminus „Aktform“ zu bezeichnen suchten. Mit der genaueren Bestimmung dieser Aktform beginnt natürlich erst das Problem. J. Geyser hat die Koffkasche Arbeit einer sehr eingehenden Kritik unterzogen, der wir im wesentlichen beistimmen (Philos. Jahrb. 1914 [27. Bd.] S. 182 ff.). G. tadelt bei K. vor allem die ungenügende Bestimmung von „Realität“ im Gegensatze zur „Objektivität“ sowie die geringe Sorgfalt gegenüber dem Inhalt-Gegenstandsproblem.

Digitized by Google

nehmenden Aktes nicht klingt, hat ohne Zweifel kein Recht als durch diesen Akt wahrgenommen zu gelten.

Von hier aus können wir nun aber weiter kommen. Offenbar muß irgendein Zusammenhang zwischen Akt und Gegenstand der Wahrnehmung bestehen.

Erinnern wir jetzt uns des früher schon Festgestellten. Im Falle der Außenwahrnehmung — und sie allein steht ja hier in Frage — ist nicht nur ein (wenn auch noch so diffuses) ichfremdes und also räumliches Gebilde gegeben, sondern dieses erscheint zugleich unmittelbar als „Ausgangszone" des wahrnehmenden Aktes.[1]) Wir erleben unseren jeweils aktuellen Bewußtseinszustand in einer unmittelbaren (und als real gegebenen) Einheit mit dem Außengegenstande. Das hindert keineswegs, daß dieser Gegenstand trotzdem uns gegenüber steht und also als unabhängig vom jeweiligen Akte oder Bewußtseinszustande gegeben ist. Er stellt sich als etwas mir nicht Zugehöriges dar, das mit meinem Wahrnehmen nichts zu tun hat, nur während des Wahrnehmens besteht der Gegebenheit nach ein unmittelbar erlebter Einfluß[2]) von ihm auf mich: es besteht m. a. W. jenes „Eindringen" oder „Einziehen" ins Bewußtsein, von dem schon die Rede war.

Der wahrgenommene Ton „tönt", während ich ihn aktuell wahrnehme, in mein Bewußtsein „hinein". Der vorgestellte tut dies keineswegs. Offenbar ist genau das der Tatbestand, den der Satz Lotzes im Auge hat. Ich erlebe den intentionalen Gegenstand im Falle der Wahrnehmung als in lebendiger Verbindung stehend mit dem Wahrnehmen selber; im Falle der Vorstellung ist diese Verbindung gleichsam tot, sie steht als etwas fertig abgeschlossenes vor mir.

Das wird sofort deutlich, wenn wir die Erinnerung betrachten.

§ 86. Erinnerungen als „Schachtelerlebnisse".

Wir sagen nichts Neues, wenn wir zunächst hervorheben, daß alle echte Erinnerung[3]) ihrem Wesen nach Erinnerung an Erlebnisse ist. Erinnerung an Außengegenstände muß daher immer primär Erinnerung an Wahrnehmungen von Außengegenständen sein. Das heißt aber, es besteht ein aktuelles Erlebnis, das zunächst ein anderes Erlebnis intentional erfaßt — genau wie es etwa auch im Falle der Erinnerung an ein Gefühl oder ebenso an das reine Erlebnis einer Schmerzempfindung (abgesehen

[1]) Dabei werden wir selbstverständlich diese unmittelbar gegebene Beziehung nicht mit der (nichts weniger als unmittelbar gegebenen) zwischen Reiz und Wahrnehmungsakt verwechseln.

[2]) Ich brauche nach dem Vorangegangenen hier wohl nicht noch einmal zu betonen, daß dieser Einfluß, trotzdem er unmittelbar erlebt wird, nicht wirklich zu sein braucht; er braucht dies in der Tat ebensowenig wie ein halluzinierter Gegenstand, der ja auch unmittelbar erlebt wird.

[3]) Im Falle der „Erinnerung" an Auswendiggelerntes liegen nicht Erinnerungs- sondern Gedächtnisvorstellungen vor.

Digitized by Google

von ihrer Außengegenstandsbeziehung) vorausgesetzt werden muß. Diese erinnerte Schmerzempfindung ist dann aktuell als etwas Nichtaktuelles erfaßt, zugleich aber doch als etwas, das einmal aktuell war, und also als eingeordnet in einen früheren Zusammenhang meiner Erlebnisse.

Analog ist nun die Sachlage, wenn das erinnerte Erlebnis selbst wieder intentional ist, wie dies eben bei der Außenwahrnehmung der Fall ist. „Ich erinnere mich eines früher gehörten Tones" heißt: ich erfasse intentional ein früheres Erlebnis, das seinerseits einen Ton intentional erfaßt. Der Ton ist mir „mittelbar" als ein damals in mein Bewußtsein „hineintönender" gegeben. Es ist das also die einfache Folge davon, daß er zu dem früheren Erlebnis notwendig hinzugehört. Was letzten Endes vorliegt, ist nur, daß ich erstens überhaupt Erlebnisse intentional erfassen kann, und daß es zweitens unter ihnen solche gibt, die sich mir als früher von mir erlebt unmittelbar darstellen.

Intentionale Erlebnisse, deren Gegenstand selbst ein Erlebnis ist, kann man sehr passend als „Schachtelerlebnisse" bezeichnen. Das sekundäre Erlebnis ist gleichsam eingeschachtelt in ein anderes, unmittelbar erlebtes.

Die Erinnerungsvorstellungen sind also von den Wahrnehmungsvorstellungen sehr einfach dadurch unterschieden, daß sie Schachtelerlebnisse sind.

§ 87. Die „Schachtelung" als allgemeines Vorstellungskriterium.

Wie steht es nun mit den übrigen Vorstellungen? Nach dem Bisherigen können wir auch über sie schon einiges sagen: allen Vorstellungen (einschließlich der Erinnerungsvorstellungen) fehlt ja offenbar das aktuelle Erlebnis jenes unmittelbaren Eindrucks des Eindringens in das Bewußtsein, das die „sinnlichen" Wahrnehmungen kennzeichnet. Im Falle der Erinnerungen an Außengegenstände ist zwar ein solches Eindringen vorhanden, aber nicht als zugehörig zum aktuellen, sondern zum intentionalen Erlebnis. Im Falle der übrigen Vorstellungen scheint es gänzlich zu fehlen.

Wenden wir uns jedoch einer genauen Analyse zu.

Wir fragen zuerst allgemein, wodurch sich überhaupt eine Vorstellung, die nicht Erinnerung ist, charakterisiert. Es ist bekannt, daß jeder in der Weise der Erinnerung (und also zugleich früheren Wahrnehmung) gegebene Gegenstand sich leicht so modifizieren läßt, daß er den Charakter des Erinnerungsmäßigen verliert. Dazu genügt die geringste bewußte Änderung.

Ich erinnere mich eines früheren Gegenstandes, vielleicht speziell eines einfachen intentionslosen Erlebnisses. Dann ist mir dieser Gegenstand mehr oder minder deutlich oder, wie man zu sagen pflegt, in mehr oder minder zureichenden „Erinnerungsbildern" gegeben: er steht — wie sich viel passender sagen läßt

Digitized by Google

— ganz analog wie der Baum im Nebel, mehr oder minder unbestimmt oder gar gefälscht[1]) vor mir. Aber dieser Unbestimmtheit zum Trotz bin ich gleichwohl in der Lage, ihm auf Grund unerfüllter Intentionen allerlei Eigenschaften und sonstige Bestimmungen zuzuschreiben. Die Gesamtheit dieser Bestimmungen bildet für mich eben den erinnerten Gegenstand: ich habe ein unmittelbares „Wissen" oder Bewußtsein davon, welche Bestimmungen dem erinnerten Gegenstande zugehören und welche nicht. Dieses unmittelbare Bewußtsein macht das Erinnerungsbewußtsein zu einem wesentlichen Teile mit aus, so daß ich auch sagen kann: der erinnerte Gegenstand steht als ein sei es anschauliches (selbstgegebenes), sei es unanschauliches (unerfülltes) Gebilde vor mir: eine einheitliche Gruppe von Bestimmungen ist durch ihn eben als Gesamtheit der Bestimmungen des erinnerten Gegenstandes herausgestellt.

Ändere ich nun aber nur eine einzige dieser Bestimmungen bewußt ab, so verliere ich damit offenbar das Recht, den nunmehr gegebenen Gegenstand noch einen erinnerten zu nennen. Dieser ist nämlich seiner Natur nach stets als ein bestimmtes reales „Dies" gegeben, als ein willkürlich nicht zu veränderndes individuelles Gebilde, das als solches zeitlich „festliegt", als unverrückbar verbunden mit bestimmten Nachbarerlebnissen, nämlich genau denen, mit denen zusammen es einst — der Gegebenheit nach — aktuell erlebt wurde. Wird aber auch nur eines seiner Bestimmungsstücke geändert, so ist das nunmehr Gegebene durchaus nicht mehr als etwas unverrückbar zeitlich Festliegendes gegeben: es ist nicht mehr als etwas vermeint, dem es wesentlich ist, innerhalb des Erlebnisstromes nur diese eine Zeitstelle einzunehmen; ich kann es beliebig bald von diesem, bald von jenem Nachbarerlebnis begrenzt denken, ohne daß es darum aufzuhören braucht, das zu sein, als was es von mir vermeint wird.

Den als gestern erlebt erinnerten Zahnschmerz kann ich mir in seiner Intensität oder Lokalisation verändert denken. Damit hört er aber sofort auf der erinnerte Zahnschmerz zu sein: das neue Gebilde ist als etwas vom alten völlig Verschiedenes gemeint, das nicht mehr als etwas von den mir wohlbekannten Nachbarerlebnissen und nur von ihnen Begrenztes oder Eingeschlossenes gegeben ist. Wohl kann ich es künstlich ebenfalls auf dieselbe Stelle legen, aber ich bin mir dabei stets der Willkürlichkeit meines Verfahrens bewußt, denn eben die Erinnerungsgegebenheit sagt mir ja, daß unmittelbar genommen jene ganz andere Bindung vorliegt. So kann ich überhaupt das Gebilde, wenn es nur erst einmal seiner individuellen Stelle beraubt ist, auf jede beliebige Stelle versetzen — es bleibt dann aber stets etwas vom erinnerten

[1]) Der Gegensatz zu „gefälscht" ist hier natürlich der jeweils erinnerte, d. h. erinnerungsmäßig vermeinte oder intendierte, nicht etwa der dieser Intention entsprechende wirkliche Gegenstand.

Digitized by Google

Gebilde toto coelo Verschiedenes: es ist nicht mehr „gebunden" wie dieses, sondern „ungebunden", es ist „phantasiemäßig" vorgestellt.

Unsere „phantasiemäßig" oder ungebunden vorgestellten Erlebnisse lassen sich in der Tat allgemein dadurch charakterisieren, daß die Zeitstelle, die wir ihnen zuweisen, nicht als ihnen unmittelbar zugehörig *gegeben* ist: sie haben keinen natürlichen, sondern einen künstlichen „Individualitätsindex": dieser ist nicht von Anbeginn da, indem er sich uns *aufdrängt*, als gehöre er wesentlich zum Erlebnis hinzu, sondern er stellt sich dar als etwas zu ihm (nachdem es von seinem natürlichen Index zunächst befreit ist) erst sekundär und mehr oder minder unbestimmt Hinzugefügtes.

Ist nun das Erlebnis intentional, so nimmt der zugehörige Gegenstand an der Ungebundenheit des Erlebnisses in gewisser Weise teil: der Gegenstand ist dann dadurch ausgezeichnet, daß der ihm gekoppelte Akt ein ungebundenes Erlebnis ist, ein Erlebnis also, das, geradeso wie der phantasierte Zahnschmerz, der Gegebenheit nach keine eindeutig bestimmte Stelle im Erlebnisstrom einnimmt oder sich uns nicht als ein individueller Teil des Erlebnisstromes unmittelbar darstellt. Die phantasiemäßig vorgestellte Kugel ist von der erinnerten dadurch unterschieden, daß der ihr gekoppelte Aktstoff, so wie er ist, sich (der Gegebenheit nach) an keiner einzigen Stelle des Erlebnisstromes vorfindet: der Aktstoff des phantasierten Gegenstandes ist mit einem *künstlichen* Individualitätsindex versehen gegeben. Das besagt ja im Grunde nur das Selbstverständliche, daß dieser Gegenstand als etwas gegeben ist, das niemals wahrgenommen wurde.

Heißt das nun zugleich, daß die ungebundenen Gegenstände nicht in Schachtelerlebnissen gegeben sind? Offenbar nicht: Aus unseren Betrachtungen folgt vielmehr im Gegenteil, daß sie sich *in dieser Hinsicht* von den Erinnerungsakten in keiner Weise unterscheiden. Wir hatten ja gesehen, daß sich zunächst ein phantasiemäßig vorgestelltes *Erlebnis* von einem erinnerungsmäßig vorgestellten allein durch das Fehlen des festen Individualitätsindexes unterscheidet: ich kann mir jeden „phantasiemäßig" vorgestellten Akt aus einem erinnerungsmäßig vorgestellten dadurch entstanden *denken*, daß ich die feste Stelle, die er in meinem Erlebnisstrom der Gegebenheit nach einnimmt, d. h. seine Begrenzung durch diese und nur diese Nachbarerlebnisse, gedanklich beseitige. Ist der betreffende Akt intentional und speziell eine Außenwahrnehmung, so bedeutet das ohne weiteres, daß der zugehörige Außengegenstand durch einen Akt erfaßt ist, der nicht Erinnerungsakt ist: ich stelle jetzt aktuell einen Akt vor, der selbst niemals *aktuell* erlebt wurde und dessen Gegenstand folglich ebenfalls nicht aktuell erlebt werden konnte. Dabei ist aber immer nur die feste Zeitstelle, der feste Individualitätsindex weggefallen, nicht aber die Schachtelung und ebensowenig jene un-

Digitized by Google

mittelbar gegebene Verbindung mit dem Außengegenstande, die wir als Eindringen ins Bewußtsein bezeichneten. Was auch immer ich vorstellen mag, ich stelle es stets als von meinem Ich wahrgenommen oder erlebt vor; nur habe ich dabei durchaus nicht immer die Überzeugung, daß dieses Wahrnehmen oder Erleben jemals wirklich stattgefunden hat. Und selbstverständlich kann ich dabei von dem Akte, der mir ja natürlich in einer von seinem Außengegenstande getrennten Schicht gegeben ist, stets absehen und werde dies in den meisten Fällen auch tun.

Zur Erläuterung unserer Anschauung betrachten wir folgendes Beispiel.

Ich stelle mir etwas für mich absolut Unwahrnehmbares vor, z. B. eine Landschaft der Steinkohlenzeit. Dann „habe" ich in gewisser Weise die Landschaft, ich sehe „mit dem geistigen Auge" ihre Wälder, Berge und Gewässer. Und ich sehe sie natürlich in einer bestimmten Entfernung von mir; ich kann mir diese Entfernung verändert denken, aber sie bleibt immer eine Entfernung von mir: d. h. ich selbst bin immer irgendwie dabei.

Aber was ist das für ein Ich? Das jetzige reale Ich? Doch wohl nicht: das sitzt ja jetzt hier und erlebt den Eindruck einer Lampe, eines Schreibtisches, eines Papierbogens — auch immer in bestimmter Entfernung von sich —, aber nicht den einer Steinkohlenlandschaft. Ist es irgendein früheres Ich, d. h. irgendein früher vorhandener Teil der Ichkomponente meines Erlebnisstromes? Ebensowenig, und selbst wenn es das wäre, wäre es jetzt real nicht vorhanden, müßte also vorgestellt sein. Ganz offenbar handelt es sich eben um ein vorgestelltes Ich. Ein Ich, das wohl der Art nach — ideell, als reines Quale — das meinige ist, keineswegs aber individuell mit ihm zusammenzufallen braucht. Ein solches Ich hat also den Eindruck jener Landschaft oder erlebt sie: es besteht — anders ausgedrückt — als Zuständlichkeit dieses Ich oder als diese Ichzuständlichkeit das Erfassen der Landschaft. Und diese Ichzuständlichkeit oder dieses Erlebnis, diesen so gearteten Akt und Aktstoff stelle ich jetzt vor. Das aber ist genau die von uns soeben theoretisch abgeleitete Anschauung. Daß nämlich Vorstellen immer einfach bedeutet ein Erlebnis intentional erfassen, das seinerseits etwas anderes intentional erfaßt, daß m. a. W. alle Vorstellungserlebnisse Schachtelerlebnisse sind.

§ 88. Der „Wahrnehmungsaspekt" der Vorstellungen (Th. Conrad, K. Koffka).

Man sieht aus unserer Darstellung auch, daß es nicht unrichtig ist, mit Th. Conrad[1]) die Vorstellungen als den Wahrnehmungen „nachgeordnet" zu bezeichnen; auch der Satz des-

[1]) Münchener Philos. Abh. Leipzig 1911, S. 51 ff.

Digitized by Google

selben Autors, nach welchem Vorstellungen ihren Gegenstand im „Wahrnehmungsaspekt" zeigen, läßt sich aufrecht erhalten, wenn wir die Einschränkungen berücksichtigen, die sich auf Grund unserer Erörterungen von selbst ergeben und die mir mit den Grundgedanken Conrads kaum in Widerspruch zu stehen scheinen.

Gegen die Ausführungen Conrads hat Koffka Einwendungen gemacht, die hier nicht außer acht bleiben dürfen, da sie, wenn sie begründet wären, auch unsere eigenen Aufstellungen treffen würden.

Koffka behauptet nämlich, die Vorstellungen könnten deshalb den Wahrnehmungen nicht „nachgeordnet" sein, weil sie ihre eigene von den Wahrnehmungen unabhängige Gesetzlichkeit hätten.[1])

Daß nun eine besondere Vorstellungsgesetzmäßigkeit besteht, stellen natürlich auch wir nicht in Abrede: wir haben uns ja intensiv genug um die Herausstellung der Besonderheiten bemüht, die die Vorstellungen gegenüber den Wahrnehmungen auszeichnen. Und diese Besonderheiten lassen sich natürlich ohne weiteres in Gesetzesform aussprechen: gleich unser Satz, daß die Vorstellungen von ihren Gegenständen durch eine Zwischenschicht getrennt sind, wäre etwa ein solches Gesetz.

Indessen: dergleichen Gesetze meint Koffka nicht. Er scheint bei seinen Gesetzen seltsamerweise an die vorgestellten Gegenstände zu denken: „für die Vorstellungen — sagt er[2]) — gelten die Verhältnisse der Wahrnehmungen, **besser gesagt, der Dinge,**[3]) nicht".

Mir hat diese Stelle einige Qualen bereitet. Denn ich möchte dem Autor nicht Unrecht tun. Es scheint mir aber doch keine andere vorurteilslose Deutung möglich zu sein als die, daß K. ernstlich die Meinung vertritt, die Worte „Verhältnisse der Dinge" und „Verhältnisse der Wahrnehmungen" seien hauptsächlich dem Ausdruck nach verschieden und bedeuteten also sachlich im wesentlichen dasselbe. Aber gerade wenn das der Fall wäre, was will es dann Sonderliches besagen, daß die Verhältnisse der Dinge nicht für die Vorstellungen gelten? Die Dinge sind im Raum, unterliegen geometrischen und, wenn sie wirklich sind, auch physikalischen Gesetzen, von den Vorstellungen gilt all das nicht: das sind für uns Selbstverständlichkeiten. Aber Koffka meint natürlich in Wahrheit — wie aus seinen Protokollen hervorgeht — nicht die Vorstellungen im eigentlichen Sinne, d. h. Bewußtseinsvorkommnisse oder Ichzuständlichkeiten, sondern das unserer Meinung nach Fragwürdige, was er „Inhalte" nennt. Da diese

---

[1]) Koffka, a. a. O. S. 272 A. 2.
[2]) A. a. O. S. 203.
[3]) Von mir hervorgehoben.

Digitized by Google

Inhalte von K. nicht als Dinge gemeint sind, so ist allerdings evident, daß die Eigenschaften der Dinge nicht restlos auch ihre Eigenschaften sein werden und daß also auch die Verhältnisse der Dinge nicht für sie zu gelten brauchen. Was hat das jedoch mit den Wahrnehmungen zu tun, auf die es doch offenbar ankommt? Der Unterschied von „Inhalt" und Ding (als Spezialfall desjenigen von „Inhalt" und Gegenstand) würde doch genau so wie sonst bestehen bleiben, auch wenn wir von den Wahrnehmungen als solchen absähen. Auch der vorgestellte Inhalt wäre ja eben etwas anderes als das vorgestellte Ding. Oder meint K. — was der unmittelbare Sinn der herangezogenen Stelle zu sein scheint — „Ding" und „wahrgenommenes Ding" sei im Grunde dasselbe, es gehöre zum Wesen, es gründe im Sinne des Dinges, daß es als solches auch ein wahrgenommenes Ding sei? Aber aus dieser — unserer Meinung nach grundfalschen und auch den sonstigen Intentionen Koffkas schwerlich entsprechenden — Ansicht würde sich das gerade Gegenteil dessen ergeben, was Koffka beweisen will. Denn, wenn jedes Ding ein wahrgenommenes Ding ist, so muß natürlich auch ein vorgestelltes Ding ein vorgestelltes wahrgenommenes Ding sein. Kann man den Satz, die Vorstellung zeigt ihren Gegenstand im Wahrnehmungsaspekt, in schrofferer Form ausdrücken? Und doch will K. diesen Satz bekämpfen.

Und was ist nun die tatsächliche Grundlage von Koffkas Behauptung? Aus seinen Versuchsprotokollen geht hervor, daß man z. B. Rümpfe vorstellen kann „ohne Köpfe, und doch sind dies keine kopflosen Rümpfe".[1]) Es scheint mir, daß, wenn Koffka, statt — wie er tatsächlich will — die Verschiedenheit von Vorstellung und Wahrnehmung, vielmehr gerade umgekehrt deren Gleichartigkeit in einem sehr wichtigen Punkte hätte aufdecken wollen, er sich hätte keines besseren Hinweises bedienen können.

Denn natürlich kann man Rümpfe ohne Köpfe, die doch keine kopflosen Rümpfe sind, auch schon wahrnehmen und zwar bereits in der gewöhnlichen, nicht geleiteten Wahrnehmung.[2]) Wenn ich in meinem Zimmer meinen Freund zum Fenster hinausblicken sehe, so kann es leicht geschehen, daß ich nur seinen Rumpf wahrnehme ohne seinen Kopf; doch werde ich darum gewiß nicht auf den Gedanken kommen, es sei da bloß ein Rumpf ohne Kopf vorhanden gewesen. Der Kopf ist eben für mich verborgen oder verdeckt; auch wenn ich etwa an einem Skotom leide, wäre die Rede von solcher Verdeckung am Platze. Nur ist es hier kein äußerer Gegenstand, der die Verdeckung bewirkt. Analog läßt sich auch, wie wir ja bereits wissen, von einer Art

[1]) A. a. O. S. 203.
[2]) Für die „geleitete" Wahrnehmung gibt es K. selbst zu, a. a. O. S. 208.

Digitized by Google

Verdeckung im Falle der Vorstellung sprechen. Infolge des Mangels an „Bewußtheit" bleibt ein selbständiger Teil des vorgestellten Gegenstandes — denn um Gegenstände handelt es sich natürlich — psychisch „verdeckt" oder (wenn man lieber will) „unbeleuchtet", wobei es in der Regel meiner Willkür überlassen bleibt, ob ich nicht vielleicht doch noch den verdeckten Teil hervorrufen will. Als was ich aber das Ganze, auf das ich gerichtet bin, meine, ob als bloßen Rumpf oder als ganzen Menschen, das ist natürlich bereits von der bloßen unerfüllten Intention abhängig — doch hier besteht ja keine Abweichung von der Anschauung Koffkas.

Daß ich u. U. eine Rübe im Boden sehen kann, ohne daß der Boden sie verdeckt, wie ein anderes Protokoll unseres Autors aussagt,[1]) ist ebensowenig beweisend für seine Meinung. Die Angabe ist viel zu unvollständig, als daß sich ihre Diskussion überhaupt lohnen könnte. Vor allem fehlt die Angabe, ob die Rübe, die sich im Boden befand, zugleich, während sie sich im Boden befand, nicht vom Boden verdeckt wurde oder ob ein Nacheinander beider Zustände vorlag. Im letzteren Falle läge gar kein besonderes Problem vor, im ersteren wäre zu analysieren, was die Worte „im Boden gesehen, ohne vom Boden verdeckt zu sein" bedeuten sollen, ob etwa die Form der Rübe irgendwie aus dem durchscheinenden oder partiell durchsichtigen Boden hervorschimmerte usw.

Es bleibt also dabei: wir haben einen außerordentlich einfachen Unterschied zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen aufgefunden. Die Vorstellungen sind durchweg Schachtelerlebnisse, die Wahrnehmungen sind es nicht.

Jede ungebundene Vorstellung läßt sich aus einer Erinnerungsvorstellung durch Wegfall ihres festen „Individualindexes" entstanden denken. Da in allen Erinnerungen frühere Wahrnehmungen gegeben sind, so besagt dieser Satz in gewissem Sinne eine Abhängigkeit der Vorstellungen von den Wahrnehmungen. In der Tat scheint uns er und nur er den berechtigten Kern der alten Lehre zu enthalten, nach der jede Vorstellung einer ihr zugehörigen Wahrnehmung oder — wie man meist sagt — Empfindung „entstammen" soll.

Unser Satz ist aber im Gegensatze zu dem eben angeführten rein „deskriptiver" oder besser immanenter Natur: wir können uns jede Vorstellung aus einem Gebilde entstanden denken, das in der Weise der Wahrnehmung gegeben war. Keineswegs ist es dagegen als eine bewiesene Tatsache anzusehen, daß realpsychologisch jede Vorstellung auf eine oder mehrere Wahrnehmungen oder deren Bestandteile „zurückführen" müsse.

---

[1]) A. a. O. S. 208.

Digitized by Google

XIII. Erläuterung und Weiterführung unserer Lehre in kritischem Anschluß an Jaspers.

§ 89. Jaspers' Grundanschauungen.

Die bisher gewonnenen Anschauungen über das Verhältnis der Wahrnehmungen zu den Vorstellungen werden wir zugleich erläutern und weiterführen, wenn wir ihnen nunmehr die Ergebnisse einer Arbeit gegenüberstellen, mit denen sie in ebenso wichtigen Punkten verwandt sind, als sie in anderen von ihnen abweichen: diejenigen von K. Jaspers' bedeutsamer Analyse der Trugwahrnehmungen.[1])

Im Mittelpunkte der Jaspersschen Arbeit steht das Problem der Halluzinationen. Bereits 1895 trennte Kandinsky[2]) von den echten Halluzinationen eine Gruppe von Phänomenen ab, die er als „Pseudohalluzinationen" bezeichnete. Trotz mancherlei sehr bemerkenswerten Ähnlichkeiten mit den echten Halluzinationen sind diese dadurch prinzipiell von ihnen unterschieden, daß sie den Charakter von Vorstellungen haben. Die echten Halluzinationen aber sind Wahrnehmungen.

Diese These verficht nun auch Jaspers und vertritt sie gegen eine Reihe von Verwässerungen, die sie in der Literatur erfahren hat. Natürlich wird er dadurch auf den allgemeinen Gegensatz von Wahrnehmungen und Vorstellungen geführt.

Zwischen Halluzinationen und Pseudohalluzinationen liegt derselbe übergangslose Abgrund, der zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen überhaupt besteht. Die Gegenstände der Wahrnehmungen haben den Charakter der „Objektivität", die der Vorstellungen sind „subjektiv". Die vieldeutigen Termini „objektiv" und „subjektiv" ersetzt Jaspers erfreulicherweise (wenn auch leider nicht ganz konsequent) durch die eindeutigen der „Leibhaftigkeit" und „Bildhaftigkeit", die auch wir uns aneignen könnten, wenn das Wort „Bildhaftigkeit" nicht die unglückliche Bildertheorie des Vorstellens nahe legte.

Worin besteht nun zunächst jene Leibhaftigkeit? Für Kandinsky war sie psychologisch genommen etwas schlechthin Letztes, Irreduzibles. Im wesentlichen ist sie das auch für Jaspers;[3]) aber er sucht doch im Anschluß an Husserl die Analyse noch weiter zu führen: offenbar haben ja Vorstellungen und Wahrnehmungen bei aller Verschiedenheit auch Gemeinsames, im Hinblick auf das die Verschiedenheit erst verständlich wird: aus

---

[1]) Zur Analyse der Trugwahrnehmungen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. und Psychiatr. Bd. 6, S. 460 ff.

[2]) Kritische und klinische Betrachtungen im Gebiete der Sinnestäuschungen. Berlin 1885.

[3]) A. a. O. S. 462, 465 ff., 487.

Digitized by Google

Wahrnehmung und Vorstellung lassen sich in gleicher Weise Elemente herausanalysieren.[1]) Solcher gemeinsamer Elemente findet J. drei: das Material der Empfindungen, die raumzeitliche Anschauung und die Akterlebnisse.[2])

Es entsteht nun die Frage, wie weit diese Gemeinsamkeit reicht: d. h. ob nicht vielleicht extremerweise alle drei, d. h. Empfindungs-, Raumzeit- und Aktcharakter gänzlich verschieden sind oder ob nicht vielleicht doch auch gewisse Gleichartigkeiten bestehen.

J. neigt dazu, in allen drei Fällen einen übergangslosen Unterschied anzunehmen:[3]) in bezug auf die Empfindungselemente findet er allerdings keine ganz sicheren Unterlagen für seine Meinung[4]) und läßt darum hier die Frage offen. Ein unzweifelhafter Unterschied bestehe aber hinsichtlich der Räumlichkeit und des Aktcharakters. Der Aktcharakter ist selbstverständlich grundlegend verschieden für Jaspers ebenso wie für uns.[5]) J. aber nimmt außerdem noch als gesichert an, daß auch die Räumlichkeit bei den Wahrnehmungen eine andere ist als bei den Vorstellungen.[6]) Das Wahrgenommene, als das „leibhaftig" Gegebene, hat stets im objektiven, das Vorgestellte im subjektiven Raume seine Stelle — wie schon Kandinsky hervorhob.

Knüpfen wir zunächst hieran kritisch an.

§ 90. Der „objektive Raum" kein Wahrnehmungskriterium.

Ohne Zweifel hat die Beziehung der Wahrnehmungen zum objektiven Raum in didaktischer Hinsicht gewisse Vorzüge. Man kann jemandem, der zweifelt oder im Unklaren ist, gerade dadurch auf einfache Weise verdeutlichen, um was es sich handelt.

J. macht auch davon Gebrauch. Wie anschaulich ist seine Schilderung des Leibhaftigkeitscharakters der Nachbilder! „Blicken wir etwa — sagt er[7]) — vom Kanapee auf die gegenüberliegende Wand und sehen da auf der Tapete einen rechteckigen dunklen Fleck, so denken wir vielleicht: da hat einmal ein Bild gehangen". Aber bei einer zufälligen Bewegung der Augen bemerken wir, daß der Fleck entsprechend dieser Bewegung den Ort wechselt. Hielten wir erst den Fleck für wirklich, so geschieht jetzt das Gegenteil. Trotzdem ist der spezifische Wahrnehmungscharakter (und also die Leibhaftigkeit) des Fleckes — des Nachbildes —

---

[1]) A. a. O. S. 487, 464 ff., 472.
[2]) A. a. O. S. 466, 472.
[3]) A. a. O. S. 478.
[4]) A. a. O. S. 478, 487.
[5]) A. a. O. S. 488 ff.
[6]) A. a. O. S. 479 f., 487.
[7]) A. a. O. S. 471.

Digitized by Google

dieselbe geblieben; gewiß: man kann sagen, daß der Fleck in gewisser Hinsicht vermindert worden ist: zuerst war er für uns etwas, dem Wirklichkeit zukam, sodann fehlte ihm dieses Prädikat — trotzdem hat er sich in seiner Eigenart nicht im mindesten geändert: er steht in beiden Fällen „doch im objektiven Raum leibhaftig an der Wand". Ich sehe ihn in demselben Raume, in dem sich auch die Wand und die sonstigen Gegenstände meiner Umgebung befinden. Ganz anders der vorgestellte Fleck: er befindet sich stets in einem anderen Raume, der vom Raume meiner Umgebung getrennt ist, im „subjektiven" Raume.

Indessen: ist das in dieser Allgemeinheit wirklich richtig? Gewiß, es mag uns mit großer Energie auf die Besonderheit des wahrnehmungsmäßig Gegebenen hinweisen gegenüber dem bloß Vorgestellten, wenn wir — wie dies leider erfahrungsgemäß oft genug vorkommt — infolge der bekannten begrifflichen Unklarheit das wahrgenommene Nichtwirkliche für bloß vorgestellt erklären. Abgesehen davon aber ist es nicht richtig. Denn genau genommen besagt es bloß dieses: daß das Vorgestellte sich stets aus dem Wahrnehmungsraum sozusagen herausschieben läßt, nicht daß es sich überhaupt niemals innerhalb seiner befindet.

Ich stelle mir jetzt vor, daß hinter der Lampe auf meinem Schreibtisch für mich unsichtbar ein Bleistift liegt — vielleicht liegt er wirklich dort, vielleicht auch nicht: in beiden Fällen stelle ich mir ihn aber doch wohl als im objektiven Raum vorhanden vor, d. h. im selben Raum, in dem befindlich ich auch die Lampe erblicke. Oder ich stelle mir vor, daß draußen Schnee liegt — er liegt wirklich draußen, nur kann ich z. Z. nichts davon wahrnehmen —, oder ich stelle mir das Heidelberger Schloß vor oder die Jenaer Universität — liegt das alles nicht im objektiven Raum, liegt es in einem anderen Raume als dem, in welchem ich die Gegenstände meiner Umgebung sehe? Ich denke nicht.

Oder doch? Ja — aber nur unter der Voraussetzung, daß man den objektiven Raum als den wahrgenommenen, den subjektiven als den vorgestellten definiert. Eine Diskontinuität, eine Übergangslosigkeit findet aber gerade zwischen diesen beiden Räumen nicht statt. Im Gegenteil: es ist doch völlig evident, daß der als hinter der Lampe befindlich vorgestellte Bleistift demselben kontinuierlichen Raum-Ganzen angehört wie die Lampe selbst.

Andererseits ist es aber auch nichts weniger als evident, daß alles Wahrgenommene im objektiven Raume sein müßte: und zwar nicht einmal dann, wenn man — im Sinne Jaspers' — „objektiv" mit „leibhaftig" übersetzt. Denn dann wäre der objektive Raum als derjenige zu betrachten, welcher von den verschiedenen (leibhaftig) wahrgenommenen Dingen (unter Einschluß meines eigenen Körpers) gemeinsam eingenommen wird. Wenigstens wäre das eine ganz ungezwungene Auffassung. Wenn ich

Digitized by Google

nun z. B. ein Rechteck wahrnehme, von dem ich doch zugleich weiß, daß es in Wahrheit ein Quadrat ist, so ist zwar an der Leibhaftigkeit des Rechteck-Eindrucks nicht der mindeste Zweifel: ich nehme trotz meines gegenteiligen Wissens noch immer ganz offenbar ein Rechteck wahr; werde ich aber noch mit Recht sagen dürfen, es befinde sich das Wahrgenommene in demselben Raume, es sei in dasselbe räumliche Ganze eingeordnet wie die übrigen wahrgenommenen Dinge und auch mein eigener Körper? Sicherlich nicht: ohne Frage gehört diesem räumlichen Ganzen das Quadrat an und nicht das an seiner Stelle gesehene Rechteck.

Denn dieses räumliche Ganze ist der eine Raum, in dem sich außer vielem Wahrgenommenen auch sehr vieles Vorgestellte befindet, z. B. das Innere meines Körpers, die Rückseite der gesehenen Gegenstände, das außerhalb meines jeweiligen Gesichtsfeldes Befindliche usw. In diesem einen Raume befindet sich aber zweifellos an der Stelle, an welcher ich das Rechteck sehe, kein Rechteck, sondern eben ein Quadrat.

Ich kann immer nur höchstens sagen: ich sehe das Rechteck so, als ob es im objektiven Raume wäre; der Wahrnehmungseindruck zeigt es mir in ihm. Auch dieses aber gilt nur dann, wenn ich — wie angegeben — unter objektivem Raum den gemeinsamen Wahrnehmungsraum verstehe, und nur deshalb ordne ich diesem Raume das Gesehene ein, weil es eben — ein Wahrgenommenes ist. Man sieht: die ganze Rede vom objektiven Raum kommt nur auf eine Umschreibung der Wahrnehmung selber hinaus. Sie ist nur richtig, wenn ich „im objektiven Raum gegeben" mit den Worten „wahrnehmungsmäßig gegeben", „im subjektiven Raume gegeben" mit „vorstellungsmäßig gegeben" übersetze.

Die angebliche Verschiedenheit von Wahrnehmung und Vorstellung hinsichtlich der räumlichen[1]) Bestimmungen des Gegebenen reduziert sich vollkommen auf den des Aktcharakters. Es gibt freilich gegenüber dem einen Raum, in dem mir alles Wahrgenommene unmittelbar gegeben ist, noch beliebig viele „Vorstellungsräume", aber nur deshalb, weil es nun einmal gegenüber dem einen jeweils primär gegebenen Wahrgenommenen beliebig viele Modifikationen seiner Eigenschaften gibt, mit Einschluß der räumlichen.

Wir haben mithin den besonderen Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung, der sich auf deren „Raumanschauung" gründen soll, zu streichen.[2])

[1]) Ursprünglich spricht J. (a. a. O. S. 466, 472) von raumzeitlichen Bestimmungen, später ist nur noch von räumlichen die Rede.

[2]) J. selbst ist zuletzt skeptisch gegenüber diesem Unterschiede, a. a. O. S. 487.

Digitized by Google

§ 91. Zur Lehre vom „Empfindungsmaterial".

Wie steht es nun mit dem Unterschied, der sich auf das Empfindungsmaterial bezieht?

Hier wird unser Gegensatz zu Jaspers besonders deutlich. Das zeigt sich in erster Linie darin, daß J. überhaupt von einem Empfindungsmaterial neben den Akten redet. Jaspers übernimmt nämlich von Husserl die Lehre von der „beseelenden Tinktion" der Akte. Die Empfindungen sind da, und die Akte sind ebenfalls außer ihnen da. Die Akte sind Weisen des Meinens, durch die aus den Empfindungen wie aus Bausteinen die Gegenstände „konstituiert" werden. „Aus den Empfindungen — sagt Jaspers — werden uns erst Gegenstände durch Weisen des ‚Meinens', durch ein Gegenüberstellen." Das ist also ganz und gar die Lehre von der interpretierenden Funktion der Akte, die wir bekämpft haben.

Uns erscheint diese ganze Anschauung als Konstruktion. Wir kennen keine Empfindungen, von denen sich (wenn auch als von etwas tatsächlich Unmöglichem) in irgendeiner Weise sinnvoll sagen ließe, sie seien als „bloße Empfindungen" vorhanden, „bevor sie durch Akte zu Gegenständen werden".[1]) Dergleichen ist nun einmal nicht auffindbar. Es zeigt sich darin noch ein Rest des alten der Physiologie entstammenden Empfindungsbegriffs und der sonderbaren Lehre, daß sich das ganze „Bewußtsein" letzten Endes aus Empfindungen aufbaue.

Mag es sich genetisch verhalten wie immer, wir kommen nun einmal nicht um die Tatsache herum, daß das Gegebene, das wir allein sinnvoll zum Ausgangspunkt wählen können, die konkreten Gegenstände sind, wohlbemerkt: in ihrer bloßen Gegebenheit genommen, sei es nun, daß sie außerdem als Individuen in der realen Welt bestehen, ihnen also das Prädikat „wirklich" zukommt oder nicht.

Diese Gegenstände sind da und sie sind, da wir ja von ihnen wissen, zugleich für uns da: sie werden von uns erlebt. Es bestehen sie erlebende oder erfassende Akte, Zustände dessen, der da erlebt, Bewußtseinszustände — von anderen Bewußtseinszuständen nur dadurch geschieden, daß sie uns eben etwas von ihnen Verschiedenes zum Bewußtsein bringen und zwar so, daß wir unmittelbar aus ihnen selbst von diesem Verschiedenen erfahren. Sie bringen uns m. a. W. dieses von ihnen Verschiedene als ein von ihnen Verschiedenes zum Bewußtsein.

Darin liegt dann noch weiter auch das andere, daß die so beschaffenen Akte, sofern sie ja nichts anderes sind als Geschehnisse, die bald diesen, bald jenen Gegenstand zum Bewußtsein bringen, auch in sich selber durch dieses „zum Bewußtsein bringen" verschiedener Gegenstände charakterisiert sein müssen:

[1]) Jaspers, a. a. O. S. 488.

Digitized by Google

ich habe zugleich unmittelbar einen anderen Bewußtseinszustand, einen anderen psychischen Eindruck, wenn ich eine Kugel sehe oder eine Melodie höre. Und es ist dieser Zustand oder Eindruck nicht etwa bereits gefühlsartig, er ist kein Lust-Unlust-Zustand oder doch etwas mit einem solchen auf derselben Linie Liegendes: denn woran sollte dieses Gefühl anknüpfen, was es hervorrufen, wenn nicht eben der besondere Eindruck dieses und gerade dieses bestimmten Gegenstandes? Der überall gleiche formale Akt (die Aktform) kann es nicht sein, weil er eben überall gleich ist, der gegebene Gegenstand ebensowenig, weil er u. U. nicht real ist.

So also gelangten wir zum Aktstoff als dem von Gegenstand zu Gegenstand verschiedenen, dem jeweiligen Gegenstand aber zugeordneten (gekoppelten) Teil des Aktes, der seinerseits wieder in einen formalen und einen materialen Teil zerfiel: der formale dem Gestaltmoment, der Form des gegebenen Gegenstandes entsprechend, der materiale dem gestalteten Etwas: er ist, wenn es sich um Außengegenstände handelt, die sogenannte Empfindung.

Das ist unsere einfache, wie uns scheinen will, überall durchsichtige und hoffentlich ohne alle Konstruktion erreichte Lehre, die trotz ihrer Einfachheit leider neu ist. Da Jaspers noch ganz und gar die alte Ansicht von den Empfindungen vertritt, werden wir es ihm nicht zum Vorwurf machen dürfen, daß er auch in der speziellen Frage des Unterschiedes von Wahrnehmungen und Vorstellungen in Hinsicht der Empfindungen zu keiner Klarheit gekommen ist.

Er diskutiert drei mögliche Ansichten über das Verhältnis der Empfindungselemente in Wahrnehmung und Vorstellung:

1. „Die Empfindungselemente sind in beiden Fällen völlig identisch." Wahrgenommenes und Vorgestelltes hat stets dieselben Empfindungen, nur ihre Zusammensetzung ist in beiden Fällen verschieden. „Selbst das eintönige Grau, in dem manche Menschen sich alles vorstellen, ist als Grau dasselbe Empfindungselement wie bei einer Wahrnehmung, in der dies Grau vorhanden ist."

2. Die Empfindungselemente in Wahrnehmung und Vorstellung sind der Intensität nach verschieden. Damit ist zugleich gesagt, daß kein Gegensatz, sondern ein Übergang zwischen beiden besteht.

3. Jene Empfindungselemente sind übergangslos qualitativ verschieden. Ein Empfindungselement einer Vorstellung ist mit dem einer Wahrnehmung unvergleichbar. Beide liegen in ganz verschiedenen Sphären, in ganz verschiedenen Dimensionen, zwischen denen kein Übergang möglich ist.

Jaspers lehnt die erste und zweite Ansicht ab und hält die dritte für die weitaus wahrscheinlichste.

Nur mit der Ablehnung der zweiten Ansicht können wir ein-

Digitized by Google

verstanden sein: verstehen wir unter Intensität dasjenige, wodurch sich die Wahrnehmung einer hellen Farbe von der einer dunklen, eines leisen Schalles von der eines lauten unterscheidet usw., so ist sicher, daß sich durch keine auch noch so große Intensitätsabnahme eine wahrgenommene Empfindung in eine vorgestellte überführen läßt. Man könnte — mit Jaspers — noch die Möglichkeit eines anderen Intensitätsbegriffes und also auch einer anderen Intensitätsreihe (die also nicht durch den Gegensatz hell-dunkel, laut-leise getroffen würde) in Betracht ziehen. Dergleichen entbehrt jedoch — und auch darin sind wir natürlich mit unserem Autor einig — jeder tatsächlichen Unterlage.

Unsere eigene Anschauung entspricht nun offenbar einer Vereinigung aus Momenten der ersten und dritten Ansicht. Wir sagen: die Empfindungselemente sind in beiden Fällen völlig identisch, schließen daraus aber nicht, daß nun der Unterschied in ihren Synthese liegen müsse. Sondern das macht den Unterschied aus, daß sie beide — wie dies im positiven Teile der dritten Ansicht dargelegt wird — in ganz verschiedenen Sphären liegen.

Es ist ja leicht zu sehen, daß Jaspers' erste und dritte Ansicht mit Unklarheiten behaftet ist. Warum soll, ganz allgemein gesprochen, der Unterschied, der sich an identischen „Elementen" aufweisen läßt, nur ein solcher ihrer Zusammensetzung, ihrer Synthese sein? Wenn beispielsweise ein Haufen von Münzen einmal frei vorliegt, einmal in einer Umhüllung, so ist an ihm ohne Zweifel ein Unterschied vorfindlich, trotzdem haben sich weder die Elemente selbst noch ihre Zusammensetzung im Haufen geändert.

Andererseits ist wiederum nicht einzusehen, wieso eine übergangslose qualitative Verschiedenheit — dritte Ansicht — ein „Liegen in ganz verschiedenen Sphären" einschließen soll. Im Gegenteil: das nächstliegende ist doch wohl, bei diesen Worten zunächst an dieselbe Sache in verschiedenen Schichten zu denken: erst eine weitere Variation ergibt dann die Möglichkeit verschiedener Schichten, in denen sich noch außerdem qualitativ verschiedene Gegenstände befinden.

In der Tat: der unmittelbar aktuell empfundene Schmerz, besser gesagt das aktuelle Schmerzempfindungserlebnis und das entsprechende vorgestellte Erlebnis schließen ein Liegen in ganz verschiedenen Sphären ein, was aber nicht im mindesten hindert, daß in beiden Fällen das Empfindungserlebnis als solches dasselbe ist: die Beziehung ist wirklich einigermaßen analog derjenigen zwischen der frei liegenden und der in einer Schachtel befindlichen Münze.

Das wird vollends deutlich, wenn Empfindungen vorliegen, bei denen der intentional gekoppelte Außengegenstand bedeutungsvoll wird. Eine vorgestellte und eine aktuell erlebte Rotempfindung ist im einfachsten Falle dieselbe Sache und folglich ist auch

Digitized by Google

das analoge vorgestellte und wahrgenommene Rot dieselbe Sache und der Unterschied ist nur, daß das eine in einer weniger unmittelbaren Schicht liegt als das andere.

Im übrigen brauchen wir wohl nicht noch ausdrücklich zu betonen, daß mit der Schichten- oder Sphärenmodifikation stets auch noch Veränderungen in der Zusammensetzung der Empfindungen und der ihnen entsprechenden Außengegenstände (oder deren Eigenschaften) Hand in Hand gehen können. Schon wenn wir eine wahrnehmungsmäßig vorliegende Empfindung (nach Überführung in die Vorstellungsschicht) des Individualitätscharakters oder des Gebundenseins an diesen einen dann und dann fest vorliegenden Wahrnehmungsvorgang berauben, schon dann nehmen wir offenbar eine solche Modifikation vor. Dazu können dann noch Abänderungen in der jeweils vorliegenden Zusammensetzung der einzelnen Elementarempfindungen treten, ferner solche in deren Kombination mit Gestaltserlebnissen, wobei dann je nach Art der betreffenden Empfindungen zugleich mehr oder minder auffällige Änderungen der gekoppelten Gegenstände hervortreten.

§ 92. Der Aktunterschied allein maßgebend. Unbestimmtheit und Abhängigkeit vom Willen kein Vorstellungskriterium.

Wir kommen also zu dem Ergebnis: es steht mit den Empfindungen gar nicht anders als mit den Erlebnissen der räumlichen (und zeitlichen) Eigenschaften. Sie sind in Wahrnehmungen und Vorstellungen völlig identisch — ausgenommen, daß sie dort aktuell vorliegen, hier fertig gegeben sind und als etwas Fertiges erblickt, intentional erfaßt werden. Damit reduziert sich aber der Unterschied zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen ausschließlich auf einen solchen der erfassenden Akte. Auch für J. ist es zuletzt dieser Unterschied, der hauptsächlich in Frage kommt, wobei wir freilich immer im Auge behalten müssen, daß für ihn Akte nicht ganz dasselbe bedeuten, wie für uns. Unsere Akte stehen nicht neben den Empfindungen, sondern sind jeweils das Ganze, als dessen unselbständige Teile die Empfindungen (in Gestalt des Aktstoffes) fungieren, welche Empfindungen wir wiederum, ebenfalls im Gegensatze zu Jaspers, nicht mit den materialen Eigenschaften der Außengegenstände verwechseln dürfen.

Den Aktunterschied nun, der den alleinigen Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung ausmacht, haben wir noch etwas weiter reduziert als Jaspers. Die Vorstellungen zeigten sich uns im Gegensatz zu den Wahrnehmungen durchweg als Schachtelerlebnisse: sie sind Erlebnisse, die primär andere Erlebnisse intentional erfassen, und erst sekundär gegebenfalls Außengegenstände.

Es ist ganz selbstverständlich, daß für uns ganz wie für Jaspers der Gegensatz zwischen Wahrnehmungen und Vor-

Digitized by Google

stellungen übergangslos sein muß. Insbesondere ist es falsch, die Vorstellungen im Gegensatz zu den Wahrnehmungen durch ihre Unvollständigkeit und Unbestimmtheit oder durch die Abhängigkeit vom Willen charakterisieren zu wollen. Denn den Kandinskyschen Pseudohalluzinationen fehlen nun einmal beide Eigentümlichkeiten durchaus und dokumentieren sich gleichwohl als Gebilde, die den spezifischen Wahrnehmungscharakter nicht haben und überhaupt den Wahrnehmungen im wesentlichen in derselben Weise gegenüberstehen wie die Vorstellungen.[1])

Es ließe sich noch folgendes hinzufügen.

Wahrnehmungen sind allerdings immer unabhängig vom Willen. Das ist aber eine sozusagen zufällige Tatsache und keineswegs im Sinne und Wesen dessen gegründet, was wir mit dem Worte „Wahrnehmung" bezeichnen. Man kann sich ohne Schwierigkeit einen Halluzinanten denken, der seine Halluzinationen völlig willkürlich hervorruft; oder man kann — noch einfacher — sich denken, die gesamte wahrgenommene Welt rings um uns gehorche nach Art eines „Tischlein deck dich" sofort jeder unausgesprochenen Willensregung in uns. Dann wäre diese wahrgenommene Welt von meinem Willen gerade so abhängig, wie es jetzt allein die vorgestellte sein kann — würde aber darum ihr Charakter als „wahrgenommen" eine Einbuße zu erleiden brauchen? Man kann um die Antwort nicht im Zweifel sein. Ebenso könnte ich mich in eine Welt von wolkenhaften Gebilden versetzt denken, von Gegenständen, die unscharf sind in ihren Grenzen, sich verdeckend und dadurch unvollständig gegeben, zerflatternd und zerfließend, kurz ganz von der Art, wie man die „Vorstellungen", will sagen die vorgestellten Gegenstände zu charakterisieren pflegt. Selbstverständlich bleibt aber auch dann der Wahrnehmungscharakter erhalten.

Nur ein anderes Wort für diesen nun hoffentlich zur Genüge gekennzeichneten Wahrnehmungscharakter ist der Terminus „Leibhaftigkeit", den wir also ganz gut entbehren könnten und auf den wir sogar verzichten müßten, wenn er etwa als gleichbedeutend mit Selbstgegebenheit (voller Anschaulichkeit, Erfülltheit) gebraucht werden sollte: denn dann handelte es sich natürlich um ganz etwas anderes.

§ 93. „Wirklichkeitssuggestion" und Wahrnehmungscharakter.

Jaspers schreibt, hierin der sonstigen Literatur — wenn auch erfreulicherweise etwas zaghaft — folgend, dem Wahrgenommenen auch einen Wirklichkeitscharakter zu oder ein Wirklichkeitsbewußtsein.[2]) Indessen bemerkt er dabei, daß er diese Ausdrücke nur in Ermangelung besserer gebraucht. Wir möchten sie,

[1]) Jaspers, a. a. O. S. 475.
[2]) A. a. O. S. 470.

Digitized by Google

weil sie allzuleicht Verwirrung stiften und schon so viel gestiftet haben, doch lieber ganz aufgeben. Denn es steht nun einmal fest, daß es Wahrgenommenes genugsam gibt, dem das Prädikat „wirklich vorhanden" nicht zukommt — darüber braucht nach dem Gesagten hoffentlich kein Wort verloren zu werden. Richtig ist nur, daß wir immer geneigt sind, Wahrgenommenes als wirklich zu betrachten. Und das ist im Grunde sehr verständlich. Denn für den täglichen Bedarf genügt es in der Tat, die Begriffe „wahrnehmbar" und „wirklich" (oder zunächst „wahrgenommen" und „als wirklich erwiesen") einfach gleichzusetzen; zudem sind bei allen Wirklichkeitsfeststellungen Wahrnehmungen sehr wesentlich beteiligt.

So kommt es, daß wir im allgemeinen, wiewohl offenbar sehr inkorrekterweise, den Wahrnehmungscharakter zugleich als Wirklichkeitskriterium zu betrachten pflegen: in ganz analoger Weise verwenden wir ja auch etwa die Durchsichtigkeit eines in einem Gefäße eingeschlossenen Stoffes als Kriterium des Flüssigseins — woraus sich dann die Überraschung erklärt, die wir verspüren, wenn sich einmal die scheinbare Flüssigkeit dann doch als ein fester Stoff entpuppt. Oder — um noch ein trivialeres Beispiel zu bringen — es ist die Analogie auch verwirklicht, wenn wir das Umhergehen eines Mannes in Hauptmannsuniform und mit Hauptmannsmanieren als Hauptmannskriterium verwenden — woraus sich dann das Phänomen des Hauptmanns von Köpenick und ähnlicher Vorkommnisse erklären läßt. Immer verwenden wir dabei ein Merkmal (die Durchsichtigkeit, das Tragen der betreffenden Uniform), das einem gewissen Gegenstande (der Flüssigkeit, dem Hauptmann-Sein) durchaus nicht wesentlich zukommt, sondern ihn nur in einer großen Zahl von Fällen charakterisiert, die sich eben bloß besonders aufdringlich kundgeben, gleichwohl als echtes Wesenskriterium des Gegenstandes.

Wir können in solchen Fällen sagen: das Merkmal „fordert", „prätendiert" den fraglichen Gegenstand oder auch — vielleicht noch besser — es suggeriert uns sein Vorhandensein. Ob diese Forderung oder Suggestion berechtigt ist, kann erst eine genauere Untersuchung ergeben.

Selbstverständlich muß man sich der bloßen Bildlichkeit der genannten Ausdrücke stets bewußt sein. Im anderen Falle öffnet man allerlei mystischen Ausdeutungen Tür und Tor.[1]) Gerade weil der bloße Bildcharakter bei dem Worte Suggestion am deutlichsten ist, möchte ich diesen Terminus in Vorschlag bringen.

Ich rede also, statt wie Jaspers, von einem Wirklichkeitscharakter des Wahrgenommenen, den es nun einmal tatsächlich nicht zu haben braucht, vielmehr von seiner Wirklichkeits-

[1]) Dahin rechne ich z. B. Th. Lipps' Lehre von den Wirklichkeitsforderungen. Vgl. Leitf. S. 31 ff. und anderwärts.

Digitized by Google

suggestion.[1]) Der Wahrnehmungscharakter eines Gegenstandes „suggeriert" mir dessen Wirklichkeitscharakter oder Wirklichsein gerade so, wie einst in Köpenick die Uniform des Schusters Voigt den städtischen Beamten den Hauptmannscharakter oder das Hauptmann-Sein dieses Mannes suggerierte oder wie uns überhaupt allen, auch wo es sich nicht um Scheinbarkeit handelt, eine bestimmte Uniform und Kleidung bestimmte Eigenschaften desjenigen suggeriert, der sie trägt: wir sprechen eine Person in Briefträgeruniform sofort als Briefträger, eine solche in Frauenkleidung sofort als Frau an und behandeln beide entsprechend, trotzdem eine streng befriedigende Feststellung über die Berechtigung, die wir dazu haben, für uns eigentlich fehlt.

Genau so steht es mit der Wirklichkeit des Wahrgenommenen: auch mit ihr wird „gerechnet und danach gehandelt, als ob sie eine Selbstverständlichkeit sei", wie Jaspers es ausdrückt.[2])

Also: das Wahrgenommene suggeriert stets Wirklichkeit oder Wirklichkeitscharakter, hat aber tatsächlich keineswegs immer einen solchen: die Untersuchung, die sich auf dieses Haben bezieht, führt zuletzt zu einem Ergebnis, das in einer Wirklichkeits- oder Nichtwirklichkeitsfeststellung besteht und das wir mit Jaspers als „Realitätsurteil" bezeichnen können. Selbstverständlich vermag das negative „Realitätsurteil" auch nicht das allermindeste am Wahrnehmungscharakter (an der „Leibhaftigkeit") des betreffenden Gegenstandes zu ändern: es vermag dies ebensowenig, als etwa das Urteil „diese Person in Frauenkleidern ist keine Frau" irgend etwas an dem Auftreten der Person in Frauenkleidern zu ändern vermag. Ebenso bleibt dann die Wirklichkeitssuggestion des wahrgenommenen Gegenstandes erhalten: genau so wie auch in dem anderen Falle der unmittelbare Eindruck als Frau, die Verführung unseres Urteils und unserer Einstellung, die Person als Frau zu behandeln, nach wie vor bestehen bleibt.

Jaspers unterscheidet hinsichtlich der Wahrnehmung dreierlei:[3])

1. den Wirklichkeitscharakter;
2. das Realitätsurteil;
3. das psychologische Urteil, durch das wir feststellen, ob der fragliche Gegenstand leibhaftig ist (was hier — wie wir wissen fälschlich — durch „im gleichen Raum mit" bekannten wirklichen Gegenständen befindlich interpretiert wird).

Es ist namentlich im dritten Falle nicht recht ersichtlich, weshalb der Umweg über das Urteil gewählt wird: es handelt sich

[1]) Auch „Wirklichkeitseindruck" würde sich zur Not verwenden lassen. Doch ist dieses Wort immerhin weniger charakteristisch.
[2]) A. a. O. S. 670.
[3]) A. a. O. S. 473.

Digitized by Google

doch um die schlichte Wiedergabe des unmittelbar gegebenen Tatbestandes.

Im übrigen schließen wir uns in allen drei Punkten in gewisser Weise an J. an. Es bedeutet aber nach dem Vorangehenden mehr als eine bloß terminologische Modifikation, wenn wir folgende Abänderungen vornehmen.

Wir beginnen mit Nummer 3: sie muß vorangehen, denn sie schließt die *conditio sine qua non* der anderen Angaben ein. Sie drückt einfach den Wahrnehmungscharakter (die „Leibhaftigkeit") selbst aus.

Sodann hätte Punkt 1 zu folgen: der mit jeder Wahrnehmung ohne weiteres verbundene eigentümlich zwingende Eindruck, den wir aber nicht Wirklichkeitseindruck nennen, sondern Wirklichkeitssuggestion.

Endlich käme zum Schluß Punkt 2, der sich erst wahrhaft auf den Wirklichkeitscharakter bezieht: die Angabe, ob der wahrgenommene Gegenstand wirklich oder nicht wirklich ist.

Um zum Überfluß noch ein Beispiel zu geben: in der Müller-Lyerschen Figur hat die verschiedene Größe der beiden Mittelstriche 1. Wahrnehmungscharakter, demgemäß auch 2. Wirklichkeitssuggestion, es fehlt aber 3. der tatsächliche Wirklichkeitscharakter. Die genauere empirische (und natürlich physikalische) Untersuchung — die Ausmessung — der Figur zeigt, daß die wahrgenommene Verschiedenheit der beiden Striche in Wirklichkeit, d. h. an der wirklich vorliegenden Figur nicht besteht, nicht auffindbar ist. Gleichwohl bleibt die Wirklichkeitssuggestion dieser selben Verschiedenheit nach wie vor bestehen.

Überall, wo der Wahrnehmungscharakter vorliegt, besteht auch die Wirklichkeitssuggestion, keineswegs aber der Wirklichkeitscharakter. Es fragt sich, ob auch umgekehrt die Wirklichkeitssuggestion überall nur mit dem Wahrnehmungscharakter verbunden auftritt. Wie steht es hierin mit den Vorstellungen?

§ 94. Die Wirklichkeitssuggestion der Erinnerung.

Die Phantasie- oder, wie wir sie besser genannt hatten, die ungebundenen Vorstellungen üben keine Wirklichkeitssuggestion aus, wohl aber die Erinnerungen.

Das Erinnerte hat, wie auch sonst oft genug und unter ganz anderen Gesichtspunkten hervorgehoben wurde,[1]) einen eigentümlichen „Zwangscharakter", einen Charakter von etwas, dem wir uns nicht entziehen können, das wir in gewisser Weise anzuerkennen genötigt sind und wie all die anderen Ausdrücke lauten, die natürlich gar nichts anderes besagen als unsere Wirk-

[1]) Besonders hat J. Volkelt diesen Tatbestand unter dem Namen der „Erinnerungsgewißheit" zum Ausgangspunkt erkenntnistheoretischer Betrachtungen gemacht. Vgl. oben S. 60 Anm. 1.

Digitized by Google

lichkeitssuggestion. In dieser Hinsicht stehen also Erinnerung und Wahrnehmung einander gleich.

Es bedarf das indessen noch einer etwas näheren Erörterung.

Sich erinnern heißt, wie wir wissen, sich an Erlebnisse erinnern. Man könnte nun meinen, das bedeutete einfach soviel wie frühere wirkliche Erlebnisse vorstellen, intentional erfassen. Das wäre jedoch ohne Zweifel verkehrt. Wenn mir jemand plausibel macht, daß ich zu einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Erlebnis gehabt haben muß (und ich habe es auch tatsächlich gehabt), so kann ich mir dieses Erlebnis vorstellen und sogar anschaulich vorstellen, ohne mich im mindesten seiner zu erinnern.[1]) Und das ist sehr begreiflich: denn das, was ich in dem fraglichen Falle „habe", worauf ich hinblicke, das ist dem unmittelbaren Eindruck nach ein Erlebnis von bestimmten Beschaffenheiten, von dem ich (trotz vielleicht sehr großer Anschaulichkeit) bestenfalls nur sicher weiß, daß es mit dem fraglichen früheren Erlebnis identisch ist, so wie ich etwa auch von der Feder, mit der ich jetzt schreibe, nur sicher weiß, daß sie dieselbe ist wie die, mit der ich schon gestern geschrieben habe. Im Falle der Erinnerung dagegen habe ich den unmittelbaren Eindruck, auf das Erlebnis selbst zu blicken: ich erfasse der Gegebenheit nach das damalige Erlebnis als solches, es steht vor mir als Teil desselben einheitlichen Erlebnisstromes, in dem ich auch jetzt aktuell lebe. Es verbindet sich, so kann man auch sagen, für mich unmittelbar mit dem Gegebensein des Erlebnisses dasjenige der Wirklichkeit dieses Erlebnisses zu einer bestimmten früheren Zeit, das heißt: im Erinnerungscharakter als solchem liegt die Wirklichkeitssuggestion, genau so wie sie auch dem Wahrnehmungscharakter als solchem zukommt.

Damit ist gesagt, daß auch hier, soweit der Erinnerungscharakter vorliegt, Wirklichkeitssuggestion besteht.[2]) Sowohl Er-

[1]) Dies und das ganze oben behandelte Problem hat bereits Bolzano gesehen, ohne indes zur vollen Klarheit zu kommen. Vgl. Athanasia[2], S. 152.

[2]) Der Tatbestand der Wirklichkeitssuggestion ist es wohl, der H. Maier (a. a. O. S. 194) veranlaßt hat, die Erinnerung als ein „Sich zurückversetzen" in die Vergangenheit zu charakterisieren; ähnlich Lipps und Bühler. Im Grunde handelt es sich aber um nichts anderes als das bereits von Hume den Erinnerungen zugeschriebene „*belief*" (vgl. Traktat I, übers. von Lipps, 1895 S. 113 ff.), das dieser Denker freilich falsch deutet. Unsere „Wirklichkeitssuggestion", das unmittelbare „einem Gegebenen Wirklichkeit zuschreiben" muß sich einfinden, weil das betreffende Erlebnis sich mir darbietet mit einem von mir selbst (wie auch von anderen Subjekten) unabhängigen festen Individualitätsindex versehen oder als zeitlich festes Glied in meiner Erlebniskette; vgl. oben S. 127. Über die ganze Frage vgl. Gallinger a. a. O. S. 117 ff. G.s eigene Lösung, die ein aktuelles Erleben des vergangenen Ich voraussetzt (a. a. O. S. 132 f.), dürfte schwerlich befriedigen. Die Einfühlungstheorie ist viel zu hypothetisch, um zur Aufhellung der phänomenologischen Eigenart der Erinnerung benutzt werden zu können.

Digitized by Google

innerungs- wie Wahrnehmungscharakter tragen eben mit großer Eindringlichkeit Eigenheiten zur Schau, die für die überwiegende Mehrzahl der Fälle genügen, den jeweils gegebenen Gegenstand unmittelbar als einen wirklichen zu kennzeichnen, wenn sie auch keineswegs allein zu einer Wirklichkeitsfeststellung im strengen Sinne geeignet sind: eben darum sprachen wir mit bewußter Bildlichkeit von einer bloßen Suggestion der Wirklichkeit.

§ 95. Das Problem des „Ansehens von . . ."

a) Sehen als Wahrnehmen von Sehdingqualitäten.

Gibt es nun außer den Wahrnehmungen und Erinnerungen noch andere Aktformen, denen Wirklichkeitssuggestion zukommt?

Wir weisen zunächst auf ein Beispiel hin. Es ist genau dasjenige, von dem diese Untersuchungen in gewisser Weise ausgegangen sind.

Wir meinen die Behauptung Schelers, daß man einem frohen Gesichte die Freude und einer bittenden Gebärde die Bitte unmittelbar wahrnehmend ansehen könne. Wir widersprachen dem keineswegs unbedingt, sondern sagten nur, es gäbe allerdings einen Sinn des Wortes „Wahrnehmung", in welchem sich dieser Satz rechtfertigen ließe.

Es handelt sich hier um ein Problem, das wir erst jetzt in Angriff nehmen können.

Gehen wir zunächst von der anderen, weit fragwürdigeren Behauptung aus, daß man auch dem ruhig liegenden Zucker die Süße, dem Ofen die Wärme, dem Samt die Weichheit „ansehen" könne.

Worin liegt die Fragwürdigkeit dieser Sätze? Doch offenbar darin, daß, solange das Wort „ansehen" den ihm von Haus aus zukommenden Sinn behalten soll, es nur als ein Wahrnehmen von visuellen Qualitäten genommen werden kann. Nur „Sehdinge", richtiger Sehdingqualitäten, Qualitäten, die sich an Sehdingen vorfinden, lassen sich sehen.

Es gibt einen natürlichen Sinn des Wortes „Sehen", der sich einfach als das Wahrnehmen von denjenigen Qualitäten definiert, die den reinen Sehdingen als solchen zukommen: also Farben, Raumformen und alles, was wiederum ihnen als Momente oder Eigenschaften zukommt, wie Einheiten und Mehrheiten von ihnen, Veränderungen an ihnen, Bewegungen und vielleicht noch dieses und jenes andere. Ganz sicher ist aber, daß Süßigkeit und Wärme nicht zu diesen Eigenschaften gehören.

Nehme ich daher das Wort „ansehen" in dem angegebenen Sinne, so ist es vollkommen evident, daß sich dem Zucker die Süße nicht ansehen läßt.

Wie aber, wenn man bei dem Worte „ansehen" gar nicht so sehr den Nachdruck auf das Sehen legt, d. h. auf das Visuelle,

Digitized by Google

auf die Farbqualitäten und alles mit ihnen sinn- oder wesensgesetzlich Verbundene, sondern auf das wahrnehmungsmäßige Gegebensein?

Es scheint allerdings fürs erste, daß sich dann nicht allzuviel ändert. Sehe ich den Zucker, so sind offenbar nur die „visuellen" Qualitäten des Zuckers wahrnehmungsmäßig gegeben. Trotzdem aber erledigt sich das Problem dadurch noch nicht. Denn, wäre damit schon alles gesagt, so müßte die Rede vom „Ansehen" der Süßigkeit nicht bloß falsch, sondern schlechterdings widersinnig sein, wie es ja eben in der Tat widersinnig ist zu behaupten, es ließen sich Farben schmecken oder Geschmacksqualitäten sehen: Schmecken heißt nämlich nichts anderes als Geschmacksqualitäten (nebst dem ihnen wesentlich Zugehörigen) wahrnehmen, wie andererseits Sehen Farbqualitäten (nebst dem ihnen wesentlich Zugehörigen) wahrnehmen bedeutet. Die Worte „Rotes schmecken" und „Süßes sehen" laufen daher auf die Behauptung hinaus, daß Rot eine Geschmacksqualität und Süß eine Farbe sei, was ohne Zweifel widersinnig ist.[1])

Von einem solchen Widersinn ist aber nichts zu spüren, wenn man beim Zucker von einem Ansehenkönnen seiner Süßigkeit redet. Der Satz ist nur falsch, nicht widersinnig. Er hat einen Sinn und folglich muß sich auch sagen lassen, worin dieser Sinn besteht.

b) Unzulänglichkeit assoziationspsychologischer Begründungen.

Wir sahen schon, daß assoziationspsychologische Argumentationen hier nicht zum Ziele führen. Mag eine „Reproduktion" stattgefunden haben oder nicht, das eigentümliche Moment, das in dem „Ansehen" steckt, bleibt jedenfalls unaufgeklärt.

Wozu ich bestenfalls komme, ist doch immer nur, daß eine Erinnerungs- oder Phantasie- (eine gebundene oder ungebundene) Vorstellung neben der Wahrnehmung zur Geltung gelangt. Die Simultanassoziationen im Sinne Wundts sollten hier eine Änderung schaffen: und ohne Zweifel hat Wundt als erster gesehen, daß hier überhaupt ein Problem vorliegt. Die Beispiele, die Wundt als Fälle seiner „Assimilationen" (wie auch Komplikationen) anführt,[2]) sind im allgemeinen solche, die unserem „Ansehen von" entsprechen. Weiterhin hat dann Wundt auch

[1]) Die bekannte groteske Formulierung des Gesetzes der spezifischen Sinnesenergie enthält natürlich diesen Widersinn nicht. Farben zu hören ist nicht widersinnig, wenn, wie in diesem Falle, unter Farben nicht wie im Texte visuelle Qualitäten, sondern irgendwelche Wirkungen von Farbreizen verstanden werden, d. h. von Vorgängen in der realen Außenwelt, die an und für sich nichts mit Farben zu tun haben. Daß es sich ferner auch im Falle der sogenannten „audition colorée" nicht um ein „Farbenhören" im wörtlichen Sinne handelt, bedarf wohl keines besonderen Hinweises.

[2]) Grdzg. d. Physiol. Psychol., Bd. III[6], S. 504, 516.

Digitized by Google

bemerkt, daß hier eine besonders innige Verknüpfung zwischen den jeweils wahrgenommenen und den nicht wahrgenommenen Bestandteilen stattfindet. Denn eben das wollen wir offenbar sagen, wenn wir behaupten, dem visuell Wahrgenommenen komme etwas zu, das nicht visuell und damit — sofern, wie in den angeführten Fällen, eine andere Wahrnehmung nicht in Frage kommt — überhaupt nicht im eigentlichen, nächstliegenden Sinne wahrgenommen sein kann.

Über die besondere Art dieser Verknüpfung aber sagt Wundt nichts: denn der Gegensatz von Simultan- und Sukzessivassoziationen trifft schwerlich den Kern der Sache: er könnte höchstens sagen, woher jeweils die besondere Festigkeit der Verknüpfung kommt, nicht aber, worin diese selbst besteht. Das aber gilt es zunächst von allen Assoziations- und Reproduktionstheorien abgesehen festzustellen. Die Frage: „was gibt der Rede vom ‚Ansehen von . . .' ihre Berechtigung?" bleibt nach wie vor bestehen.

Oder sollten hier doch assoziationspsychologische Erwägungen weiterführen können? Indessen, soviel ich sehe, könnten sie keine andere Antwort liefern als die folgende: Weil ich die zunächst wohl sukzessive Verbindung des jetzt Wahrgenommenen mit dem früher Wahrgenommenen (und jetzt Vorgestellten) in allen oder doch den meisten Fällen der bisherigen Erfahrung erlebt habe, stellt sie sich allmählich zwangsläufig ein: unmittelbar im Anschluß an die Wahrnehmung des Einen und zuletzt gleichzeitig mit ihr tritt die Vorstellung des Anderen auf. Nun soll gegen die relative Berechtigung einer solchen Deutung gar nichts gesagt sein. Sie wird in vielen Fällen sicher zutreffen. Und auch denen, die etwa der Meinung sind, sie gelte überall, brauchen wir an dieser Stelle nicht entgegenzutreten. Nur das müssen wir allerdings bestreiten, daß sie uns über den Sinn dessen Rechenschaft geben könne, was in Worten wie „ich sehe dem Samt die Weichheit an" usw. gemeint ist. Dazu sagt die fragliche Deutung einerseits zu viel, andererseits zu wenig. Zu viel, insofern im deskriptiv gegebenen Tatbestande nichts von reproduktiven Assoziationen und auch nichts von Erinnerungen an frühere Wahrnehmungen zu finden ist. Zu wenig, insofern der wahrnehmungsartige Charakter des fraglichen Erlebnisses durch die bloße Gleichzeitigkeit der zum direkt Wahrgenommenen „hinzuassoziierten" Bestandteile allein nicht aufgeklärt zu werden vermag.

c) Der deskriptive Tatbestand der sogenannten Assimilationen.

Der deskriptive Tatbestand weist zunächst jedenfalls das auf, was wir bereits festgestellt hatten: die Vereinigung wahrgenommener und vorgestellter Momente an einem und demselben Außen-

Digitized by Google

gegenstande. Man mag, wenn man will, diese Vereinigung ruhig eine „Assoziation" nennen, wenn man nämlich dieses Wort nur als eine Übersetzung des Wortes „Vereinigung" ansieht. Nur muß man sich dann hüten, damit die Assoziation im üblichen Sinne zu vermengen, die eben eine reproduktive Assoziation ist. Und deshalb ist der Gebrauch dieses Wortes in der Tat nicht empfehlenswert. Eher ließe sich der Begriff der Assimilation, da er sicher weit weniger historisch belastet ist, so umformen, daß er gerade das ausdrückte, worauf es uns hier ankommt: nämlich eben den rein deskriptiven Tatbestand des „Ansehens von . . ." und alles dessen, was ihm auf anderen Wahrnehmungsgebieten analog ist.

„Assimilation" würde dann also lediglich die Kennzeichnung eines gegebenen Komplexes sein, der sich vielleicht bei kausal-genetischer Betrachtungsweise als Ergebnis assoziativer und reproduktiver Vorgänge herausstellen kann, aber durchaus nicht herauszustellen braucht. Eine Assimilation aber wäre er insofern, als die vorgestellten Bestandteile den wahrgenommenen „angeglichen" sind, d. h. so eng mit ihnen verbunden auftreten, daß sie selbst „wahrnehmungsartig" werden, am „Wahrnehmungscharakter" in gewisser Weise teilnehmen.

Hier aber beginnt das Problem: denn, was diese Teilnahme am Wahrnehmungscharakter besagt und worin sie besteht, das ist natürlich die Frage.

Und da ist nun zunächst ein Punkt sehr wichtig, der sich bei den Assoziationspsychologen und auch bei Wundt nicht findet: die wahrgenommenen und vorgestellten Bestandteile müssen gleichzeitig als Eigenschaften oder Merkmale eines und desselben Gegenstandes gegeben sein. In den von uns angeführten Fällen gilt das wenigstens durchaus. Das Stück Zucker wird wahrgenommen: das heißt genau genommen: das individuell vorliegende Weiß wird wahrgenommen. Dieses Weiß aber haftet, wie jede Farbe, an einem räumlich ausgedehnten Gegenstande, an dem seinerseits noch andere Momente haften, die nicht wahrgenommen werden. Sie können aber u. U. (anschaulich oder unanschaulich) vorgestellt werden. Ein solches Moment wäre im Falle des Zuckers das Süßmoment: es könnte genau ebensogut die Löslichkeit in Wasser sein oder was man etwa sonst will; es wäre im Falle des Samts die Weichheit, im Falle des Wassers die Kühle usw. Nun kann freilich die Vereinheitlichung wahrgenommener und vorgestellter Momente durch die Beziehung auf den einen Gegenstand den Gegensatz zwischen Wahrnehmung und Vorstellung noch nicht überbrücken. Diese Überbrückung aber ist natürlich die Hauptsache, und sie ist am Ende doch wohl auch das, worauf es bei den üblichen Assoziationstheorien abgesehen ist, freilich ohne daß dies in ihnen selbst zum klaren Ausdruck kommt. Denn diese Theorien zeigen schon in der Problemstellung

Digitized by Google

und noch mehr in der Problemlösung bedenkliche Unklarheiten und sind deshalb nicht ganz mit Unrecht in Mißkredit gekommen.

Mir will indessen scheinen, daß sie doch wenigstens einen Gedanken enthalten, der sich auch noch bei größter methodischer Vorsicht als brauchbar erweisen kann.

Es bleibt nämlich, auch wenn man von aller Herbeiziehung mehr oder minder fragwürdiger reproduktiver Faktoren zunächst absieht, ein rein deskriptives Moment übrig, das bei aller assoziativen Verknüpfung vorhanden ist, u. U. aber auch über sie hinaus Bedeutung haben kann: die Zwangsläufigkeit in der Verknüpfung des Perzipierten.

Höre ich „wer reitet so spät", so besteht ein psychischer Zwang fortzufahren „durch Nacht und Wind". Ich weiß, hier handelt es sich um eine Reproduktion vergangener Vorstellungen. Aber ich kann davon auch absehen. Ich kann mich mit der Feststellung der bloßen unmittelbar vorfindlichen Tatsache begnügen, daß hier bei der Wahrnehmung gewisser Worte eine Nötigung zum Vorstellen gewisser anderer Worte besteht. Eine solche psychische Nötigung könnte ohne alle Beteiligung reproduktiver Assoziationen vorliegen: ich erlebe wahrnehmend die ersten Worte und werde irgendwie innerlich getrieben die anderen vorzustellen[1]) — woher sie kommen und was mich treibt, kann ganz außer Betracht bleiben.

Übertragen wir diese Art Nötigung auf unseren Fall. Der war ja zunächst dieser: ich nehme etwas wahr (das Weiße), das ich zugleich als einen mit einer Eigenschaft (süß) versehenen Gegenstand vorstelle. Oder: ich stelle das Wahrgenommene als Moment eines für mich noch anders charakterisierten Gegenstandes vor. Darin liegt nichts von Zwangsläufigkeit und Nötigung. Denn es besagt im Grunde nichts anderes, als daß ich ein Wahrgenommenes „als" dieses oder jenes auffasse. Ich fasse das Weiße als süß auf, wie ich etwa auch einen grauen Fleck als Stein auffasse usw. Hier kann ich jederzeit auf die Auffassung verzichten oder sie durch eine andere ersetzen: ich kann das Weiße auch als bitter vorstellen oder es bei der bloßen Wahrnehmung bewenden lassen.

Nun aber kann Zwangsläufigkeit hinzutreten: ich sehe etwas Weißes und erlebe zugleich einen Zwang, eine Nötigung, es als süß vorzustellen, ich kann diesem Zwange mich nur mit den größten Schwierigkeiten und im Grenzfalle überhaupt nicht mehr entziehen.

Das Beispiel ist fingiert, aber die uns bekannten anderen Beispiele fügen sich diesem Schema aufs beste. Ich sehe eine bestimmte Mimik, die ich sogleich als die eines fröhlichen Menschen vorstellen muß: ich weiß nicht, was mich dazu treibt, aber tatsächlich werde ich dazu getrieben; ich erlebe die Nötigung, die

[1]) Man hat durchaus ein Recht, hier mit Meumann von einer determinierenden Tendenz zu reden, vgl. die Anm. 2 auf S. 179 dieses Buches.

Digitized by Google

Mimik sofort als Merkmal eines fröhlich Gestimmten oder — wie man dafür abstrakt sagt — als Merkmal fröhlicher Stimmung vorzustellen, dermaßen, daß es mir unmöglich wird, mich diesem Zwange zu entziehen. Die Mimik bleibt für mich eine „fröhliche", auch wenn ich weiß, daß der Mensch, der sie zur Schau trägt, nichts weniger als fröhlich ist.

So ist hier Vorgestelltes und Wahrgenommenes in doppelter Weise verbunden: erstens „objektiv",[1]) beides sind für mich Eigenschaften oder Momente desselben Gegenstandes, und zweitens „subjektiv" (psychisch) durch den Zwang, mit dem sich mir das eine genau so aufdrängt wie das andere. Der Gegenstand tritt mir von vornherein als ein aus beiden Gruppen bestehendes Ganzes entgegen: das Vorgestellte konstituiert ihn ebensogut wie das Wahrgenommene: erscheint er also gemäß den wahrgenommenen Bestandteilen unmittelbar als wirklich, so müssen auch die vorgestellten als wirklich erscheinen.

So können wir verstehen, daß Vorstellungen an der Wirklichkeitssuggestion der Wahrnehmung und speziell der Außenwahrnehmung teilnehmen.

d) Die assimilative Wahrnehmung.

Damit erhalten wir nun zugleich einen neuen Begriff der Wahrnehmung. Wir können nämlich alles das als „wahrgenommen" zusammenfassen, was in der angegebenen Weise aus eigentlich wahrgenommenen und vorgestellten Elementen zusammengesetzt ist. Diese neue Wahrnehmung soll „assimilative Wahrnehmung" genannt werden: wir brauchen dabei wohl nicht einmal hervorzuheben, daß damit der alte assoziationstheoretische Begriff der Assimilation nicht wieder eingeführt werden soll.

Assimilative Wahrnehmung liegt also dann vor, wenn ein (eigentlich) Wahrgenommenes zwangsläufig als einem Vorgestellten (als Moment oder Merkmal) zukommend gegeben ist. Die Bezeichnung als Wahrnehmung rechtfertigt sich aus der offenbaren Verwandtschaft mit der eigentlichen Wahrnehmung: in beiden Fällen ist ein einheitliches unmittelbar als wirklich erscheinendes (d. h. mit Wirklichkeitssuggestion auftretendes) Ganzes primär durchaus nicht in der Weise eines Schachtelerlebnisses gegeben.

Wir wissen nun, daß das „Ansehen von . . ." stets ein Fall assimilativen Wahrnehmens ist. Wer da behauptet, daß man dem Feuer seine Glut ansehen könne, kann nur meinen, das Feuer sei ein Moment an der Glut und deren Vorstellung geselle sich zwangsläufig dem Anblick des Feuers hinzu, um sie dadurch als

[1]) Ich gebrauche hier das bedenkliche, sonst gern gemiedene Wort, weil ich denke, es erweckt kein Mißverständnis. Selbstverständlich heißt es nicht so viel wie wirklich.

Digitized by Google

ebenso unmittelbar wirklich erscheinen zu lassen wie dieses selbst. Von reproduktiven Assoziationen ist dabei nicht die Rede.

Ebenso brauchen wir im Falle des „Ansehens einer Freude" usw. nicht notwendig „Einfühlung" vorauszusetzen: es braucht sich dabei nicht um ein modifiziertes eigenes früheres Erleben[1]) zu handeln. Denn es kommt nur auf die Teilnahme eines vorgestellten Erlebnisses an der Wirklichkeitssuggestion an: unser Begriff der Vorstellung eines Gegenstandes setzte aber in keiner Weise ein realiter vorangegangenes Wahrnehmen oder aktuelles Erleben dieses Gegenstandes voraus:[2]) es schließt keinen Widersinn ein, sich irgend etwas als bloß vorgestellt zu denken und zugleich anzunehmen, es sei in Wirklichkeit vordem niemals wahrgenommen oder aktuell erlebt worden. Und so ist es denn auch durchaus sinnvoll zu denken, daß fremde Erlebnisse vorgestellt werden, die nicht modifizierte frühere eigene Erlebnisse sind — womit wir natürlich nicht behaupten wollen, daß dieses Denkbare tatsächlich verwirklicht sein müsse.

Durch die Wirklichkeitssuggestion ist die assimilative Wahrnehmung von der bloßen beurteilenden „Auffassung als..." unterschieden. Im Gegensatz zu dieser kann sie daher in genau derselben Weise wie die eigentliche Wahrnehmung zu echten Täuschungen Anlaß geben: denn die echte Wahrnehmungstäuschung besteht natürlich nur kraft der Wirklichkeitssuggestion der Wahrnehmung. Die Wahrnehmung des heiter aussehenden Menschen suggeriert mir den in Wahrheit nicht vorhandenen Wirklichkeitscharakter dieser Heiterkeit; aber ich brauche dieser Suggestion gewiß nicht zu unterliegen: ich fasse den Menschen — urteilend — als in Wirklichkeit traurig auf. Oder auch: ich fasse ihn auf Grund des in der Wahrnehmung Gegebenen zunächst als in Wirklichkeit heiter auf. Dann ist mein Urteil falsch: es liegt ein Irrtum vor oder eine „Urteilstäuschung", wie man sehr fälschlich statt dessen sagt. Die tatsächliche Grundlage des Irrtums ist der täuschende Schein des Wahrgenommenen. Der Irrtum schwindet, sobald er korrigiert ist; der täuschende Schein hat mit solcher Korrektur nichts zu tun: er ist ja eine dauernde Eigenschaft des fraglichen phänomenalen wahrgenommenen Gegenstandes selbst, dem nur eben das Prädikat wirklich, das er mir suggeriert, nicht zukommt. Wie jede tatsächliche Grundlage eines Irrtums — und jede Tatsächlichkeit überhaupt — ist auch der täuschende Schein rein als Gegebenheit unkorrigierbar: das ist ja auch sonst in der Literatur genugsam hervorgehoben — wenn auch unter anderem Gesichtspunkt und bei anderer Bezeichnungsweise.[3])

---

[1]) Lipps, Leitfaden der Psych. 1909³. S. 50 ff. und an vielen anderen Stellen.

[2]) Vgl. S. 215.

[3]) Vgl. bes. Witasek, Über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen.

Digitized by Google

§ 96. „Wahrnehmung" als äquivoker Ausdruck (eigentliche, assimilative und sekundäre Wahrnehmung).

„Wahrnehmung" zeigte sich uns nach dem bisherigen als äquivoker Ausdruck: er bedeutete bald eigentliche, bald assimilative Wahrnehmung. Hat er vielleicht noch eine dritte Bedeutung? Das ist in der Tat der Fall.

Wir hatten bisher die Worte „wahrgenommen" und „wahrnehmungsmäßig gegeben" als gleichbedeutend gebraucht: tatsächlich brauchen sie das aber durchaus nicht zu sein.

Ist alles wahrnehmungsmäßig Gegebene auch wirklich wahrgenommen? „Wirklich" wahrgenommen ist hier ganz wörtlich gemeint und bedeutet nicht, wie oft, soviel wie „als etwas Wirkliches wahrgenommen". Im Falle der Halluzination nehme ich wahr und gegebenenfalls wirklich wahr, aber ich nehme nicht etwas Wirkliches wahr. Aber auch hier besteht unsere Frage zu recht: ist das als (halluzinatorisch) wahrgenommen Gegebene auch stets wirklich wahrgenommen? Ist m. a. W. der Akt der Wahrnehmung, in dem ein gewisser phänomenaler Tatbestand erfaßt wurde, immer wirklich? Natürlich nicht. Denn da alle Geschehnisse entweder wirklich sein können oder nichtwirklich, wird das Geschehnis Wahrnehmungsakt keine Ausnahme machen. War aber der Akt, durch den ein gewisser phänomenaler Tatbestand wahrgenommen wurde, nicht wirklich, so muß dieser Tatbestand als nicht wirklich wahrgenommen bezeichnet werden.

Ich erinnere mich jetzt eines gestern wahrgenommenen Tatbestandes. Aber es lag eine Erinnerungstäuschung vor. D. h.: das mir jetzt als wahrgenommen Gegebene war doch nicht wirklich wahrgenommen. Damit ist über die Wirklichkeit des Wahrgenommenen selbst natürlich gar nichts gesagt: es kann das nicht wirklich Wahrgenommene wirklich sein und umgekehrt.

Man pflegt diesem Tatbestande i. a. nur Bedeutung für die Erinnerung beizulegen, behandelt ihn deshalb meist bei Gelegenheit der sogenannten Erinnerungsbilder und berücksichtigt ihn praktisch nur, wenn eine Einstellung auf Erinnerungen stattfindet: tatsächlich ist er aber für die Wahrnehmung von fundamentaler Bedeutung. Man bedenke: alle unsere Aussagen über Wahrnehmungen, sofern diese nicht gerade während der fraglichen Wahrnehmungen selbst stattfinden, sind auf Grund von Erinnerungen gewonnen, die freilich nicht immer reproduktive Erinnerungen zu sein brauchen. Sie betreffen also tatsächlich nicht Wahrgenommenes, sondern bloß wahrnehmungsmäßig Gegebenes. Das hat für die experimentelle Psychologie eine sehr große Bedeutung. Die abnorm kurze Wahrnehmungszeit, die z. B. bei allen tachistoskopischen Expositionen vorliegt, mit ihrem geringen Einprägungswert muß die Diskrepanz zwischen Wahrgenommenem und wahrnehmungsmäßig Gegebenem zu einer sehr bedeutenden machen:

Digitized by Google

es ist also grundsätzlich verfehlt, das in den entsprechenden Aussagen Vorliegende ohne weiteres als wahrgenommen anzusehen: nicht um eigentliche primäre Wahrnehmungen handelt es sich, sondern um „sekundäre", wie wir den Tatbestand nennen können, in welchem uns etwas als nicht wirklich wahrgenommen, sondern als nur als wahrgenommen gegeben vorliegt.

Drei Bedeutungen des Wortes Wahrnehmung haben wir kennen gelernt: die eigentliche, die assimilative und die sekundäre.

Alle drei „Wahrnehmungen" sind lediglich durch Rückbeziehung auf die eigentliche Wahrnehmung verständlich: sie wird also dem Sinne nach von ihnen allen vorausgesetzt.

Die eigentliche Wahrnehmung ist durch den Gegensatz zur bloßen Vorstellung charakterisiert: sie ist kein „Schachtelerlebnis" wie diese, sondern hat den Charakter unmittelbaren, aktuellen Erlebens. Sie charakterisiert zugleich in diesem Erleben den Gegenstand unmittelbar als wirklich, ohne daß ihm darum Wirklichkeit auch in Wahrheit immer als Prädikat zukommen muß: sie hat — bildlich gesprochen — die Eigentümlichkeit der Wirklichkeitssuggestion.

Die assimilative Wahrnehmung ist Wahrnehmung eines Ganzen, das aber nur zum Teil eigentlich wahrgenommen ist: zum anderen Teil (d. h. in gewissen ihm zugehörigen Momenten) ist es nur vorgestellt, doch nimmt das Vorgestellte an der unmittelbaren Wirklichkeitssuggestion des Wahrgenommenen in eigentümlicher Weise teil, so daß das Ganze den Charakter des „sinnlich" Zwingenden der eigentlichen Wahrnehmung ebenfalls aufweist.

Die sekundäre Wahrnehmung endlich zeigt ihren Gegenstand in der Weise einer der beiden ersten Wahrnehmungen, nur mit dem Unterschiede, daß von diesen der Gegenstand während des Wahrnehmungsaktes selbst erfaßt wird, wogegen jene ihren Gegenstand in der Weise der Erinnerung als einen zuvor wahrgenommenen aufweist. Es erhellt daraus von selbst, daß auch die sekundäre Wahrnehmung durch Wirklichkeitssuggestion ausgezeichnet sein muß.

Die sekundäre Wahrnehmung kann dadurch zur Täuschungsquelle und damit weiterhin zur Grundlage von Irrtümern werden, daß sie ihrer Natur nach Erinnerungstäuschungen[1]) ausgesetzt ist.

Alle drei Wahrnehmungen endlich schließen dadurch Täuschungsmöglichkeiten ein, daß ihnen allen die Wirklichkeitssuggestion gemein ist. Da sie sich außerdem, wie kaum hervorgehoben zu werden braucht, überlagern, d. h. miteinander schichtweise kombinieren können, so ergibt sich u. U. ein sehr beträchtliches Abrücken von der tatsächlich bestehenden Wirklichkeit.

[1]) Die als solche wieder auf die Wirklichkeitssuggestion der Erinnerung zurückgehen.

Digitized by Google

XIV. Das Problem der Gestaltwahrnehmungen.

§ 97. Die Lehre von der „Gestaltproduktion" in der Grazer Schule.

Unsere Lehre von der Wahrnehmung und der dreifachen Bedeutung dieses Wortes wird sich befestigen, wenn wir nunmehr auf gewisse moderne Streitfragen eingehen, die das Problem der Gestaltwahrnehmungen betreffen und die neuerdings in der Auseinandersetzung zwischen K. Koffka und V. Benussi einen besonders prägnanten Ausdruck gefunden haben.[1])

Benussis Lehre von der Gestaltwahrnehmung und die der Grazer Schule überhaupt läßt sich am einfachsten begreiflich machen, wenn man von der sogenannten „Gestaltmehrdeutigkeit" ausgeht. Aus Tapetenmustern und ähnlichen Figuren lassen sich mehrere Gestalten zugleich „heraussehen". Derselbe Mäanderzug erscheint bald als weiße, endlos fortlaufende Figur, bald als schwarze Hakenreihe. In einem Punktaggregat wie diesem ·:· kann ich ein Kreuz sehen, ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit einem Punkt in der Mitte und noch vieles ähnliche.[2])

Genau wie bei der eigentlichen sinnlichen Wahrnehmung (beispielsweise des Rot eines Stückes Papier) wird nach B. auch hier „Vergegenwärtigung eines Gegenstandes in voller sinnlicher Frische und Anschaulichkeit ermöglicht". D. h. deskriptiv besteht zwischen sinnlicher und Gestaltwahrnehmung kein Unterschied.[3])

Anders wird die Sachlage, wenn wir das Verhältnis zu den Reizen in Betracht ziehen: die Gestalterlebnisse sind nämlich streng genommen reizlos. Reize kommen z. B. nur der sinnlichen Wahrnehmung der einzelnen Punkte zu, nicht aber der Gestalt, zu der sie jeweils zusammengesetzt sind. Zu dem von den Reizen ausgehenden Prozeß der sinnlichen Wahrnehmung muß noch ein anderer Vorgang hinzukommen, „der Produktionsprozeß", auf Grund dessen dann die Gestaltvorstellungen als Vorstellungen außersinnlicher Provenienz in Erscheinung treten. Ohne solche Produktionsprozesse bestände unser Weltbild nur aus Inhalten der sinnlichen Empfindungen als den letztfundierenden „Inferioren" (auf denen eben durch den Produktionsprozeß die „Superiora" fundiert sind), es fehlten dagegen alle räumlichen Gestalten

---

[1]) Vgl. K. Koffka, Beiträge zur Psychologie der Gestalt- und Bewegungserlebnisse, III. Zur Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie. Zeitschrift für Psych., Bd. 73 (1915), S. 11 ff. Dort auch genaue Literaturangaben über die einschlägigen Veröffentlichungen der Grazer Schule. Zur Literatur über die gesamte Frage der „Gestaltqualitäten" vgl. das oben S. 5 zitierte Werk Bühlers.

[2]) Benussi, Archiv f. d. ges. Psych. Bd. 32, S. 398; vgl. auch Witasek, Psychol. der Raumwahrnehmung des Auges, 1910 S. 296 ff.

[3]) Benussi, Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 20, S. 390, 391 A; Bd. 32, S. 403.

Digitized by Google

flächenhafter und körperlicher Art, Ton- und Geräuschgestalten wie Melodien oder Sprachgebilde, es fehlte die Bewegung, das Gleichbleiben und die Veränderung in verschiedenstem Sinne, die Einheiten und die Mehrheiten und so noch vieles andere.[1])

Indem die Empfindungsinhalte durch einen psychischen Prozeß gestaltet werden, ist also vorausgesetzt, daß sie an sich, d. h. vor dem Hinzutreten dieses Prozesses ungestaltet sind:[2]) sie sind dann lediglich von den Reizen abhängig, durch die sie ausgelöst werden.[3]) —

Außer durch die eingangs erwähnte Gestaltmehrdeutigkeit sind die so produzierten Gestalten noch zweitens durch die Besonderheit charakterisiert, die bei ihnen auftritt, wenn Inadäquatheit vorliegt. Während nämlich für die Vorstellungen sinnlicher Provenienz ihrer Natur nach Inadäquatheit nur auf dem Wege vom Reiz zur Empfindung zustande kommen kann, besteht im anderen Falle noch die Möglichkeit, daß der Produktionsprozeß die Anomalie entstehen läßt; und Benussi glaubt denn auch durch ausführliche Untersuchungen gezeigt zu haben, daß es in der Tat eine außersinnlich bedingte Inadäquatheit gibt.[4])

Das theoretisch wichtigste Argument der ganzen Lehre ist ohne Zweifel die Behauptung des Fehlens der Reize für die Gestalterlebnisse: denn dieses Fehlen bedingt seinerseits sowohl die Gestaltmehrdeutigkeit wie auch die besondere Art der Inadäquatheit der Gestaltauffassung. Zugleich aber weist es noch in eine andere Richtung: es vermag uns nämlich die letzte und tiefste gedankliche Quelle der ganzen Theorie aufzudecken.

Denn Reizlosigkeit besagt offenbar das Fehlen jeder Möglichkeit, unsere Sinnesorgane zu affizieren oder auf sie einzuwirken. Ein solches Fehlen aber erklärt sich dann am ungezwungensten, wenn angenommen wird, daß die Möglichkeit eines kausalen Prozesses gewissermaßen a priori ausgeschlossen ist: da kausale Prozesse nur an wirklichen Objekten stattfinden können, so ist das Problem der Reizlosigkeit am einfachsten dadurch gelöst, daß man annimmt, die Objekte der Vorstellungsproduktion besäßen überhaupt keine Realität.

Das ist in der Tat die Meinung Benussis und bildete bekanntlich bereits einen der leitenden Gedanken Meinongs, als er die Lehre von der Fundierung und den Gegenständen höherer

[1]) Witasek, Psychol. S. 222 f.

[2]) Der Prozeß schafft neue Eigenschaften, „die sich aus der Natur der Inferiora keineswegs a priori, sondern nur a posteriori feststellen lassen", ähnlich wie auch die phänomenalen Eigenschaften des Wassers sich nicht aus denen von Wasserstoff und Sauerstoff vorhersagen lassen. Vgl. Ameseder, Über Vorstellungsproduktion (Meinongs Untersuchungen, 1904) S. 495.

[3]) Vgl. auch Witasek, a. a. O. S. 228.

[4]) Benussi, Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 32, S. 404 f. und Meinongs Unters. S. 386 f., 412; Witasek, Psych. S. 240 ff.

Digitized by Google

Ordnung konzipierte.[1]) Gegenstände wie Verschiedenheit, Gestalt, Ähnlichkeit, Vielheit und so alles „Fundierte" überhaupt sind nach Meinong schlechthin realitätslos.

§ 98. Bühlers Einwand. Reale Gestalten.

An diesem Punkte setzt nun ein wichtiger Einwand ein, der zuerst von Bühler formuliert wurde.[2]) Daß zwischen „sinnlichem Material" einerseits und Gestalten andererseits ein Unterschied hinsichtlich des Realitätscharakters besteht, ist durchaus nicht selbstverständlich. Denn unter „sinnlichem Material" wird man bei wohlwollendster Auslegung der Theorie nur die Reize zu verstehen haben.[3]) Indessen besteht beispielsweise der reale Tonreiz aus Luftschwingungen: zu diesen gehört aber natürlich auch die Schwingungszahl. „Und — so sagt nun eben Bühler — das ist nichts, was in irgendeinem Sinne realer genannt werden könnte als irgendeine Raumform, der ein Gestalteindruck entspricht."

Das trifft in der Tat den Nagel auf den Kopf. Ja wir müssen noch weiter gehen. Reize sind genau so gut gestaltet wie wahrgenommene Figuren und Körper — sie sind geradezu selbst konkrete Gestalten, nur eben oft von sehr wesentlich anderer Art als die jeweils wahrgenommenen. Da aber alle auf uns einwirkenden Reize real sind, so folgt weiter, daß es reale Gestalten gibt.

Wie sollte es denn auch anders sein? Kochsalz kristallisiert in Würfeln: will man ernstlich behaupten, daß zwar das einzelne Kristallindividuum des Kochsalzes real sei, die ihm zukommende Würfelgestalt aber nicht? Ich denke, es gilt der Satz, daß, wenn ein bestimmter Gegenstand real ist, damit notwendig auch die Eigenschaften und Momente real sein müssen, die ihn als eben diesen Gegenstand charakterisieren. Und das bezieht sich auf alle „fundierten" Gegenstände überhaupt. Die Ähnlichkeit zwischen der realen Kopie eines realen Gegenstandes und diesem Gegenstande selbst nimmt an der Realität des Gegenstandes teil: die Ähnlichkeit, die etwa zwischen einer Maschine und einem in verkleinertem Maßstabe ausgeführten Maschinenmodell besteht, ist eine zwischen beiden obwaltende reale Beziehung. Das wird sofort klar, wenn man von folgender Betrachtung ausgeht.

Die Größe eines realen physikalischen Gegenstandes, z. B. die Länge eines Stabes, ist als seine Eigenschaft sicherlich real und bleibt es offenbar auch dann, wenn ich sie als exakt feststellbar

---

[1]) Zeitschr. f. Psych. Bd. 21, S. 198 ff.
[2]) A. a. O. S. 29.
[3]) Versteht man unter diesem Material die Töne, Farben usw., so würde Realitätslosigkeit auf beiden Seiten bestehen: die Theorie wäre also erst recht hinfällig geworden. Diesen Einwand macht sich übrigens Benussi selbst. Vgl. Archiv für d. ges. Psych., Bd. 17, S. 93 ff., andererseits Meinong, Zeitschr. f. Psych. Bd. 21, S. 198.

Digitized by Google

ansehe. Sage ich wahrheitsgemäß: der Stab ist 10 cm lang, so ist die betreffende Stablänge von 10 cm eine real existierende Eigenschaft oder (bei unserem hier, soviel ich sehe, von dem der Grazer Schule nicht abweichenden weiten Wortgebrauch von „Gegenstand") ein real existierender Gegenstand. Dem Stabe kommt der Gegenstand „Länge von 10 cm" als reale Eigenschaft zu. Dieser Ausdruck ist aber ohne Zweifel der Behauptung äquivalent, daß die Länge des fraglichen Stabes dem Zehnfachen einer gewissen anderen realen Größe (nämlich der Länge von 1 cm) gleich ist, d. h.: es kommt dem Stabe (hinsichtlich seiner Länge) Gleichheit mit dieser neuen Größe zu. Ist also die Länge von 10 cm eine reale Eigenschaft des fraglichen Stabes, so muß natürlich auch die ihr immanente Gleichheit eine reale Eigenschaft sein. Man sieht aber leicht, daß das hier von der Gleichheit Bewiesene genau so gut auch von der Ähnlichkeit und allen anderen Relationen gelten muß.[1])

Die Sachlage ist wirklich so klar und einfach wie möglich: ein bestimmter Gegenstand ist real — das heißt und kann nur heißen, daß alle ihm zukommenden Eigenschaften, ohne die er eben der Gegenstand, der er ist, nicht wäre, an dieser seiner Realität teilnehmen. Daß zu diesen Eigenschaften auch die Beziehungen gehören müssen, ergibt sich schon daraus, daß sich die Eigenschaften (und zwar, wenn ich nicht irre, alle Eigenschaften), die ein Gegenstand hat, in Beziehungen auflösen lassen: z. B. „dieser Gegenstand ist rund" heißt u. U. zugleich auch: er ist einem anderen Gegenstande, z. B. dem jetzt von mir vorgestellten, hinsichtlich seiner (runden) Gestalt gleich: was wiederum heißt, daß diese Gleichheit ihm zukommt. Und so sehr gehört diese Relation zum realen Gegenstande hinzu, daß er ohne sie offenbar das, was er doch eben der Voraussetzung nach ist, nämlich eben ein runder Gegenstand, nicht sein könnte.

Darin liegt also: den verschiedenen Gegenständen, unter ihnen auch den Farben und Tönen, den sogenannten „Inhalten" der sinnlichen Empfindungen überhaupt, kommt Realitätslosigkeit in ganz demselben Umfange zu wie den Gestalten: sie sind ebenso real und ebenso nicht-real wie diese. Ja, ohne allen

[1]) Natürlich hat Meinong ganz recht, wenn er (Zeitschr. f. Psych. Bd. 21, S. 198) sagt: „Außer und neben ihnen (nämlich der Kopie und ihrem Original) auch noch der Ähnlichkeit Existenz zuzuerkennen, das verspürt jeder Unvoreingenommene als Gewaltsamkeit." Aber wir sind ja auch gar nicht der Meinung, daß die Ähnlichkeit außer und neben den Bildern besteht: vielmehr nimmt sie als eine den Bildern zukommende Eigenheit an dem Realitätscharakter der Bilder teil: sie besteht an ihnen oder liegt an ihnen vor genau so wie ihre Größe und Farbe, nur daß sie als Beziehung nicht dem einzelnen Gegenstande allein zukommt, sondern ihm zusammen mit einem anderen oder dem aus beiden gebildeten Ganzen — wie übrigens bereits Bolzano gesehen hat (Wissenschaftslehre, Bd. 1, § 80; vgl. bes. die Auseinandersetzung mit Tetens, § 80, Anm. 2).

Digitized by Google

Zweifel haben die „Sinnesinhalte" den höheren Anspruch auf Realitätslosigkeit: denn die Physik hat nun einmal ihre Nicht-Wirklichkeit dargetan. Keinesfalls aber haben die Gestalten ihnen gegenüber eine Vorzugsstellung hinsichtlich der Realitätslosigkeit.

Damit sind wir am Ziele. Denn die ganze Anschauung, wenigstens in der spezielleren Form, in der sie bisher in der Grazer Schule vertreten wurde, steht und fällt im Grunde mit diesem einen Gedanken: Gestalten als realitätslose Gegenstände sind etwas prinzipiell anderes als die realen Sinnesinhalte. Hierin liegt alles andere: denn als realitätslos können sie auf die realen Sinnesorgane keine Wirkung ausüben, es entsprechen ihnen also keine Sinnesreize, sie sind „außersinnlicher Provenienz" und bedürfen zu ihrer Entstehung eines besonderen außersinnlichen Prozesses.

§ 99. Koffkas Einwand: Unzulänglichkeit von Benussis Argumenten.

Auch Koffka bestreitet nun, ganz wie wir, wiewohl mit etwas anderen Gründen, die These von der Realitätslosigkeit der Gestalt.[1]) Besonders eindringlich aber bekämpft er die Behauptung, daß Gestaltwahrnehmung nicht unmittelbar vom Reiz abhängig sein könne. Denn diese Behauptung bedeutet, so wie Benussi sie ausspricht, letzten Endes die Konstanzannahme: nur weil angenommen wird, daß über die sogenannten „Sinnesgegebenheiten" der Reiz entscheidet, nur aus dieser theoretischen Erwägung heraus wird behauptet, daß auch noch da „Empfindungsinhalte" vorhanden seien, wo sich in Wahrheit nur Reize konstatieren lassen. Die Selbstbeobachtung und reine Tatsachenfeststellung ergibt aber (sogar nach B. selbst) nur Reize auf der einen, Gestaltgegebenheiten auf der anderen Seite: die Konstanz der Empfindungen während des Wechsels dieser Gegebenheiten ist erschlossen — auf Grund eines falschen Schlusses, der die Konstanzannahme zur Prämisse hat.[2]) Es ist daher kein Grund vorhanden, die den Gestaltgegebenheiten jeweils zugehörigen Reize nicht unmittelbar, d. h. ohne die Annahme einer psychischen Vermittlung als Reize für die Gestaltvorstellungen anzusehen: es gibt Gestaltreize.

Wenn dagegen Benussi die Gestaltmehrdeutigkeit ins Feld führt, so hat er dazu faktisch keln Recht. Denn eine genauere Analyse zeigt, daß sich u. U. Mehrdeutigkeit geradesogut bei den Empfindungen findet wie umgekehrt Eindeutigkeit bei den Gestalterlebnissen. Die Zuordnung von Reiz und Erlebnis kann in beiden Fällen sowohl derart sein, daß auf denselben vorliegenden Reiz konstant in allen Fällen dasselbe Erlebnis folgt oder aber bald dieses, bald jenes.[3]) Nichts anderes nämlich — so

[1]) A. a. O. S. 36 ff.
[2]) A. a. O. S. 26 ff., 32 ff.
[3]) A. a. O. S. 26 ff.

Digitized by Google

müssen wir hier hinzufügen — als diese Art von Zuordnung läßt sich im Sinne der Theorie der Grazer Schule unter Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit verstehen.

Der Reiz, den ein rotes Papierstück ausübt, soll nach Benussi konstant und somit eindeutig dasselbe Rot ergeben. In Wahrheit verschleiert hier nur die Grobheit des sprachlichen Ausdrucks die tatsächlich bestehende „Mehrdeutigkeit": denn dieser schweigt über die individuelle Differenz der von den fraglichen Beobachtern gesehenen, vermutlich keineswegs völlig einheitlichen speziellen Nuance des Rot. Ähnlich liegt es in anderen Fällen, wie Koffka durch weitere Beispiele belegt.[1]) Andererseits zeigt sich die Flächengestalt des blauen Himmels völlig eindeutig festgelegt.[2]) Auch die Inadäquatheiten sind in beiden Gebieten nicht prinzipiell verschieden: die sinnlichen Inadäquatheiten (wie beispielsweise der Kontrast) unterliegen den Einflüssen der psychischen Einstellung genau so gut wie die Gestaltinadäquatheiten (wie beispielsweise die der Müller-Lyerschen Figur). Dasselbe gilt von Übung, Ermüdung und vermutlich auch von Aufmerksamkeitswirkungen: immer besteht höchstens ein gradueller, nicht aber ein prinzipieller Unterschied der beiden Inadäquatheiten, der die scharfe klassifikatorische Scheidung B.s rechtfertigen könnte.

Durch diese und noch eine Reihe ähnlicher Argumente, die aber i. w. nur speziellere Ausführungen der angeführten sind, glaubt Koffka die Haltlosigkeit der Lehre seiner Gegner erwiesen zu haben: der Gegensatz, der von den Grazer Forschern zwischen Sinnesgegebenheiten und den in ihnen angeblich fundierten Gestaltgegebenheiten statuiert wird, besteht in Wahrheit nicht.

§ 100. Koffkas Auffassung: Keine Fundierung. Gestalterlebnisse generell ohne psychische Vermittlung.

Wir müssen der Koffkaschen Kritik in gewissen durchaus nicht unwesentlichen Punkten beipflichten; trotzdem aber scheint sie uns dem letzten positiven Gehalt der Benussischen Gedanken, die noch beträchtlicher Modifikationen fähig sind,[3]) nicht ganz gerecht zu werden. Das wird sich zeigen, wenn wir nun die eigene Auffassung Koffkas, die er an die Stelle der Benussischen zu setzen sucht, ihrerseits der Kritik unterziehen.

Diese Auffassung sucht sich auf das nach der Meinung des Forschers in allen Fällen der Gestaltauffassung stets allein tat-

[1]) A. a. O. S. 28 ff.
[2]) A. a. O. S. 31.
[3]) Benussi selbst hat bereits vor dem Erscheinen der Koffkaschen Kritik zum Teil solche Modifikationen vorgenommen: so hält er heute die Mehrdeutigkeit nicht mehr als Kriterium der Gestaltvorstellung aufrecht. Vgl. „seine Versuche zur Analyse taktil erweckter Scheinbewegungen", Archiv f. d. ges. Psych. 36, S. 61, A 2.

Digitized by Google

sächlich Vorliegende zu beschränken: auf die Reize einerseits, auf die Gestaltgegebenheiten andererseits. Die Reize, die selber gestaltet sind, fungieren zugleich als Gestaltreize, d. h. als Reize für die Gestaltgegebenheiten: eine psychische Vermittlung durch so etwas wie einen „Produktionsprozeß", der an die zunächst gegebenen Empfindungen anknüpft, um die in ihnen fundierte Gestalt herauszuarbeiten, eine solche psychische Vermittlung der Gestalterlebnisse gibt es nicht.

Wünscht man durchaus etwas über die Vermittlung zu hören, die zwischen den anfänglich vorliegenden Reizen und den schließlich fertigen Gestalterlebnissen besteht, so muß man sich in das Gebiet der Physiologie begeben und, wie dies Wertheimer speziell im Hinblick auf die Bewegungsauffassung getan hat, gewisse Vorgänge in der Hirnrinde zugrunde legen. Auch im Falle der Bewegungserlebnisse ist jedoch das Bestehen von Gestaltreizen, die also in diesem Falle Bewegungsreize sind, die Hauptsache: an die Sukzession zweier optischer Reize ist unter gewissen Bedingungen das Erlebnis der einheitlichen Bewegung psychisch unmittelbar gebunden. Diese Bindung ist keine andere als die, welche auch im Falle eines isolierten Reizes stattfindet, nur mit dem Unterschiede, daß es sich dann nicht um Gestalt handelt, sondern um Empfindung: „die einzeln nacheinander dargebotenen Reize sind lediglich Reize für das Bewegungserlebnis, nicht es fundierende Inhalte".[1])

Unsere Stellung zu dieser Anschauung ist durch die bisherigen Erörterungen genau vorgezeichnet. Wir müßten einen für uns sehr wesentlichen Grundgedanken preisgeben, wenn wir ihr nicht in einem wichtigen Punkte zustimmen wollten. Koffka sucht die „Empfindungsinhalte", die bei Benussi eine so bedeutsame Rolle spielen, in bemerkenswerter Weise zurückzudrängen. Das entspricht ganz und gar unseren eigenen Bestrebungen. Wir sind ja soweit wie möglich von dem Gedanken entfernt, daß sich die Wahrnehmung aus Empfindungen (oder Empfindungsinhalten) assoziativ zusammensetze, vielleicht gar aus ihnen entstehe oder daß überhaupt Empfindung in irgendeinem Sinne Voraussetzung der Wahrnehmung sei.

Nicht die Empfindung, sondern die volle Wahrnehmung ist das „primär" Gegebene, und „primär" gegeben ist mit ihr zugleich der ihr intentional zugeordnete wahrgenommene Gegenstand, der, sofern keine weitere intellektuelle Operation vorausgesetzt wird, stets zugleich ein konkret gestaltetes Gebilde ist oder eine konkrete „Gestalt" in der weitesten Bedeutung des Wortes.

---

[1]) Koffka, Beiträge zur Psychologie der Gestalt- und Bewegungserlebnisse. Zeitschr. f. Psych. Bd. 67, S. 354.

Digitized by Google

§ 101. Einwände gegen Koffka. Wahrnehmung nur logisch, nicht zeitlich primär.

Unser Gegensatz zu Koffka tritt hervor, wenn wir jetzt dessen Auffassung von der Empfindung betrachten. Denn sie ist keineswegs die unsere. Zwar geht auch für uns der „Weg von der Gestalt zur Empfindung", aber, wenn K. sogleich noch in demselben Satze, dem wir diese Worte entnehmen, die Empfindung als ein Gebilde charakterisiert, das unter künstlichen Bedingungen aus der Wahrnehmung entstehen könne,[1]) so vermögen wir damit nicht einverstanden zu sein. Denn das klingt so, als wären Empfindung und Wahrnehmung in ihren Entstehungsbedingungen verschieden. Darin läge aber eine bedenkliche Unklarheit: denn die Empfindung ist, wie wir früher gesehen haben, ein unselbständiger Teil und würde sogar auch dann noch ein solcher bleiben, wenn man (wie dies K. offenbar tut) unter Empfindungen die empfundenen Eigenschaften von Außengegenständen versteht.[2]) Als unselbständiger Teil der Wahrnehmung aber sowohl wie des Wahrgenommenen kann die Empfindung selbstverständlich nur mit ihr oder ihm zugleich entstehen und vergehen. „Primär" ist die Wahrnehmung nur im logischen Sinne als der Fundus, als die unausweichliche Voraussetzung der Empfindung, aber gewiß nicht im zeitlichen. Denn das würde offenbar das Vorkommen von selbständigen, d. h. isolierten oder doch „reell" isolierbaren Empfindungen voraussetzen.

Es scheint nun in der Tat, als wäre K. doch darin mit Benussi einig, daß er annimmt, es könnten so beschaffene Empfindungen in der Tat vorkommen. Wenigstens finden sich bei ihm Wendungen, die diese Auffassung nahe legen. So wird von ihm die Empfindung als ein „Produkt der Analyse" betrachtet, „entstanden unter Bedingungen, die für den Zerfall der ursprünglichen Gesamtvorgänge günstig sind",[3]) und schließlich wird gar die „Empfindung zu etwas Relativem, ein und derselbe Inhalt kann einem anderen gegenüber als Wahrnehmung (Gestalt) aufgefaßt werden, je nachdem, wo die Analyse anfängt und aufhört (z. B. die Linie: sie ist Empfindung gegenüber etwa dem Quadrat, Gestalt gegenüber dem Punkt)".[4])

---

[1]) Psychologie der Wahrnehmung. Geisteswissenschaften, 1914. H. 29, S. 796.

[2]) So wird von ihm (a. a. O. Geistesw. H. 26, S. 716) die Linie als — relative — Empfindung bezeichnet!

[3]) Geistesw. a. a. O. S. 716.

[4]) Das, was K. hier dunkel vorzuschweben scheint, wird sofort klar, wenn wir unsere Scheidungen einführen: die Linie ist relativ unselbständiger Gegenstand gegenüber dem Quadrat, relativ selbständiger Gegenstand gegenüber dem Punkt. Vgl. oben § 35.

Digitized by Google

§ 102. Weitere Unklarheiten über das Verhältnis von Empfindung und Gestaltwahrnehmung (Bühler). Sinnwidrigkeit der Frage nach der generellen Gestaltentstehung.

Bühler, der ja auch sonst Koffka nahe steht, entwickelt ähnliche Anschauungen: „Kaum je, heißt es bei ihm,[1]) findet sich in einem Bewußtsein ein völlig amorphes Empfindungsaggregat, wir können also nicht einfach durch Gegenüberstellung aufzeigen, was Gestaltung ist." Kaum je? also doch hin und wieder? Freilich heißt es einige Seiten später:[2]) „wir finden nie[3]) ein völlig amorphes Empfindungsaggregat". Aber das betrifft nur das tatsächlich Vorliegende. Der Natur der Sache nach wäre nach Bühler, wie er ausdrücklich sagt,[4]) ein völlig amorphes Empfindungsaggregat keineswegs ausgeschlossen: „denkbar ist es, — heißt es auf der nächsten Seite — daß unter besonderen Umständen vielleicht auch einmal überhaupt kein Gestalteindruck entsteht".

Wir müssen dem aufs entschiedenste widersprechen, und es will uns scheinen, als ob solche Ansichten überhaupt nur möglich werden könnten, wenn man nicht genügend zwischen gestaltetem Eindruck und Eindruck von etwas Gestaltetem unterscheidet. Und wenigstens, wo es sich, wie bei Bühler, um räumliche Gestalten handelt und man deshalb geneigt ist, unter Gestalten nur räumliche Gestalten zu verstehen, ist es sicher, daß allein der Gegenstand des Eindrucks Gestalt hat, nicht der Eindruck selbst: denn dieser ist doch wohl das Erlebnis. Versteht man dagegen unter Gestalt nicht bloß die Raumgestalt, so ist klar, daß alle konkreten Gebilde überhaupt Gestalt haben.

Natürlich wird dieses Gestalthaben nicht etwa durch eine Analyse beeinträchtigt, ebensowenig wie es umgekehrt ein Hindernis unserer Auffassung ist, daß das Gestaltete und als gestaltet Gegebene, wie z. B. Bühlers „Aggregat" anfänglich noch unanalysiert vorliegt: wie sollte der Mangel der vollzogenen Analyse identisch sein mit einem Mangel dessen, was der Vollzug der Analyse feststellt?

Wir treffen hier auf ein von uns bereits erörtertes Problem[5]) und wissen, wie wir uns ihm gegenüber zu verhalten haben. Analyse, Zerlegung kann, sofern sie nur eben eine richtige, d. h. mit Erfolg betriebene Analyse ist, unmöglich zur Feststellung von etwas führen, das nicht schon vorher als Bestandteil im zu Analysierenden vorhanden war. Ob wir also Analyse treiben oder nicht, ob m. a. W. ein Aggregat analysiert vorliegt oder ob wir an ihm bereits Teile und Teilmomente unterschieden haben, macht

[1]) Bühler a. a. O. S. 6.
[2]) A. a. O. S. 20.
[3]) Von mir gesperrt.
[4]) A. a. O. S. 21.
[5]) Oben §§ 24, 74.

Digitized by Google

für das Bestehen der betreffenden Teile als Teile dieses Aggregates gar nichts aus. Ein konkretes Ganze besteht aus unselbständigen Teilen und bleibt dieses selbe aus diesen Teilen bestehende Ganze, mag es nun von irgend jemand in diese Teile zerlegt sein oder nicht.

In sehr charakteristischer Weise referiert Messer über das Problem der Gestaltentstehung folgendermaßen:[1])

„Gegenüber der naheliegenden und üblichen Auffassung, daß die Gestalten für uns durch einen synthetischen Prozeß entstünden (was auch Kants Ansicht war[2]) hat Cornelius den analytischen Charakter dieser Auffassungsprozesse vertreten. Bühler kommt zu dem Ergebnis, daß beides vorliegen könne. Gewöhnlich ist zunächst ein vorläufiger, noch unanalysierter Gesamteindruck vorhanden. Richtet sich die Beachtung erst auf ihn, so erhält die darauf folgende Auffassung des Einzelnen einen analytischen Charakter. So kann der Charakter eines Komplexes, z. B. das Moment der Divergenz zweier Linien, vorhanden sein, bevor die eine etwa als horizontal, die andere als gegen jene geneigt aufgefaßt wird. Andererseits kann sich aber auch die Beachtung nicht auf jenen ersten Gesamteindruck, sondern sofort auf einzelne Momente richten, wodurch die Auffassung synthetisches Gepräge annimmt. So konstatierte z. B. bei Exposition eines Sechsecks der Beobachter deutlich, daß eine Reihe von Auffassungsakten der Teile voranging und dann erst der Gesamteindruck ‚Sechseck' nachfolgte."

Liegt hier wirklich die Meinung vor, daß durch solche Experimente ganz allgemein etwas über die Entstehung von Gestalten überhaupt festgestellt sei? und daß weiter diese Entstehung einmal analytisch, einmal synthetisch vor sich gehe?

Aber die Frage nach der Entstehung von Gestalten überhaupt ist im Grunde so verfehlt wie etwa die Frage nach der Entstehung von Gegenständen aus etwas, das nicht selbst schon Gegenstand, oder nach der von Eigenschaften aus etwas, das nicht selbst schon Eigenschaft ist. Sinnvoll gefragt werden kann allein nach der Entstehung neuer Gegenstände und Eigenschaften aus anderen, bereits vorher vorhandenen. Und so kann analog auch nur nach der Entstehung neuer Gestalten aus bereits vorhandenen gefragt werden oder auch nach der Beachtung und Hervorhebung gewisser Teilmomente an gegebenen Gestalten.

Die Bühlerschen Experimente sind natürlich allein in dieser Weise aufzufassen. Und wenn man sie so auffaßt, sind sie in der Tat sehr wertvoll: aber ihre Ergebnisse haben mit unseren viel prinzipielleren Fragestellungen nichts wesentliches zu tun.

---

[1]) Psychologie, S. 161.

[2]) Inwieweit Kants Auffassung damit richtig wiedergegeben ist, kann hier unberücksichtigt bleiben.

Digitized by Google

§ 103. „Panmorphismus". Konkrete und abstrakte Gestalten.

Wir müssen nun suchen mit der Auffassung Ernst zu machen, daß alles „sinnlich" Wahrnehmbare Gestalt, ja überhaupt alles *in concreto* Wahrnehmbare gestaltet ist, in der weitesten Bedeutung, die sich diesem Worte geben läßt.

Nicht nur der Würfel hat Gestalt, sondern auch das Quadrat, die Linie und selbst der Punkt; der ja, als das konkrete Gebilde genommen, als das er allein „sinnlich" wahrgenommen werden kann, stets ein kleines Flächenstück ist. Ebenso ist nicht bloß die Melodie eine Gestalt, sondern auch jeder einzelne Ton, jedes Geräusch, jeder auch noch so einfache Schall: er ist ja zunächst eine qualitative Einheit, er ist außerdem eine Einheit, in der sich eine Reihe unselbständiger Momente (Tonhöhe, Tonstärke usw.) zusammenfinden, er hat eine bestimmte zeitliche Dauer und in dieser Dauer eine qualitative Gleichheit sukzessiver selbständiger Teile und so noch vieles andere dergleichen.

Die Farbe vollends ist ihrem Wesen nach an räumliche Ausdehnung und somit an räumliche Gestalt überhaupt gebunden. Bei ertasteten Gegebenheiten, Gerüchen, Geschmäcken usw. ist die Sachlage vollkommen analog. Indessen auch die Gefühle haben offenbar Dauer, bilden mannigfach miteinander und mit anderen Erlebnissen sich verknüpfende konkrete Einheiten und Vielheiten, auch sie müssen also, wie schließlich alle Erlebnisse überhaupt, als gestaltet, d. h. als konkrete Gestalten betrachtet werden: denn Einheit, Vielheit, Dauer müssen doch wohl, sofern sie konkret vorliegen, im Sinne der Grazer Schule als Gestalten gelten oder doch (was ja in diesem Zusammenhang nur terminologische Bedeutung haben könnte) jedenfalls als „fundierte" Gegenstände, als Gegenstände höherer Ordnung.

Selbstverständlich ist damit der Unterschied der einzelnen Farben, Töne usw. einerseits und der Farbenzusammenstimmungen, Melodien usw. andererseits keineswegs aufgehoben. Nur sind die einen von den anderen nicht auf Grund eines Produktionsprozesses verschieden, auch verhalten sie sich nicht wie Unselbständiges zu Selbständigem. Die „sinnlich" wahrnehmbar gegebene Melodie ist genau so selbständig (konkret) wie der einzelne Ton, das unmittelbare Zusammen zweier oder mehrerer sich voneinander abhebender Farben ist genau so selbständig wie die einzelne Farbe.

Freilich: da ich andererseits alles dieses aus dem konkreten Ganzen rein gedanklich „isolieren", d. h. pointierend herausheben kann, so ist es u. U. — wobei es sich dann freilich nicht mehr um bloße sinnliche Wahrnehmung handelt — auch wiederum unselbständig. Darin liegt kein Widerspruch und wir begreifen sofort den einfachen Sachverhalt, der vorliegt, wenn wir uns folgendes einfache Beispiel vor Augen halten.

Digitized by Google

Eine rote Kugel[1]) ist ein einfaches selbständiges oder konkretes Gebilde. Schon indem wir sie aber als Kugel bezeichnen, verwenden wir eine durch die Sprache bedingte Abstraktion, die wir aber ausschalten, wenn wir uns klar machen, daß das so Gekennzeichnete genau ebensogut „kugelrundes Rot" benannt werden könnte. Jedenfalls ist das, was vorliegt, ein bestimmtes, nach eindeutigen Gesetzen geregeltes Zusammen von (unselbständiger) Gestalt einerseits und (ebenso unselbständiger) materialer Qualität (speziell Rotqualität) andererseits, trotzdem wir selbst in unserem Erleben die Scheidung beider nicht vollzogen haben: sofern nun dieses „Zusammen" besteht, sagen wir, daß eine konkrete Gestalt vorliegt, die aber eben als konkrete Gestalt zugleich farbig ist; genau so gut dürfen wir sagen: es liegt eine konkrete materiale Qualität vor, die eben als konkrete Qualität zugleich Gestalt haben oder Gestalt sein muß.

Nun können wir in doppelter Weise fortschreiten:

Erstens können wir an der konkreten roten Kugel lediglich die Kugelgestalt beachten und gleichsam gedanklich hinzufügen: es soll gleichgültig sein, daß sie gerade als rotes Gebilde vorliegt, sie würde als blaue, gelbe, schwarze Kugel usw. für mich genau dasselbe bedeuten. Damit habe ich durch *distinctio rationis* (deren genauere Theorie uns hier gleichgültig sein kann) nun den unselbständigen Teil „Kugelgestalt" (genauer diese bestimmt geartete Kugelgestalt, wie ich sie gerade vor mir habe) so frei herausgearbeitet, wie dies der Sache nach nur überhaupt möglich ist. Ganz dasselbe ist auch dem Rot gegenüber möglich (genauer der bestimmt gearteten Rotnuance gegenüber, wie ich sie jetzt und hier wahrnehme). Beidemal habe ich das Rot und die Kugel zwar an einem konkreten Gegenstande erfaßt, aber doch so, daß der gerade vorliegende konkrete Gegenstand als solcher ausgeschaltet ist.

Zweitens: durch diese Absonderung eines jeden der beiden unselbständigen Teile bin ich nun auch in der Lage, sie beide am konkreten Gebilde selbst gleichzeitig voneinander zu scheiden, wie ich das freilich für gewöhnlich mit Hilfe der Sprache ohne weiteres tue. Das heißt: ich kann an dem konkreten Ganzen bald das Rot, bald die Kugelgestalt hervorheben,[2]) ich kann es bald als kugelrundes Rot, bald als rote Kugel betrachten. Endlich kann ich auf eine besondere Hervorhebung absichtlich verzichten, indem ich mich möglichst getreu an das tatsächlich Vorliegende halte, an das Zusammen zweier unselbständiger Momente in einer selbständigen Einheit — genau, wie wir es anfangs getan hatten.[3])

[1]) Die, nebenbei bemerkt, notwendigerweise stets als ideell gefaßt sein muß, wenn ich die hier angegebenen Abstraktionen vollziehen will. Vgl. darüber meinen Aufsatz in den Kantstudien Bd. 21, S. 198 f.

[2]) Darin liegt zugleich eine Ergänzung des oben (Abschn. XI) über Deutlichkeit Gesagten.

[3]) Diese verschiedenen Abstraktionen sind auch für die Unterscheidung

Digitized by Google

§ 104. Unterscheidung von Gestaltmomenten und materialen Qualitäten.

Wie aber unterscheide ich prinzipiell die beiden Gruppen unselbständiger Teile, die Gestaltmomente und die materialen Qualitäten? Sehr einfach: ich kann mir nämlich jedes selbständige Ganze in eben dieser Eigenschaft als selbständiges Ganzes mit beliebigen anderen gleichartigen Ganzen zu neuen selbständigen Ganzen zusammengefügt vorstellen oder, wenn möglich, auch in ebenfalls beliebige selbständige Teile zerlegt denken. Wie verhalten sich dann die unselbständigen Momente, die in den fraglichen selbständigen Ganzen enthalten sind?

Es bestehen zwei Möglichkeiten: entweder bleibt das betreffende unselbständige Moment als das, was es ist, (ideell) erhalten oder es wird als das, was es ist, zerstört und u. U. in ein anderes verwandelt. Im ersten Falle heißt es eine materiale Qualität, im zweiten eine Gestalt oder — wie wir nun im Anschluß an unsere frühere Terminologie wieder sagen können — ein formales Moment, eine formale Eigenschaft (auch u. U. ein formaler Zustand). So bleibt z. B. das Rot unserer Kugel erhalten, wenn ich sie vorstellend in beliebige selbständige Teile zerlege oder sie mit anderen ebensolchen roten Kugeln kombiniere: dagegen bleibt die Kugelgestalt bei den jetzt neu entstehenden Gegenständen nicht erhalten, sondern verwandelt sich in einzelne Kugelstücke oder in einen größeren Kugelkomplex: beide sind aber nicht selbst wieder Kugeln.

Die rote Kugel kann zugleich als Konkretisierung der Idee „Einheit" betrachtet werden: sie enthält das Moment der einen roten Kugel. Zerlege ich die Kugel in selbständige Teile oder verbinde ich sie mit anderen gleichartigen Kugeln zu einem neuen Ganzen: in beiden Fällen ist (während das Rotmoment wieder erhalten bleibt) das Moment, das sich in den Worten „eine rote Kugel" ausdrückt, zerstört.[1]) Einheit ist also ein formales Moment. Dasselbe gilt auch von „Zweiheit", „Dreiheit", „Mehrheit", „Verschiedenheit" usw. Ebenso verwandelt sich ein bestimmt gearteter einfacher Tonschritt in ein komplexeres und also anderes Gebilde, sobald ich ihn um einen oder mehrere selbständige Töne verlängere, und er wandelt sich umgekehrt

---

von Gestalt und Relation von größter Bedeutung. Gestalten sind natürlich keine Relationen. Das konkrete Ganze, an dem wir die Einheit vorfinden und das die Einheit bildet, ist etwas anderes als die Einheit, die wir an ihm vorfinden. Wir stehen also in dem Streite zwischen Stumpf (neben A. Gelb) und Höfler auf Seiten Höflers. Vgl. Höfler, Zeitschr. f. Psych. Bd. 60, S. 161 ff.

[1]) Zur Einheit gehört immer die Art: es ist daher kein Einwand, wenn etwa gesagt werden sollte, die Einheit sei bei der Zusammenfügung zu einem Ganzen nicht verloren gegangen. Indessen müssen hier „Kugeleinheit" und „Komplexeinheit" verglichen werden. Vgl. Bolzano, Paradoxien des Unendlichen, 1889², S. 6, § 8.

Digitized by Google

zum bloßen einfachen Ton, wenn ich ihn in selbständige Teile zerlege oder richtiger als zerlegt vorstelle. Die Tonhöhe des einzelnen Tones dagegen bleibt bei Vornahme analoger Operationen erhalten ganz wie das Rotmoment: sie stellt also die materiale Eigenschaft dar.

Eine Dauer dagegen, eine Länge und ebenso eine Bewegung erscheinen unter denselben Voraussetzungen als verlängert oder verkürzt, erweisen sich mithin als formal. So besteht dieser Gegensatz überhaupt auch abgesehen von allem psychologisch Relevanten: er durchzieht die ganze Welt. Überall ist das, was wir „Stoff" nennen und was als solcher im Gegensatz zur Form steht, eben dadurch charakterisiert, daß es bei gedanklichen Zerlegungen in selbständige Teile und ihrem Widerspiel als das, als was es von uns charakterisiert wird, erhalten bleibt: Wasser, Gold, Luft als Stoffe betrachtet bleiben für mich, was sie sind, und müssen es bleiben, solange sie eben nur als Stoffe gemeint werden, ich mag die konkreten Stücke, in denen sie mir natürlich zunächst vorliegen müssen, in noch so beliebige kleinere Stücke zerspalten denken.[1]) Und so kann man die Probe überall machen.

Wichtig ist dabei, daß diese Probe stets rein ideell und intentional gedacht ist: Sie betrifft ja ein rein gegenstandstheoretisches Gesetz und bezieht sich bloß auf die phänomenale Schicht. Was dem Gemeinten in der Wirklichkeit (und dem Reiche der sich als wirklich darbietenden Gegebenheiten) entspricht, steht nicht in Frage: und wir rechnen dabei, wie überall in solchen Fragen, von vornherein wenigstens mit der Möglichkeit, daß das, was wir allein sinnvoll z. B. Stoff nennen, in der realen Welt niemals rein verwirklicht ist. Hier können physikalisch-chemische Bedingungen ebensowohl ihre Rolle spielen wie auf der anderen Seite psychologische und physiologische.[2])

So scheiden also auch wir zwischen Gestalten einerseits und etwas, dem das Gestaltmoment „fehlt", andererseits. Nur muß dieses „Fehlen" hierbei richtig verstanden werden: es fehlt nämlich in keinem anderen Sinne, als in demjenigen, der vorliegt, wenn ich sage, daß u. U. einem rechtwinkligen Dreieck die Rechtwinkligkeit oder der Zahl 2 die Geradzahligkeit „fehlen" kann — sofern sie nämlich bloß als Paradigma eines Dreiecks oder einer Zahl überhaupt betrachtet werden: es „fehlt" dann natürlich

---

[1]) Bis zu einem gewissen entfernten Grade verwandte Anschauungen entwickelt übrigens Sigwart, vgl. Logik 1904[3], Bd. 2, S. 245 ff. (III, 2 § 78). Natürlich würden wir nie von einer Synthese von Begriffselementen sprechen, wie das S. tut.

[2]) Mit der ganzen vorstehenden Erörterung holen wir also die nähere Analyse der schon § 66 S. 165 ff. vorweggenommenen Einteilung der unselbständigen Momente nach: natürlich sind nicht alle materialen Momente der Außengegenstände als solche direkt wahrnehmbar. Soweit sie es aber sind, stellen sie die gegenständliche Komponente des Empfindungsmomentes innerhalb der Wahrnehmung dar — wie wir ja zur Genüge gezeigt haben.

Digitized by Google

eigentlich genommen überhaupt nicht, sondern bleibt nur unberücksichtigt.

Darin liegt aber wiederum: alles wahrnehmbar Gegebene ist (als Konkretes) notwendig gestaltet. Bloße isolierte oder auch nur *in concreto* isolierbare Empfindungen (oder auch Empfindungsinhalte) sind eine reine Unmöglichkeit.

§ 105. Gestaltung und Umgestaltung. Psychische Vermittelung und außersinnliche Provenienz der Umgestaltung.

Vielleicht wird nun Koffka diesen Gegensatz in unseren Anschauungen nicht als allzu wichtig empfinden, ja er wird vielleicht die gemeinsame Basis, auf der er sich aufbaut, für richtiger halten als den Gegensatz selbst. Sind wir uns doch darin völlig einig, daß in der Benussischen Dreigliederung: Reiz—Empfindung—Gestalt das Mittelglied gestrichen werden muß, und daß vielmehr, wenn Reize vorliegen, diese auf der Gegebenheitsseite bereits als konkrete Gestalten zur Geltung kommen.

Indessen: gerade hier setzt der Gegensatz ein. Denn: heißt das nun, daß in allen Fällen, in denen Gestalten gegeben sind, Zwischenglieder, die, wiewohl sie gewiß keine bloßen Empfindungen sind, doch ihre Stelle einnehmen würden, heißt das, daß solche Zwischenglieder immer ausgeschaltet sind? heißt es m. a. W., daß stets jede Art psychischer Vermittlung fehlen muß?

Koffka scheint das in der Tat anzunehmen; wenigstens geht aus keiner seiner Äußerungen hervor, daß er mit dem Gegenteil rechnet. Und doch ist das wahrlich keineswegs selbstverständlich.

Beachten wir zunächst, daß die Anschauung Koffkas (und Wertheimers, auf dessen Untersuchungen sie ja prinzipiell zurückgeht), soweit sie nicht speziellere Fragen betrifft, sondern eine allgemeine Anschauung über das Zustandekommen der Gestaltauffassung sein will, dann sofort eine Banalität besagt, wenn wir unsere Ansichten über die Gestalten zugrunde legen. Dann nämlich deckt sie sich (von hypothetischen hirn-physiologischen Theorien abgesehen) vollkommen mit dem, was wir, von jeglicher besonderen Gestaltauffassung abgesehen, als die ganz allgemeine Lehre von den Beziehungen der Reize zu den „sinnlichen" Wahrnehmungen ansehen müssen, nämlich:

Vorhanden ist zunächst ein „Reiz" in der physikalischen Welt, außerdem ein lebendiger Organismus: durch beides zusammen entstehen besondere physiologische Bedingungen, denen ihrerseits ein Wahrnehmungserlebnis funktional zugeordnet ist.

Der physikalische Reiz ist nun aber als reales Gebilde konkret und somit gestaltet, die physiologischen Zustände im Organismus sind es aus demselben Grunde nicht minder; dem ebenfalls konkreten Wahrnehmungserlebnis ist endlich intentional der „sinn-

Digitized by Google

lich" wahrgenommene Gegenstand zugeordnet, der natürlich erst recht eine konkrete Gestalt ist.

Mehr besagt in der Tat die Theorie nicht. Aber all dieses muß ja bereits bei jeder sinnlichen Wahrnehmung, bei jedem Ton, bei jeder Farbe; jedem Geschmack und Geruch vorausgesetzt werden, d. h. also bereits überall da, wo von einer besonderen Gestaltauffassung nicht die Rede ist.

Bringt nun wirklich die Anschauung der Grazer Schule nicht mehr zum Ausdruck als die bloße Abweichung von dieser einfachen Lehre? Sollte sie, von den hervorgehobenen Unzulänglichkeiten abgesehen, das allein ausdrücken? Schwerlich: es scheint uns sicher, daß wenigstens die grundlegenden Beispiele Witaseks und Benussis ganz anders interpretiert werden müssen: freilich auch anders, als diese Forscher sie selbst interpretiert haben, aber doch so, daß gewisse wesentliche Behauptungen der Grazer Schule bestehen bleiben. Zu diesen Behauptungen rechnen wir auch die der „Reizlosigkeit" — zwar nicht der Gestaltproduktion, die es nicht gibt, sondern desjenigen, was wir an ihre Stelle zu setzen haben.

Und das ist nun im Grunde etwas sehr Einfaches: es bedarf dazu nur des Hinweises auf den Umstand, daß die primär gegebene Gestalt sich rein gedanklich umformen läßt. Eine solche Umformung haben wir ja bereits vorgenommen, wenn wir in unserer Weise vom konkreten roten Würfel zur Hervorhebung des Rot an demselben Würfel oder zu derjenigen des betreffenden Rot überhaupt übergehen. Das Beispiel zeigt zugleich, daß die Grazer Schule auch insofern im Recht ist, als sie dergleichen Vorgänge den reproduktiven, nach dem Assoziationsschema zu begreifenden Vorgängen entgegenstellt. Denn, wie immer man auch im einzelnen das Psychologische dieser Vorgänge auffassen mag, ob man in Hinsicht ihrer etwa der „Aufmerksamkeit" eine ausschlaggebende Rolle zuteilt oder nicht, das eine bleibt doch ganz sicher: mit bloß psychologischen Funktionen und Geschehnissen kommt man nicht aus, um vollständig zu begreifen, worum es sich hier eigentlich handelt. Um zu verstehen, daß in unserem Falle das Rot zwar vom jeweils gerade vorliegenden Gegenstande, daß es aber (solange es als das, was es ist, oder als selbstgegeben vorliegt) durchaus nicht von einem konkreten Gegenstande überhaupt getrennt werden kann: dazu muß man etwas von gegenstandstheoretischen oder allgemeiner von sinntheoretischen (eidetisch-phänomenologischen) Gesetzen wissen. Nach diesen Gesetzen nämlich muß sich das psychische Geschehen bei derartigen „Abstraktionsprozessen", wie man sie etwas summarisch zu nennen liebt, unter allen Umständen richten. Natürlich treten dann noch gewisse psychologische Gesetze hinzu: ob die fragliche „Abstraktion" überhaupt vollzogen, oder ob auf sie verzichtet wird, auf Grund welcher Motive beides geschieht, ob sie

Digitized by Google

rasch oder langsam von statten geht und vieles ähnliche unterliegt echten empirisch-psychologischen Gesetzen. Auch dieses, daß wir, um überhaupt einen solchen Abstraktions- oder (wie wir dafür besser und zugleich allgemeiner sagen wollen) einen solchen rein gegenständlich bedingten psychologischen Prozeß erleben zu können, den Gegenstand, an welchem wir ihn erleben, irgendwie „haben" müssen und daß dazu ein Ich, ein erlebendes Bewußtsein nötig ist, dem auf Grund gewisser physikalischer und physiologischer Tatsachen und psychischer Fähigkeiten eben auch jenes bestimmte Erleben erwächst, durch das der fragliche Gegenstand gegeben oder richtiger dem er intentional zugeordnet ist, auch dieses alles hat mit den rein gegenstandtheoretischen Gesetzen nichts zu tun, sondern ist je nachdem physikalisch, physiologisch und psychologisch bedingt. Aber die Anerkennung dieses Bedingtseins darf die Anerkennung jenes anderen nicht hindern, das den normalen Ablauf des „Abstraktionsprozesses" erst als solchen ermöglicht. Verweigert man diese Anerkennung, so muß man in regelrechter Konsequenz unter allen Umständen zur Forderung einer psychologischen (und zwar empirisch-psychologischen) Begründung von solchen Gesetzen kommen, die, wie die arithmetischen, geometrischen und logischen, ihren außerpsychologischen Charakter deutlich genug zur Schau tragen. Es gibt in der Tat nur die beiden Möglichkeiten: entweder „Psychologismus" oder Anerkennung der rein gegenständlichen Bedingtheit gewisser (natürlich an sich psychologischer) Vorgänge.

Das wird noch deutlicher hervortreten, wenn wir uns nun Beispielen zuwenden, die den Gedankengängen Benussis sowohl wie Koffkas noch näher liegen.

Ich stelle mir rein „phantasiemäßig" eine beliebige Gestalt vor, z. B. einen schwarzen Punkt — will sagen einen kleinen Kreis — auf weißem Grunde. Nun kann ich diesen Punkt beliebig verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen usw. Daß ich dies aber kann, ist natürlich in einer rein gegenständlichen Gesetzmäßigkeit begründet. Selbstverständlich! Denn in der Möglichkeit der Verdoppelung usw. treten ja ohne Zweifel arithmetische Beziehungen zutage.

Ich könnte den Punkt nicht verdoppeln und überhaupt nicht vervielfältigen, wenn er mir nicht zugleich als Exemplar einer Art gegeben wäre, die ihrem Inhalte nach durch die phänomenalen Eigenschaften des vorgestellten Punktes[1]) bestimmt ist; und ich könnte es ebensowenig, wenn es die Addition und Multiplikation nicht gäbe mit ihren spezifischen Gesetzen.

Weiter kann ich dann, wenn ich etwa drei Punkte gewonnen habe, zwei von ihnen zu einem eigenen Ganzen zusammenfügen,

[1]) Ich vertrete damit Anschauungen über das Wesen der Zahl, die in der Hauptsache auch den von Bolzano ausgesprochenen entsprechen dürften (vgl. oben S. 250 Anm. 1).

Digitized by Google

den dritten aber in Isolierung belassen. Zusammenfügen oder Zusammenfassen heißt aber hier nichts anderes als einen Gegenstand vorstellen, dessen Teile die zusammenzufassenden Gegenstände sind: das kann dadurch geschehen, daß ich die Punkte einfach bis zur Berührung aneinander rücke, oder auch dadurch, daß ich sie in einen abgegrenzten Bezirk bringe oder sie durch eine Linie verbinde. Es offenbart sich dann also die Beziehung vom Teil zum Ganzen — wiederum eine rein gegenständliche Beziehung.[1])

Natürlich liegen hier zugleich immer psychologische Geschehnisse vor: nur sind sie ohne die Berücksichtigung der gegenständlichen Beziehungen schlechterdings nicht zu verstehen. Man mag zur Charakterisierung dessen, was vorgeht, auch ruhig den Terminus „Phantasie" gebrauchen — dieser Begriff ist ja so gut wie vogelfrei. Aber wir müssen doch Dürr auf das entschiedenste widersprechen, wenn er glaubt, es könnte ein Vorgang wie der besprochene dadurch, daß er zum Phantasievorgang gestempelt wird, „nach den Gesetzen der Reproduktion und des Vergessens durchaus erklärlich" gemacht[2]) werden. Was kommen denn dabei für Reproduktionsgesetze in Betracht? Doch höchstens diejenigen, die es verständlich machen, daß überhaupt der primäre Punkt von uns vorgestellt werden kann, wobei der bekannte Gedankengang der ist, daß dieses Vorstellen nur auf Grund vorangegangenen Wahrnehmens, wenn auch nicht gerade des Punktes, so doch anderer visueller Gebilde möglich werden kann: man wird dann gewiß mit Recht, um dies zu erklären, von Reproduktionsdispositionen und ihrer Wiedererregung durch Reproduktionsmotive reden dürfen.

Aber was hat das mit dem zu tun, was hier allein in Frage steht? Die Vervielfältigung der Punkte, ihre Zusammenfassung zu einem Ganzen, ihre dadurch bedingte verschiedene Anordnung — was hat alles das mit Reproduktionsvorgängen und Reproduktionsgesetzen zu tun? Schlechterdings gar nichts, sollte ich meinen. Es brauchte dergleichen Vorgänge und Gesetze überhaupt nicht zu geben und unser „Gestaltungsprozeß" würde genau ebenso ablaufen wie zuvor.

Oder meint man etwa gar, die Verdoppelung des ersten Punktes sei als „Wiederholung" am Ende selbst eine Reproduktion? Das wäre natürlich nur ein ungeheuerlicher Trugschluß. Denn von einer „Reproduktion" im üblichen psychologischen Sinne kann natürlich nur dann die Rede sein, wenn eine früher erworbene Disposition wiederbelebt wird. Davon ist aber doch wohl bei der „Wiederholung" des Punktes nicht die Rede. Doch auch abgesehen davon: die erinnerungs- und gedächtnismäßige „Wieder-

[1]) Vgl. auch Bolzano, Paradoxien des Unendlichen, 1889², §§ 3 ff.
[2]) Ebbinghaus-Dürr, Grdzg. d. Psychologie. Leipzig 1913, S. 102. Auch Bühler (a. a. O. S. 30) steht dieser Anschauung nahe.

Digitized by Google

holung" ist Wiederholung in einem ganz anderen Sinne als im Falle der Punkte. Was sich bei der reproduktiven Wiederholung erneuert, ist mein „Hinblicken auf": so viel Erinnerungsakte, so viel neue Intentionen auf mein früheres Erlebnis, das aber als solches identisch bleibt; genau so bleibt auch im Falle der unmittelbaren Erinnerung das Erlebnis, dessen ich mich erinnere (etwa eine Schmerzempfindung), stets identisch, während es nur in verschiedenen (freilich in unmittelbarer Sukzession einander folgenden[1]) Akten erfaßt wird.

Wiederholung besteht hier also durchaus nicht in dem Sinne, daß zu dem „Reproduzierten" ein anderes, ihm Gleichartiges als gegeben hinzutritt. Das aber ist gerade der Fall unserer Punktwiederholung.

Das Wichtigste ist jedoch, daß sich bei den fraglichen Vorgängen alles klar in der Gegebenheitssphäre abspielt: es besteht keinerlei Beziehung zu den mit allen Reproduktionsprozessen verbundenen, aber natürlich nur hypothetischen Dispositionen; weder Physiologisches, noch unbewußt Psychisches braucht vorausgesetzt zu werden, um ein volles Verständnis zu gewinnen.

Wir heben das besonders hervor, weil darin zugleich auch noch ein weiterer Unterschied unserer Auffassung von derjenigen der Grazer Schule zur Geltung kommt. Denn diese faßt ja eben ihre Vorstellungsproduktion als etwas nicht in der Gegebenheitssphäre vor sich Gehendes auf: der Produktionsprozeß ist nicht „deskriptiv" gegeben, nicht durch Selbstbeobachtung festzustellen.[2])

Der Hauptunterschied zwischen uns und der Grazer Schule aber ist natürlich der, daß wir einen eigentlichen Gestaltprozeß, der Gestaltvorstellungen aus solchen von vorher Ungestaltetem neu schüfe, nicht anerkennen, einfach, weil es einen solchen nicht geben kann: es gibt ja nichts Ungestaltetes, das selbständig gegeben sein könnte. In Wahrheit handelt es sich nicht um Gestaltung, sondern um Umgestaltung, Gestaltumformung. Und die wichtigsten Beispiele, die Witasek und Benussi anführen, sind in der Tat Beispiele für dergleichen Umgestaltung.

Interpretiert man nun die Lehre in dieser neuen Weise, so kann Koffka keinen belangreichen Einwand mehr erheben. Denn seine Ausstellungen liefen ja im Grunde alle auf den einfachen Gedanken hinaus, daß der Gegensatz, den Benussi zwischen Empfindungen einerseits und Gestalten andererseits findet und der sich namentlich in ihrer verschiedenen Beziehung zu den Reizen finden soll, tatsächlich nicht besteht.

Nun: eben diesen Gegensatz geben wir preis. An seine Stelle

---

[1]) Also in einer kontinuierlichen Aktreihe. Vgl. meine Schrift: Die phänomenale Sphäre usw. Halle 1912, S. 30 ff.

[2]) Vgl. oben § 97, S. 238.

Digitized by Google

setzen wir einen völlig anderen: und wir können als diesen anderen im Sinne unserer bisherigen Beispiele vorläufig einfach den betrachten, der zwischen Wahrnehmung und bloßer Vorstellung besteht.

Daß nun die wahrgenommenen Gegenstände oder — da alles Wahrgenommene konkret ist — die wahrgenommenen Gestalten im großen und ganzen eine relativ enge Beziehung zu den „Reizen" haben, wird niemand bestreiten.

Die bloß vorgestellten Gegenstände dagegen haben eine durchweg andere und weit weniger enge Beziehung zu „Reizen" und Sinnesorganen. Zu einem bloß vorgestellten Gegenstande läßt sich kein physikalischer Reiz und auch kein durch ihn angeregter physiologischer Prozeß im Sinnesorgan nachweisen. Reizlosigkeit und außersinnliche Provenienz, die Benussi für die unmittelbar und eigentlich wahrgenommenen Gestalten sicherlich nicht allgemein behaupten darf, kehrt jetzt also hinsichtlich der bloß vorgestellten Gestalten wieder.

Erinnern wir uns hier unserer früheren Feststellungen über den Reizbegriff in der Psychologie: wir hatten gezeigt, daß dieser im wesentlichen physikalisch orientiert sein muß und sich am exaktesten als (subjektbezogenes) „Wahrnehmungsreal" in unserem wohldefinierten Sinne auffassen läßt. Reiz in dieser Bedeutung ist ein mögliches (und zwar das normale) Korrelat der äußeren Wahrnehmung: für Vorstellungen gibt es keine Reize. Damit befinden wir uns zugleich in sachlicher Übereinstimmung mit Koffka, der ausdrücklich hervorhebt, daß der die „Mehrdeutigkeit" einschließende (und das ist der bei Ablehnung der Konstanzannahme, d. h. rein psychologisch ausschließlich in Frage kommende) Reiz korrekterweise als „reizfähiger physikalischer Tatbestand" bezeichnet werden muß.[1]) In Übereinstimmung mit K. dürfen wir also sagen: es gibt zum mindesten vorgestellte Gegenstände, denen kein Reiz entspricht.

§ 106. Gesetze der Umgestaltung.

Es ergab sich uns also, daß wir „phantasiemäßig" Umformungen von „gegebenen Gestalten" vornehmen können und daß diese Umformungen psychische Geschehnisse sind, die abgesehen von den allgemeinen psychophysischen Gesetzmäßigkeiten, die den Ablauf des psychischen Erlebens regeln, noch außerdem von Gesetzen rein gegenständlicher Art bedingt sind, die sie speziell als Gestaltumformungen betreffen. Forme ich eine Linie so um, daß sie in allen ihren Teilen von einem an derselben Stelle verharrenden Punkte gleiche Entfernung hat, so bin ich durch die

[1]) A. a. O. S. 34, Anm. 3.

Digitized by Google

Art dieser meiner Umformung genötigt, derselben Linie überall gleiche Krümmung zu geben; forme ich zwei örtlich verschiedene Punkte oder Striche so um, daß der eine die Anfangs-, der andere die Endphase einer einheitlichen Bewegung bildet, so bin ich damit infolge der Natur der Bewegung eo ipso genötigt, so vorzugehen, daß diese Bewegung eine bestimmte Geschwindigkeit und Richtung hat, daß sie sich in einem zeitlichen Kontinuum über ein räumliches Kontinuum hinwegerstreckt (daß also kontinuierliche Zwischenphasen zwischen der Anfangs- und der Endphase bestehen), daß ferner dabei ein bewegtes Etwas als identischer „Träger" der Bewegung bestehen bleibt usw.

So einfach und durchsichtig all diese Dinge sind, so wenig erfreuen sie sich doch zurzeit einer allgemeinen Anerkennung. Sehe ich recht, so liegt das hauptsächlich daran, daß sie bisher in der experimentellen Psychologie in Verbindung mit dem Wahrnehmungsproblem aufgetreten sind, was ihre Komplikation mit allerlei ihnen im Grunde ganz fremden, sinnespsychologischen und physiologischen Fragen zur Folge hatte, wie eben auch wieder jetzt bei Koffka und Wertheimer und teilweise selbst innerhalb der Grazer Schule.

Gehen wir nun wieder schrittweise vor, um zu möglichst restloser Klarheit zu kommen.

Nach den bisherigen Erörterungen ist leicht zu sehen, daß in Hinsicht jener rein gegenständlich bedingten Umformungsvorgänge auch dann keine Reize in Frage zu kommen brauchen, wenn unzweifelhafte Wahrnehmungen vorliegen. Eine solche Umformung könnte ja u. U. halluzinatorisch wahrgenommen werden: auch dann würde sie sich noch nach den Gegenstandsgesetzen richten müssen: halluzinierte Kreise würden eben Kreise mit allen Kreiseigenschaften sein müssen, und eine in halluzinatorischer Wahrnehmung vorhandene Bewegung wäre notwendig die Bewegung eines bewegten Etwas mit bestimmter Geschwindigkeit, Richtung usw.

Und genau wie vorher gilt auch hier wieder, daß sich alle diese gegenstandstheoretischen Beziehungen rein in der Gegebenheitssphäre abspielen, also deskriptiv zu konstatieren sind. Ich sehe es nicht als einen erst auf Grund besonderer Annahmen begreiflichen Vorgang vor mir, daß allemal, wenn ich Bewegung oder die Kreisform erlebe, ich auch ein bewegtes Etwas und überall gleiche Krümmung miterleben muß, sondern es „liegt" das eine im anderen, gehört ihm zu als wesentliches Moment, und ich erfasse eben dieses Zugehören mit voller Evidenz. Nirgends ist dabei von Dispositionen, Reproduktionsvorgängen oder sonst einem nur indirekt Gegebenen, Erschlossenen, nicht unmittelbar Aufzeigbaren die Rede.

Digitized by Google

§ 107. Echte Gestaltmehrdeutigkeit.

Natürlich bleibt die Sachlage ungeändert, auch wenn nun doch tatsächlich Reize oder Wahrnehmungsreale vorliegen. Auch wenn auf dem weißen Papier vor mir ein schwarzer Kreis (relativ) wirklich vorliegt, gibt es lediglich von gegenstandstheoretischen Gesetzen bedingte Umformungen, die rein „deskriptiv" aufzeigbar sind. Und auch Punktzuordnungen im Sinne unseres früheren Beispiels bleiben in der Sphäre der Selbstgegebenheit: wenn ich von drei wirklichen Punkten zwei durch einen (ebenfalls wirklichen) Strich zu einer Einheit verbinde, so ist die Schöpfung dieser neuen Einheit das Paradigma eines deskriptiv gegebenen Vorgangs.

Das gilt aber nicht minder, wenn ich nunmehr dazu übergehe, die Umformung des Wahrgenommenen bloß in der Vorstellung vorzunehmen. Ich gelange dann also zu einer Vereinigung von Wahrnehmung und Vorstellung; wahrnehmungsmäßig sind die drei Punkte selbst gegeben; ich stelle mir aber zwei von ihnen durch einen Strich (anschaulich) zu einer Einheit verbunden vor. Selbstverständlich liegt auch jetzt noch alles vollkommen deskriptiv vor: denn Reproduktionen kommen, wie wir schon oben sahen, hier, wenn überhaupt, so keineswegs als solche in Betracht. Ebensowenig ist von „Reizen" und Wahrnehmungsrealen die Rede. Wir könnten uns ja zur Not auch jetzt noch denken, daß die Punkte in echten Halluzinationen gegeben wären.

Ich kann nun weiter den wahrgenommenen Punkten gegenüber die vorstellende Vereinheitlichung bald vornehmen, bald unterlassen. Oder ich kann sie auch bald dieser, bald jener Gruppe gegenüber vornehmen.

Dadurch habe ich nunmehr eine echte Gestaltmehrdeutigkeit gewonnen. Dieselben wahrgenommenen Punkte werden durch vorgestellte Striche bald zu diesen, bald zu jenen Gruppen zusammengefaßt. Freilich unterscheiden wir uns von der Auffassung der Grazer Schule abgesehen davon, daß wir hier nur die Tatsache einer Gestaltumformung anerkennen können, auch noch prinzipiell durch folgendes:

So wenig uns die Reize für die wahrgenommenen Punkte von wesentlichem Belang sind, so wenig ist andererseits die Reizlosigkeit für die Umformung und Gestaltmehrdeutigkeit von einer besonderen eigenen Bedeutung. Die Reize (oder Wahrnehmungsreale) bleiben vielmehr in beiden Fällen ganz außer Spiel. Ihr Vorhandensein und Fehlen tut überhaupt nichts zur Sache.

Diese vollkommene Suspendierung der Reize ist es nun gerade, die uns hier von einer echten Mehrdeutigkeit reden läßt gegenüber dem, was man im Falle der Beziehung der Reize

Digitized by Google

zu den Empfindungen und Wahrnehmungen vielleicht ebenfalls eine Mehrdeutigkeit nennen kann. Bei einem und demselben Reiz (Wahrnehmungsreal) kann je nach der besonderen Zuständlichkeit des Organismus, über den das wahrnehmende Subjekt verfügt, bald diese Empfindung eintreten, bald jene: Hell- und Dunkeladaptation etwa können als typische Beispiele gelten.

Aber das ist doch gewiß nur eine übertragene Bedeutung von Mehrdeutigkeit: es wird ja hier durchaus nicht wie in unserem Falle ein bereits intentional Gegebenes (wenn auch vielleicht in simultaner Durchdringung mit der Wahrnehmung) interpretiert, es wird nichts hinzuvorgestellt, nichts aus- oder umgedeutet, sondern es liegen in der Tat nur verschiedene Empfindungen vor (und zunächst verschiedene materiale Momente): erst eine physikalische oder jedenfalls naturwissenschaftliche Betrachtung ergibt, daß in beiden Fällen ein identisches Korrelat vorhanden war.

In unserem Falle aber handelt es sich gerade um eine solche vorstellende Interpretation wahrnehmungsmäßig gegebener Gestalten.[1]) Dabei braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß nach unserer Auffassung dieser Vorgang nicht auf die formalen Momente beschränkt ist und ich u. U. ebensogut z. B. eine wahrgenommene Farbe vorstellend ergänzen kann.

Bleiben wir jedoch bei den Gestalten.

§ 108. Beziehungen zur assimilativen Wahrnehmung.

Mein Gegner wird einwenden, es beträfe das, wovon hier gesprochen werde, überhaupt nicht das entscheidende Problem: denn es handle sich in dem ganzen Streite natürlich gar nicht um Vorstellungen oder Gemengsel von Wahrnehmungen und Vorstellungen wie bei uns, sondern ganz allein um Wahrnehmungen. In der Tat: es würde wohl weder für Koffka noch auch für Benussi ein so wesentliches Problem vorliegen, wenn sie nicht beide in der Gestaltauffassung ein bemerkenswertes Analogon zur „Empfindung" und sinnlichen Wahrnehmung sähen: für beide ist es eine Grundthese, daß sich die Gestaltauffassung wie eine echte Empfindung geriert und doch tatsächlich etwas anderes ist. Gestaltauffassung ist ja doch immerhin auch für Benussi etwas in gewisser Weise Primäres, das sich zwar auf Empfindungen aufbaut und von ihnen unterschieden ist, das aber gleichwohl durchaus in derselben den Vorstellungen entgegengesetzten Schicht bestehen bleibt. Vor allem hat sie die „sinnliche Frische und Anschaulichkeit" der echten „Sinnesgegebenheiten". Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint es fast wie eine konsequente Weiterführung der Ansicht Benussis,

[1]) Vgl. über den urteilsfremden Charakter solcher „Deutung" § 109, S. 262 ff.

Digitized by Google

wenn Wertheimer und Koffka der Gestaltauffassung nun auch noch den Reiz bewilligen, der ihr zur vollendeten Sinneswahrnehmung noch fehlte.

Gerade hier aber zeigt sich besonders deutlich die „Umzentrierung der ganzen Problemstellung", die wir hier vorgenommen haben und wohl mit etwas größerem Rechte für uns in Anspruch nehmen dürfen, als dies Wertheimer und Koffka für ihre Forschungsergebnisse tun.[1])

Für uns ist die Entstehung der Gestaltauffassung überhaupt kein besonderes Problem: nach ihr fragen bedeutet von unserem Standpunkt das Analoge wie etwa fragen, wie Bewußtseinstatsachen und schließlich Tatsachen überhaupt entstehen. Sinnvoll gefragt werden kann nur nach gewissen Besonderheiten an der Gestaltauffassung. Solche sind unsere Gestaltumformungen oder Umgestaltungen.

Von hier aus gesehen stellt sich die hier zu erörternde Frage in folgender Weise dar.

Solange ich selbst bewußt Umgestaltungen vornehme, liegt alles klar. Sobald das aber nicht mehr der Fall ist, scheine ich einen nicht deskriptiv gegebenen Umgestaltungsprozeß annehmen zu müssen: und es sieht dann fast so aus, als könne ich der Hilfe kausaler und schließlich physiologischer Erklärungen doch nicht entraten.

Indessen, wir haben ja nie behauptet, daß wir darauf ausgingen, alles Vorliegende auch seiner Herkunft nach restlos zu erklären: die Frage nach den besonderen Motiven z. B., aus denen ich im einzelnen Falle eine Umgestaltung vornehme, und auch den sonstigen Besonderheiten im psychischen Ablauf des ganzen Prozesses hatten wir ausdrücklich ausgeschaltet. Nicht daß dergleichen für uns an sich ohne Interesse wäre; aber wir dürfen die Beschäftigung damit gewiß für eine *cura posterior* halten gegenüber den primären Fragen, die hier vorliegen und an denen jene anderen überhaupt erst orientiert werden können.

Auf der anderen Seite aber muß man sich doch auch hüten, den Bezirk des in der reinen Gegebenheitssphäre Liegenden zu eng zu ziehen. Denn in ihr liegt natürlich nicht nur das den bloß gegenstandstheoretischen Gesetzen Unterworfene, also in unserem Falle die rein geometrisch genommenen Gestalten selbst, sondern auch noch anderes und vor allem Psychisches.

Wir kommen damit auf schon Erwähntes zurück. Ruft mir jemand zu: „Wer reitet so spät..." und ich erlebe sogleich damit verbunden vorstellungsmäßig die Worte „durch Nacht und Wind", so sind die Gedächtnisdispositionen, die zu diesem Erlebnis führten, ganz gewiß nicht deskriptiv gegeben. Nicht sie werden ja erlebt, sondern sie sind theoretische Hilfsannahmen, auf Grund

[1]) Vgl. Koffka, a. a. O. S. 59.

Digitized by Google

deren mir mein Erleben verständlich wird. Wohl aber werden natürlich die aufeinander folgenden Vorstellungen selber erlebt, nicht minder aber auch die besondere Art des Übergangs von der ersten Gruppe zur zweiten. Daß nämlich dieser Übergang nicht auf Grund eines bewußten Wollens erfolgt, sondern „zwangsläufig", in der Weise einer Nötigung, das ist ebenfalls keine theoretische Hilfsannahme, sondern ein unmittelbar gegebener Tatbestand, der, wenn man überhaupt letzte Erklärungen sucht, seinerseits erst theoretische Hilfsannahmen nötig macht.

Wir wissen nun aus unseren früheren Untersuchungen, daß eben nur diese deskriptiv gegebene Zwangsläufigkeit des Auftretens von Vorstellungen im Verein mit eigentlichen Wahrnehmungen genügt, um u. U. den Tatbestand der „assimilativen Wahrnehmung" hervorzubringen. Ein Wahrgenommenes tritt zwangsläufig als Moment an einem bloß Vorgestellten auf — das war der Tatbestand, auf Grund dessen wir mit Recht sagen konnten, wir sähen einer visuell wahrgenommenen Gebärde ihre Heiterkeit an, trotzdem hier von einem eigentlichen (wahrnehmungsmäßigen) Sehen nicht die Rede sein kann. Wem das Beispiel (wegen der entgegenstehenden Einfühlungstheorie) nicht genehm ist, mag es durch ein anderes ersetzen: etwa, daß ich einem Steinklotz seine Schwere oder einer Person in Frauenkleidern das weibliche Geschlecht „ansehe".

§ 109. Die urteilsfremde „Deutung".

Das Wichtige, das die assimilative Wahrnehmung für uns hat, besteht natürlich in der eigentümlichen Vereinigung wahrgenommener und vorgestellter Momente. Mit einem, freilich sehr wesentlichen, Vorbehalt können wir auch hier von einer „Deutung" reden. Ein bereits intentional Gegebenes wird vorstellend in dieser bestimmten Weise speziell ausgedeutet. Auch hier kann deshalb von einem Zurückgreifen auf Reize keine Rede sein.

Der Vorbehalt, den wir anbringen müssen, ist nun der, daß man das Wort Deutung allerdings dann unbedingt zurücknehmen muß, wenn man es, wie meist, im Sinne von urteilender Ausdeutung gebraucht. Denn dann würde es besagen, daß ich die hinzugedeutete Eigenschaft für etwas halte, das dem eigentlich wahrgenommenen Gegenstande in Wahrheit zukommt, mag ich sie nun an ihm unmittelbar vorfinden oder nicht, es würde m. a. W. besagen, daß ich die Überzeugung habe, daß der Gegenstand durch die fragliche Eigenschaft charakterisiert ist und ich sie ihm keineswegs bloß „zuschreibe".

Davon ist in unserem Falle keine Rede; es handelt sich nicht um eine logische, sondern um eine psychologische Beziehung: ich „muß" dem Gegenstande die Eigenschaft zuschreiben, nicht weil ich die Überzeugung gewonnen habe, daß sie ihm tatsächlich

Digitized by Google

zukommt, sondern weil ein psychischer Zwang mich dazu nötigt. Das „fröhliche" Gesicht bleibt für mich fröhlich, trotzdem ich weiß, daß es mit Fröhlichkeit innerlich gar nichts zu tun hat, und analog fasse ich zwangsläufig eine Punktanordnung wie diese hier ∴ als Dreieck auf, auch wenn ich noch so sehr der Überzeugung bin, daß ihr an und für sich gar keine Dreieckseigenschaften zukommen.

Im Sinne von urteilender Interpretation also darf ich das Wort „Deutung" nicht nehmen. Will ich aber damit nur die eigentümliche Verbindung von Wahrnehmung und Vorstellung kennzeichnen, um die es sich in unserem Falle ohne Frage handelt, so habe ich ein Recht, es zu gebrauchen. „Deutung" in diesem Sinne gibt es ja offenbar auch außerhalb der assimilativen Wahrnehmung, und wir sprachen schon von einer solchen: wenn ich von den drei wahrgenommenen Punkten bald die ersten, bald die letzten beiden durch eine Linie verbunden vorstelle, so habe ich sie in verschiedener Weise „gedeutet", ohne daß diese Deutung einer Überzeugung und also einem Urteil Ausdruck verliehen hätte.

Dieser völlig urteilsfremde Charakter der Deutung solcher Art bleibt nun auch gewahrt, wenn sie sich nunmehr mit Zwangsläufigkeit einstellt und dadurch an der Wirklichkeitssuggestion der Wahrnehmung und auf diese Weise dem Wahrnehmungseindruck überhaupt teil hat. Auch wenn ich in die entsprechende Punktgruppe zwangsläufig das Dreieck „hineinsetze", bin ich weit entfernt zu urteilen, daß sie ein Dreieck sei. Ich werde vielmehr vermutlich der entgegengesetzten Überzeugung sein. Trotzdem treten mir die Dreieckseigenschaften als Eigenschaften der Punktgruppe und also genau so wirklich entgegen wie diese. Ähnliches gilt vom fröhlichen Gesicht und all den anderen Beispielen.

Es ist klar, daß, je größer die Zwangsläufigkeit der Verbindung von Wahrgenommenem und Vorgestelltem wird, um so mehr auch der Charakter der Mehrdeutigkeit schwinden muß. Mehrdeutigkeit besagt geradezu Lockerung der Zwangsläufigkeit. Sobald Zwangsläufigkeit und damit wahrhafte assimilative Wahrnehmung vorhanden ist, tritt Eindeutigkeit ein.

Wir können daher die Mehrdeutigkeit an und für sich durchaus nicht als sicheres Kennzeichen für das Vorhandensein einer (urteilsfremden) Deutung überhaupt ansehen. Sie hat nur die sekundäre Bedeutung, daß, sobald sie bei gewissen Variationen der Bedingungen eintritt, die Diagnose auf „Deutung" dadurch unterstützt wird. Diese Diagnose selbst muß aber auf Grund anderer Kriterien erfolgen.

Und welches sind diese Kriterien? Selbstverständlich allein die uns bekannten. Es müssen sich bei genauerer Analyse in der Gesamtheit des Gegebenen (und u. U. speziell in weiterem Sinne, nämlich assimilativ Wahrgenommenen) eigentlich wahrgenommene

Digitized by Google

und vorgestellte Bestandteile unterscheiden lassen. Diese Getrenntheit der Bestandteile verträgt sich aufs beste mit dem gleichwohl vorhandenen einheitlichen wahrnehmungsmäßigen Eindruck. Denn selbstverständlich umschreibt dieses Wort nur die eine wichtige Komponente des Wahrnehmungseindrucks, die wir die Teilnahme an dessen Wirklichkeitssuggestion genannt hatten: das Vorgestellte erscheint ebenso unmittelbar als wirklich wie das Wahrgenommene, die Schichtenverschiedenheit des Wahrgenommenen und Vorgestellten wird gleichsam dadurch überbrückt, daß beide als Momente eines und desselben unmittelbar als wirklich Erscheinenden auftreten und außerdem zwangsläufig miteinander verbunden sind.

§ 110. Sinnliche Frische als Wirklichkeitssuggestion.

Natürlich kann diese „Teilnahme an der Wirklichkeitssuggestion" auch noch anders umschrieben werden: ich kann z. B. mit Benussi statt ihrer auch von „voller sinnlicher Frische und Anschaulichkeit" reden. B. kann offenbar damit gar nichts anderes meinen als den einheitlichen Wahrnehmungseindruck, der ja, was die Wirklichkeitssuggestion anbelangt, auch in der Tat besteht: er besteht aber ganz gewiß nicht mehr, sobald ich nicht diese, sondern den Charakter der eigentlichen Wahrnehmung als Norm verwende. Dann nämlich zeigt sich deutlich, daß wahrgenommen eben nur z. B. die einzelnen Punkte sind, während das Ganze, die Gruppe, die aus ihnen gebildet wird, ganz und gar nicht in der eigentümlichen Weise der sinnlichen Wahrnehmung gegeben ist.

Der Ausdruck „mit voller sinnlicher Anschaulichkeit" ist freilich insofern irreführend, als er die Ansicht nahe legt, es müsse das in dieser Weise Wahrgenommene insgesamt „anschaulich" im Sinne voller konkreter Selbstgegebenheit vorhanden sein. Das ist jedoch keineswegs erfordert: unsere bisherigen Voraussetzungen wenigstens bedingen es nicht im mindesten. Sie verlangen nur, daß mit dem jeweils eigentlich Wahrgenommenen noch etwas anderes für mich zwangsläufig „vorgestellt" ist: es muß für mich irgendwie vorhanden sein, durch nichts ist aber gefordert, daß es durchaus anschaulich (oder selbst- oder erfüllt) gegeben sein muß. In der Tat springt in der Punktgruppe der Dreieckscharakter ganz klar heraus, auch wenn ich die sie zu einem Dreieck vervollständigenden Linien nicht anschaulich vorstelle. Der fragliche Charakter ist für mich da — er ist unerfüllt und in diesem Sinne unanschaulich gegeben. Und wenn ich vollends einer Person in Frauenkleidern das weibliche Geschlecht „ansehe", wird niemand behaupten wollen, es müsse hier der Geschlechtscharakter in voller anschaulicher Fülle, wenn auch nur vorstellungsmäßig, gegeben sein.

Digitized by Google

§ III. „Reizlosigkeit" im „deskriptiven Bestande".

Wir haben also im Gegebenen selbst eine Trennung in zwei Gruppen von Bestandteilen zu vollziehen: es gilt, das eigentlich Wahrgenommene vom bloß Vorgestellten zu scheiden. Und diese deskriptive Trennung innerhalb des jeweils wahrgenommenen Gesamtbestandes ist nun dasjenige, was an die Stelle der Trennung von Reizen einerseits und Gestaltwahrnehmung andererseits zu treten hat.

Hält man sich von künstlichen Theorien fern, so ist die Beziehung, die hier zu den Reizen vorliegen soll, ganz unerfindlich. Den schwersten Fehler aber, der sich überhaupt begehen läßt, begeht man, wenn man die Reize bereits in den deskriptiven Tatbestand hineinnimmt. Das ist nirgends angängig, auch bei den gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmungen nicht — bei denen man sich ja freilich selten die Mühe nimmt, den deskriptiven Tatbestand überhaupt als solchen festzustellen. Die Orientierung am Reiz ist in diesem Falle dem Psychologen so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er nicht sieht, daß es auch hier allemal erst die Theorie ist, die ins Gebiet der Reize führt.

Was ist das deskriptiv Vorliegende etwa bei Dunkeladaption? doch allein dieses, daß sich gewisse zunächst dunkle Gegenstände in hellere verwandeln. Nun ergibt die Untersuchung, daß die Reize (die Wahrnehmungsreale) unverändert geblieben sind: d. h. (da das Real physikalischer Natur ist) die physikalischen Vorgänge sind dieselben geblieben, mag ich nun dunkle oder helle Gegenstände gesehen haben. Ich kann mithin nur konstatieren, daß die fragliche Verwandlung sich ausschließlich im intentionalen Gebiet vollzogen hat.

Treibe ich nun aber Ursachenforschung, so kann ich weiter nach den realen Bedingungen fragen, die dieser Verwandlung zugrunde liegen. Die wahrgenommenen intentionalen Gegenstände (das Dunkle und Helle) haben aber den ihnen „gekoppelten" Wahrnehmungsvorgang als Korrelat. Dieser Vorgang ist als psychischer Vorgang von gewissen Dispositionen zu psychischen Vorgängen abhängig (die als solche recht gut psychische Dispositionen genannt werden können), die ihrerseits wieder von gewissen anderen Vorgängen beeinflußbar sind, die mit dem Wahrnehmungsvorgang Hand in Hand gehen, und es findet sich schließlich, daß gute Gründe für die Annahme bestehen, physiologischen Prozessen eine wesentliche Rolle innerhalb dieser Vorgänge zuzuweisen und unter ihnen auch „Reizen" im physiologischen Sinne.

Wie weit ist selbst in diesem Falle der Weg in das Gebiet, in welchem die Reize die ausschlaggebende Rolle spielen, und wie vieles ist auch hier von Bedeutung, das mit Reizen in irgendeinem Sinne schlechterdings gar nichts zu tun hat! Oder glaubt

Digitized by Google

man es wäre der Tatbestand der Dunkeladaptation richtig beschrieben, wenn ich etwa sagen wollte: derselbe Reiz führe erst einen dunklen Gegenstand herbei, sodann einen helleren? Aber offenbar kann ich doch so erst sagen, wenn ich physikalisch oder physiologisch theoretisiere. Gebe ich rein den mir selbst gegebenen Tatbestand wieder, so darf dabei von Reizen keine Rede sein, und ich kann nur sprechen wie oben: derselbe sonst identisch bleibende wahrgenommene (intentionale) Gegenstand hellt sich auf oder wird heller. Genau so muß ich aber auch im Falle der Gestaltumformungen vorgehen und zwar schon dann, wenn ich von den Äquivokationen des Wahrnehmungsbegriffs noch gar nichts weiß. Derselbe sonst identisch bleibende wahrgenommene (intentionale) Gegenstand, der erst ein Mäanderzug war, verwandelt sich in eine Hakenreihe und umgekehrt.

Wenn also Koffka bei Erörterung der Probleme dieses Beispiels fragt: „Was ist, **ohne alle Theorie,**[1]) bei der Feststellung der Gestaltmehrdeutigkeit als Tatsache anzusehen?" und darauf antwortet: „Offenbar[1]) dies, daß bei gleichem Reiz verschiedene Erlebnisse möglich sind",[2]) so ist das evident falsch. Denn „offenbar" ist gerade das durch und durch Theorie. Die Tatsache, daß von Reizen gesprochen wird, beweist mit voller Stringenz, daß es sich hier nicht um einen „deskriptiven" Bestand handelt, sondern um Theorie — um eine vielleicht naheliegende Theorie gewiß; aber auch die nächstliegende und sicherste Theorie bleibt doch eben Theorie, d. h. eine zur Erklärung des Zustandekommens eines gegebenen Tatbestandes gemachte, mehr oder minder sichere Voraussetzung.[3])

Verzichtet man daher wirklich auf alle Theorie, so darf man lediglich die oben hervorgehobene Verwandlung der einen gesehenen Figur in die andere feststellen: die Verwandlung — und darin liegt, daß nicht etwa einfach zwei wahrgenommene Gegenstände aufeinander folgen, sondern daß die Sachlage eine ganz andere ist: ein einziger Gegenstand, ein und dasselbe individuelle Etwas („Dies") zeigt sich bald als Mäander, bald als Hakenreihe usw. Nicht ein identischer „Reiz" erzeugt bald diesen, bald jenen Bewußtseinszustand mit entsprechendem Gegenstande, sondern einem (im übrigen) identischen Gegenstande kommt bald diese, bald jene Gestalt zu. Man wird dies ja wohl nicht so auffassen, als solle damit behauptet sein, es läge in dem identisch bleibenden Gegenstande etwas an und für sich Ungestaltetes vor. Das ist natürlich ganz gewiß nicht die Meinung: auch eine reale Kugel, die sich etwa vor unseren Augen in einen Würfel verwandelt, wird man ja schwerlich während der

[1]) Von mir hervorgehoben.
[2]) A. a. O. S. 26.
[3]) Natürlich ist diese Bedeutung des Wortes „Theorie" eine völlig andere als in Zusammensetzungen wie Erkenntnistheorie, Sinntheorie usw.

Digitized by Google

Verwandlung für gestaltlos halten; und auch hier sagen wir mit Recht, daß ein einziges identisches Etwas bald diese Gestalt angenommen habe, bald jene.

Wenn ich nun verständlich machen will, wodurch dergleichen „Verwandlungen" bedingt sind, werde ich natürlich vielfach der Reize nicht entraten können: es ist aber kein ersichtlicher Grund vorhanden, aus dem dies unter allen Umständen geschehen müßte. Der Fall der assimilativen Wahrnehmung zeigt das Gegenteil. Vor allem aber ist sicher, daß das, was ohne alle Theorie als Tatsache vorliegt, nie und nimmermehr Reize (oder Reale) sein können. Der Begriff des Reizes jeglicher Observanz ist vom Standpunkte der reinen Psychologie aus gesehen bereits ein (ob zwar gewiß wichtiger) theoretischer Hilfsbegriff.

Es wurde für Koffka und seinen Vorgänger Wertheimer verhängnisvoll, daß sich im Gestaltproblem zwei Fragen miteinander komplizieren. Nämlich erstens: wie wird, wenn ein Reiz vorliegt, aus diesem Reiz eine Gestalt? Zweitens: wie wird, wenn ein gegebener gestalteter Gegenstand vorliegt, aus diesem Gegenstand ein anders gestalteter?

Die erste Frage muß, wie wir wissen, ganz ausscheiden; sie enthält nur ein Scheinproblem: Gestalt ist eben bei allem Wahrgenommenen von vornherein da. Für uns kommt daher nur die zweite Frage in Betracht.

Unsere beiden Forscher legen dagegen gerade den Nachdruck auf die erste Frage, vermengen sie aber mit der zweiten. So kommt es, daß sie, statt zunächst vorsichtig von einem wahrgenommenen Gegenstande zu reden, der (ohne darum weniger ein wahrgenommener Gegenstand gewesen zu sein) unter etwas anderen Umständen als ein anderer Gegenstand wahrgenommen wurde, vielmehr sogleich einen Reiz statuieren, dem einmal diese, einmal jene Wahrnehmung entspricht. Um wieder unsere Analogie von der Dunkeladaptation zu verwenden: Sie stellen nicht vorsichtig und sachgemäß fest: „da, an dieser Stelle des mich umgebenden Raumes, ist wahrnehmungsmäßig ein dunkles oder halbdunkles Etwas gegeben, das allmählich heller und heller wird", um dann erst zu fragen: „läßt sich dieser intentional gegebene Vorgang aus dem in der Sphäre der bloßen Gegebenheit selbst Liegenden verständlich machen oder muß ich mich dazu aus ihr heraus ins Gebiet der realen Vorgänge begeben und Feststellungen über physikalische und physiologische Tatbestände machen und über Reize?" Sondern sie behaupten von vornherein: was hier vorliegt, ist ein Reiz, zu dem bald diese, bald jene Wahrnehmung als gegeben hinzugehört.

Oder, um ohne die Analogie zu argumentieren: ich sehe auf einem Blatt Papier einen Halbkreis und innerhalb seiner einen Punkt und zwei gerade Striche; plötzlich — vielleicht durch eine

Digitized by Google

zufällige Drehung des Blattes — sehe ich das rein geometrische Gebilde in die Hälfte eines fröhlich grinsenden menschlichen Gesichts verwandelt: ganz deutlich „sehe ich" der Gesamtheit von Punkt und Linien dieses zweifellos psychische Moment „an". Dasselbe — durch sein Verharren am selben Ort für den Wahrnehmenden als identisch bestimmte — individuelle Etwas erscheint bald mit den bloß geometrischen, bald noch außerdem mit anderen Eigenschaften ausgestattet.[1])

Es handelt sich also um genau denselben Sachverhalt wie vorher im Falle des Hellerwerdens eines ebenfalls identisch wahrnehmbar bleibenden Gegenstandes. Der Unterschied ist nur, daß wir, um den Vorgang zu verstehen, das eine Mal das „rein deskriptive" Gebiet verlassen und uns in die Sphäre realpsychologischer und physiologischer Erklärungen begeben, das andere Mal innerhalb jenes Gebietes verweilen müssen. Der gegebene Vorgang selbst aber entspricht vollständig dem des Hellerwerdens. Und gerade deshalb darf hier nicht von Reizen geredet werden. Wer wollte bestreiten, daß sich vollkommen sinnvoll von einem Hellerwerden eines gegebenen Gegenstandes reden läßt, das ganz in der Weise eines Adaptationsvorganges verläuft, aber wegen Fehlens der entsprechenden Reize dennoch kein solcher ist? Mit welchem Rechte kann man also sagen, es sei hier der unmittelbar vorliegende Tatbestand der, daß derselbe Reiz erst dunkel erschienen sei, dann allmählich heller? Natürlich besteht kein solches Recht.

Dann muß man aber doch wohl auch und erst recht sagen, daß in dem anderen Falle nicht derselbe Reiz bald als geometrische Figur wahrgenommen werde, bald als heiteres Halbgesicht, sondern daß auch hier der primäre Tatbestand der ist, daß dasselbe (individuelle) Etwas bald als bloß mit dieser, bald als auch noch mit jener Eigenschaft versehen wahrgenommen wird. Eine andere Auffassung ist in der Tat nur möglich, wenn man den zu einem bestimmten Akte gehörigen Reiz mit dem ihm ebenfalls zugehörigen Gegenstande verwechselt oder doch beide nicht genügend auseinander hält. Und das ist bei den Gegnern der hier vertretenen Anschauung unzweifelhaft der Fall.

Besonders deutlich zeigt sich das, wenn das Problem der Bewegungswahrnehmung in Frage kommt. Da die Untersuchungen über dieses Problem für die hier bekämpfte Lehre von grundlegender Bedeutung geworden sind, wird es nötig sein, etwas genauer auf sie einzugehen.

Auf diese Weise werden wir zugleich an einem speziellen Beispiele einen Prüfstein für die Richtigkeit der bisher von uns entwickelten allgemeinen Anschauungen gewinnen.

---

[1]) „Erscheinen" heißt hier nur soviel wie „wahrgenommen werden als . . . ."

Digitized by Google

XV. Assimilative Gestaltwahrnehmung und kinematographisches Sehen.

§ 112. Der Tatbestand der stroboskopischen Bewegung.

Wir gehen am zweckmäßigsten von einem sehr einfachen Versuche aus, der eine gewisse, allerdings recht wesentliche Modifikation eines Exnerschen[1]) Experimentes ist und meines Wissens zuerst von Ebbinghaus angegeben wurde.[2])

Man hält einen Stab, etwa einen Bleistift, vertikal vor die Augen und erzeugt durch Fixation eines zu nahen oder zu fernen Punktes „Doppelbilder". Sodann schließt man abwechselnd das eine und das andere Auge in unmittelbarer Aufeinanderfolge, so daß das Sehen stets monokular bleibt. Man nimmt dann sehr deutlich eine „springende" Bewegung wahr.

Was hier vorliegt, entspricht dem Spezialfall eines allgemeineren Gesetzes, das für alles Sehen von Bewegungen von grundlegender Bedeutung ist und sich am einfachsten in folgender Weise aussprechen läßt:

Wenn mehrere einfache oder auch komplexe Figuren, die in ihren räumlichen Eigenschaften (d. h. in Gestalt oder Lage oder in beiden zugleich) deutlich, aber nicht über ein gewisses Extrem hinaus voneinander abweichen und die unter sonst gleichen Bedingungen isoliert wahrgenommen den Eindruck ruhender (oder doch annähernd ruhender) Gegenstände ergeben, sehr rasch nacheinander in derselben Region des Gesichtsfeldes gesehen werden, so erfolgt die Wahrnehmung einer bestimmt gearteten Bewegung: man sieht mit sinnlicher Lebhaftigkeit je nach Art des Dargebotenen eine oder mehrere gleichzeitige (u. U. unter sich sehr verschiedenartige) Bewegungen, deren gemeinsame „Phasen" die einzelnen Figuren in ihrer sukzessiven Reihenfolge bilden.[3]) Es werden dann also die Figuren nicht mehr getrennt für sich, sondern so gesehen, daß jede folgende zeitlich als unmittelbare Fortsetzung der ihr vorangehenden auftritt.[4])

---

[1]) Über das Sehen von Bewegungen. Wiener Sitz.-Ber. 72, 1876, Abt. 3 S. 160 ff.

[2]) Grundz. der Psychol. 1905[2], S. 492.

[3]) Dadurch ist zugleich die jeweilige Richtung der Bewegung festgelegt; die Bewegung erfolgt natürlich so, wie sie durch die zeitliche Folge der in diesem Sinne schon vorwegnehmend „Phasen" genannten Figuren bestimmt ist.

[4]) Die obige Gesetzmäßigkeit habe ich im Prinzip bereits in meiner Arbeit „Die stroboskopischen Täuschungen und das Problem des Sehens von Bewegungen" ausgesprochen (Wundts Psychol. Stud. Bd. 3 S. 393 ff., vgl. bes. S. 520 ff.). Hier seien zugleich meine übrigen Veröffentlichungen erwähnt, welche die stroboskopische Frage betreffen; es sind in historischer Reihenfolge die folgenden:

1. Neue stroboskopische Versuche (Ber. üb. den II. Kongr. f. exp. Psych., Leipzig 1907, S. 214 ff.).
2. Bemerkungen zur Dürrschen Kritik meines Würzburger Vortrags (Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 9 S. 468 ff.).

Digitized by Google

Ich nenne das, was hier vorliegt, eine stroboskopische Bewegungstäuschung.[1]) Sie bildet die Grundlage der sogenannten kinematographischen Erscheinungen und läßt sich am bequemsten mit Hilfe des „Tautoskops“ untersuchen, eines kleinen Apparates, der das Prinzip der Kinematographie gewissermaßen auf seinen einfachsten Ausdruck bringt.[2])

3. Die strobosk. Täuschungen usw., die eben eingangs angeführte Arbeit, künftig zitiert als „Str. T.“.
4. Meine Theorie der stroboskopischen Täuschungen und Karl Marbe, Zeitschr. f. Psych., Bd. 47 S. 203 ff.
5. Das Gegenstandsbewußtsein bei einigen optischen Täuschungen (Ber. üb. d. III. internat. Kongreß für Philosophie zu Heidelberg, Heidelberg 1909, S. 610 ff.).
6. Das paradoxe Bewegungsphänomen und die „neue“ Wahrnehmungslehre (Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 33 S. 261 ff.).
7. Phänomenologie und Experiment in der Frage der Bewegungsauffassung (Jahrb. f. Philos. u. phänomenol. Forschung, Bd. 2 S. 1 ff.). —

Ich möchte bemerken, daß ich die in diesen Arbeiten (am ausführlichsten in Nr. 3) entwickelten Anschauungen zwar in den entscheidenden Grundgedanken auch heute noch durchaus aufrecht erhalte, daß ich aber im ganzen weit über sie hinausgegangen bin. Die einzelnen Formulierungen entsprechen, so wie sie dort gegeben sind, im allgemeinen meinem jetzigen Standpunkte nicht mehr. Das gilt auch von Nr. 7, welche Arbeit zwar 1916 veröffentlicht, aber bereits 1912 geschrieben ist.

Daß es sich bei diesem Hinausgehen über frühere Anschauungen lediglich um eine Vertiefung meines eigenen Standpunktes handelt, nicht aber um irgendwelche wesentlichen Zugeständnisse an meine Gegner, wird aus den Ausführungen des Textes hoffentlich zur Genüge hervorgehen.

[1]) Den stroboskopischen Bewegungstäuschungen analog scheinen die neuerdings von V. Benussi entdeckten und untersuchten „kinematohaptischen“ Erscheinungen zu sein. Wir werden diese Untersuchungen nur, soweit sie prinzipielle Fragen betreffen, hier berücksichtigen. (Vgl. die Anm. auf S. 297.)

Die fraglichen Arbeiten Benussis sind folgende:

1. Kinematohaptische Erscheinungen (vorläufige Mitteilung über Scheinbewegungsauffassung auf Grund haptischer Eindrücke, Arch. f. d. ges. Psych. 29. Bd. S. 385 ff.).
2. Kinematohaptische Scheinbewegungen und Auffassungsumformungen (Bericht üb. d. VI. Kongr. f. exp. Psych., Leipzig 1914, S. 30 ff.).
3. Versuche zur Analyse taktil erweckter Scheinbewegungen (Kinematohaptische Erscheinungen, Arch. f. d. ges. Psych. 36. Bd. S. 59 ff.) als wichtigste Veröffentlichung künftig ohne nähere Angabe zitiert.

Sollte sich die Analogie zwischen beiden Täuschungsgruppen bestätigen, ließen sie sich vielleicht als strobästhetische oder tautästhetische Erscheinungen zusammenfassen.

[2]) Das Tautoskop wurde von mir in Berlin auf dem V. Kongreß für experimentelle Psychologie demonstriert und beschrieben (vgl. Bericht über den V. Kongr. f. exp. Psych., Leipzig 1912, S. 196 ff.): meine dortigen theoretischen Ausführungen waren, soweit sie überhaupt polemisieren wollten, noch gegen die alte Marbesche Theorie der stroboskopischen Erscheinungen gerichtet, die diese auf die Reizverschmelzung (im Talbotschen Sinne) zurückzuführen suchte und die heute von niemandem (wohl auch nicht von ihrem Urheber) mehr aufrecht erhalten wird: in ihrer Ablehnung stimmt M. Wertheimer im Prinzip vollkommen mit mir überein (vgl. die S. 272 Anm. 1 zitierte Arbeit, S. 185, 239 f.).

Digitized by Google

Das Tautoskop ist ein Projektionsapparat mit zwei Objektiven,[1]) die sich lotrecht übereinander befinden und zwei vollkommen zusammenfallende Lichtfelder entwerfen. Vor den Objektiven rotiert eine kreisrunde Blende, in der sich zwei ihnen genau entsprechende Ausschnitte befinden, die so angeordnet sind, daß sie bald das eine, bald das andere Lichtfeld freilassen. Die Ausschnitte sind durch je zwei konzentrische Kreisbögen begrenzt und in ihrer Länge dadurch variierbar, daß beliebige Teile von ihnen verdeckt werden können.[2])

Eine andere Methode, die fragliche Erscheinung zu untersuchen, ist die tachistoskopische. Mittels des Schumannschen Tachistoskops können ebenfalls stroboskopische Bewegungstäuschungen in einfachster Form hergestellt werden: „knapp hinter der Scheibe des Tachistoskoprades, hinter dem Objektiv des Fernrohres, durch das gesehen wird, ist ein Prisma aufgestellt, das die untere Hälfte des Objektivs deckt, so daß in die obere Hälfte des Objektivs die Strahlen gerader Richtung, in die untere Strahlen von der Seite her einfallen; ein Expositionsschlitz am Rade läßt die obere Hälfte frei, ein zweiter die untere; sind die Entfernungen zwischen Objektiv und Prisma gering, so wird bei jeder

---

Hergestellt wurde das Tautoskop von der Firma Carl Zeiß in Jena. Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, dieser Firma für die Beachtung und Förderung, die sie meinen Forschungen zuteil werden ließ, hierdurch meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Speziell gebührt dieser Dank den Herren Dr. H. Lehmann, dem späteren wissenschaftlichen Leiter der Firma Ernemann in Dresden, Dr. Köhler, der den Apparat konstruierte, und Dr. Gundlach, dem Leiter der photographischen Abteilung, der mich durch Herstellung der erforderlichen Diapositive (vgl. S. 272) sehr wirksam unterstützte. Den gleichen Dank schulde ich Frau Professor E. Leitzmann für die künstlerische Herstellung einiger mir sehr erwünschter (hier nicht erwähnter) komplexer Figurenbilder.

[1]) Eine etwas andere Form des Tautoskops beschreibt H. Lehmann, Über neue kinematographische Theorien und Apparate, Photographische Korrespondenz, Juli 1916 (Nr. 670 der ganzen Folge). Derselbe Autor gibt in seinem Büchlein: Die Kinematographie, ihre Grundlagen und ihre Anwendungen (in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" 1911) eine knappe und klare Übersicht über die Entwicklung der Kinematographie von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit unter Mitberücksichtigung des psychologischen Gesichtspunktes. Vgl. auch meine Besprechung des Werkchens in der Zeitschr. f. Psych. Bd. 65 S. 412ff. Für Lehmanns eigene Forschungen auf dem Gebiete der Kinematographie kommt außer diesen beiden Veröffentlichungen noch in Betracht: Über einen Reihenbilder-Apparat mit optischem Ausgleich der kontinuierlichen relativen Bildwanderung. Zeitschr. f. Instrumentenkunde 35 S. 289ff., 1915.

[2]) Die im Handel befindlichen Apparate haben eine wesentlich einfachere Blendvorrichtung, die sich mit der Hand in Drehung versetzen läßt.

Die hier beschriebene Blende wurde durch einen konstant laufenden Elektromotor betrieben und zwar unter Zwischenschaltung einer Rollenkombination, die eine ziemlich weitgehende Variation der Geschwindigkeiten erlaubte.

Die Beleuchtung erfolgte durch die Bogenlampe des „kleinen Projektionsapparates" der Firma Carl Zeiß bei 5 Ampère Stromstärke.

Digitized by Google

der beiden Expositionen die ganze Kreisfläche des jeweiligen Expositionsfeldes gesehen. Rotiert das Tachistoskop, so erfolgt zuerst die Exposition des einen, dann des anderen Expositionsfeldes".[1]) Max Wertheimer und die Forscher, welche seine Untersuchungen fortsetzten,[2]) haben ihre Ergebnisse hauptsächlich mit Hilfe dieser Methode erarbeitet.

§ 113. Der Grundversuch am Tautoskop. Unzulängliche deskriptive Bestimmung des Tatbestandes als Hauptmangel der bisherigen Untersuchungen.

Wenden wir uns nun wieder dem zu Anfang geschilderten einfachen Versuche zu. Wir können ihn mittels des Tautoskops wiederholen und mannigfach variieren. Wir haben hier erstens die Möglichkeit, binokular zu beobachten und zweitens die gesehenen Objekte zu fixieren.

In meinen Versuchen betrug die durchschnittliche Länge der projizierten Objekte, die im allgemeinen weiße „Striche" auf schwarzem Grunde waren, 76 cm, ihre Breite schwankte zwischen 1 und 4,5 cm. Die Projektion erfolgte auf einen gewöhnlichen Leinwandschirm. Die Entfernung der Beobachter von ihm betrug etwa 4 m.

Die Anordnung muß, wenn sie unserem Grundversuch entsprechen soll, so sein, daß bei Wegfall der Blende zwei parallele Striche projiziert werden. Noch bequemer ist es, die Striche so anzuordnen, daß sie zusammen einen Winkel bilden: die Objektbilder — kleine runde Diapositive von 3,35 cm Durchmesser — befinden sich nämlich in drehbaren Messinghülsen. Mit ihrer Hilfe kann man dann den Winkel beliebig in seiner Größe verändern.

---

[1]) Max Wertheimer, Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegungen. Zeitschr. f. Psych. Bd. 61 S. 161 ff., die zitierte Stelle daselbst S. 175.

[2]) Es sind dies die folgenden, von R. Koffka herausgegebenen „Beiträge zur Psychologie der Gestalt- und Bewegungserlebnisse":

1. Friedrich Kenkel, Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Erscheinungsgröße und Erscheinungsbewegung bei einigen sogenannten optischen Täuschungen. Zeitschr. f. Psych. Bd. 67 S. 358 ff. Voran geht eine Einleitung von R. Koffka, S. 353.
2. Adolf Korte, Kinematoskopische Untersuchungen. A. a. O. Bd. 72 S. 193 ff.
3. R. Koffka, Zur Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie. Eine Auseinandersetzung mit V. Benussi. A. a. O. Bd. 73 S. 11 ff.

Von diesen Arbeiten bringt die zuletzt erwähnte Erörterungen über prinzipielle Fragen: sie wurde deshalb bereits in unseren früheren Untersuchungen (im Abschnitt XIV) ausführlich berücksichtigt. Die beiden anderen Arbeiten bestehen wesentlich in experimentellen und theoretischen Ergänzungen der Wertheimerschen Veröffentlichung.

Wir halten uns deshalb hier in erster Linie an die Arbeit Wertheimers und ziehen die beiden anderen Untersuchungen nur gelegentlich heran.

Digitized by Google

Lasse ich nun die Blende rotieren, so erhalte ich zwei rasch aufeinander folgende Expositionen je eines Striches, und bei richtiger Wahl der Pause zwischen ihnen sieht man eine Drehung aus der Lage der zuerst erscheinenden Strichgegebenheit in die der zweiten, d. h. also in unserem Falle eine Drehung um die Größe des Winkels mit seinem Scheitelpunkt als Achse. Genauer ergibt sich folgendes: Solange der Winkel kleiner oder gleich oder doch nicht sehr viel größer ist als 90°, wird eine entsprechende Drehung gesehen. Liegt dagegen ein sehr merklich stumpfer Winkel vor, so erfolgt sehr oft keine Drehung mehr, wohl aber noch immer eine Bewegung. Der Strich gelangt dann auf einem anderen Wege als dem der Drehung aus der einen Lage in die andere: er gleitet hinüber, wie man etwa sagen könnte.

Das verstehen wir, sobald wir noch die wichtige Regel berücksichtigen,[1]) daß im großen und ganzen die Bewegung auf dem kürzesten Wege erfolgt. Der kürzeste Weg aber, um von a, wie wir das zuerst, nach b, wie wir das zu zweit exponierte Objekt nennen wollen, zu gelangen, ist nur dann die Drehung um die Winkelgröße, wenn diese kleiner als 90° ist. In allen anderen Fällen ergibt das Gesetz eine andere Bewegung und gerade diese wird dann auch gesehen.

Ich habe nun nicht die Absicht, im einzelnen über meine Versuche zu referieren:[2]) es kann hier nur darauf ankommen, sie im Interesse unseres allgemeinen Problems heranzuziehen.

---

[1]) Str. T. (vgl. S. 269 Anm. 4 Nr. 3) S. 494: Dort spreche ich von einem Zustandekommen der „Bewegung in der Richtung kleinster Abweichung". Im Anschluß daran formuliert H. Lehmann (Die Kinematogr., vgl. oben S. 271 Anm. 1) ein psychologisches „Prinzip des kürzesten Weges" (a. a. O. S. 42). Um Mißverständnisse zu vermeiden, die das Wort „psychologisch" in dieser Zusammenstellung nahe legt, ließe sich vielleicht besser von einem „Prinzip des kürzesten Wahrnehmungsweges" reden.

Das Prinzip ist nicht streng gültig. Über Ausnahmen vgl. Str. T. S. 524 und Korte a. a. O. S. 282ff. Operiert man, wie dies Korte ausschließlich getan hat, nur mit wesentlich sukzedierenden Reizen, so ist klar, daß dieselben physikalischen und physiologischen Faktoren, die den Eintritt des Ablösungsstadiums begünstigen, auch die gegebenenfalls mit diesem Stadium verbundene Bewegungswahrnehmung begünstigen müssen. Bewirkt also z. B. relativ großer Abstand der gereizten Stellen leichteren Eintritt dieses Stadiums, so eo ipso auch solchen der zugehörigen (aber noch anders bedingten) Bewegung. Vgl. § 124, bes. S. 320 ff.

[2]) Die meisten dieser Versuche wurden unmittelbar nach dem Erscheinen der Wertheimerschen Abhandlung (also bereits im Jahre 1912) im Jenaer Schäffermuseum angestellt. Ihre (hier von uns z. T. verwerteten) Ergebnisse sind in einer Arbeit niedergelegt, von deren Veröffentlichung ich Abstand genommen habe: es schien mir nämlich, je mehr ich mich in den augenblicklichen Stand der für die stroboskopischen Frage maßgebenden wissenschaftlichen Diskussion vertiefte — besonders die Kontroverse Koffka-Benussi war hier sehr lehrreich —, unfruchtbar und deshalb wenig ratsam, die Probleme in anderer Weise zu erörtern als im Zusammenhang mit den

Digitized by Google

Wir wollen also annehmen, es liege ein deutlicher Bewegungseindruck vor: der Strich werde in einer Drehung um 60° gesehen. Dabei kann bei unseren Versuchsbedingungen die beide Expositionen physikalisch trennende Pause $(t) = 1/3$ sec. und mehr sein, die Dauer jeder einzelnen Exposition noch beträchtlich größer. Die Rotation der Blende bringt es von selbst mit sich, daß immer eine größere Anzahl von Expositionen aufeinander folgt. Dabei ergeben sich wieder zwei Möglichkeiten: entweder folgt auf die zuerst gesehene Drehung nach einer kurzen Zwischenzeit, in der nichts gesehen wird, eine Wiederholung eben dieser Drehung in demselben Sinne oder aber es folgt ohne solche Zwischenzeit sofort eine Drehung im entgegengesetzten Sinne, so daß insgesamt der Eindruck eines fortgesetzten Hin- und Herspringens des Striches zwischen beiden Lagen entsteht. Das letztere ist dann der Fall, wenn die Zwischenzeit so kurz gewählt wird, daß der erste Strich der zweiten Expositionsfolge zeitlich sehr nahe an den zweiten Strich der ersten Expositionsfolge herangerückt ist: denn dann bilden natürlich diese beiden wieder eine Expositionsfolge für sich; es entsteht eine zyklische Aufeinanderfolge der beiden „Phasen", in Symbolen gesprochen: a t b t a t b t a usw.[1])

In beiden Fällen wird jedenfalls aufs deutlichste eine Bewegung wahrgenommen, trotzdem in Wahrheit keine solche vorhanden ist.

Im Sinne unserer früheren Betrachtungen haben wir nun, wenn wir zu einem Verständnis der Erscheinung gelangen wollen, zunächst den „deskriptiven" Tatbestand festzustellen. Dabei verstehen wir unter dem so bezeichneten Tatbestande wie bisher das intentional Gegebene, schlicht genommen, wie es sich uns darstellt, d. h. ohne Berücksichtigung der Frage, was von ihm etwa das Prädikat „wirklich" verdient und was nicht, und durch welche realen Vorgänge „es", d. h. genauer der ihm „gekoppelte" Bewußtseinszustand verursacht oder, wenn man lieber will, bedingt ist.

Erst nach Feststellung dieses Tatbestandes können wir an die Aufgabe herantreten, ihn uns im einzelnen verständlich zu machen. Dabei ergeben sich drei Möglichkeiten.

Entweder führt die „deskriptive" (richtiger die intentionale,

---

prinzipiellen Fragen der Wahrnehmungslehre — so wie es nunmehr hier geschieht.

Ich will aber doch nicht versäumen, meinen damaligen Beobachtern — den Herren Professor Ambronn, Dr. Lehmann, Professor Leitzmann, Dr. Sawyer, Dipl.-Ing. Stützer, cand. phil. Zenker und Frau Professor Leitzmann — an dieser Stelle meinen herzlichen Dank für ihr freundliches Entgegenkommen auszusprechen. Herrn Zenker fühle ich mich für seine mir sehr willkommenen Assistentendienste noch zu besonderem Danke verpflichtet.

[1]) Vgl. Str. T. S. 492 ff., sowie Wertheimer, a. a. O. S. 186 § 6 (Serienexposition), auch S. 197 Anm. 1.

Digitized by Google

phänomenale, immanente) Analyse selbst bereits zu Gesetzmäßigkeiten, die den entscheidenden Schritt zum vollen Verständnis der Erscheinung bedeuten, oder aber ich muß mich dazu ins Gebiet der realen Tatsachen begeben: diese können dann wieder entweder psychologischer oder physiologischer und physikalischer Natur sein.

Dieses die deskriptive Analyse primär zugrunde legende Vorgehen ist genau das Gegenteil des bisher in der Psychologie bei Behandlung unserer Frage üblichen Verfahrens. Das zeigt sich schon darin, daß es im Grunde überhaupt noch nicht gelungen ist, auch nur das Problem, um das es sich eigentlich handelt, so einwandfrei anzugeben, wie dies doch wohl zur Herbeiführung einer befriedigenden Lösung unbedingt erforderlich sein dürfte. Man setzte den Tatbestand der „stroboskopischen Erscheinungen" oder, wie man ihn sonst bezeichnen mochte, auf Grund der entsprechenden Apparate und Versuchsanordnungen als bekannt voraus und suchte dann sofort nach kausal erklärenden Theorien. So wurden Nachbilder, Augenbewegungen, Talbotsche Verschmelzungsprozesse, Aufmerksamkeitszustände u. a. dafür verantwortlich gemacht. Nichts ist heute so sicher gestellt, als daß alle diese Theorien irrig sind,[1]) aber die völlig klare Herausarbeitung des eigentlichen Problems und also zunächst des zu erforschenden Tatbestandes ist gleichwohl noch nicht gelungen.

Der Fehler, den man dabei begeht, ist nun gerade der, daß man von vornherein nach einer Beziehung zwischen Realem und Intentionalem (oder vielmehr sogar Psychischem) fragt, während es sicher ist, daß wenigstens das Problem schon viel früher beginnt, daß es bereits im intentional Gegebenen selbst liegt: also — um ganz anschaulich zu reden — man faßt, ausgehend von der üblichen psychologischen Betrachtungsweise, den Tatbestand so auf, als wäre er nur etwa mit dem Gesehenwerden eines realen Kreises als Ellipse in Analogie zu bringen, während doch zunächst unbedingt mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß er mit dem Gesehenwerden einer aus Punkten zusammengesetzten „kreisförmigen" Figur als Kreis oder einer „fröhlichen" Gebärde als fröhlich auf gleicher Stufe steht. Dort kommen zur Erklärung einfach die Tatsachen der physikalischen und physiologischen Optik, also jedenfalls reale Geschehnisse in Betracht: zu fragen, ob einer bloß geträumten Ellipse u. U. ein Kreis entsprechen kann, hat ebensowenig einen Sinn wie zu fragen, ob dem geträumten Rot ein elektromagnetischer Schwingungsvorgang entspricht; hier dagegen ist von dergleichen nicht die Rede: auch für den geträumten Punktkreis

[1]) Vgl. darüber außer Str. T. (bes. S. 472 ff.) und meiner oben S. 270 unter Nr. 4 zitierten Arbeit, auch Wertheimer, a. a. O. S. 181 ff., 185, 204 ff., 239 ff., 246.

Digitized by Google

besteht noch das Problem, warum er als Kreis aufgefaßt wird, ohne doch eigentlich ein solcher zu sein.

In unserem Falle nun formuliert z. B. Wertheimer als selbstverständlichen Ausgangspunkt, „daß durch sukzessive Darbietung ruhender Einzellagen in tauglichen Expositionsverhältnissen" Bewegungserscheinungen entstehen. Mit diesen Einzellagen sind, wie die späteren Stellen zeigen,[1]) durchweg die einwirkenden Reize gemeint. Indessen, auf die reizmäßige Darbietung ruhender Einzellagen kommt es überhaupt nicht an, es ist m. a. W. ganz gleichgültig, ob die realen exponierten Objekte in Ruhe sind oder nicht, sondern das Entscheidende ist, daß sie vom Beobachter selbst als (annähernd) ruhend gesehen werden, wozu natürlich isolierte Darbietung (unter sonst gleichen Bedingungen) erforderlich ist: bei gewissen Apparaten, wie dem Zootrop sind sie ja tatsächlich während der Exposition nicht in Ruhe, und — was wichtiger ist — ich kann durch tachistoskopische Expositionen ruhender „Einzellagen" u. U. ebenfalls gewisse Bewegungserscheinungen erzielen, bei denen es sich jedoch um etwas völlig anderes handelt. In diesem Falle erscheint infolge der durch die Kürze der Exposition gegebenen Verhältnisse der physiologischen „Reizung" und vielleicht auch noch aus anderen Gründen das jeweils gegebene einzelne Objekt mehr oder minder ausgeprägt als ein in sich selbst bewegtes Gebilde. Hier handelt es sich offenbar in der Tat um eine Beziehung des realen Objekts — des „Reizes" — zum entsprechenden intentionalen Wahrnehmungsobjekt. Es ist „deskriptiv" völlig unproblematisch allein ein bewegter Gegenstand gegeben: ein Problem entspringt erst dann, wenn ich auf die reale Außenwelt rekurriere und finde, daß die normale „Konstanzbeziehung" zwischen Wahrnehmungsreal und Intentional, zwischen „Reiz" und Wahrnehmung und also auch wahrgenommenem Objekt hier nicht verwirklicht ist: im allgemeinen sehe ich ein ruhendes reales Objekt auch als ruhend, hier sehe ich es ausnahmsweise als bewegt: das erheischt eine Erklärung; wir finden sie, indem wir den vorliegenden realen Bedingungen des Vorgangs weiter nachgehen, in gewissen physiologischen Tatsachen.

In unserem Falle ist dagegen der Sachverhalt von vornherein ein ganz anderer: nur das (an und für sich, wie wir ja wissen, neutrale) Wahrgenommene selbst, nicht das, was ihm realiter zugrunde liegt, steht in Frage. Das Problem ist gar nicht, wodurch ein reales ruhendes Objekt als bewegt gesehen wird, sondern vielmehr wodurch ein allein genommen als ruhend gesehenes Objekt in gewisser Kombination mit einem anderen Objekt, von dem dasselbe gilt, als bewegt

[1]) Z. B. S. 246 § 21 und auch sonst allgemein. Vgl. unten bes. §§ 125 und 126.

Digitized by Google

erscheint:[1]) ich brauche nur bei unseren tautoskopischen Projektionen den einen der beiden Blendenausschnitte zu verdecken, um bei im übrigen denselben Bedingungen wie zuvor die Wahrnehmung eines ruhenden Gebildes zu erhalten. Natürlich besteht auch hier noch die Möglichkeit, daß dieser „deskriptive" Tatbestand allein durch reale Geschehnisse verständlich gemacht werden kann, aber es besteht doch eben auch die andere, daß wir im intentionalen Gebiet verweilen können.[2])

§ 114. Vertiefung und Weiterführung der deskriptiven Analyse: „Identität". Kein „gesehenes" Objekt im Zwischenfelde.

Um zwischen diesen beiden Möglichkeiten zu entscheiden, müssen wir natürlich zunächst die deskriptive Analyse so weit wie möglich zu treiben suchen.

Wir fragen also im Hinblick auf das konkrete Beispiel: was liegt als gegeben vor, wenn unsere Winkeldrehung um 60° deutlich gesehen wird?

Nun, eben eine Drehung, und zwar ist das, was sich dreht, der zuerst wahrgenommene Strich, der sich auf dem kürzesten Wege in die Lage des zweiten bewegt und eben damit also speziell eine Drehbewegung ausführt.

Indem wir hier von zwei verschiedenen Strichen reden, sind wir allerdings (zwar nicht über das deskriptiv Feststellbare über-

---

[1]) Wir definieren also den Tatbestand, um dessen Untersuchung es sich handelt, nach immanenten oder „deskriptiven" Gesichtspunkten. Wertheimer dagegen bestimmt ihn, wie aus dem obigen Zitat ersichtlich, von vornherein durch seine Entstehungsweise. Unser Vorgehen ist das methodisch allein zulässige und deshalb zugleich dasjenige, auf das jeder Forscher, der die sekundäre Bedeutung alles Physiologischen für die gesamte psychologische Problematik klar erkannt hat, ganz von selbst geführt werden muß. So heißt es ganz in unserem Sinne bei R. H. Goldschmidt (Beobachtungen über exemplarische subjektive optische Phänomene, Zeitschr. f. Psych. Bd. 76 S. 296) folgendermaßen:

„Da nun Definitionen ganz allgemein möglichst nach immanenten Gesichtspunkten durchzuführen sind, ist für eine Bestimmung von „Phänomenen" zu fordern, daß dieselben nach ihren phänomenalen Eigenschaften, nach ihrer Erscheinungsweise charakterisiert werden, mithin nicht nach ihrer Entstehungsweise (wenigstens dann nicht, wenn die Phänomene nicht etwa bewußt als in der betreffenden besonderen Weise entstanden wahrgenommen werden)."

Das entspricht natürlich genau unserem Standpunkte und führt in Hinsicht auf die hier untersuchten Erscheinungen sofort zu der Konsequenz, die ganze Frage nach den Reizen in den Hintergrund treten zu lassen. Einer Fülle von Unklarheiten und Scheinlösungen des Problems ist damit von Anbeginn der Weg verbaut.

[2]) Zu diesem intentionalen Gebiet oder diesem Gebiet der intentionalen Gegenstände (vgl. über unsere weite Fassung des Begriffes „Gegenstand" oben S. 14) gehören natürlich nicht nur die jeweils gegebenen Außengegenstände, sondern auch die jeweils gegebenen Erlebnisse und also auch die erfassenden Akte selbst. Vgl. darüber die oben S. 180 zitierte Schrift, S. 30 ff. und bes. S. 43 ff.

Digitized by Google

haupt, aber doch) über das innerhalb der jeweiligen einzelnen Beobachtung selbst deskriptiv Feststellbare hinausgegangen. Denn in dieser ist nichts von zwei verschiedenen Strichen zu sehen. Vielmehr wird tatsächlich nur ein einziger Strich wahrgenommen, der von einer gegebenen Anfangslage a in eine gegebene Endlage b gelangt. Mit Rücksicht auf die Tatsache, daß sich bei einer einfachen Änderung der Versuchsbedingungen, nämlich einer entsprechenden Verlängerung der Pause zwischen den beiden Expositionen, sofort deskriptiv feststellen läßt, daß es sich um zwei numerisch verschiedene Striche handelt, kann ich das, wie ich dies früher getan habe, so ausdrücken, daß ich sage: die beiden Striche werden von mir identifiziert. Das soll selbstverständlich nicht heißen, die Striche würden zunächst immer unterschieden oder als zwei gefaßt, um dann bewußt identifiziert zu werden, sondern es besagt nur die schlichte Tatsache, daß im jeweiligen Versuch stets nur ein einziger Strich gesehen wird — vorausgesetzt natürlich, daß es sich um jenen klar und deutlich ausgeprägten Bewegungseindruck handelt, wie er eben im Falle der stroboskopischen Erscheinung vorliegt.

Ferner ist zu konstatieren, daß bei den angegebenen, im großen und ganzen als typisch anzusehenden Versuchsbedingungen die Drehung ruckweise erfolgt. D. h. man sieht den Strich in der Lage a zunächst eine Zeitlang in Ruhe, unmittelbar nach dem Momente aber, in welchem er aus a verschwindet, taucht er zugleich in b wieder auf: er schwindet sozusagen aus der Lage a in die Lage b hinüber oder seine Lage in a wird durch die in b unmittelbar abgelöst: natürlich ruht er dann in b wiederum eine entsprechende Zeit. Man sieht also den momentanen Ortswechsel eines identisch bleibenden Gegenstandes und eben dieser Ortswechsel macht den Ruck der Bewegung aus.

Die Hauptsache ist nun, daß dieser Bewegungsruck mit „sinnlicher Lebhaftigkeit" gesehen wird. Darin scheint zu liegen, daß auch das Fortschreiten des Striches auf der Bewegungsbahn mit sinnlicher Lebhaftigkeit gesehen werden muß. Merkwürdigerweise ist das keineswegs der Fall: man sieht auch bei angespanntester Aufmerksamkeit keine Spur von Bewegungsphasen.

Davon überzeugt man sich am einfachsten, wenn man, wie ich dies früher in Hinblick auf gewisse Versuche Marbes getan habe,[1]) irgendwo im Projektionsfelde zwischen den beiden Endlagen eine (dauernd sichtbare) dünne Linie anbringt. Es ist klar, daß der Weg, den die gesehene Bewegung nimmt, über diese Linie hinwegführen muß: es müßte demnach ein Hinweggleiten des Striches über die Linie gesehen werden.

Tatsächlich ist genau das Gegenteil der Fall. Die Linie bleibt

[1]) A. a. O. (Str. T.) S. 484, analog Wertheimer a. a. O. S. 224.

Digitized by Google

während der ganzen Bewegung unberührt von jeder Vermengung mit dem sich bewegenden Striche. Man sieht kein Vorüberhuschen, kein Vorbeigleiten, sondern ein völlig ruhiges Verharren der Linie ganz so, als stände überhaupt keinerlei Bewegung in Frage.

Ja, noch mehr: wie besonders Wertheimer gezeigt hat, läßt sich bei geschärfter Beobachtung feststellen, daß auch im übrigen Zwischenfelde zwischen a und b kein bewegtes Objekt gesehen wird und zwar regelmäßig in allen Fällen.[1])

Das Wichtige ist dabei das Erhaltenbleiben des Bewegungseindrucks trotzdem: ob ich von dem Fehlen der sichtbaren Bewegungsbahn etwas bemerke oder nicht — an der jeweils gesehenen Bewegung wird dadurch nichts geändert. Ich nehme vollkommen deutlich Bewegung visuell wahr und sehe gleichwohl im „Zwischenfelde" der Bewegung nichts von einem bewegten Gegenstande: ich sehe eine Bewegung ohne Bewegungsphasen und ohne bewegtes Objekt. Das heißt also: ich nehme eine deutliche Bewegung wahr, der gleichwohl die wesentlichen Kennzeichen der Bewegung fehlen.

Das Paradoxe dieser Formulierung schwindet, sobald wir uns der Ergebnisse unserer früheren Untersuchungen erinnern.

§ 115. Fortsetzung: Die stroboskopische Bewegungsauffassung als assimilative Gestaltwahrnehmung.

Wir wissen zunächst, daß Bewegung in dem weiten Sinne, den wir (und nicht nur wir) dem Worte „Gestalt" gegeben haben, ohne Zweifel als Gestalt zu gelten hat. Wir wissen ferner, daß die Probleme der Gestaltauffassung im allgemeinen auf solche der Gestaltumformung oder Umgestaltung hinauslaufen und endlich, daß in der Umgestaltung auf Grund assimilativer Wahrnehmung ein besonders wichtiger Fall von Umgestaltung vorliegt.

Wir haben es nun in unserem Falle mit einem Schulbeispiel von Umgestaltung auf Grund assimilativer Wahrnehmung zu tun: die aus Punkten zusammengesetzte Linie, der wir in der Wahrnehmung unmittelbar die Kreisform zuschreiben, trotzdem sie ihr gewiß nicht zukommt, oder die nicht minder zwingend als „dreieckig" wahrgenommene Punktgruppe bilden die nächstliegende Analogie. Auch hier könnte man den Tatbestand paradoxerweise so formulieren, daß man behauptet, es werde ein Kreis wahrgenommen, der keine geschlossene Kurve sei, oder ein Dreieck ohne Seitenlinien. In Wahrheit wird, wie wir wissen, ein im Sinne der eigentlichen Wahrnehmung durchaus nicht als Dreieck oder als Kreis gegebenes Gebilde zwangsläufig als dergleichen vorgestellt, so daß das Vorgestellte an der Wirklichkeitssuggestion der eigentlichen Wahrnehmung teilnimmt und in

[1]) A. a. O. S. 224.

Digitized by Google

diesem Sinne mit vollem Recht als wahrgenommen bezeichnet werden darf.

Genau so wird in unserem Falle etwas dem an und für sich, d. h. nur als eigentlich Wahrgenommenes betrachtet, die Kriterien der Bewegung fehlen, zwangsläufig als Bewegung vorgestellt: auch hier ergibt sich die Teilnahme an der Wirklichkeitssuggestion der eigentlichen Wahrnehmung: die Bewegung wird mit voller sinnlicher Lebhaftigkeit „wahrgenommen".[1])

Man könnte einen Unterschied zwischen beiden Fällen darin erblicken wollen, daß bei der Kreiswahrnehmung von vornherein evident ist, daß im Sinne der eigentlichen Wahrnehmung kein echter, d. h. geschlossener Kreis vorliegt, während sich die eigentlich wahrgenommene Bewegung erst bei sehr gründlicher Beachtung aller Einzelheiten als etwas herausstellt, dem wichtige Bewegungsmerkmale fehlen.

Das liegt indessen doch nur an der besonderen Schwierigkeit der Beobachtungsverhältnisse im Falle der Bewegung: man bedenke, daß die einzige Zeit, in der überhaupt die Möglichkeit besteht, das Fehlen der Zwischenphasen zu bemerken, nur der eine sehr kurze Moment zwischen dem Verschwinden von a und dem mehr oder minder unmittelbar anschließenden Auftauchen von b ist. Im anderen Falle dagegen kann man beliebig lange beobachten: es wird sich folglich der

---

[1]) Gegen die Theorie von der „assimilativen" Phasenergänzung wendet sich Benussi, Psychologie der Zeitauffassung, 1913 S. 49ff. und a. S. 425 Anm. 3 Nr. 3 a. O. S. 72. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß die hier vertretene Lehre durch die Ausführungen B.s nicht im allermindesten getroffen wird. B. denkt natürlich nur an die „Assimilation" im alten Sinne der Assoziationspsychologie, die durch Wiederholungen u. dgl. modifizierbar sein muß. Dagegen ist, wie hier zum Überfluß noch einmal betont sei, für unsere assimilative Wahrnehmung das Entscheidende immer nur der rein deskriptive Tatbestand der Teilnahme von etwas an und für sich nicht eigentlich wahrnehmungsmäßig Gegebenem an dem unmittelbaren Wirklichkeitseindruck eines eigentlich Wahrgenommenen.

Soweit es sich hierbei um ein Zusammen von eigentlich oder (wie man in der üblichen physiologistischen und zugleich vagen und mehrdeutigen Weise sagt) „sinnlich" Wahrgenommenem und in anderer Weise Gegebenem (nämlich bloß Vorgestelltem) handelt, scheint sich gerade B. neuerdings unserem Standpunkte sehr beträchtlich zu nähern. Er sagt nämlich (a. a. O. S. 70) folgendes:

„Eine Scheinbewegungsvorstellung kann übrigens auch durch akustische Eindrücke, wenn sie nur relativ zueinander deutlich verschieden lokalisiert sind, erweckt werden; gehört wird aber die Bewegung nicht. Die Bewegung selbst wird nicht sinnlich erfaßt, wie das sich Bewegende an den Ruhestellen bzw. Endstellen der Bewegungsbahn; die Bewegung wird außersinnlich vermittelt. In diesem Sinne ist jede (gemeint ist wohl jede stroboskopische L.) Bewegungsvorstellung eine Vorstellung außersinnlicher Provenienz."

Das könnte dem Wortlaut nach genau die Bedeutung des Ausdrucks „außersinnliche Provenienz" einschließen, mit der auch wir uns einverstanden erklärt haben. Vgl. oben S. 252ff.

Digitized by Google

Unterschied, der in der eigentlichen Wahrnehmung zwischen einem echten Kreis und einem solchen, dem gewisse Kreismerkmale fehlen, besteht, unter allen Umständen viel deutlicher aufdrängen als derjenige zwischen echter Bewegung und einer solchen, der „wahrnehmungsmäßig" einiges fehlt, das notwendig zur Bewegung gehört.

Man wird die letzten Sätze nicht so verstehen, als wollten sie besagen, daß mit dem Bemerken des Fehlens der fraglichen Merkmale auch die „sinnliche Lebhaftigkeit" des Eindrucks herabgesetzt sein müßte. Das ist vielmehr gerade der Trugschluß, den wir hier bekämpfen. Auf den ersten Blick scheint es ja freilich ganz selbstverständlich zu sein, daß, sobald ich an einem — intentional[1]) — wahrgenommenen Vorgange die charakteristischen Kennzeichen der Bewegung nicht vorfinde, ich genötigt bin zu sagen: dieser Vorgang ist keine wahrgenommene Bewegung. Aber diese Selbstverständlichkeit schwindet, wenn man sich die Äquivokation des Wortes „Wahrnehmung" klar macht. Der Satz „ein wahrgenommener Vorgang ohne die Kennzeichen einer Bewegung ist keine wahrgenommene Bewegung" ist dann allerdings evident falsch, wenn ich in ihm das Wort „wahrgenommen" beidemal in derselben Bedeutung nehme und es etwa mit „in sinnlicher Lebhaftigkeit vorhanden" oder — was ja auf dasselbe hinauskommt — mit „sich als gegenwärtig und zugleich unmittelbar wirklich darbietend" übersetze. Völlig anders wird die Situation, wenn ich an erster Stelle „eigentlich wahrgenommen" dafür setze und die andere Bedeutung nur an der zweiten Stelle belasse. Denn dann besagt der Satz die Behauptung, es brauche ein Vorgang, der sich mit „sinnlicher Lebhaftigkeit" als Bewegung zeigt, gleichwohl seine einzelnen Komponenten nicht alle in der Weise eigentlicher Wahrnehmung darzubieten: es besteht vielmehr die Möglichkeit, daß nur einige dieser Komponenten unmittelbar als Ausgangszonen eines aktuellen Wahrnehmungserlebnisses gegeben sind oder wie man sonst die eigentliche Wahrnehmung kurz charakterisieren will, während die übrigen zwar für mich da sind und sogar mit sinnlicher Lebhaftigkeit da sind, sich aber trotzdem, sofern ich nur eben lediglich nach dem fahnde, was sich durch den besonderen und mir im Zweifel wohlbekannten Charakter der eigentlichen Wahrnehmung auszeichnet, als von jenen anderen wohlgeschieden dokumentieren.

[1]) Die Beifügung des Wortes „intentional" soll noch einmal ausdrücklich hervorheben, daß das reale Gebiet hier ausgeschlossen ist. Selbstverständlich kann ein Gebilde, dem, so wie es wahrgenommen wird, wesentliche Kennzeichen der Bewegung fehlen, gleichwohl realiter eine Bewegung sein, man denke z. B. an die Drehung eines Rades beim Lichte des elektrischen Funkens. Unser Problem ist ein ganz anderes: wir wollen wissen, ob ein wahrgenommenes Gebilde ganz unabhängig von der Frage, was ihm in der realen Welt zugrunde liegt, so wie es als gegeben vorliegt, als bewegt zu gelten hat oder nicht.

Digitized by Google

Genau dies entspricht nun dem deskriptiven Befunde unseres Versuchs. Gewiß, es ist mir Bewegung, genauer Drehbewegung, mit sinnlicher Lebhaftigkeit gegenwärtig, und insofern ist Bewegung wahrgenommen. Sobald ich aber genauer analysiere und beachte, daß dieses „mit sinnlicher Lebhaftigkeit Gegenwärtigsein" noch zweierlei bedeuten kann, nämlich erstens das eigentliche Wahrgenommenwerden, das natürlich als solches zugleich auch jenen besonderen Charakter der sinnlichen Lebhaftigkeit aufweist, zweitens das bloße „assimilative" Teilhaben an diesem Charakter, das nur eben die fragliche Besonderheit jener Wahrnehmung ebenfalls an sich trägt — sobald ich dies beachte, finde ich, daß das Zurücklegen einer bestimmten Bahn oder das Auftreten von Zwischenphasen zwischen den beiden Endlagen des Striches gar nicht eigentlich wahrgenommen wird oder daß, wie wir es auch noch ausdrückten, „im Zwischenfelde zwischen a und b kein bewegtes Objekt gesehen wird".

Die Schwierigkeit der Analyse besteht bloß darin, daß die üblichen Worte „mit sinnlicher Lebhaftigkeit gegenwärtig sein" nicht reinlich genug das bezeichnen, worauf es ankommt. Denn man kann sie u. U. auch als Kriterium der vollen eigentlichen Wahrnehmung verwenden, und dann wäre es natürlich falsch zu sagen, es sei die ganze Bewegung mit sinnlicher Lebhaftigkeit gesehen worden. Deshalb ist es besser, statt ihrer lieber von einem „mit Wirklichkeitseindruck oder noch präziser mit Wirklichkeitssuggestion Gegenwärtigsein" zu reden oder, da dieser Tatbestand normalerweise wohl nur zusammen mit der eigentlichen Wahrnehmung vorkommen dürfte, von einem „Teilnehmen" an deren Wirklichkeitssuggestion — wie wir dies auf gute Gründe hin bisher schon immer getan haben: denn es ist nichts anderes als die schlichte Wiedergabe des exakten Ergebnisses der Analyse, wenn wir sagen, daß die ganze Bewegung und also auch das bewegte Objekt im Zwischenfelde nicht eigentlich gesehen wird, daß sie sich aber genau ebenso unmittelbar als gegenwärtig wirklich aufdrängt, wie nur sonst ein eigentlich gesehener Gegenstand.

Wir haben also im deskriptiven Bestande folgende Unterscheidungen zu machen. Die ganze Bewegung wird „sinnlich" gesehen, wenn man mit diesem Ausdruck alles bezeichnet, was mit der Wirklichkeitssuggestion der unmittelbaren (visuellen) Wahrnehmung gegeben ist. Innerhalb dieses so gesehenen Ganzen hebt sich aber zweierlei mit großer Bestimmtheit voneinander ab: das eigentlich und das in assimilativer Ergänzung Wahrgenommene. Assimilativ ergänzt ist, wie wir wissen, das bewegte Objekt im Zwischenfelde; das eigentlich Gesehene können wir am kürzesten und klarsten kennzeichnen, wenn wir es als den Ortswechsel eines (identisch bleibenden) Gegenstandes charakterisieren.

Digitized by Google

Gehen wir also, was ja das natürlichste ist, vom eigentlich Gesehenen aus, so lautet das Problem, das unser Versuch stellt, folgendermaßen: wie kommt es, daß der Ortswechsel eines Gegenstandes zugleich als Bewegung dieses Gegenstandes gesehen werden kann? Die Lösung erfolgt durch den Hinweis auf den Tatbestand der assimilativen Wahrnehmung: zu dem eigentlich gesehenen Ortswechsel tritt assimilativ die Bewegung hinzu, er wird, wie wir es auch nannten, zur Bewegung „umgeformt", und man überzeugt sich auf Grund des Versuches leicht, daß das eigentümliche Plus, das die Bewegung gegenüber dem bloßen Ortswechsel auszeichnet, durchaus nicht in derselben Weise gegeben ist wie dieser: es wird überhaupt nicht „gesehen" und auch nicht wahrgenommen, falls man sich nämlich entschließt, mit diesen Worten etwas Spezielleres auszudrücken als das jeweils mit dem unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit Gegenwärtige.

§ 116. Fortsetzung: Bloßer Ortswechsel ist noch keine Bewegung.

Einen Augenblick könnte man vielleicht geneigt sein zu denken, unsere ganze Fragestellung sei falsch und es handle sich hier überhaupt nur um ein Scheinproblem. Wir sehen Ortswechsel, also Ortsveränderung: ist nicht aber nach bekannter physikalischer Definition Ortsveränderung mit Bewegung identisch? Heißt nicht eben deshalb ohne jegliche weitere Feststellung schon Ortswechsel eines Gegenstandes sehen eben auch soviel wie Bewegung sehen?

Eine kurze Besinnung zeigt aber, daß die fragliche Definition unzureichend ist; denn offenbar sind zwischen zwei Orten unendlich viele Bahnen und also auch entsprechende Bewegungen möglich: zur konkreten Bewegung gehört das Durchlaufen einer einzigen dieser Bahnen. Das bloße Verschwinden eines Gegenstandes hier und sein Wiederauftauchen dort bildet noch keine Bewegung. Die Vorstellung einer bestimmten Ortsveränderung schließt durchaus noch nicht diejenige einer bestimmten Bewegung ein, solange die Möglichkeit fehlt zu sagen, auf welchem Wege sie stattgefunden hat. In unserem Falle fehlt nun eben diese Möglichkeit nicht: wir haben im Gegenteil eine konkrete Bewegung über die sichtbare, jeweils bestimmt gegebene Bahn vor uns.[1])

Von dieser konkreten Bewegung wird nun allerdings nur eine Komponente, nämlich der Ortswechsel, eigentlich gesehen. In diesem eigentlichen Sehen liegt dann zugleich noch die Grundlage für die „Assimilation" der übrigen Bewegungsmomente: ohne solches Sehen dürfte von einer Wahrnehmung der ganzen Bewegung nicht gesprochen werden, die Rede vom Teilnehmen an der Wirklichkeitssuggestion verlöre offenbar ihr Recht, wenn die ursprüngliche Wirklichkeitssuggestion der eigentlichen Wahrnehmung nicht zunächst gegeben wäre.

---

[1]) Dieselbe Frage habe ich unter anderem Gesichtspunkt im Jahrb. f. Ph. behandelt (vgl. S. 269 Anm. 4 Nr. 7); doch wollen mir meine damaligen Argumente heute ein wenig „überscharf" vorkommen.

Digitized by Google

§ 117. Fortsetzung: „Sehen" und „Erschließen" von Bewegung.

Wir ergänzen den deskriptiven Befund noch nach einer wichtigen Seite. Der Ortswechsel wird gesehen und nicht etwa erschlossen. Darin liegt, daß die Sachlage völlig anders ist, als wenn ich etwa einen Gegenstand erst am Orte a, eine Weile später am Orte b sehe und nun schließe, er hat seinen Ort verändert; ich sehe vielmehr die Veränderung selbst vor sich gehen, ich sehe, wie sich an das Verschwinden hier ein Wiederauftauchen dort mehr oder minder unmittelbar anschließt. Der Unterschied liegt vor allem darin, daß ich im ersten Falle einen reproduktiven Erinnerungsakt erlebe: indem ich den Gegenstand in b sehe, fällt mir ein, daß er sich vorher in a befand, oder ich denke wohl auch absichtlich daran zurück. Im zweiten Falle dagegen fällt das Vorhandensein des Gegenstandes in a mit dem in b zugleich in die „psychische Präsenzzeit", oder, um diesen etwas fragwürdigen Begriff beiseite zu lassen: beides zusammen bildet in demselben Sinne für mich eine unmittelbare Einheit, in welchem dies etwa von den sukzessiven Teilen eines gesprochenen Wortes gesagt werden muß. Um an das Beispiel Exners anzuknüpfen, der auf den hier vorliegenden Tatbestand, wenn auch mit unzulänglichen Erklärungen zuerst hingewiesen hat: die verschiedenen Orte, welche der Sekundenzeiger unmittelbar nacheinander einnimmt, bilden eine ebensolche zeitlich einheitliche Gegebenheit wie die Teile eines gesprochenen Wortes, die analogen Orte des Minutenzeigers nicht: eben deshalb sagen wir, daß wir die Bewegung dieses Zeigers nur erschließen oder doch indirekt feststellen, während wir die des Sekundenzeigers wahrnehmen.

§ 118. Deskriptive und real-kausale Probleme des stroboskopischen Bewegungseindrucks.

Von großer Wichtigkeit ist nun weiter folgende Feststellung. Bisher hatte sich uns aus der Analyse eines speziellen Falles der Tatbestand der assimilativen Wahrnehmung ergeben: der Ortswechsel eines identisch bleibenden Gegenstandes wird als Bewegung „wahrgenommen". Das ist natürlich keineswegs im strengen Sinne notwendig: es läßt sich recht gut denken, daß das Gegenteil der Fall wäre, genau so wie sich sinnvoll denken läßt, daß eine „fröhliche" Gebärde — nicht etwa bloß nicht wirkliche Fröhlichkeit ausdrückt,[1]) das führt in eine andere Schicht, sondern — nicht als fröhlich „wahrgenommen" würde. Es liegt nicht in derselben Weise „im Sinne" dieser Gebärde, mit Fröhlichkeit verbunden zu sein, wie es etwa „im Sinne" jeder Farbe liegt, mit einem bestimmten Helligkeitsgrad verbunden zu sein:

[1]) Genauer: daß die Gebärde diejenige eines wirklichen fröhlichen Subjektes ist.

Digitized by Google

diese Bindung ist im strengen Sinne notwendig, jene nicht. Diesem Mangel an Notwendigkeit zum Trotz besteht sie aber doch empirisch allgemein: jeder Wahrnehmende überhaupt nimmt „in" der fraglichen Gebärde auch Fröhlichkeit wahr.

Analog besteht nun auch die Verbindung von Ortswechsel- und Bewegungswahrnehmung allgemein, so wenig sie notwendig ist. Das ist ein völlig unbestrittenes Ergebnis der bisherigen experimentellen Forschung. Nachdem ich es an zahlreichen Beispielen erwiesen habe, ist es von Max Wertheimer in allen Fällen bestätigt worden: überall wo als unmittelbar gegebener Tatbestand nicht die den zwei realen Bildern entsprechenden beiden Objekte, sondern statt ihrer ein einziges auftrat, wo also ein unmittelbarer Identitätseindruck des örtlich Verschiedenen vorlag, wurde stets und unter allen Umständen auch Bewegung gesehen. Die Sachlage war — so lesen wir bei Wertheimer[1]) — stets derart, „daß bei keinem der vielfach wiederholten und modifizierten Experimente der Fall eintrat, daß der Identitätseindruck entstand und zugleich eine Unsicherheit, ein Zweifel da war, ob man Bewegung gesehen habe; auch bei nicht-optimalen Eindrücken nie der Eindruck eintrat, die Objekte seien zwar identisch, ob aber Bewegung gesehen worden sei, sei zweifelhaft, oder sie sei sicher nicht gesehen worden"[2])

Wir haben also allgemein in allen Fällen, wo Ortswechsel eines Identischen als wahrgenommen vorliegt, auch die Wahrnehmung einer Bewegung. Daß dies in der Tat zunächst möglich ist und nicht etwa einen Widersinn oder doch eine gedankliche Unklarheit enthält, ergibt sich, wie wir gesehen haben, sofort, wenn man den Tatbestand der assimilativen Wahrnehmung in Betracht zieht. Selbstverständlich ist damit aber das Problem noch nicht restlos gelöst. Zwei Fragen drängen sich vor allem auf.

Erstens: woran liegt es, daß überhaupt Ortswechsel eines einzigen Gegenstandes gesehen wird?

Man braucht nur die beiden ruhenden Gegebenheiten, welche die Endphasen der gesehenen Bewegung bilden, möglichst heterogen zu gestalten, etwa das beidemal als Strich auftretende Gebilde nur einmal als Strich erscheinen zu lassen, das andere Mal als sehr viel größere Kreisperipherie, in dessen Mitte sich der Strich befindet, um die Wahrnehmung zweier nicht bloß qualitativ, sondern numerisch verschiedener Gebilde zu erhalten: man sieht dann also nicht mehr ein hinsichtlich seines Ortes wechselndes oder sich veränderndes Gebilde, sondern zwei getrennte Gegenstände, den einen hier, den anderen dort. Diese Gebilde sind

[1]) A. a. O. S. 190.
[2]) Von mir gesperrt.

Digitized by Google

dann also in ihrer Eigenschaft als gemeinsame Phasen einer Bewegung zerstört, und die Folge ist, daß auch unser spezifischer („stroboskopischer") Bewegungseindruck, dessen charakteristisches Kennzeichen ja gerade darin besteht, mehrere Gegebenheiten als gemeinsame Phasen einer einheitlichen Bewegung erscheinen zu lassen, nicht mehr zustande kommen kann.

Offenbar müssen also die einzelnen zur einheitlichen Bewegung „verschmelzenden" Gegebenheiten einander ähnlich sein. Allein mit dem Worte „Ähnlichkeit" ist nicht viel gesagt, solange nicht die Hinsicht, in welcher sie in Frage kommt, hinzugefügt ist: spielt, was unser Beispiel nahe legt, die Gestaltähnlichkeit hier die ausschlaggebende Rolle oder etwa die der Lage, der Farbe usw.? Ich habe zur Entscheidung dieser Frage früher einige Untersuchungen angestellt, die vor allem ergeben haben, daß die Ähnlichkeit hinsichtlich der Farbe eine sehr untergeordnete Rolle spielt.[1]) Die Fortsetzung dieser Untersuchungen ist ein dringendes Bedürfnis.[2])

Die zweite Frage ist nun nicht mehr deskriptiver Natur; sie lautet: woran liegt es, daß im fraglichen Falle überhaupt eine Verbindung von wahrgenommenen mit vorgestellten Komponenten und zwar speziell zu einer assimilativen Wahrnehmung stattfindet?

Darauf sind natürlich mehrere Antworten möglich: man kann, einigermaßen im Sinne des alten Begriffes der „Assimilation", zunächst in früheren Erfahrungen erworbene Dispositionen dafür verantwortlich zu machen suchen — eine Ansicht, die mir nicht als die wahrscheinlichste vorkommen will —, man kann ferner an angeborene Dispositionen denken: die Meinung, die dem entgegensteht, daß nämlich Dispositionen zu bloßen Vorstellungen, die nicht entsprechenden Wahrnehmungen (desselben erlebenden Subjektes) „entstammen", unmöglich seien, hatte sich uns ja als ein Vorurteil erwiesen, das auf einer kausal-genetischen Umdeutung einer unzulänglichen deskriptiven Analyse des Vorstellungsbegriffes beruhte.[3]) Schließlich können vielleicht auch noch andere Faktoren zur Erklärung in Betracht kommen.

Zwischen diesen Möglichkeiten wollen und können wir hier keine Entscheidung treffen: um eine solche herbeizuführen, wären in erster Linie Untersuchungen an pathologischen Fällen sowie Kindern und Primitiven notwendig, auch der Tierversuch wäre, wenn möglich, heranzuziehen. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es sich hierbei um Forschungen handelt, die, so

---

[1]) Str. T. S. 516 ff.

[2]) Sie wurden auf meine Anregung hin bereits im psychologischen Institut der Universität Halle mit günstigen Aussichten weitergeführt. Leider mußten die Experimente wegen Erkrankung des Versuchsleiters (Herrn cand. phil. W. Zenker) abgebrochen werden.

[3]) Vgl. oben S. 215.

Digitized by Google

wichtig sie für das Problem der Bewegungswahrnehmung als solches sind, gänzlich außerhalb des Gebietes liegen, auf das allein wir uns hier zu beschränken haben; vor allem aber betreffen sie eine *cura posterior:* denn vorläufig ist der deskriptive Tatbestand selbst noch keineswegs anerkannt, den sie voraussetzt, um überhaupt aufgeworfen werden zu können, nämlich der Tatbestand unserer assimilativen Wahrnehmung und die Rolle, die er bei der Bewegungsauffassung spielt.

Mit den Vorurteilen und Unzulänglichkeiten, die der klaren Erkenntnis dieses Tatbestandes hinderlich sind, werden wir uns deshalb im folgenden ausschließlich befassen. Überhaupt darf für uns die Bewegungswahrnehmung nur als ein allerdings höchst belangreicher Beleg für die assimilative Wahrnehmung in Frage kommen, die ja allein den eigentlichen Gegenstand unseres Interesses bildet und die uns letzten Endes überhaupt auf das ganze Problem der Gestaltauffassung geführt hatte. Aus diesem Grunde muß auch die erste der oben angegebenen beiden Fragen hier ausscheiden.

§ 119. Bewegung ohne Bewegtes?[1])

1. Verkennung der assimilativen Wahrnehmung: das sogenannte „φ-Phänomen".

Wenn man allerdings den Tatbestand der assimilativen Wahrnehmung nicht anerkennt, kann man zu keiner Klarheit über die Bewegungswahrnehmung gelangen.

Man wird dann sagen: der deskriptive Tatbestand unseres Experimentes ist, daß Bewegung mit sinnlicher Lebhaftigkeit gesehen wird, also wird sie auch wahrgenommen, nicht bloß vorgestellt, hinzugedeutet, urteilend erfaßt oder wie man sonst sich ausdrücken mag. Da sich aber andererseits ebenfalls aus dem deskriptiven Tatbestand ergibt, daß zu dieser selben gesehenen Bewegung kein bewegtes Etwas gehört, indem wir dieses ja faktisch nicht in der Weise wahrnehmend vorfinden wie die ruhenden Endlagen, so kann das anscheinend gar nichts anderes heißen, als daß Bewegung ohne bewegtes Etwas „psychisch" für uns da ist, daß es deskriptiv-psychologisch genommen allen Ernstes Bewegung oder doch einen Bewegungseindruck ohne bewegtes Etwas gibt. Die Wahrnehmung ist ja ohne Zweifel überall das Primäre und dadurch Entscheidende gegenüber etwaigen bloßen „Vorstellungsbildern", sie ist — in der Weise Husserls gesprochen — das „originär Gebende": das graublaue „Erinnerungsbild" einer Blume entscheidet nichts darüber, ob sie auch tatsächlich graublau war oder noch ist, wohl aber die entsprechende Wahrnehmung. Die gegebene Bewegung ohne be-

[1]) Vgl. zu diesem Paragraphen auch A. Brunswig, Das Grundproblem Kants, Leipzig 1914, den über Bewegung handelnden Abschnitt S. 135 ff.

Digitized by Google

wegtes Etwas liegt nun in der Weise der Wahrnehmung vor: also existiert tatsächlich ein „psychisches" Phänomen von Bewegung, zu der kein bewegtes Etwas hinzugehört. Es gibt ein Bewegungserlebnis als Erlebnis *sui generis* genau so wie es offenbar ein Schmerz- oder Süßerlebnis als Erlebnis *sui generis* gibt. Ähnlich argumentierte schon im Jahre 1876 Exner, indem er das fragliche Erlebnis „Bewegungsempfindung" nannte, so argumentieren auch jetzt noch Max Wertheimer und seine Nachfolger: nur nennen sie, da sie sich inzwischen von der Fragwürdigkeit der Analogien, die Exner zwischen Bewegungserlebnis und echten Empfindungen zu finden glaubte, überzeugt haben und sie zudem den Gegensatz der Empfindungen zu den Gestalt- und Bewegungserlebnissen kennen — nur nennen sie die Bewegungserlebnisse mit einem anderen Namen: Wertheimer prägte für sie den sehr glücklichen, weil so überaus charakteristischen[1]) Namen φ-Phänomene. Und er bezeichnet unsere einfachen Experimente, in denen im Zwischenfelde das bewegte Objekt nicht eigentlich gesehen wird, als „Demonstrationsexperimente im prägnanten Sinne, in welchem der reine φ-Vorgang erscheint".[2]) Nicht Bewegung eines Objektes sei in ihnen gegeben, sondern Bewegung an sich und schlechthin. Auch wenn die exponierten Streifen deutlich wahrgenommen wurden, war niemals die Situation so, daß man hätte sagen können: „das Objekt bewegt sich hinüber, ich sehe es nur nicht. Sondern es war einfach Bewegung da; nicht auf ein Objekt bezüglich".[3]) Nicht das Hinüber oder die Drehung des Streifens wird gesehen, sondern das Hinüber, die Bewegung selbst.

Wir kennen natürlich bereits die Unklarheiten, die diesen sonderbaren Behauptungen zugrunde liegen: sie bestehen hauptsächlich in der Unkenntnis der Tatsache der assimilativen Wahrnehmung und gruppieren sich um die Mehrdeutigkeit der Ausdrücke „sinnliche Lebhaftigkeit" (oder „Frische", „Anschaulichkeit" u. dgl.) und „Wahrnehmung".

Doch ganz abgesehen von diesen Irrtümern machen sich außerdem noch ganz andersartige geltend, die, weil sie prinzipiellerer Natur sind, letzten Endes noch schwerer wiegen: die

[1]) Vgl. dazu unten S. 329 Anm.

[2]) A. a. O. S. 223.

[3]) A. a. O. S. 226. Seltsamerweise spricht aber W. an einer anderen Stelle (a. a. O. S. 187) sogar von einer gelegentlich gesehenen Kurve der zurückgelegten Bewegung und zeichnet sogar deren Bild auf. Darin liegt doch ohne allen Zweifel, daß im Zwischenfelde etwas, nämlich eben die Kurve, irgendwie gegeben war. Es handelt sich hier anscheinend um die neuerdings auch von Benussi gerügte Verwechslung von „wahrnehmungsmäßiger" (oder wie B. sagt „anschauungsfrischer, sinnlich vermittelter") Gegebenheit mit (intentionaler) Gegebenheit („Bewußtseinsvertretung" nach B.) überhaupt. Vgl. Benussi a. a. O. (S. 270 Anm. 1 Nr. 3) S. 72 ff., bes. S. 74.

Digitized by Google

fraglichen Behauptungen ignorieren, wie wir ebenfalls schon wissen, fundamentale gegenstandstheoretische Notwendigkeiten.

Die Einsicht in die Verstöße gegen diese Notwendigkeiten wird nicht nur die Anschauungen der Gegner richtigstellen, sondern zugleich unsere Lehre von der assimilativen Wahrnehmung aufs neue befestigen: denn diese bedeutet den alleinigen einfachen Ausweg aus all den Schwierigkeiten, in die die Vertreter der Lehre von den φ-Phänomenen und ähnlichen fragwürdigen Erlebnissen notwendigerweise verstrickt werden müssen, wenn sie nicht mit dem Fundamentalgebiet und den letzten Grundlagen aller Logik in Konflikt geraten wollen.

2. Warum es kein Bewegungserlebnis *sui generis* geben kann: I. (Wertheimer).

Man wird annehmen können, daß auch heute noch die meisten Psychologen verwundert fragen werden, warum denn ein spezifisches Bewegungserlebnis von vornherein unmöglich sein solle, während das Vorkommen eines spezifischen Schmerz- oder Süßerlebnisses bereitwillig von uns zugestanden wird.

Der Unterschied, um den es sich hier handelt, dürfte aber sogleich einleuchten, wenn man sich zuerst einmal zur Analogie vergegenwärtigt, was man zu der Behauptung eines Berg- oder Tal-, eines Würfel- oder Primzahlerlebnisses als Erlebnisses *sui generis* sagen würde.

Natürlich liegt hier die uns genugsam bekannte Vermengung von Erlebnis und gegebenem Gegenstand, speziell Außengegenstand oder Außengegenstandsqualität vor. Es gibt ja streng genommen auch nicht einmal ein Roterlebnis als Erlebnis *sui generis:* es gibt nur die Außenseinsqualität „Rot" als Qualität *sui generis*, d. h. als letzte nicht definierbare Beschaffenheit ichfremder Gegenstände. Das Erlebnis des Rot läßt sich beim besten Willen nicht anders bestimmen als mittelbar durch Bezugnahme auf eben dieses Rot, ist also gewiß nichts Spezifisches in dem hier allein in Betracht kommenden Sinne einer irreduziblen Gegebenheit. Man kann sich die Rede vom spezifischen Roterlebnis nur gefallen lassen, wenn man sie für eine abkürzende Bezeichnung der Tatsache ansieht, daß die Rotqualität empirisch[1]) nur an intentionale Akte gebunden vorliegt, während wir überzeugt sind, daß Berg-, Tal-, Würfel- und Zahleneigenschaften in der empirischen Welt auch unabhängig von den sie erfassenden Akten bestehen. Dort muß man aus diesem Grunde eine Abhängigkeit von gewissen psychischen oder psychophysischen Dispositionen annehmen, hier ist davon keine Rede. Darum wird niemand von einem Bergerlebnis

[1]) „empirisch" läßt sich geradezu vertauschen mit individuell: im Sinne von Abschnitt XVII (§ 47) bedeutet demnach das Obige zugleich die Nicht-Wirklichkeit der Rotqualität. Vgl. auch Abschnitt X und XII.

Digitized by Google

usw. als spezifischer Erlebnisqualität reden wollen, höchstens käme die Bergeigenschaft als spezifische Außenseinseigenschaft in Frage.

Genau dasselbe gilt vom Würfel und natürlich auch von der Bewegung. Die Bewegung kann eine irreduzible räumliche Qualität sein oder, wenn man das Wort Qualität hier nicht anwenden will, ein irreduzibles Merkmal oder Moment an gewissen räumlichen Gegenständen,[1]) ganz gewiß aber kein Erlebnis.

Jedes irreduzible Moment läßt sich nun, wenn auch gewiß nicht in dem Sinne „definieren", daß seine Bedeutung restlos aus derjenigen anderer Gegebenheiten verständlich werden könnte, so doch um so sicherer mittelbar charakterisieren, d. h. durch sekundäre Momente mehr oder minder genau bestimmen. Auch vom Rot, so sicher es irreduzibel und undefinierbar ist, gilt dies bekanntlich: Rot hat einen bestimmten Helligkeitsgrad, ist von Gelb verschieden, dem Orange und dem Violett ähnlicher als dem Blau und dem Grün, an räumlich Ausgedehntes gebunden usw. Überall, wo von Rot sinnvoll geredet wird, müssen alle diese Eigenschaften unbedingt und ausnahmslos ihm zugehören: ohne ihr Vorhandensein hätten wir kein Recht, die fragliche Qualität als Rotqualität aufzufassen. Rot ist das gesetzmäßig in dieser Weise Gekennzeichnete oder es ist überhaupt nicht. Wollte jemand behaupten, er habe ein Rot gesehen, das vom Gelb nicht verschieden gewesen sei, so sind wir von vornherein sicher, daß hier irgendeine gedankliche Unklarheit vorhanden ist.

Darin liegt zugleich, daß ein Roterlebnis, welcher Art es auch sein mag, gegenständlich stets in derselben Weise bestimmt sein muß: es muß ja unter allen Umständen eben das Erlebnis eines Rot sein und das heißt, daß dieses Rot, als durch die spezifischen Gesetze des gegenständlichen Rot charakterisiert, seinerseits das Erlebnis in spezifischer Weise eindeutig bestimmen muß.

Damit kommen wir auf die Ergebnisse unserer allerersten Erörterungen zurück: daß außerpsychische Tatbestände psychologische Geschehnisse bestimmen können, ist uns nichts Neues, es war vielmehr gewissermaßen das Leitmotiv aller unserer Untersuchungen. Wir hielten uns dabei zunächst an andersartige Beispiele, als sie die Rotqualität liefert: lediglich die Unklarheit in der Auffassung der sogenannten „sinnlichen" Qualitäten, ihre beliebte Vermengung mit den Erlebnissen hielt uns davon zurück. Jetzt, bei etwas anderer Problemstellung, schlagen wir den umgekehrten Weg ein, und in der Tat: darf schon das Roterlebnis nicht als Erlebnis *sui generis* gelten, so gewiß erst recht nicht das Berg-, das Würfel-, das Bewegungserlebnis.

[1]) Bewegung im übertragenen, nicht räumlichen Sinne, die auch andere als Außengegenstände betreffen könnte, steht ja hier nicht in Frage.

Digitized by Google

Die Begründung ist dabei immer dieselbe: es gibt kein spezifisches Bergerlebnis *sui generis* usw., weil das, was das betreffende Erlebnis eben zu dem besonderen Gebilde macht, was es gerade als Bergerlebnis charakterisiert, gar nicht im Erlebnishaften steckt, sondern im Erlebnisfremden, im Außenseienden, mag dieses nun wirklich sein oder nicht. Das gilt natürlich auch von der Bewegung.

Man könnte noch sagen, daß auf die Charakteristik des spezifischen Bewegungsmomentes als Erlebnisses kein Wert gelegt werden solle: es als Erlebnis zu bezeichnen sei freilich ein inkorrekter Ausdruck, aber auch nicht mehr. Gemeint sei im Grunde nicht, daß das Bewegungserlebnis, sondern die Bewegung selbst, die durch das Erlebnis erfaßt werde, ein Tatbestand *sui generis* sei.

Das scheint mir nun zwar auch eine fragwürdige Behauptung zu sein, wir können sie aber ruhig zugeben: der Gegner würde durch sie nicht das mindeste gewonnen haben. Denn seine Argumente stehen und fallen offenbar mit der Behauptung eines Gegensatzes von außerpsychischer Bewegung und psychologischem „Bewegungsphänomen": Wertheimer und vorher schon Exner glaubten ja eben den Nachweis erbracht zu haben, daß für die unmittelbare Wahrnehmung sich Bewegung in ganz anderer Weise dokumentiere, als wenn sie etwa „bloß" erschlossen werde: das eine Mal zeige sie sich als ein eigentümliches, undefinierbares „sinnliches" Moment, als φ-Phänomen, das andere Mal als die wohlbekannte Bewegung, welche die Mechanik untersucht und zu der natürlich immer ein bestimmter Gegenstand gehört, der in Bewegung befindlich ist.[1])

[1]) Ich nehme dabei an, daß meine Gegner mit mir darüber einig sind, daß nur individuelle Bewegung, genauer das individuelle Bewegungsmoment „sinnlich" wahrgenommen werden kann. „Sinnlich" wahrnehmbar ist natürlich nur Individuelles: war es uns doch vielmehr sogar erst durch Rekurs auf individuelle (diesartige) Gegenstände und speziell Außengegenstände möglich geworden, die sogenannte sinnliche Wahrnehmung exakt zu bestimmen. Eine sinnlich wahrgenommene ideelle Bewegung stände auf gleicher Stufe mit einer sinnlich wahrgenommenen Gestalt überhaupt, Schönheit überhaupt, die nicht z. B. die Gestalt eines Berges, die Schönheit eines Mädchens wäre usw. Vgl. darüber unsere früheren Untersuchungen im Abschnitt II, bes. S. 27 ff.

Ich denke übrigens, die meisten Forscher werden mit uns einig sein, wenn wir die Meinung, Bewegung als solche sei „sinnlich" wahrnehmbar, als widersinnig zurückweisen. Merkwürdigerweise scheint aber unsere Lehre, daß (individuelle) Bewegung ein unselbständiges Moment an den sich bewegenden Gegenständen sei, einigen Schwierigkeiten zu bereiten. So sagt Th. Kehr (Allgemeines zur Perzeption der Bewegung, Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 34 S. 111) dieses: „Bewegung ist ja nicht eine Qualität in den sich bewegenden Gegenständen so wie etwa ihre Farbe oder ihre Gestalt. Dies folgt schon daraus, daß sich etwas, z. B. ein Blatt an einem Baume, bald bewegt und bald nicht bewegt. Was hat es dann mehr, wenn es sich bewegt? Inhaltlich bleibt es dasselbe Blatt oder kann dasselbe bleiben; und dennoch können wir ganz unverkennbar seine Bewegung wahrnehmen."

Ich gestehe, daß ich diese Logik nicht zu begreifen vermag: eine und

Digitized by Google

Hat man eingesehen, daß jedes Bewegungserlebnis in allen Fällen notwendigerweise ein Erlebnis ist, das gegenständlich in völlig eindeutiger Weise durch das einheitliche Moment der Bewegung selbst charakterisiert ist, so kann man nicht zweifeln, daß hier ein Trugschluß vorliegt. Anderer Meinung kann nur sein, wer das Wort „Bewegung" für einen äquivoken Ausdruck hält. Davon darf jedoch keine Rede sein: ob ich eine Bewegung erschlossen habe oder sie unmittelbar vor mir sehe, in beiden Fällen ist das, worum es sich handelt, eben eine Bewegung, genau so wie ein Rot oder Blau dieselbe Sache ist, ob ich es nun sehe oder erschließe. Nur die Art, wie ich zum Gegenstande gelange und ihn überhaupt psychisch habe, ist anders, nicht dieser selbst.

Oder will man behaupten, daß etwa die „Bewegung" des Sekunden- und die „Bewegung" des Minuten- und Stundenzeigers nur in äquivoker Ausdrucksweise „Bewegung" genannt werden dürften? Sollen wir eine so sonderbare Behauptung ernstlich erörtern? Ich denke, alle drei Zeiger folgen den allgemeinen mechanischen, also erst recht den noch allgemeineren phoronomischen Gesetzen: ihre Bewegungen haben eine bestimmte Richtung und Geschwindigkeit und sind Bewegungen identisch bleibender Gegenstände. Und doch stellt Exner zwischen ihnen den sehr charakteristischen Unterschied zwischen „Bewegungsempfindung" und „erschlossener" Bewegung fest. Selbstverständlich kann das nur heißen, daß die Art des Erlebnisses, durch das die Bewegung jeweils gegeben ist, eine verschiedene ist. Und Wertheimer vollends hat — freilich in anderer Absicht — durch besondere Experimente selbst gezeigt,[1]) daß zwischen eigentlicher Bewegung und stroboskopischer Scheinbewegung, in der also das angebliche φ-Phänomen zur Geltung kommen soll, hinsichtlich des Bewegungseindrucks als solchen kein Unterschied obwaltet: in beiden Fällen ist den Beobachtern ganz gleichmäßig eben Bewegung gegeben.

Also, es bleibt bei unserer Anschauung: ein Bewegungserlebnis *sui generis* ist ein Nonsens: seine Eigenart als Erlebnis einer Bewegung beruht auf etwas, das allen psychologischen Überlegungen transzendent ist. Natürlich gibt es bloße Bewegungsphänomene gegenüber den wirklichen Bewegungen: trotzdem aber gehören beide gemeinsam ins außerpsychische Gebiet: sie sind beide unzweifelhafte Bewegungen und nur unterschieden, wie etwa Kugelphänomene, halluzinierte Kugeln oder

---

dieselbe Kugel kann doch z. B. bald süß sein, bald nicht, genau so wie bewegt und unbewegt: ist darum „süß" keine Qualität der Kugel? Die Kugel bleibt natürlich, sofern sie das Süßigkeitsmoment hinzugewinnt, eben dadurch nicht genau dieselbe wie vorher, aber im Falle der Bewegung steht es doch offenbar nicht um ein Haar breit anders. Beidemal aber ist doch die Sachlage so, daß der Gegenstand, abgesehen von dem Hinzukommen des betreffenden Momentes, auch genau derselbe bleiben kann.

[1]) A. a. O. S. 173.

Digitized by Google

vielleicht auch Kugeln, die in Märchen und Sagen eine Rolle spielen, von wirklichen Kugeln unterschieden sind: sie sind beide durch die spezifischen Bewegungseigenschaften ausgezeichnet, nur kommt den einen das Prädikat „wirklich" zu, den anderen fehlt es.

Wir bemerken noch, daß wir hier überall den uns aus früheren Erörterungen bekannten[1]) wichtigen Satz voraussetzen, nach welchem Bewegung (der Idee nach) immer und notwendig in derselben Weise bestimmt sein muß, genau so wie Berg, Kugel, Würfel oder was man sonst will. Man steht deshalb nur zwei Möglichkeiten gegenüber: entweder man behauptet, daß zur Bewegung notwendig ein bewegtes Etwas gehört, oder, daß dies falsch ist. Analog kann ich ja auch nur entweder behaupten, daß zum Berge ein Tal, zur Kugel die Gleichheit ihrer Durchmesser notwendig gehört, oder es leugnen. Keinesfalls aber darf ich behaupten, daß zum Berge das Tal, zur Kugel die Gleichheit ihrer Durchmesser, zur Bewegung das bewegte Etwas bald notwendig gehört, bald nicht. Wenn also Wertheimer im Ernst behaupten will, das bewegte Etwas gehöre nicht notwendig zur Bewegung, so muß er hierin konsequent sein: er kann nicht etwa sagen, in Hinsicht auf die Bewegungen, mit denen sich die theoretische Mechanik beschäftige, bestehe diese Notwendigkeit doch, sondern er muß auch hier das Bestehen einer solchen Notwendigkeit leugnen: Bewegung ist eben immer und überall Bewegung wie die Zahl 3 immer und überall die Zahl 3, ein Berg immer und überall ein Berg ist — stets durch dieselben gegenstandstheoretischen Gesetze mit eindeutiger Notwendigkeit bestimmt. Natürlich ist W. so weit wie möglich entfernt davon, dies zu tun.

3. Fortsetzung: II (Grünbaum).

In noch weit ausgedehnterem Maße als Wertheimer widerspricht A. Grünbaum diesen einfachen Feststellungen. Für ihn gibt es einen primitiven nicht-gestalteten Bewegungseindruck, der „aller physikalisch-mathematischen Bestimmungen" bar ist:[2]) Nicht nur das bewegte Etwas fehlt nach Grünbaum u. U. diesem psychologischen Bewegungseindruck, sondern auch die Richtung![3])

Das entspricht also sogar dem ausdrücklichen Wortlaut nach unserer Wahrnehmung einer Dreiheit von Gegenständen, der beispielsweise die Eigenschaft fehlt, um eine Einheit vermindert eine Zweiheit zu ergeben oder derjenigen eines Berges ohne Tal, eines Kreises ohne Rundheit, eines Rot ohne Helligkeit usw.

---

[1]) Siehe Abschnitt IX.

[2]) Über die psychophysiologische Natur des primitiven optischen Bewegungseindrucks, Folia Neuro-Biologica, Bd. IX, Haarlem 1915 S. 719.

[3]) A. a. O. S. 717.

Digitized by Google

Ich erlaube mir die Gegenfrage: aus welchem Grunde nennt Grünbaum eine so seltsame „Bewegung" überhaupt noch eine Bewegung? Eine sei es auch noch so sehr bloß als psychologischer „Inhalt" gegebene „Dreiheit" von Gegenständen, die aller mathematischen Eigenschaften der Dreiheit bar ist, werden wir doch eben aus diesem Grunde nur als etwas bloß irrtümlicher- oder vielleicht auch scherzhafterweise Dreiheit Genanntes bezeichnen müssen. Nicht anders steht es in den anderen Fällen, nicht anders natürlich auch mit der Bewegung. Eine „Bewegung", der alle Eigenschaften oder Merkmale fehlen, die den Sinn ausmachen, den wir mit diesem Worte verbinden — und das sind die „mathematisch-physikalischen Bestimmungen" — ist eben in Wahrheit überhaupt keine Bewegung, sondern vielleicht eine bloße Veränderung oder ein Kugelsegment oder eine Feuerspritze oder was man sonst will.

Grünbaum ist besonders stolz, in seinen Untersuchungen scharf zwischen Bewegung im mathematisch-physikalischen Sinne und dem angeblich für ihn allein oder doch primär in Frage kommenden rein psychologischen „Bewegungseindruck" geschieden zu haben. Er findet, daß dieser Eindruck elementar ist im Gegensatz zu dem sukzessiven „Durchlaufen der Einzelpunkte" im Falle der nicht-psychologischen[1]) Bewegung. „Über die elementare Natur eines Erlebnisses wird" nämlich „nur eine rein psychologische Analyse zu entscheiden haben, welche ihre Gesichtspunkte aus dem psychischen Material als solchem und nicht aus einer inadäquaten physikalischen Begriffsbildung holt".[2])

Dieser Satz schlägt dem von uns vertretenen Standpunkte so sehr wie möglich ins Gesicht. Er bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Verkündigung des extremsten Psychologismus und führt letzten Endes zu der Behauptung, es sei, um über den psychologischen Sachverhalt der Auffassung und des Verständnisses eines physikalischen Sachverhaltes zu entscheiden, dieser physikalische Sachverhalt ganz gleichgültig, und analog müßte auch die Auffassung einer arithmetischen oder rein logischen Beziehung nicht an dieser orientiert sein, sondern an den bloßen empirisch-psychologischen Feststellungen.

Sieht man sich nun aber die Grünbaumschen Auseinandersetzungen etwas näher an, so findet sich, daß seine angebliche scharfe Scheidung von Anbeginn mit einer höchst bedenklichen Vermengung verbunden ist: nämlich mit der uns so wohlbekannten Vermengung von „Eindruck" oder Erlebnis im Sinne unseres Erlebnisses oder Aktes und „Eindruck" in dem ganz anderen Sinne von intentional gegebenem und somit an und für sich neutralem

---

[1]) A. a. O. S. 706 ff.
[2]) A. a. O. S. 704.

Digitized by Google

Gegenstande.[1]) Er hebt (übrigens unter ausdrücklicher Berufung auf Wertheimer[2]) hervor, daß sich ein „Bewegungseindruck, dem eine wirkliche Bewegung entspricht, in seinem psychischen Gehalt durch nichts von der Scheinbewegung unterscheide". Also ein Bewegungseindruck, dem man es nicht unmittelbar anmerken kann, ob ihm eine wirkliche Bewegung entspricht oder nicht — damit kann doch wohl nur eine bloß (phänomenal oder, was hier dasselbe sagt, intentional) gegebene Bewegung schlechthin gemeint sein, ein „Bewegungsphänomen" in ebenfalls irreführender Terminologie, das aber ebensosehr eine unzweifelhafte Bewegung ist, wie ein „Kugelphänomen", etwa eine wahrgenommene Kugel, von der ich nicht weiß, ob sie wirklich ist oder vielleicht nur halluziniert, eine unzweifelhafte Kugel ist oder eine ebenso charakterisierte Dreiheit von Gegenständen eine unzweifelhafte Dreiheit mit allen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten, die eine solche kennzeichnen. Die Vermengung mit dem Bewegungseindruck im Sinne von unserem Erlebnis spricht sich nun zunächst darin aus, daß ihm ein psychischer Gehalt zugeschrieben wird: das bedeutet natürlich denselben Widersinn, als wollte man einer wirklichen oder nicht-wirklichen Dreiheit oder Kugel oder einem wirklichen oder nicht-wirklichen Berge psychischen Gehalt zuschreiben; denn psychischen Gehalt kann selbstverständlich nur Psychisches haben, also die Akte, ihre selbständigen und unselbständigen Teile und die Dispositionen zu ihnen.

Grünbaum sieht ganz richtig, daß viele Eigenschaften, die wir an wirklichen Bewegungen finden, den bloß phänomenalen fehlen: diesen Unterschied zwischen wirklichen und nicht-wirklichen Bewegungen verwechselt er aber mit dem völlig anderen von Bewegungen und Bewegungserlebnissen: von diesen letzteren läßt sich natürlich mit vollem Recht sagen, daß ihnen die charakteristischen Bewegungseigenschaften nicht zukommen: Er-

---

[1]) Dem also das Prädikat wirklich zukommen kann, aber nicht zuzukommen braucht.

Verborgen unter den Schlagworten „dynamisch" und „statisch" findet sich dieselbe Unklarheit schon bei Wertheimer (a. a. O. S. 245): „Wollte man... glauben, aus rein logischen Gründen einen ‚Vorgang' als einen ‚Vorgang von etwas' denken zu müssen, so ist dagegen zu sagen: daß das im psychologischen (!) Befunde nicht begründet ist; und warum sollte es nicht rein dynamische Phänomene geben? Es ist kein innerer Grund dafür vorhanden, psychologisch ‚Dynamisches' a priori auf ‚Statisches' zurückführen zu müssen."

[2]) Außer von Wertheimer scheint Grünbaum auch noch von H. Watt, der aber Wertheimer selbst sehr nahe steht, beeinflußt zu sein (vgl. H. Watt, The Psychology of visual motion. The Brit. Journ. of Psych. Vol. VI).

Daß auch die von G. bekämpften Anschauungen H. Öhrwalls (Skandin. Arch. f. Physiol. Bd. 30) nicht die unsrigen sind, bedarf bei deren ganz und gar physiologischer Orientierung keiner näheren Erörterung.

Digitized by Google

lebnisse haben nie und nimmermehr eine räumliche Richtung. Wie sollten Bewegungserlebnisse eine solche haben?

Selbstverständlich sind es auch bei Grünbaum letzten Endes ungenügend analysierte experimentelle Ergebnisse, die seine Vermengungen teils hervorgerufen haben, teils unterstützen: so soll man, wenn man zwei Doppelflügel aus einem Satz der Kymographion-Regulierungen dicht aneinander rasch in entgegengesetzter Richtung rotieren läßt, eine eigentümliche Bewegung sehen, der keinerlei Richtung zukommt.[1]) Es handelt sich hier, wie übrigens auch in den anderen, außerdem noch angeführten Fällen, um das Schulbeispiel einer uns schon aus früheren Betrachtungen bekannten Verwechslung: diffus vorhandene Qualitäten werden als fehlende Qualitäten betrachtet;[2]) gerade das, was der Verfasser bestreitet, ist richtig: die Bewegungsrichtung ist da, man kann über sie nur keine genaueren Feststellungen machen — ganz wie dies z. B. auch für jedes ausgeprägte „Flimmern" typisch ist.

4. Fehlende „Objekte".

Die Verwechslung von diffusen mit fehlenden Gegebenheiten spielt in unserer Frage noch bei anderen Autoren eine Rolle und hilft gelegentlich auch, das Vorhandensein von Bewegung ohne bewegtes Etwas zu erweisen.

Im indirekten Sehen sieht man auch dann noch deutlich eine durch eine weiße Marke hervorgebrachte Bewegung, wenn man die Marke selbst nicht mehr erkennen kann, d. h. weder etwas Begrenztes, noch etwas Weißes sieht. „Es klingt fast komisch," bemerkt hierzu Exner,[3]) der den Versuch zuerst beschrieben hat, „daß man nur die Bewegung, nichts Bewegtes sehen soll, doch kann ich den Eindruck, den ich habe, nicht anders beschreiben." Als ob ein Objekt, das nicht begrenzt und nicht weiß ist, damit aufhörte ein Objekt zu sein: natürlich sieht man recht wohl ein Objekt, nur ist es eben von ganz anderer Art als die gewohnten, uns aus dem direkten Sehen bekannten.[4])

Ähnliches finden wir auch bei Wertheimer. Er berichtet u. a. von Versuchen, in denen nicht bloß im Zwischenfelde keine bewegten Objekte gesehen wurden, sondern in denen der gesehenen Bewegung zum Trotz solche überhaupt nicht wahr-

---

[1]) A. a. O. S. 717 f.
[2]) Siehe oben S. 20 ff.
[3]) A. a. O. S. 163.
[4]) Bekanntlich haben die Exnerschen Versuche inzwischen durch W. Stern, der die Irradiation für die Erscheinung verantwortlich macht, ihre Aufklärung gefunden. Vgl. W. Stern, Die Wahrnehmung von Bewegungen vermittels des Auges, Zeitschr. f. Psych. Bd. 7 S. 341 ff.; vgl. darüber Str. T. S. 505 ff.

Digitized by Google

genommen wurden. Natürlich kommt hier alles darauf an, was man „Objekte" nennt. Versteht man unter ihnen, wie das sicherlich für die Versuchspersonen das nächstliegende ist, die exponierten realen Objekte, annähernd von der Beschaffenheit, in der sie außerhalb des Versuches wahrgenommen werden, so besteht kein Zweifel, daß häufig auch bei ausgeprägtester Bewegung keine bewegten Objekte gesehen werden können. Das besagt nichts Sonderbares. Denn daß für unsere Scheinbewegung u. U. „Objekte" in Frage kommen können, die mit den für gewöhnlich so genannten Objekten der realen Außenwelt keine andere Ähnlichkeit haben, als daß sie eben „Diese", individuelle Gebilde des Außenseins sind, darüber ist natürlich auch für uns kein Zweifel. Nichts anderes als das ergibt sich aber bei vorurteilsloser Interpretation der Aussagen der Wertheimerschen Versuchspersonen. „Was für[1]) Objekte da waren — heißt es an der hier in Frage kommenden Stelle[2]) — ist nicht zu sagen" und erst am Schlusse folgt der Satz: „von Objekten weiß ich nichts". Ich weiß nicht, was für Objekte da waren — ja spricht man denn so, wenn man sagen will, es seien überhaupt keine Objekte da gewesen? Ganz zwanglos läßt sich die Aussage so auffassen, daß da sicherlich (außer dem schwarzen Grunde) etwas im Gesichtsfelde vorhanden war und nur keine Möglichkeit bestand, über die spezielle Art dieses Etwas ins klare zu kommen. Es war da ein Etwas mit sehr diffusen Qualitäten gegeben, ein blasses, verwaschenes, vielleicht bloß schimmerartiges Gebilde, erst hier, dann dort.[3]).

---

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) A. a. O. S. 226.

[3]) Wesentlich gründlicher sind die Untersuchungen Benussis über dieselbe Frage (in der oben S. 270 Anm. 1 unter Nr. 3 zitierten Arbeit, vgl. bes. S. 66 ff.). Während Wertheimer als reguläre Versuchspersonen nur 3 zur Verfügung hatte (und zwar aus seiner nächsten wissenschaftlichen Umgebung), arbeitete B. mit 27. Ihre Aussagen wurden außerdem durch spezialisierte Fragestellungen von seiten des Versuchsleiters einer genauen Prüfung unterzogen. Da heißt es z. B. (S. 69):

„Ich sehe die Bewegung von etwas, das ich im Bewegungsfelde nicht sehe.... Der lichte Punkt bewegt sich, aber ich sehe ihn nicht,... der Punkt ist während der Bewegung unsichtbar, er ist nur an den Endstellen sichtbar, wenn er aufgehört hat sich zu bewegen, und bevor er einen neuen Sprung macht; — aber es bewegt sich der Punkt, der sich an den Endstellen aufhellt; seine Bewegung sehe ich."

Das entspricht in der Tat dem Sachverhalt, der auch von meinen Beobachtern durchweg festgestellt wurde. B. glaubt diesen Sachverhalt dadurch wiederzugeben, daß er sagt: „sinnlich" erfaßt wird nur das Bewegte, nur dieses ist „sichtbar", die Bewegung wird bloß „erlebt". Auch das entspricht unseren Feststellungen, sofern es besagen soll, daß nur das Bewegte (die als Phasen in Betracht kommenden Gegebenheiten) „eigentlich" wahrgenommen wird. Was aber soll demgegenüber das hinsichtlich der Bewegung behauptete „erlebt" bedeuten? Einen — wie B. meint — „paradoxen" Tatbestand, der aber im Grunde nicht sonderbarer sei als das Hören eines Intervalles; auch hier könnte man sagen: „Im Intervallfelde... ist nichts Hörbares gegeben, gehört wird ein Ton zur Zeit z und ein Ton im

Digitized by Google

Natürlich ist damit nicht die Meinung bestritten, daß u. U. ein unterschwelliger Reiz die Wahrnehmung einer Bewegung hervorrufen könne. Von Reizen wurde ja überhaupt nicht geredet. Aber es ist natürlich recht gut denkbar, daß ein Reiz, der allein nicht imstande ist, eine gewöhnliche „Empfindung", und das will hier des genaueren sagen, die Außenwahrnehmung eines (intentional zugehörigen) ruhenden Gegenstandes hervorzurufen, in einer gewissen Kombination mit anderen Reizen recht wohl die Wahrnehmung einer Bewegung zu erzeugen vermag: nur wird auch diese Bewegung nicht umhin können, Bewegung eines bewegten Gegenstandes und natürlich Außengegenstandes zu sein. Der Reiz ist dann also nur einfach von der Art, daß durch ihn nicht die Wahrnehmung eines speziell als bewegt erscheinenden Gegenstandes ausgelöst werden kann. Wenn man freilich, wie üblich, den Reiz mit dem intentionalen Gegenstande vermengt, kann man hierüber nicht zur vollen Klarheit gelangen.

Viel ernsthafter als diese sind die uns schon bekannten Schwierigkeiten, die sich bei der Analyse des spezifisch stroboskopischen Bewegungscharakters ergeben. Denn hier läßt sich, wie wir wissen, in der Tat ernstlich sagen, es werde Bewegung „gesehen", ohne daß doch zugleich ein bewegter Gegenstand „gesehen" wird.

Augenblicke z_2, dazwischen nichts, trotzdem ist ein Intervall in lebendigster Anschaulichkeit vorhanden" (a. a. O. S. 70).

Natürlich müssen wir dieser Analogisierung auf Grund unserer früheren Erörterungen (§§ 97 ff.) aufs entschiedenste widersprechen. Den beiden zeitlich eng aneinander gereihten Tönen kommt der Intervallcharakter, wie wir wissen, vielmehr als unselbständiges Moment unmittelbar zu, genau so wie etwa zwei räumlich eng aneinander gereihten Quadraten der Charakter einer anderen Figur (vielleicht eines Rechtecks) als ihnen wesentliches unselbständiges Moment unmittelbar zukommt. Dagegen kommt den beiden zeitlich aneinander gereihten Gegebenheiten (die als Phasen in Betracht kommen) keineswegs die Bewegung als wesentliches unselbständiges Moment unmittelbar zu: der bloße Ortswechsel (eines Gegenstandes) ohne Bahn enthält, wie wir wissen, an und für sich noch nichts von Bewegung. In der Intervallwahrnehmung liegt gar nichts Paradoxes, in der Bewegungswahrnehmung aber durchaus — wenigstens solange man gesonnen ist, den Begriff der Wahrnehmung nur in der herkömmlichen Weise zu nehmen. Man kann sich das auch noch in folgender Weise verdeutlichen: ich höre zur Zeit z den Ton a, zur Zeit z_2 den Ton b, dazwischen nichts, trotzdem ist eine Tonzweiheit „in lebendigster Anschaulichkeit vorhanden". Dem entspricht ganz und gar das Intervall: beidemal handelt es sich ausschließlich um eine gegenstands-theoretische Beziehung: wir erleben das Tonpaar, die Zweiheit von Tönen, weil es bereits im Sinne von $1+1$ liegt gleich 2 zu sein, und im wesentlichen analog im anderen Falle; aber wir erleben durchaus nicht deshalb schon die fragliche Bewegung, weil eine solche etwa im Sinne des bloßen Ortswechsels gelegen wäre. Wir können uns sinnvoll denken, es werde zur Zeit z der Strich oder Punkt a, zur Zeit z_2 der Strich oder Punkt b gesehen, ohne daß wir zugleich die jeweils gesehene Bewegung von a nach b hinzudenken müssen. Daß sich gleichwohl in der Wahrnehmung das eine zum anderen hinzugesellt, hat einen besonderen psychologischen Grund, als dessen primäre Voraussetzung wir unsere assimilative Wahrnehmung kennen gelernt haben.

Digitized by Google

§ 120. Der bloße Ortswechsel: Unanschaulichkeit seiner assimilativen Ergänzung.

Um nun aus dieser Schwierigkeit herauszugelangen, gibt es unserer Meinung nach nur einen Weg: die Anerkennung der Eigentümlichkeit der assimilativen Wahrnehmung. Denn dann kann man zugeben, daß Bewegung ohne bewegtes Etwas eigentlich gesehen werden kann und daß andererseits dennoch die volle Bewegung, zu der nun einmal auch das bewegte Etwas gehört, so gegeben ist, daß ich mit Fug und Recht sagen kann, es werde Bewegung wahrgenommen.

Oder besteht noch ein anderer Ausweg? An einen solchen scheint Benussi zu glauben: für ihn ist das Erlebnis des bloßen Ortswechsels schon an und für sich ein Bewegungserlebnis. „Die Auffassung einer einheitlich erscheinenden Lageveränderung — so schreibt er[1]) — ist Bewegungsauffassung; für den Eintritt einer solchen Auffassung ist aber die Stetigkeit der objektiven Bewegung überflüssig, sie kann durch eine Reihe von Phasenbildern, d. h. durch eine Pluralität von Ortsbestimmungen, als an welchen haftend der gegebene Gegenstand erfaßt wird, ersetzt werden, ohne daß deswegen der Schein der Bewegung zerstört wird. Wenn mit anderen Worten ein Gegenstand statt durch die Orte *a*, *b*, *c*, *d* zu wandern, nur in *a*, dann auf eine unbeschreibbare Weise in *c*, dann in *e* usw. plötzlich auftauchen würde, so würden wir trotzdem, wenn es also auch gar keine Bewegung in Wirklichkeit gäbe, den Eindruck und das vermeintliche Wissen um eine solche erreichen. Die Dinge der Außenwelt bemühen sich sozusagen zu sehr; ihre Bewegung ist gar nicht erforderlich, damit wir sie als sich bewegend auffassen oder zur Kenntnis dessen, was unter Bewegung gemeint ist, gelangen.“[2])

Besonders der letzte Satz ist interessant: was unter Bewegung verstanden wird, was also Bewegung überhaupt bedeutet, sollen wir lediglich aus dem im fraglichen Falle gesehenen Tatbestande entnehmen können. Von unserem Standpunkte aus ließe sich freilich der Satz hören: denn wir dürfen hier unter dem „Gesehenen“ die assimilativ wahrgenommene Bewegung verstehen, und in dieser stecken ja, wie wir wissen, alle Komponenten der Bewegung, d. h. es ist alles, was zur Bewegung (als Idee, ideellem Moment) gehört, irgendwie für uns vorhanden. Benussi aber kennt ja nur die eigentliche Wahrnehmung: für ihn bedeutet also Sehen etwas

---

[1]) Archiv f. d. ges. Psych. Bd. 27 S. 40 f.

[2]) Auch a. S. 270 a. O. (Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 36 S. 69) vertritt B. noch dieselbe Ansicht. „Der Beweis hierfür (daß nämlich Bewegung selbst nichts Sichtbares und auch nichts haptisch Fühlbares sei L.) liegt in der Tatsache, daß man erfahren kann, was Bewegung ist, wo sie ist und welche Form sie hat, ohne einem sinnfälligen, sich bewegenden Objekte durch kontinuierliche Sinneseindrücke folgen zu müssen.“ Wirklich? Kann man auf diese Weise erfahren, was überhaupt Bewegung ist? Dann würde man die seltsame Tatsache erfahren, daß zur Bewegung eine kontinuierlich durchlaufene Bewegungsbahn nicht notwendig hinzugehört. Und weshalb nennt denn B. die fragliche Erscheinung paradox (siehe oben S. 297 Anm. 3)? Doch offenbar nur, weil sie die bekannten Wesenskriterien der Bewegung nicht aufzuweisen scheinen.

Digitized by Google

anderes. Und er stellt ausdrücklich fest, daß nur der bloße Ortswechsel gesehen wird. Wie kann er dann aber behaupten, wir könnten aus dem bloß Gesehenen zur Kenntnis dessen gelangen, was mit Bewegung gemeint ist? Nach Benussi ist doch tatsächlich allein Ortswechsel gegeben ohne Bahn oder, was dasselbe besagt, ohne stetig aneinandergereihte Bewegungsphasen, und diesen bloßen Ortswechsel wird doch niemand schon für Bewegung halten wollen;[1]) noch viel weniger können wir gar ausschließlich durch ihn zur Kenntnis dessen kommen, was Bewegung bedeutet. Das hieße ja genau so viel wie behaupten, wir könnten aus dem bloßen, völlig bedeutungslosen Anblick einer fröhlichen Gebärde erfahren, was das Wort Freude, oder aus der bloßen eigentlichen Wahrnehmung einer „kreisförmig" angeordneten Punktgruppe, was das Wort „Kreis" bedeutet.

Es ist doch klar: das, was ich eigentlich wahrnehme, ist noch keine Bewegung; trotzdem „habe" ich Bewegung: sie ist unter allen Umständen für mich gegeben. Darin liegt, daß das eigentlich Wahrgenommene irgendwie vervollständigt sein muß: das, was es zur Bewegung ergänzt, muß für mich irgendwie vorhanden sein. Dieses für den Erfassenden „irgendwie Vorhandene" nannten wir vorgestellt: es bildet, wie wir gesehen hatten, unbeschadet seines Vorstellungscharakters zugleich infolge gewisser eigentümlicher Beziehungen den wichtigsten Bestandteil unserer „assimilativen" Wahrnehmung.

Indem wir den Ausdruck „Vorstellung" verwenden, glauben wir zugleich im Sinne der Ergebnisse unserer früheren Untersuchungen zu handeln, doch brauchen wir hier auf das Wort nicht allzuviel Gewicht zu legen. Wem es aus irgend welchen Gründen nicht behagt, mag es durch ein anderes ersetzen.

Wir ließen bisher die Frage offen, ob dieses „Vorgestellte" oder doch jedenfalls nicht eigentlich Wahrgenommene, sondern in anderer Weise „irgendwie" Vorhandene anschaulich oder unanschaulich gegeben sei. Mir scheint aber, daß das Experiment hierüber entscheiden kann.

Das Ergebnis unseres Grundversuchs wird nämlich nicht abgeändert, wenn man die Farben der beiden Strichgegebenheiten modifiziert und z. B. die erste grün, die zweite rot erscheinen läßt: man sieht auch dann noch die Bewegung eines Striches, der nur zugleich während seiner Bewegung auch die Farbe wechselt. Ja, es gelingt sogar folgender merkwürdige Versuch: die erste Strichphase ist wie bisher weiß auf schwarzem Grunde gegeben, die zweite dagegen schwarz auf weißem Grunde: man wählt als zugehöriges reales Bildobjekt am besten das photographische Negativ des ersten Bildes. Alles übrige kann völlig ungeändert bleiben. Auch jetzt sieht man noch eine völlig deutlich ausgeprägte Bewegung von derselben Art wie zuvor: ein einziger Strich bewegt sich aus der ersten Lage in die zweite; dabei wechselt also nicht

[1]) Vgl. oben S. 283.

Digitized by Google

nur der Strich seine Farbe und Helligkeit, sondern auch sein Untergrund, und es drängt sich hier sehr lebhaft die Frage auf, wie sich bei so ausgesprochener Gegensätzlichkeit der Erscheinungen noch ein Fortgang der Bewegungen im einzelnen vollziehen kann.

Offenbar muß sich, wenn die Zwischenbewegung anschaulich ergänzt wird, sagen lassen, ob das in Bewegung Befindliche während der Zeit des Übergangs weiß auf schwarzem oder schwarz auf weißem Grunde vorgestellt wird. Tatsächlich war aber keine meiner Versuchspersonen imstande hierüber eine Aussage zu machen. Ich halte mich deshalb für berechtigt, zu sagen, daß die assimilative Ergänzung unanschaulich erfolgt,[1]) wie man ja wohl auch wird annehmen dürfen, daß die analoge Ergänzung einer punktierten Kreislinie zum vollständigen Kreise im allgemeinen eine unanschauliche ist.

§ 121. Die angebliche Identitäts-„Theorie".

Wie steht nun Wertheimer diesen Problemen gegenüber? Die Antwort ist einfach: er sieht sie überhaupt nicht. Und er kann sie nicht sehen, weil er sich über den deskriptiven Tatbestand nicht klar geworden ist. Und er konnte über diesen wiederum deshalb nicht zur Klarheit gelangen, weil es ihm an Klarheit über die zur Deskription erforderlichen begrifflichen Hilfsmittel fehlte: weil er den Begriff des Reizes mit dem des (intentional) wahrgenommenen Gegenstandes und andererseits den des (nicht-wirklichen) wahrgenommenen Gegenstandes mit dem des entsprechenden Erlebnisses vermengte. „Bewegungseindruck" im Sinne von „bloß phänomenaler Bewegung" und von „Bewegungserlebnis" wird von ihm und seinen Nachfolgern nicht auseinandergehalten.

Nur diese letztere Verwirrung macht es begreiflich, daß W. folgendes Problem aufwerfen und allen Ernstes verneinend beantworten konnte — selbstverständlich auf Grund experimenteller Ergebnisse. Aber wir wissen ja: über falsche Problemstellungen können auch die besten Experimente so wenig hinweghelfen, daß vielmehr umgekehrt der Wert der Experimente allein durch die Problemstellungen entschieden wird.

Wertheimer fragt, ob es denn wirklich, wie meine „Theorie" voraussetze, erwiesen sei, daß „Identität" für den Bewegungseindruck „konstitutiv" sei.[2])

Nun: versteht man hier unter Bewegungseindruck das entsprechende Erlebnis, so ist die Frage sinnlos. Denn im Erlebnis gibt es natürlich wie keine Bewegung überhaupt, so auch keinen identischen „Träger" einer solchen. Versteht man dagegen

---

[1]) Daß das Objekt unanschaulich vergegenwärtigt wird, ist auch die Ansicht Benussis a. S. 270 a. O. S. 70, S. 131.

[2]) A. a. O. S. 188, 238.

Digitized by Google

unter diesem Worte die (ob nun wirkliche oder nicht-wirkliche) Bewegung selbst, so ist ihre Beziehung zur Identität, so wie ich sie verstehe, eine vollkommene Selbstverständlichkeit.

Das wird sofort aus folgender Überlegung klar: jede Bewegung besteht doch wohl aus einer Reihe von „Bewegungsphasen", und die Sachlage ist so, daß ich mir auch die kürzeste Bewegung prinzipiell immer wieder in eine Reihe solcher Phasen zerlegt denken kann. Keine einzige Phase darf darum streng genommen als ruhend angesetzt werden. Was meine ich nun, wenn ich alle diese Phasen als Phasen einer Bewegung bezeichne? Doch offenbar, daß sie Teile einer einzigen kontinuierlichen Folge von Bewegungszuständen eines und desselben Gegenstandes sind.

Oder noch viel einfacher: wer überhaupt nur den Satz anerkennt, daß zu jeder konkreten Bewegung ein Bewegtes gehört, muß auch die Identität in unserem Sinne zugeben. Denn nichts anderes als dieses Bewegte der jeweiligen Bewegung ist das fragliche Identische. Zur Bewegung gehört, wie wir wissen, die Bewegungsbahn: ihre sämtlichen Stellen müssen unmittelbar nacheinander in ihrer objektiven Reihenfolge eingenommen oder erfüllt werden; das, wovon sie eingenommen werden, heißt das sich bewegende oder bewegte Etwas: es ist, anders ausgedrückt, ein Etwas da, das allen diesen Stellen nacheinander als gemeinsamer Bestandteil zukommt. Wir nennen aber allgemein das mehreren Gegenständen Gemeinsame identisch,[1]) es mag im übrigen noch außerdem Veränderungen durchmachen, so viel immer man will. Eine rote Kugel verwandelt sich vielleicht, indem sie sich bewegt, in eine blaue, ja sie spaltet sich am Ende sogar in zwei oder noch mehr, die wie etwa Leuchtkugeln nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen — es besteht doch auch hier etwas den Anfangs- und den Endzuständen der Bewegung Gemeinsames: eben das, was „sich" aus der einen roten

[1]) Ohne Zweifel spielen in der Wertheimerschen Auffassung auch Unklarheiten über den Begriff der Identität eine gewisse Rolle. So ist es entschieden eine Verwechslung, wenn die Identität durch das mathematische Gleichheitszeichen erläutert wird (vgl. unten S. 479): Gleichheit ist nie und nimmermehr Identität; „gleich" ist das Verschiedene, dem irgendein anderes (ideell oder individuell) gemeinsam ist (hinsichtlich des Gemeinsamen), „identisch" ist dieses Gemeinsame selbst.

Ähnliche Verwechslungen scheinen sich auch in den kindlichen Argumenten zu finden, die der unmittelbare Vorgänger Wertheimers, Woldemar Lasersohn (beide sind von F. Schumann ausgegangen) gegen meine Anschauungen richtet. Vgl. W. Lasersohn, Der unmittelbare Bewegungseindruck. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 61 S. 81 ff., bes. S. 120 ff.

Kennzeichnend für das Niveau dieser Arbeit, einer Frankfurter Dissertation, ist die Tatsache, daß sie sich (S. 100) einen so ungeheuerlichen Satz, wie den Fleischls, „daß die Grundsätze der Logik Geltung für Gedanken und Vorstellungen beanspruchen können, nicht aber für Empfindungen" glatt zu eigen macht, ohne auch nur wenigstens mit einem Worte der Problematik Erwähnung zu tun, die sich in betreff seiner doch wohl auch dem naivsten Leser aufdrängen muß.

Digitized by Google

Kugel zunächst in eine blaue, dann in die vielen einzelnen Kugeln verwandelt hat. Diesem Etwas, dem die Verwandlung zukommt, kommen außerdem erst diese, dann jene Ortsbestimmungen zu; es besteht etwas, was sowohl dem Wandel der Ortsbestimmungen, wie auch noch demjenigen anderer Momente gemeinsam zugrunde liegt oder in ihm sich als identisch erhält; mit dem Augenblick, wo wir kein solches Gemeinsames oder Identisches annehmen, können wir nicht mehr sinnvoll von einer Bewegung reden. Befindet sich unter den Kugeln unseres Beispiels auch nur eine, die nicht ein Verwandlungsprodukt der ursprünglichen Kugel ist, so haben wir kein Recht mehr zu sagen, in ihr bewege sich das schon im Anfang Bewegte weiter; sie beginnt vielmehr eine neue, eigene Bewegung.[1])

---

[1]) M. a. W.: es muß sich stets sagen lassen: das, was jetzt die Stellen *b*, *c*, *d* usw. einnimmt, und das, was vorher die Stelle *a* einnahm, ist dasselbe, es hat sich nur verändert, verwandelt, z. B. in viele Teile aufgelöst usw. Dabei kann es selbstverständlich nichts ausmachen, wenn das erst hier, dann dort Befindliche seinen Ort nur teilweise verändert hat. Das ist z. B. der Fall, wenn zwei konzentrische Kreise, ein kleinerer und ein größerer, mit einander abwechseln. Hier betreffen die örtlichen Veränderungen offenbar nur das äußere Flächenstück; der dem inneren Kreise entsprechende Bezirk bleibt von dem Wechsel völlig unberührt. Trotzdem ist klar, daß beide Gegebenheiten als Phasen eines bewegten Gegenstandes auftreten müssen: ich sehe nur einen, wachsenden oder schrumpfenden, Kreis. Analoges gilt, wenn zuerst (als *a*) z. B. nur ein Strich gesehen wird, sodann (als *b*) deren zwei, von denen aber nur einer eine andere Stelle einnimmt, während der andere nach Größe, Gestalt und Lage völlig derselbe bleibt ($a = 1$, $b = 11$). Es entsteht dann der Eindruck, daß dieser unveränderte Strich den anderen gleichsam aus sich heraustreibt (oder bei umgekehrter Reihenfolge in sich hineinzieht), daß also das Gesehene sich verdoppelt (oder vereinfacht). Julius Pikler mißt in einem Aufsatze der Zeitschrift für Psychologie (Über verdoppelnde und vereinfachende Kinematographie und die kinematographische Natur des binokularen Sehens, Bd. 75 S. 145 ff.) diesem einfachen Experiment, das er als eine Modifikation eines Versuches beschreibt, der nichts anderes ist als der uns wohlbekannte Ebbinghausssche, eine ganz besondere Bedeutung bei: man erhält nämlich, wenn man in diesem Versuche mit monokularer und binokularer Betrachtung abwechselt, genau die eben angegebenen Bedingungen. Es sieht fast so aus, als wolle P. hieraus Einwände gegen die Identitätslehre ableiten. Das wäre natürlich nur ein groteskes Mißverständnis; zudem aber würde sich der Autor sogleich selbst widerlegt haben, indem er (a. a. O. S. 147), genau wie wir, von einem „sich Verdoppeln" und „sich Vereinfachen" des „der Reizung entsprechenden Bildes" redet. Denn selbstverständlich liegt in den Begriffen sich Verdoppeln, Vereinfachen, genau so wie in größer, kleiner, dunkler, heller Werden usw., in allem sich Verändern überhaupt bereits die (identische) Einheit verschiedener Zustände eingeschlossen: die Sätze „dieser Gegenstand ist heller geworden, hat sich verdoppelt oder es sind zwei Gegenstände zu einem einzigen zusammengetreten" meinen ganz gewiß nicht dasselbe wie die anderen „es ist an oder gar neben die Stelle dieses Gegenstandes ein hellerer getreten oder ein Paar von gleichartigen Gegenständen" usw. Betrachte ich den Filmstreifen eines Kinematographen so, wie er tatsächlich ist, so finde ich mehrere numerisch verschiedene Bilder, von denen vielleicht das eine nur eine, ein anderes zwei Kugeln darstellt: das kinematographische Sehen dagegen zeigt mir etwas davon evident Ver-

Digitized by Google

Und so verhält es sich immer: jede auch noch so unbedeutende Bewegung, jede Flimmerbewegung etwa, besteht aus mehreren Phasen oder Bewegungszuständen, denen ein „identisches" Etwas als das Gemeinsame zugehört, dessen Zustände sie eben sind. Identät in diesem Sinne (und nur in diesem Sinne nehmen wir sie) ist also ohne allen Zweifel eine wesentliche Bestimmung jeder Bewegung: sie ist — wie Wertheimer nicht ganz korrekt statt dessen sagt — unter allen Umständen für die Bewegung „konstitutiv". Es hat darum überhaupt keinen Sinn, mit W. diesem Satze entgegenzutreten.

Aber Wertheimer wird vielleicht sagen, dies sei zunächst nebensächlich. Für ihn handle es sich lediglich um die Identität der beiden exponierten „Objekte" (*a* und *b*) und das Entscheidende läge darin, daß er gute experimentelle Gründe habe, die von mir für diese Objekte aufgestellte Identitäts-Theorie des Bewegungseindrucks zu bestreiten.

Das ist indessen wiederum ein Mißverständnis. Eine Identitäts-Theorie (in dem besonderen hier allein in Frage kommenden Sinne von Theorie) habe ich niemals aufgestellt:[1]) es handelt sich vielmehr ausschließlich um einen klar vor aller Augen liegenden deskriptiven Tatbestand. Dieser Tatbestand kann allein mit Hilfe des Begriffes der Identität, der Einheit oder anderer analoger Begriffe richtig beschrieben werden. Keineswegs aber ist die Sachlage so, daß zur Erklärung des bereits ohne ein Zurückgreifen auf Identität und dgl. klar beschreibbaren Tatbestandes eine besondere Identitätstheorie erforderlich wäre. Die Rolle, die die Identität spielt, entspricht im Sinne unserer früheren Analogie nicht der Erklärung des Tatbestandes der Adaptation, sondern einem Teile dieses Tatbestandes selbst. Ich sehe ja einen einzigen bewegten Gegenstand, ich sehe genauer gesagt die beiden zu Anfang und Ende des Versuches ruhenden Gegebenheiten als Zustände oder Phasen eines (und also identisch

---

schiedenes, nämlich ein einziges Bild, auf dem sich eine Kugel verdoppelt. Dasselbe Etwas, das als Einheit beginnt, setzt sich als Zweiheit fort: das allein ist stroboskopisches Sehen. Und genau das entspricht unserem Falle: das zuerst Gesehene setzt sich im zu zweit Gesehenen fort, indem es teils an seiner Stelle verharrt, teils aus sich heraus den neuen Strich gewissermaßen als Sproß entsendet — in unverkennbarem Gegensatz zu einem beziehungslosen Danebentreten eines entsprechenden Striches, das natürlich die Rede vom sich Verdoppeln zu einer unrichtigen oder doch uneigentlichen und höchstens bildlich zu verstehenden machen würde. —

Es scheint übrigens, daß der Angriff P.s mehr auf einen anderen, wenn auch nicht minder mißverstandenen Punkt meiner Anschauungen, gerichtet ist (vgl. S. 308 Anm. 1).

[1]) Wenn ich gelegentlich meine Anschauung selbst als „Theorie" bezeichnet habe, so habe ich dieses Wort in dem allgemeinen Sinne von „Lehre", „Anschauung" usw. genommen, nicht aber in dem engeren, in dem es als Gegensatz zu dem gegebenen (deskriptiven) Tatbestande und den von ihm geltenden Sätzen in Frage kommt.

Digitized by Google

bleibenden) Gegenstandes: ich sehe sogar im Sinne der eigentlichen Wahrnehmung diesen einen Gegenstand seinen Ort oder seine Lage wechseln. Daß ich identisch-einen Gegenstand sehe, ist gerade das gewissermaßen Primärste des ganzen gegebenen Tatbestandes, das, was am allerwenigsten hypothetisch oder theoretisch ist; zum mindesten ist es nicht theoretischer als die gesehene Bewegung.

Hier von einer erklärenden Theorie zu reden, ist genau so verkehrt, als wenn man die Beschreibung eines Kreises mittels des Begriffes der Rundheit oder der Durchmessergleichheit eine (kausal) erklärende Theorie des Kreises nennen wollte.

Aber noch mehr: ich befinde mich selbst dann noch außerhalb jeder erklärenden Theorie und sogar noch ganz und gar innerhalb des rein deskriptiven Gebietes, wenn ich sage: das als identisch Gesehene wird unter anderen Umständen als eine Mehrheit gesehen. Ich stelle ja auch hier keine Behauptung über das in der Wirklichkeit Vorhandene auf. Erst wenn ich sage, dem jeweils Gesehenen, also etwa dem erst hier, dann dort gesehenen einen (sich drehenden) Winkelschenkel kommt das Prädikat „wirklich" nicht zu, in der wirklichen Welt befinden sich an seiner Stelle vielmehr zwei verschiedene ruhende Striche, die auf Grund der und der Vorgänge jene andere Wahrnehmung hervorrufen, erst dann befinde ich mich außerhalb des deskriptiven Gebietes.

Nehmen wir zur völligen Klarstellung der Sachlage noch eine Analogie. Ich sehe eine rasch rotierende einfarbige, etwa violette Talbotsche Scheibe. Beschreibe ich sie als einfarbig, so bin ich selbstverständlich ganz im deskriptiven Gebiet: ich beschreibe das mir Gegebene, mag es wirklich sein oder nicht. Aber auch wenn ich nun die Scheibe zur Ruhe kommen sehe und finde, daß sie rote und blaue Sektoren aufweist, und darüber entsprechende Angaben mache, habe ich offenbar das deskriptive, das Gegebenheitsgebiet nicht überschritten. Denn so maßgebende Gründe ich habe, die Farbe, die mir die Scheibe im zweiten Falle zeigt, für die (relativ) wirkliche zu halten, so wenig ist doch in meiner Angabe davon die Rede.

Ganz anders liegt die Sache, wenn ich sage, daß während der Wahrnehmung der einheitlichen Farbe die Scheibe in Wirklichkeit so gefärbt sei, wie ich sie im zweiten Falle gesehen habe (oder daß doch diese Färbung der Wirklichkeit besser entspricht als die zurzeit wirklich gesehene).[1]) Hier beschreibe ich das Gegebene durchaus nicht mehr, sondern setze etwas an seine Stelle, von dem ich annehme, daß es dort in Wirklichkeit vorhanden ist: dieses Wirkliche muß dann zugleich den Ausgangspunkt abgeben für die kausale Erklärung der fraglichen Wahr-

[1]) Die nicht-wirkliche Farbe ist wirklich gesehen: mein Sehen ist wirklich, das Gesehene ist es nicht. Vgl. oben § 19 ff. S. 61 ff., § 43 ff. S. 120 ff.

Digitized by Google

nehmung und des ihr zugehörigen „Intentionals", also der gegebenen Färbung.

Genau so liegt die Sache in unserem Falle. Im Experiment selbst sehe ich zunächst nur einen Gegenstand und weiter die Veränderung seiner Lage, damit also zugleich die Bewegung: ich sehe zwei „Gegebenheiten" an verschiedenen Orten, aber ich sehe sie als Zustände oder Phasen eines einzigen Gegenstandes, dem sie gemeinsam zukommen. Wird jedoch die wahrgenommene Pause zwischen den beiden Gegebenheiten allmählich verlängert, so gelange ich sehr bald dahin, sie nicht mehr als einen Gegenstand, sondern als deren zwei zu sehen — analog der als ruhend wahrgenommenen Scheibe, die ich mehrfarbig sehe. Ich sehe m. a. W. dieselben Gegebenheiten unter diesen Umständen so, unter jenen anders. Dagegen bekümmere ich mich nicht im mindesten um das, was etwa „objektiv", richtiger in der Wirklichkeit, den intentional gegebenen Vorgängen zugrunde liegt. D. h. ich stelle nicht fest: das, was ich da als Einheit sehe, ist in Wirklichkeit eine Zweiheit von Gegenständen oder gar von Reizen, sondern ich verhalte mich prinzipiell genau so, als ob ich von den real vorliegenden Verhältnissen und also auch von den Reizen überhaupt nichts wüßte.[1])

Vielleicht wird man sagen, daß der Unterschied hier beträchtlicher scheine, als er in Wahrheit sei. Wolle ich zu wirklich entscheidenden Ergebnissen gelangen, so müsse ich mich gleichwohl schließlich ins Gebiet der Reize oder doch der realen Tatsachen begeben: auch im Falle der Scheibe sei ja die Feststellung der verschiedenen Färbung unter verschiedenen Um-

[1]) Die Sachlage ist auch nicht etwa so, daß ich wissen müßte, daß der gesehene eine bewegte Gegenstand mit den zwei zu anderer Zeit gesehenen Gegenständen realiter identisch ist; es kommt nur darauf an, daß ich dem unmittelbaren Augenschein zum Trotz die den einen Gegenstand bildenden beiden Phasengegebenheiten stets als identisch mit jenen beiden anderen isoliert gegebenen Gegenständen auffassen kann. So genügt es ja auch analog, zu beweisen (falls dies überhaupt noch eines Beweises bedarf), daß die eine Kreislinie bildenden Punkte als identisch mit einer Gruppe isoliert gegebener Punkte (etwa den einzeln sukzessiv exponierten Punkten einer gleichartigen Kreislinie) aufgefaßt werden können: es ist nicht nötig zu wissen, daß beide Punktgruppen real identisch sind. Man vergleiche dagegen Experimente, wie die Erzeugung von Grau durch Mischung von Purpurrot und Grün oder von Wasser durch Verbrennung von Wasserstoff: nur Versuche dieser Art haben den Rang echter begründender Experimente, die anderen „veranschaulichen" im Grunde bloß: sie leisten im Prinzip lediglich das, was (wiewohl meist minder vollkommen) bereits Gedankenexperimente leisten können. So kann ich ja in der Tat im Falle unserer und jeder anderen Bewegung rein gedanklich eine Zerlegung vornehmen: ich kann sie mir in zwei oder mehr getrennte Bewegungen zerlegt denken, und nichts hindert dann anzunehmen, daß diese Bewegungen auch von numerisch verschiedenen Gegenständen ausgeführt werden. Analog kann ich mir auch jeden einheitlichen Ton in beliebig viele numerisch verschiedene sukzedierende Töne zerlegt denken.

Digitized by Google

ständen bestenfalls als eine Vorstufe zur Erreichung der Erkenntnis des realiter Vorhandenen anzusehen. Dagegen müsse ein tieferes Verständnis notwendig an die bei der einheitlichen Farbwahrnehmung der Scheibe vorhandene wirkliche Farbe anknüpfen.

Das trifft für das in diesem Falle in erster Linie einer Erklärung Bedürftige nun freilich zu; und zwar darf hier nicht bloß die natürlich immer nur relativ wirkliche Färbung als maßgebend betrachtet werden, sondern tunlichst dasjenige, was ihr im strengen Sinne physikalisch und weiterhin physiologisch entspricht. So ist es, sofern wir hier allein von einer echten realkausalen Erklärung das Heil erwarten dürfen. Wie aber, wenn das in unserem Falle nicht richtig wäre? Wenn die für das Verständnis entscheidenden Tatsachen bereits im deskriptiven Gebiete lägen?

In der Tat kann man sich sehr leicht überzeugen, daß der unserem Phänomen zugrunde liegende Tatbestand gar nicht allgemein richtig getroffen wird, wenn man ihn vollständig nach Analogie des anderen Beispiels aufzufassen sucht.[1]) Denn diese Auffassung müßte offenbar so lauten: Dem wahrgenommenen einen bewegten Gegenstande entsprechen stets realiter zwei ruhende Gegenstände, zwei „Reize" wenn man sie so nennen will.

Indessen wir brauchen uns nur unseres einfachen Ebbinghausschen Versuches zu erinnern, um einzusehen, daß wir auf diese Weise in Schwierigkeiten geraten. Auch hier springt ein identischer Gegenstand vor uns hin und her. Ohne Zweifel liegt das so Gesehene rein im deskriptiven Gebiet, es ist, genauer gesagt, das Wahrnehmungsintentional. Welches ist das zugehörige Wahrnehmungsreal? Im Sinne unserer Analogie der dem gesehenen Stabe realiter zugrunde liegende Stab. Aber der ist ja wiederum nur einer, kann also gewiß nicht in Frage kommen. Also werden wir uns wohl für die beiden „Doppelbilder" entscheiden müssen. Was wollen wir hier jedoch mit diesem Namen belegen? Etwa die Netzhautbilder, die Reize auf den beiden disparaten Netzhautstellen? Dann müßten wir also sagen, daß innerhalb unseres Versuches den beiden Netzhautbildern nur ein intentional gesehener Gegenstand entspräche, nur ein „Gesichtsbild", wie man zu sagen pflegt. Aber das stimmt wiederum nicht mit den Tatsachen: es ist ja eben die Voraussetzung, daß „Doppelbilder" gesehen werden, d. h. richtiger, daß zwei verschiedene intentionale Gegenstände vorhanden sind. Auf diese intentionalen Gegenstände kommt es also zunächst an.

Und es ist in der Tat die einzig zulässige Auffassung, daß statt der sonst gegebenen beiden ruhenden Gegenstände (der

[1]) Vgl. auch oben S. 146 ff.

Digitized by Google

„Doppelbilder") nur ein einziger bewegter gesehen wird.[1]) Dieser Sachverhalt wird sich jedem Vorurteilslosen, auch jedem Naiven, der von der Existenz von Netzhäuten und Netzhautbildern überhaupt nichts weiß, ganz zwanglos als die nächstliegende und natürlichste Beschreibung des fraglichen Eindrucks aufdrängen. Auf „Reize" im Sinne realer Tatbestände, wie sie die Physik und die Physiologie beschäftigen, zu rekurrieren, führt hier zu keinem klaren Ergebnis und erweist sich zum mindesten als gänzlich überflüssig.

Die Meinung unserer Gegner freilich muß das alles für grundfalsch halten: nach ihr ist nicht der wahrgenommene Stab selbst in der gesehenen Bewegung befindlich, sondern es kommt nur der ihm entsprechende Reiz zugleich als Reiz für die gesehene Bewegung in Frage.[2]) Die unvoreingenommene Betrachtung lehrt genau das Gegenteil. Ich sehe ja den Gegenstand, den Stab und zwar genau den Stab, der nachher die Bewegung ausführt, deutlich vor mir: ich kann ihn, wenn ich will, minuten- und stundenlang betrachten sowohl vor wie nach der Bewegung. Das so Betrachtete ist zugleich Anfangs- und Endphase der gesehenen Bewegung, genau so wie etwa u. U. auch eine bestimmte geometrische Figur zugleich Trägerin einer gesehenen Fröhlichkeit ist. Nach der von uns bekämpften Meinung würde es ein solches Betrachten des erst unbewegten, dann bewegten Stabes gar nicht geben können, wenigstens dürfte ich nicht beide für

---

[1]) Merkwürdigerweise glaubt Julius Pikler auf Grund der oben S. 303 erwähnten Modifikationen gerade dieses Versuches „aufs schlagendste" meine Ansicht widerlegt zu haben, „nach welcher die kinematographische Wahrnehmung daraus hervorgehen soll, daß zwischen dem Aufhören des einen Reizes und dem Eintreten des anderen eine sehr kurze (etwa zwischen 0,03 und 0,5 Sekunden liegende) Zeit verstreicht" (a. a. O. S. 147 f.).

Demgegenüber muß ich bemerken, daß ich eine solche Ansicht niemals vertreten habe. Ich habe vielmehr von jeher betont (vgl. schon Str. T. S. 455 ff.), daß nur die gesehenen Gegenstände oder „Bilder" für die Erscheinung in Frage kommen, nicht aber die Reize. Nur um die Theorie zu widerlegen, welche die Verschmelzung der Reize als *conditio sine qua non* der Täuschung betrachtet, mußte ich in meinen Darlegungen einen verhältnismäßig großen Wert auf die Tatsache legen, daß das Phänomen u. U. auch noch eintritt, wenn die Reize mit mehr oder minder bedeutsamen und merkbaren Unterbrechungen aufeinander folgen. Dagegen habe ich nun nicht etwa, wie P. annimmt, meinerseits behauptet, es sei die merkbare Pause (oder auch nur die Pause) in der Aufeinanderfolge der Reize die *conditio sine qua non* der Erscheinung. Worauf es einzig und allein ankommt, ist immer nur, daß verschiedene gesehene „Bilder" einander ablösen und zugleich für Zustände einer und derselben Sache gehalten werden — wie auch immer die zugehörigen Reizbedingungen beschaffen sein mögen (vgl. dazu schon Str. T. S. 544): wir werden noch sehen, daß eine Sukzession der Reize überhaupt gar nicht erforderlich ist (vgl. S. 331 ff.). Die Einwendungen, welche P. gegen die Wertheimersche Theorie erhebt (a. a. O. S. 148), scheinen mir übrigens berechtigt zu sein.

[2]) Kenkel a. S. 272 a. O. S. 445 f.

Digitized by Google

eine und dieselbe Sache halten: denn dann hätte ich ja den die Bewegung ausführenden Reiz selbst gesehen; genauer: das, was vor meinen Augen die Bewegung ausführt, wäre eben dieser Reiz. Indessen ein Reiz, indem er von mir gesehen wird, ist natürlich nur noch nominell ein Reiz, er ist, wie wir wissen, vielmehr ein wahrgenommener Gegenstand im Sinne des „Intentionals" der jeweiligen Wahrnehmung: dann aber folgt wieder, daß die Reize als solche nicht in Frage gezogen zu werden brauchen.

Die letzteren Betrachtungen übertragen sich nun ohne Schwierigkeit auf alle anderen Versuche. Immer zeigt sich, daß es das intentional Wahrgenommene selbst ist, das bald in Ruhe gesehen wird, bald als der identische Träger der gesehenen Bewegung oder zunächst des gesehenen Ortswechsels. Es ist also durchaus keine Theorie, wie die Gegner meinen, sondern der schlicht gegebene Tatbestand, wenn wir sagen: zwei numerisch verschiedene, intentional wahrgenommene Gegenstände werden als ein Gegenstand gesehen, wenn sie zeitlich nahe genug aneinander heranrücken.

Dagegen ist es ganz und gar nicht Feststellung des gegebenen Tatbestandes, sondern durchaus Theorie, wenn die Gegner meinen, zur Charakterisierung desselben Phänomens der Reize nicht entraten zu können.

Selbstverständlich müssen wir für unsere Untersuchungen in erster Linie die einleuchtende Regel beachten, so lange nicht mit bloßen Theorien zu arbeiten, als irgend Aussicht besteht, ohne sie auskommen zu können;[1]) wenn irgendwo gilt hier der alte Satz: *entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem.*

§ 122. Sachliche Einigkeit und begriffliche Abweichung über den zu untersuchenden Tatbestand.

Wie wichtig die Betrachtungen sind, die wir soeben angestellt haben, erhellt nun vor allem daraus, daß es ohne sie überhaupt nicht möglich ist, zu einer begrifflichen Klarheit über den Tatbestand zu kommen, um den es sich bei den fraglichen Untersuchungen handelt.

Besteht denn nicht aber wenigstens hinsichtlich der entscheidenden Eigentümlichkeiten dieses Tatbestandes völlige Übereinstimmung zwischen meinen Gegnern und mir? Es kann doch wohl im Ernst keine Frage sein, daß das, was wir untersuchen und durch unsere Untersuchung schließlich begreiflich machen wollen, in beiden Fällen dasselbe ist: wir könnten ja sonst gar nicht einmal sinnvoll miteinander diskutieren. Ganz offenbar aber liegt uns an ganz derselben Erscheinung: über den Tatbestand muß also völlige Einigkeit bestehen. Das kommt indessen doch

[1]) Vgl. auch oben die Anm. 1 auf S. 277.

Digitized by Google

ganz darauf an, wie man ihn bestimmen will. Man kann ihn aber, soviel ich sehe, in doppelter Weise bestimmen:

Erstens durch den Hinweis auf die Apparate, welche die Aufgabe haben, ihn in Erscheinung treten zu lassen: der fragliche Tatbestand ist offenbar derjenige, zu dessen Hervorbringung Kinematograph, Mutoskop, Zootrop, Stampfersche Scheibe usw., kurz die sogenannten stroboskopischen Apparate verwendet werden und den man sich folglich mit ihrer Hilfe exemplarisch verdeutlichen kann. In der Tat will Wertheimer geradeso wie auch wir den auf diese Weise vermittelten Tatbestand untersuchen. Soweit besteht also volle Einigkeit. Wir wollen beide sachlich auf dasselbe hinaus: wir wollen die Eigentümlichkeit klar stellen, die sich durch diese Apparate zur Gegebenheit bringen läßt und die ich deshalb die „stroboskopische" Bewegungserscheinung genannt habe. Sobald es aber gilt, den so fixierten Tatbestand sowie das durch ihn aufgegebene Problem begrifflich zu umschreiben, beginnt schon die Abweichung.

Wertheimer geht dazu von den Reizen aus. Für ihn handelt es sich um die Darbietung sukzessiver einzelner ruhender Reize, und er fragt: unter welchen Umständen führen diese Reize zu einer Bewegungswahrnehmung? Der Tatbestand ist also nunmehr der, daß sukzessiv dargebotene ruhende Reize eine Bewegungswahrnehmung erzeugen.

Wir dagegen finden als Tatbestand vor, daß sukzessiv wahrgenommene ruhende Gegenstände unter etwas anderen Umständen als ein einziger in Bewegung befindlicher Gegenstand wahrgenommen werden.

Ist nun der von W. angegebene Tatbestand in der Tat mit dem spezifischen der stroboskopischen Apparate identisch? Zweifellos nicht. Wie schon erwähnt,[1]) brauche ich nämlich nur für genügend kurze Expositionen zu sorgen, um durch sukzessive Darbietung ruhender Einzelreize nicht selten ebenfalls Bewegungserscheinungen zu erhalten, die sich jedoch typisch von den stroboskopischen Bewegungen unterscheiden. Denn hier machen die den betreffenden Reizen entsprechenden wahrgenommenen Gegenstände jeder für sich isolierte Bewegungen. Natürlich haben diese Bewegungen mit der Sukzession der Darbietungen an und für sich nichts zu tun: sie sind ja offenbar gar nicht stroboskopischer, sondern anderer, vielleicht tachistoskopischer Natur und treten auch bei Einzelexpositionen auf. So hat man bei Verdeckung des einen Blendenausschnitts am Tautoskop, also bei Projektion nur eines Striches, genügend kurze Exposition vorausgesetzt, sehr häufig den Eindruck, der Strich käme aus dem Raume auf die Projektionsfläche herangeflogen oder auch er schöbe sich mit einem Ruck von der Seite her ins Gesichtsfeld

[1]) Oben S. 276.

Digitized by Google

usw. Dazu können dann noch die auch von Wertheimer verzeichneten „Innenbewegungen" treten, das Flackern, Stoßen, Stampfen des Striches.[1])

Das Bedenkliche ist nun aber, daß sich diese Einzelbewegungen u. U. mit den echten stroboskopischen Bewegungen kombinieren können: im unmittelbaren Eindruck machen sich ja beide einfach als Bewegungen geltend und bei kurzen und undeutlichen Wahrnehmungen besteht dann keine Möglichkeit sie voneinander zu unterscheiden.[2])

Um so dringender wird deshalb die Forderung, wenigstens bei deutlichen Erscheinungen ein sicheres Mittel zu haben, um die spezifisch stroboskopischen Bewegungen von vornherein von allen Nebenerscheinungen absondern zu können. Wertheimer liegt an einem solchen Mittel nicht: für ihn sind die fraglichen Phänomene ja einfach die durch sukzessive Darbietung ruhender Reize entstandenen Bewegungswahrnehmungen. Solche sind aber auch die sukzessiv gesehenen Einzelbewegungen und vor allem natürlich die Mischungserscheinungen aus ihnen und den echten stroboskopischen Eindrücken. Die Folge zeigt sich denn auch in seinen theoretischen Anschauungen: er vertritt die Meinung, es sei für den spezifischen Bewegungseindruck der stroboskopischen Apparate die Identität der dargebotenen Objekte nicht erforderlich — welchen Satz er, wie wir wissen, noch außerdem mit der widersinnigen Behauptung vermengt, Identität sei für Bewegungsgegebenheiten überhaupt nicht „konstitutiv" und es gäbe sichtbare Bewegung ohne ein Bewegtes.[3])

Beschränken wir uns zur Kritik jetzt auf die vorsichtigere Behauptung, so ist doch völlig sicher, daß Identität derjenigen Objekte, die durch die fraglichen Apparate unter Umständen sichtbar werden können, die *conditio sine qua non* der spezifischen Erscheinung ist. Bekanntlich sieht man im Kinematographen die Bewegung eines einzigen Objektes (oder einer einzigen Gruppe von Objekten), während der vorgeführte Filmstreifen eine sehr große Anzahl von entsprechenden Objektbildern enthält. Oder, um das überflüssige und irreführende Zurückgreifen auf die Bilder und damit auf die Reize zu vermeiden: bei entsprechender Änderung der Expositionsverhältnisse kann man stets statt des einen bewegten Objektes eine sehr große Anzahl unbewegter Objekte zu Gesicht bekommen. Man sieht, wie die Besonderheit der Leistung des Kinematographen lediglich darin besteht, zu einer psychischen Umwandlung mehrerer Objekte in ein einziges Gelegenheit zu geben. Es ist mit den übrigen stroboskopischen Apparaten selbstverständlich genau ebenso bestellt. Sie alle hätten

[1]) A. a. O. S. 197, vgl. auch oben S. 276.
[2]) Vgl. auch Kenkel a. S. 272 a. O. S. 444, sowie unten S. 347 f.
[3]) A. a. O. S. 188.

Digitized by Google

ihren Zweck vollkommen verfehlt, wenn durch sie keine solche „Identifikation" erreicht würde. Will also Wertheimer, wie wir doch seinen Worten nach voraussetzen müssen, die für diese Apparate charakteristische Erscheinung untersuchen, so muß er vor allen Dingen anerkennen, daß sie sich deskriptiv als eine Identifikations-Erscheinung in dem von uns näher erläuterten Sinne charakterisiert.

Oder mißverstehe ich die fragliche Äußerung W.s? hat er gar nicht die Absicht gehabt, die spezifisch stroboskopische Bewegung zu erforschen? Dann freilich brauchte er auch nicht anzuerkennen, daß das Objekt seiner Untersuchung das stroboskopische und das heißt das in der bekannten Weise gekennzeichnete Identitätsphänomen ist. Aber dann hat er auch kein Recht gegen mich zu polemisieren. Denn ich habe keinen Augenblick im Zweifel gelassen, daß es mir **ganz ausschließlich** auf eben dieses **stroboskopische** Phänomen ankommt.[1])

Aber schließlich muß doch auch W. die deskriptive Besonderheit der Erscheinung oder Erscheinungsgruppe, die er untersuchen will, irgendwie darlegen, wenn er nur, was doch gewiß seine Absicht ist, in seinen Forschungen ein bestimmtes Ziel verfolgen will. Das tut er natürlich auch, aber immer nur, indem er von der unzulänglichen Bestimmung auf Grund der Reize ausgeht, so daß das deskriptiv Vorliegende dann nur einfach als Bewegung charakterisiert wird, nicht, wie es das allein Entscheidende ist, als Bewegung nur eines Gegenstandes (oder einer sinnvoll gegebenen Gegenstandsgruppe).

Dabei ist ihm der deskriptive Tatbestand des Identischsehens, wie wir wissen,[2]) sehr wohl bekannt: er konstatiert ja ganz ausdrücklich, daß mit diesem Identischsehen überall zugleich auch Bewegung — und zwar sehr deutlich — gesehen wurde. Aber er hält es für eine experimentelle Möglichkeit, „diese zwei Momente zu trennen. Ist — so fragt er —, wo hier Bewegung gesehen wird, notwendig überall auch das Moment der Identität ($a = b$) gegeben?"[3])

Natürlich ist das wörtlich genommen unter allen Umständen mit ja zu beantworten. Denn auch wenn die beiden Striche für

---

[1]) Besonders deutlich in der S. 269 f. Anm. 2 unter Nr. 4 zitierten Arbeit, Zeitschr. f. Ps. Bd. 47 S. 203. Aber auch schon Str. T. S. 399. Vgl. auch die alte Stampfer-Poggendorffsche Definition der stroboskopischen Erscheinung (Str. T. S. 415). Nach dieser liegt eine solche nämlich dann vor, wenn wir statt mehrerer nacheinander an derselben Stelle befindlicher Gegenstände immer einen und denselben Gegenstand zu sehen glauben. An dieser Definition ist alles richtig, wenn man die unklare und den deskriptiven Tatbestand nicht einwandfrei wiedergebende Wendung „zu sehen glauben" durch das bloße „sehen" ersetzt.

[2]) Vgl. oben S. 285.

[3]) A. a. O. S. 188.

Digitized by Google

sich eine Bewegung ausführen, ist damit doch gewiß nicht das Moment der Bewegung von dem der Identität getrennt; vielmehr zeigt dann die Bewegung eines jeden einzelnen Striches eben die Bewegung dieses einen Striches: er ist das identische Etwas, das sich bewegt.

Wovon sich allein sinnvoll sprechen läßt, ist natürlich nur, daß statt der wahrgenommenen einheitlichen Bewegung eine solche getrennter Gegenstände gesehen wird. Darin liegt aber gar kein besonderes Problem. Denn bei genügend kurzen Expositionszeiten — und W. operierte durchweg mit ganz außerordentlich kurzen Zeiten — werden, wie schon bemerkt, die gegebenen Gegenstände leicht kleine Eigenbewegungen ausführen, die nur durch den meist viel klareren stroboskopischen Bewegungseindruck verdeckt werden, aber sich freilich, wenn dieser nicht genügend ausgeprägt ist, auch mit ihm zu undeutlichen Mischeindrücken kombinieren können: diese Mischeindrücke entsprechen dann ganz und gar der Darbietung sukzessiver Reize, müssen also konsequenterweise in die Gruppe der von Wertheimer zu untersuchenden Erscheinungen gerechnet werden.

§ 123. Notwendigkeit des Ausgehens vom deskriptiven Bestande.

Man sieht, wie verhängnisvoll der Verzicht auf eine genaue deskriptive Bestimmung des zu untersuchenden Tatbestandes werden kann. Für uns liegt alles ganz klar: wir untersuchen eine völlig bestimmt umgrenzte Gruppe von Bewegungserscheinungen, eben die stroboskopischen. Bewegungserscheinungen anderer Art müssen für uns ausscheiden, auch wenn sie in ihrem Auftreten noch so eng mit jenen verbunden sind.

Also, um es zum Überflusse noch einmal zu wiederholen: es ist keine Theorie, sondern die schlichte Wiedergabe des deskriptiv vorliegenden Tatbestandes, wenn wir sagen, daß das Sehen zweier (oder mehrerer) sonst als ruhend wahrgenommener Gegebenheiten als Zustände eines Gegenstandes das Vorhandensein eines „sinnlichen" Bewegungseindruckes mit sich führt.[1])

Es erhebt sich nun weiter die Aufgabe, den so beschriebenen Tatbestand begreiflich zu machen, zunächst soweit als möglich durch Weiterführung und Vertiefung der deskriptiven Analyse selbst, sodann, wenn nötig, durch kausale Erklärung. Die Probleme aber, die sich dabei darbieten, sind, wie wir auch schon wissen, vor allem folgende drei:

---

[1]) Im Grunde deckt sich diese Formulierung mit der bereits auf S. 269 gegebenen. Der dort gebrauchte Ausdruck „Phasen einer Bewegung" gibt ja, wie aus den obigen Ausführungen ersichtlich ist, nur Sinn, wenn damit die Phasen eines bewegten Gegenstandes gemeint sind. Ähnliches gilt von dem ebenfalls dort gebrauchten Ausdruck, daß die jeweils folgende Figur als „Fortsetzung" der ihr vorangehenden auftritt.

Digitized by Google

Erstens: woran liegt es, daß statt der sonst wahrgenommenen zwei hier nur ein Gegenstand wahrgenommen wird? Darauf hatten wir eine allerdings noch sehr ergänzungsbedürftige Antwort gegeben.[1])

Mit dieser ersten Frage ist sehr eng eine andere verbunden, auf die wir in anderem Zusammenhang zu sprechen kamen und die wir ebenfalls bereits und (wie uns scheinen will endgültig) beantwortet hatten, nämlich die Frage, wodurch es verständlich wird, daß diese Einheit — dieser Ortswechsel des einen Gegenstandes[2]) — unmittelbar gesehen und nicht etwa bloß erinnert oder erschlossen wird.[3])

Drittens endlich die für uns wichtigste Frage: woran liegt es, daß dieser unmittelbar gesehene Ortswechsel zugleich auch noch als Bewegung „gesehen" wird. Hierauf hatten wir, wie übrigens auch in den beiden anderen Fällen, durch bloße Analyse des deskriptiven Sachverhalts ebenfalls eine Antwort gegeben: sie beruhte auf der Lehre von der assimilativen Wahrnehmung in unserem speziellen, wie wir hoffen, völlig theoriefreien und jedenfalls nicht mit reproduktiven Assoziationen arbeitenden Sinne und ließ eben dadurch zwar noch Probleme real-kausaler Art übrig, zeigte aber doch sehr genau die Richtung auch zu ihrer endgültigen Lösung.

Jedenfalls hätten wir, wenn sich unsere Analysen überall bewähren sollten, in allen drei Fällen auf Grund der bloßen Zergliederung des schlicht gegebenen Tatbestandes verhältnismäßig sehr viel erreicht.

Wie steht es demgegenüber mit Wertheimer? Rein deskriptiv festgestellt ist bei ihm eigentlich nur eins: die Eigenart des Bewegungseindrucks selbst. Merkwürdigerweise wird aber davon nicht einmal zu dem zu allererst Erforderlichen Gebrauch gemacht, nämlich zur reinlichen Abgrenzung der Erscheinung. Vielmehr begibt sich W. schon zu diesem Zwecke sogleich ins Gebiet der Theorie: er führt von Anbeginn die Reize in seine Feststellungen ein. Trotz dieses Ausgangs von der Theorie aber erlangen wir auf diese Weise keine sonderliche Aufklärung über das Phänomen — wenigstens nicht in dem Sinne, daß es uns begreiflicher gemacht, daß es des Rätselhaften, das es doch gewiß an sich trägt, entkleidet würde.

Das Gegenteil ist der Fall: zunächst wird, wie wir gesehen haben, auf diese Weise einer höchst schädlichen Vermengung mit andersartigen Erscheinungen Tür und Tor geöffnet.

Zweitens erfahren wir bei Wertheimer gerade darüber nichts, worüber wir durch eine kausale Theorie (denn um eine

---

[1]) Oben S. 285 f.

[2]) Das ist natürlich nur eine prägnante Abkürzung für den oben (S. 269, 278) angegebenen ausführlicheren Ausdruck.

[3]) Oben S. 284.

Digitized by Google

solche handelt es sich natürlich[1]) in erster Linie Aufklärung beanspruchen können, nämlich über das Zustandekommen einer Bewegungswahrnehmung unter anscheinend so unzulänglichen äußeren Bedingungen. Was uns W. hierüber, soweit er noch einigermaßen im psychologischen Gebiet bleibt, zu sagen hat, läßt sich mit Koffka[2]) kurz folgendermaßen zusammenfassen:

„An die Sukzession zweier optischer Reize ist innerhalb eines gewissen Bereichs der Sukzessionsgeschwindigkeit das Erlebnis der einheitlichen Bewegung ebenso gesetzmäßig und (psychisch) unvermittelt gebunden wie an die Wirkung eines einzigen Reizes die ihm entsprechende Empfindung. Die einzeln nacheinander dargebotenen Reize sind . . . lediglich Reize für das Bewegungserlebnis, nicht es fundierende Inhalte."

Nun ist die Auslösung einer „Empfindung" (wir wissen, daß dieses Wort hier den Tatbestand unzulänglich kennzeichnet[3]) durch einen Reiz vielleicht das größte Rätsel der ganzen Psychologie überhaupt und wird vermutlich für immer ein solches bleiben. Wenn also W. unser Problem nur dadurch aufhellen zu können glaubt, daß er es für ebenso problematisch erklärt wie etwas, das anerkanntermeise für immer problematisch bleiben muß, so bedeutet das wahrlich keinerlei Gewinn für unsere Einsicht, wenigstens solange wir über die Gründe, die zu einer solchen Verzichtleistung nötigen, so im Dunkeln gelassen werden, wie das hier geschieht.

Tatsächlich sieht aber jedermann, daß hier dergleichen Gründe überhaupt nicht bestehen. Denn selbst wenn die Analogie von Empfindung einerseits und Bewegungswahrnehmung andererseits berechtigt wäre (was sie ganz sicher nicht ist), so bliebe doch noch die wichtige Frage nach der Eigentümlichkeit gerade des stroboskopischen Bewegungseindrucks; es bliebe m. a. W. die Frage nach der Erklärung der Eigentümlichkeit, daß, ganz gleichgültig, ob wir einen Phasenübergang auf der Bewegungsbahn „sehen" oder nicht, dasselbe „sinnlich zwingende" Moment des spezifischen Bewegungseindrucks gegeben ist.

§ 124. Wertheimers physiologische Kurzschlußtheorie.

1. Ihr relativer Wert.

Daß nun innerhalb dieser Anschauung eine Lücke klafft, hat Wertheimer offenbar selbst gefühlt und deshalb ergänzend eine Lehre hinzugefügt, die rein physiologischer Natur ist und die er

---

[1]) Der Reiz ist eine reale Bedingung (Ursache) eines bestimmten physiologischen Prozesses, der sich dadurch auszeichnet, daß ihm ein bestimmtes Wahrnehmungserlebnis irgendwie funktional zugeordnet ist. Vgl. unsere früheren Bemerkungen §§ 75 ff. und §§ 83 f., sowie § 113 S. 275 ff.

[2]) Zeitschr. f. Psych. Bd. 67 S. 354.

[3]) Vgl. oben § 103 S. 248 ff.

Digitized by Google

selbst als eigentliche (kausale) Theorie oder vielmehr Hypothese bezeichnet.[1]) Es handelt sich dabei in der Hauptsache um folgendes.

Wertheimer geht von der oben zitierten Voraussetzung aus, nach welcher die Sukzession zweier optischer Reize die eigentliche Grundlage der Erscheinung ist, und nimmt weiterhin an, daß diese Reize räumlich getrennte Netzhautstellen treffen.

Es liegt nahe hier theoretisch anzuknüpfen. Da sich nämlich die peripheren Erregungen, denen bekanntlich in früheren Theorien (wie besonders in derjenigen Marbes[2]) eine sehr wesentliche Rolle zugewiesen wurde, ganz und gar nicht bewährt haben, glaubt W. die entsprechenden zentralen Vorgänge verantwortlich machen zu können. Nach ihm lassen es nämlich hirnphysiologische Untersuchungen als wahrscheinlich erscheinen, daß mit der Erregung einer zentralen Stelle bis zu einem gewissen Grade auch eine solche von deren Umgebung verbunden ist. Werden zwei mäßig voneinander entfernte derartige Stellen erregt, so entstehen infolgedessen zwei solche „Umkreiswirkungen", die, wenn sie sich weit genug erstrecken, schließlich aufeinandertreffen und so eine Art „physiologischen Kurzschlusses" erzeugen: diesem Kurzschluß soll die gesehene Bewegung entsprechen.

Für diese Hypothese ergibt sich von unserem Standpunkt aus folgende Stellungnahme.

Wir können ihr, wenn, wie es Wertheimer voraussetzt, die gesehene Bewegung an die Sukzession von räumlich getrennten Netzhautreizen geknüpft ist, ohne mit unseren eigenen Anschauungen irgendwie in Konflikt zu kommen, innerhalb gewisser Grenzen entschieden zustimmen: für ein wichtiges Teilproblem ist sie ohne Zweifel mindestens eine sehr nützliche Arbeitshypothese und hat allem Anschein nach auch bereits zu fruchtbaren Ergebnissen geführt.[3]) Aber wir müssen andererseits mit ebensolcher Bestimmtheit hinzufügen, daß sie für die prinzipielle Frage, die sie nach der Absicht ihres Urhebers beantworten soll, schlechterdings gar nichts entscheidet. Man sieht das sofort, wenn man erwägt, daß das Gesamtproblem des stroboskopischen Bewegungsehens, sobald man von den Reizen ausgeht, in zwei reinlich voneinander geschiedene Teilprobleme auseinanderfällt.

Es handelt sich ja insgesamt um einen Prozeß, an dessen Anfang sukzedierende physikalische Reize und an dessen Ende eine durch sie hervorgerufene Bewegungswahrnehmung steht. Die Bewegungswahrnehmung ist die Wahrnehmung eines oder mehrerer bewegten Gegenstände: sie zerfällt also in einen Akt und das ihm intentional zugeordnete gegenständliche Gebilde. Eine kausale

[1]) A. a. O. S. 246 ff.
[2]) Vgl. Str. T. und bes. die S. 246 ff. Anm. 4 unter Nr. 4 angeführte Arbeit.
[3]) In der S. 272 zitierten Korteschen Arbeit.

Digitized by Google

Beziehung, vorsichtiger gesprochen eine reale Abhängigkeit, kann nach unseren früheren Erörterungen selbstverständlich nur zwischen den physikalischen Reizen und den Akten stattfinden. In unserem speziellen Falle liegen also die von den beiden „weißen" Strichen ausgehenden optischen Prozesse vor, die ein bestimmtes Wahrnehmungserlebnis hervorrufen, deren intentionaler Gegenstand die gesehene Bewegung ist. Aber jenen optischen Prozessen entspricht, wie bekannt, das Wahrnehmungserlebnis nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege über mehr oder minder verwickelte physiologische Erregungen: so fällt etwa, um gleich das Handgreiflichste zu erwähnen, das Aufhören der Wahrnehmung des Gegenstandes nicht mit demjenigen des physikalischen, die Netzhaut treffenden Reizprozesses zusammen, sondern erfolgt eine mehr oder minder kurze Zeit später: sie ist unmittelbar nicht von der Dauer des physikalischen Reizes, sondern von derjenigen der von diesem hervorgerufenen physiologischen Erregung abhängig.

Das macht sich nun selbstverständlich auch bei der Sukzession der Reize geltend: die den sukzedierenden physikalischen Reizen entsprechenden physiologischen Erregungen nebst den Wahrnehmungen und ihren intentionalen Gegenständen brauchen ihrerseits nicht völlig sukzessiv aufzutreten, sondern können während einer mehr oder minder ausgedehnten Zeitstrecke simultan vorhanden sein. Nun ist zur Bewegungswahrnehmung natürlich eine Sukzession und zwar eine in ihren zeitlichen Verhältnissen ganz bestimmt geartete[1]) Sukzession der als Bewegungsphasen gesehenen Gegebenheiten erforderlich: die Sukzession der entsprechenden physikalischen Vorgänge wird aber nach dem Gesagten infolge der zwischengeschalteten physiologischen Prozesse teilweise andere zeitliche Verhältnisse aufweisen. Dabei wird die „richtige", d. h. zur Erlangung einer Bewegungswahrnehmung geeignete Sukzession vermutlich außer von der Pause zwischen den physikalischen Reizen auch von deren Dauer, qualitativer Eigenart und Intensität sowie außerdem noch von ihrem gegenseitigen Abstande auf der Netzhaut abhängig sein, und man kann sich die Aufgabe stellen, aus diesen Beziehungen die Art der obwaltenden physiologischen Erregungsgesetze genauer zu bestimmen: man gewinnt dann — die Wertheimersche Hypothese mehr oder minder ergänzend und vielleicht auch modifizierend — eine allgemeine physiologische Theorie über diejenige Sukzession optischer Reize, der die zum Zustandekommen einer Bewegungswahrnehmung günstigste Aufeinanderfolge von Wahrnehmungsgegebenheiten entspricht und bei der, wenn die sonstigen Bedingungen dafür erfüllt sind, auch tatsächlich eine Bewegungswahrnehmung zustande kommt; man erfährt aber

[1]) So darf z. B. die (wahrgenommene) Zwischenpause zwischen den beiden Gegebenheiten nicht so groß sein, daß sie isoliert zur Auffassung gelangen, vgl. S. 320 f.

Digitized by Google

ganz gewiß gar nichts über die Bedingungen der Bewegungswahrnehmung als solcher: man erfährt also genauer gesagt eben das nicht, was man nach W. doch gerade speziell auf diesem Wege erfahren soll: wie nämlich aus etwas, das an und für sich noch keine Wahrnehmung von Bewegung ist, eine solche werden kann; man erfährt vielmehr lediglich die Bedingungen und zwar auch nur die spezifisch physiologischen Bedingungen für die Entstehung solcher visueller Wahrnehmungen oder Wahrnehmungsfolgen, von denen die stroboskopische Bewegungswahrnehmung einen Spezialfall bildet: als Erklärung der stroboskopischen Bewegungswahrnehmung selbst oder gar der Bewegungswahrnehmung überhaupt steht sie etwa auf gleicher Stufe mit der Erklärung des Zustandekommens einer Rot- oder einer Kugelwahrnehmung durch das Öffnen der Augen.

2. Unzulänglichkeit der Theorie als Erklärungsprinzip der stroboskopischen Scheinbewegung.

a) Sie beweist zu viel.

Wertheimer indessen ist vom Gegenteil überzeugt. Nach ihm soll durch jenen „Kurzschluß" nicht bloß der zeitliche Übergang von der einen Gegebenheit zur anderen erklärt werden, sondern das spezifische „Hinüber" der gesehenen Bewegung selbst, indem dieser Kurzschluß unmittelbar als physiologisches Korrelat des „φ-Phänomens" aufgefaßt wird.[1])

Aber was heißt das? Der Gedankengang kann doch wohl, wenn man von der allein zulässigen Anschauung ausgeht, daß gesehene Bewegung, auch wenn sie unwirklich ist, doch unter allen Umständen ein räumlicher Vorgang bleibt, nur dieser sein:

Der Erregung derjenigen „zentralen Einfallsstelle", welche einer bestimmten gereizten Netzhautstelle korrelativ ist, entspricht ein bestimmter visueller Akt und damit auch eine bestimmte gesehene Gegebenheit, z. B. der gesehene Strich *a*. Analog entspricht der Erregung einer anderen zentralen Stelle der gesehene Strich *b*: er ist ein Korrelat der Erregung in der Gegebenheitssphäre. Wenn nun ein „Hinüber", also ein Übergang, ein Fortschreiten von Erregung von *a* nach *b* stattfindet, muß — ganz gleichgültig ob man eine zentrale Projektion der Retina annimmt oder nicht[2]) — in der Gegebenheitssphäre ebenfalls ein visuelles Korrelat vorhanden sein: das Fortschreiten der Erregung muß sich als ein visuell wahrgenommenes Fortschreiten vom Striche *a* zum Striche *b* geltend machen: dieses ist identisch mit dem φ-Phänomen, das „Hinüber" erscheint in der Weise der Wahrnehmung gegeben.

---

[1]) A. a. O. S. 247 f.
[2]) Vgl. Wertheimer a. a. O. S. 248 Anm.

Digitized by Google

Indessen, da Wertheimer die assimilative Wahrnehmung nicht kennt und sich eine solche zudem aus seinen (nur an den aktuellen Erregungen orientierten) physiologischen Voraussetzungen nicht ergeben würde, so kann das für ihn nur heißen, daß jenes Fortschreiten eigentlich gesehen wird: es muß also irgendein in der Weise der eigentlichen Wahrnehmung gegebenes Etwas von *a* nach *b* hinüberwandern oder hinüberhuschen, es müssen im „Zwischenfelde" die Phasen eines räumlichen Übergangs eigentlich wahrgenommen werden.

Aber das ist doch offenbar genau das, was W. selbst bestreitet. Er hat ja — wie auch wir — als deskriptiven Befund festgestellt, daß von einer solchen Wahrnehmung nicht die Rede ist. Seine Theorie beweist also deshalb nichts, weil sie zu viel beweist und gewinnt überhaupt erst dann einen verständlichen Sinn, wenn man berücksichtigt, daß sie das Bestehen jenes merkwürdigen Bewegungseindrucks voraussetzt, dem das bewegte Etwas fehlt. Aber das ist, wie wir nun wohl genügend gezeigt haben, eine aus allgemeinen gegenstandstheoretischen Gründen gänzlich unzulässige Voraussetzung. Sobald man sie fallen läßt, zeigt sich auch die Unzulänglichkeit der Wertheimerschen Theorie, wenigstens, wenn man sie so ansieht, wie sie von ihrem Urheber zunächst gemeint ist, nämlich als ein Erklärungsprinzip der stroboskopischen Scheinbewegung.[1])

---

[1]) Die Theorie Wertheimers scheitert also, wie sich aus unseren Darlegungen ergibt, u. a. an einer Forderung, deren einwandfreie Erfüllung wohl auch sonst die weitaus größte Schwierigkeit jeder rein physiologischen Theorie bedeuten dürfte: sie wurde bereits im Jahre 1895 von H. Schwarz sehr treffend als diejenige der „Rückübersetzung des Physischen ins Psychische" gekennzeichnet. „Soll — sagt Schwarz — die Übersetzung des Psychischen ins Mechanische überhaupt Wert haben, so muß es möglich sein, nachdem die mechanische Repräsentation der Elemente gefunden ist, die komplizierteren psychischen Prozesse in Kombinationen der Rindenerregungen gleichsam **rückübersetzend** wiederzufinden. Die Unzahl der speziellen Eigentümlichkeiten, die namentlich unser Gegenstandsbewußtsein aufweist, die in den Unterschieden der inneren und äußeren Wahrnehmung und der Erinnerung, oder in den Unterschieden von Einzel- und Allgemeinvorstellungen, oder in den Unterschieden von Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Urteilen zutage treten, alle diese speziellen Eigentümlichkeiten müssen in den speziellen Umständen der erregten Rindenbahnen wiedererkannt werden können." (Über die Grenzen der physiologischen Psychologie, Anhang des Werkes „Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode", Leipzig 1895, S. 175 f.).

Die auch heute keineswegs veralteten Ausführungen von Schwarz haben für uns noch insofern einen besonderen Wert, als sie in erster Linie gegen Exnersche Gedankengänge gerichtet sind und sich andererseits die Wertheimersche Theorie ebenfalls als den Grundanschauungen Exners verwandt erweist und sicherlich von ihnen direkt oder indirekt beeinflußt ist. Wir möchten deshalb an dieser Stelle ausdrücklich auf die Schwarzschen Darlegungen hinweisen. Vgl. auch die Anm. 3 auf S. 325.

Digitized by Google

b) Die drei Stadien als solche lassen sich rein gegenstandstheoretisch-psychologisch ableiten.

Wertheimer glaubt aus seinen physiologischen Anschauungen auch das Bestehen des Vor- und Nachstadiums der Bewegung erklären zu können. Tatsächlich geht diese nämlich bei genügender Verkürzung der Pause in eine Erscheinung über, bei der die beiden Striche als zwei gleichzeitig vorhandene Gegenstände auftreten, während dieselben Striche bei entsprechender Pausenverlängerung sukzessiv erscheinen: in beiden Fällen wird keine Bewegung gesehen. Zwischen diesen beiden Stadien, die W. sehr wenig zweckmäßig als „Simultan-" und „Sukzessivstadium" unterscheidet,[1]) liegt das unserer stroboskopischen Bewegung oder, wie es wiederum sehr unzweckmäßig von meinem Gegner genannt wird, das „Optimalstadium".[2])

Auch hier will ich gegen die physiologische Verwendung der fraglichen Theorie nichts einwenden: sie behält ihren Wert, wenn es gilt die Abhängigkeit der drei Stadien von ihren besonderen physikalischen Bedingungen auf Grund physiologischer Beziehungen verständlich zu machen. Dagegen behaupte ich, daß die Existenz der drei Stadien rein als solche von allen physiologischen Besonderheiten unabhängig ist und sich vielmehr lediglich aus unseren allgemeinen, rein gegenstandstheoretischen und psychologischen Voraussetzungen ableiten läßt: die drei Stadien würden bestehen, auch wenn die physikalischen und physiologischen Voraussetzungen der Erscheinung ganz andere wären, als sie tatsächlich sind, und sich z. B. die Wahrnehmung der gesehenen Gegebenheiten instantan an deren physikalische Bedingungen anschlösse (also ohne physiologische Vermittlung von eigenen Kausalgesetzen und eigener Dauer).

Ist nämlich unsere Lehre richtig, nach der stroboskopische Bewegung sehen soviel heißt wie sukzedierende visuelle Gegebenheiten (assimilativ) als Bewegungsphasen eines einzigen Gegenstandes (oder einer einzigen Gegenstandsgruppe) wahrnehmen, so ergibt sich folgendes.

Legen wir zuerst den Nachdruck auf das Wahrnehmen im Gegensatze zum Erschließen auf Grund von reproduktiver Erinnerung, so folgt nach den früheren Darlegungen aus unserem Satze:[3]) wir müssen die beiden Gegebenheiten „zusammen" wahrnehmen, nämlich „zusammen" in dem besonderen Sinne, in welchem wir auch von den Lauten eines gesprochenen Wortes sagen können, daß sie uns „zusammen" gegeben sind; m. a. W.: sie

[1]) A. a. O. S. 165; in Wahrheit ist das Stadium der stroboskopischen Bewegung (das „Optimalstadium") ebenfalls ein „Sukzessivstadium": die beiden visuellen Gegebenheiten sukzedieren ja offenbar auch hier.

[2]) A. a. O. S. 165.

[3]) Oben S. 284.

Digitized by Google

müssen, wie eben auch die Laute des Wortes, pausenlos oder doch annähernd pausenlos aufeinander folgen, sie müssen einander mehr oder minder unmittelbar ablösen und dürfen also nicht gegeneinander zeitlich isoliert sein.

Mithin haben wir zu scheiden zwischen einem Stadium der zeitlichen Isolierung und einem solchen der mehr oder minder unmittelbaren Ablösung. Nur in diesem Ablösungsstadium ist eine klar ausgeprägte stroboskopische Bewegung möglich. Das Ablösungsstadium ist Wertheimers „Optimal-", dasjenige der zeitlichen Isolierung sein „Sukzessivstadium".

Ferner: die fraglichen Gegebenheiten sind Bewegungsphasen eines Gegenstandes. Darin liegt sinngesetzlich eingeschlossen, daß sie niemals simultan[1]) auftreten dürfen. Denn die Bewegungsphasen eines Gegenstandes können selbstverständlich genau so wie überhaupt die verschiedenen Zustände, die die Veränderungen eines Gegenstandes bedingen, der Natur der Sache nach nicht gleichzeitig sein. Folglich kann auch im Stadium der Gleichzeitigkeit keine stroboskopische Bewegung gesehen werden: diesem Stadium entspricht dann W.s Simultanstadium.

Ganz allgemein läßt sich schließlich dieses sagen: sind zwei numerisch verschiedene Gegenstände gegeben, so habe ich die Möglichkeit sie zeitlich in dreifacher Weise anzuordnen. Erstens kann ich sie gleichzeitig auftreten lassen. Zweitens können sie in der Weise aufeinander folgen, daß sie zeitlich unmittelbar, d. h. ohne (oder doch ohne sehr aufdringliche) Pause aneinander anschließen, und drittens können sie endlich durch eine größere, d. h. den Zusammenhang störende Pause getrennt sein. So gewinne ich die drei Stadien der Gleichzeitigkeit, der (unmittelbaren) Ablösung und der zeitlichen Isolierung oder, wie Wertheimer sie nennt, das Simultan-, das Optimal- und das Sukzessivstadium. Wie wir gezeigt haben, kann nur das zweite dieser Stadien die Domäne der stroboskopischen Bewegung sein.

e) Die Kurzschlußtheorie erklärt nur die Beziehungen zwischen der zeitlichen Anordnung der Reize einerseits und den entsprechenden Erregungen (nebst Wahrnehmungen) andererseits.

Nun kann ich weiter fragen: wie erzeuge ich diese Stadien? Offenbar ist der nächstliegende Fall der, daß ich mich — wie wir bisher im Anschluß an Wertheimer immer vorausgesetzt hatten — dazu physikalischer Reize bediene, die die beiden in Frage kommenden Netzhautstellen gleichzeitig oder nacheinander treffen und von denen sich annehmen läßt, daß ihnen ohne wei-

[1]) Vgl. dazu S. 302.

Digitized by Google

teres die beiden visuellen Gegebenheiten entsprechen: etwa ein realer „weißer" Strich auf „schwarzem" Grunde als Reiz für eine Wahrnehmung, deren „Intentional" eben der gesehene weiße Strich auf schwarzem Grunde ist; analog, wiewohl etwas komplizierter ist die Sachlage, wenn schwarze Striche auf weißem Grunde verwendet werden: denn hier muß die Umgebung der Striche als dasjenige gelten, von dem die physikalische Reizwirkung ausgeht, es ist aber leicht zu sehen, daß der schließliche visuelle Effekt derselbe sein muß.

Nun wissen wir aber bereits, daß die jeweiligen zeitlichen Verhältnisse der physikalischen Reize, besser gesagt der „Wahrnehmungsreale" nicht mit denen der zugehörigen Intentionale identisch sind. Infolge der besonderen Gesetzmäßigkeiten der vermittelnden physiologischen Erregungen werden, wie uns ebenfalls schon bekannt ist, sukzedierenden physikalischen Reizen bereits mehr oder minder simultan gegebene Wahrnehmungsintentionale entsprechen, so daß trotz physikalischer Sukzession das Ergebnis nicht wesentlich anders ist, als wenn z. B. bei unserem Tautoskop eine (kurze) Projektion ohne Blende erfolgt.

Erst wenn die Sukzession der Reize so erfolgt, daß die visuellen Gegebenheiten selbst und zwar mit nicht zu langen Zwischenpausen aufeinander folgen, sind unserer Voraussetzung nach die Bedingungen zum Eintritt der stroboskopischen Bewegung erfüllt. Da diese Bewegung aber dann auch (wenigstens bei genügender Ähnlichkeit der fraglichen Gegebenheiten), wie sich ebenfalls aus unseren Voraussetzungen ergibt, regelmäßig eintreten muß, so bildet die Untersuchung der Beziehungen, die zwischen den sukzedierenden physikalischen Reizen und der gesehenen relativ pausenlosen Sukzession auf Grund physiologischer Gesetzmäßigkeiten obwalten, im allgemeinen zugleich auch eine Untersuchung über die entsprechenden spezifischen Reizbedingungen der stroboskopischen Bewegung, natürlich nur dann, wenn — wie wir ja bisher immer vorausgesetzt haben und zunächst auch noch weiter voraussetzen werden — überhaupt sukzedierende Reize zu ihrer Erzeugung verwendet werden.

Man sieht nun weiter, wie sich die Frage ganz allgemein in folgenden Problemzusammenhang einordnet.

Zunächst handelt es sich um intermittierende, die Netzhaut an räumlich mehr oder minder voneinander verschiedenen Stellen treffende physikalische Reize. Diese Reize erzeugen die Wahrnehmung einer raumzeitlichen Gesamtheit von Gegenständen oder vorsichtiger gesprochen[1]) Gegebenheiten, welche die drei gegen-

[1]) Dieselben „Gegenstände" fungieren einmal als selbständige Gegenstände, sodann als unselbständige Zustände eines selbständigen Gegenstandes. Da man geneigt sein wird, das Wort Gegenstand hier nur im Sinne selbständiger Gegenstände zu verwenden, nenne ich an dieser Stelle ausnahmsweise die Gegenstände in der weiteren Bedeutung Gegebenheiten.

Digitized by Google

standstheoretisch möglichen zeitlichen Gruppierungen der Gleichzeitigkeit, der (relativ) pausenlosen Aufeinanderfolge und der zeitlichen Isolierung aufweist, und es entsteht nun die naheliegende Frage, wie die Reize und ihre jeweiligen Sukzessionen beschaffen sein müssen, damit die erste, zweite oder dritte Gruppierung eintritt. Dabei wird, wie wir schon feststellten, außer der Dauer der Pause zwischen den Reizen noch die Dauer der Reize selbst, ihre Intensität, ihre anderweitige physikalische Beschaffenheit sowie die Art ihrer Einwirkung, besonders in Hinsicht auf die gegenseitige Entfernung der Netzhautstellen, auf die sie treffen, in Betracht gezogen werden müssen. So ergibt sich ein reiches Feld für experimentelle Untersuchungen, die freilich alle das eine Gemeinsame haben, das Bewegungsphänomen als solches nicht zu ihrem Gegenstande zu haben: vielmehr handelt es sich lediglich um eine allgemeine Gesetzmäßigkeit, welche die Wirkung sukzedierender physikalischer Reize auf die zeitliche Gruppierung der zugehörigen Wahrnehmungsgegebenheiten betrifft.

Richtet man nun hierbei sein Augenmerk auf die erste Gruppierung oder das erste Stadium, also das der gleichzeitigen Gegebenheiten, so gewinnt hier ein spezieller Fall noch besonderes Interesse. Offenbar kann man der räumlichen Verschiedenheit der beiden in Frage kommenden Netzhautstellen beliebige Werte geben und also auch den Wert 0: sie sind dann überhaupt nicht verschieden, sondern decken sich:[1]) und es handelt sich nunmehr um gleichzeitige physiologische Erregungen und entsprechende gleichzeitige Wahrnehmung einer einzigen Raumstelle, der physikalisch nach wie vor sukzedierende Reizungen entsprechen: das ist aber genau der Tatbestand der „Verschmelzung auf Grund von intermittierender Netzhautreizung", der sich nach dem sogenannten Talbotschen Gesetze regelt.

Wir sind also zu der Folgerung gelangt, daß die von Wertheimer untersuchten und theoretisch begründeten Gesetzmäßigkeiten diejenigen der Talbotschen Verschmelzung als Spezialfall in sich fassen. In der Tat wurde diese Folgerung von einem der Nachfolger Wertheimers selbst gezogen und ist gewiß sehr bemerkenswert: denn sie weist wichtige physiologische Zusammenhänge zentraler Art an einer Stelle auf, wo man bisher nur einen vereinzelten und meist peripher gefaßten Tatbestand zu erblicken glaubte.[2])

Aber diese selbe Folgerung kann, so wichtig sie innerhalb

[1]) So allein darf gesagt werden, nicht wie bei Korte (a. a. O. S. 291): wenn der Abstand $s = 0$ ist. Wenn der Abstand bloß $= 0$ ist, so können die gereizten Stellen noch unmittelbar benachbart sein und dann wird natürlich niemals eine Talbotsche Verschmelzung erzielt, sondern nur eine Verbreiterung der gesehenen Stelle und bei entsprechender Verlangsamung der Sukzession sogar eine Bewegung (deren Zustandekommen, nebenbei bemerkt, in diesem Falle am wenigsten problematisch ist).

[2]) Korte a. a. O. S. 291.

Digitized by Google

ihrer Grenzen ist, für uns doch nur wieder von neuem bestätigen, was wir schon wissen, daß es sich nämlich bei der ganzen Theorie lediglich um die Frage des Verhältnisses der zeitlichen Anordnung von physikalischen Reizvorgängen einerseits und physiologischen Erregungen nebst den ihnen zugeordneten Wahrnehmungsgegebenheiten andererseits handelt, während sie zur Erklärung der bei einem bestimmten Sonderfall dieses Verhältnisses zugleich mit eintretenden Bewegungserscheinung durchaus nichts Wesentliches beiträgt.[1])

§ 125. Spezielle Einwände gegen die Reiztheorie.

1. H. Hennings Argumente.

Es wäre ein Mißverständnis unserer Darlegungen, wenn man sie so verstehen wollte, als verträten sie die Meinung, es könne aus dem Rüstzeug der Physiologie gar nichts zum Verständnis unserer Erscheinung beigetragen werden. Vielmehr gilt sicherlich, daß in dem Sinne, in welchem überhaupt von einer „Erklärung" psychologisch gegebener Tatbestände durch physiologische Vorgänge die Rede sein kann, eine solche auch hier in Frage kommt. Nur wird man dabei immer vom deskriptiven Tatbestande ausgehen müssen.

Es ist die Schwäche der Wertheimerschen Theorie, daß sie dies nicht tut und der wichtigen Rolle, die hier die Auffassung, die Deutung spielt (wenn auch in der uns bekannten eigentümlichen Verschlingung mit der Wahrnehmung), nicht gerecht wird: denn es läßt sich nicht sehen, wie man dieser Tatsache durch den bloßen Hinweis auf physikalische Reize und ihre, wenn auch noch so sehr „zentral" gefaßten Entsprechungen ernstlich sollte beikommen können. Hier zeigt sich also innerhalb der physiologischen Schicht selbst ein beträchtlicher Mangel der Wertheimerschen Theorie wie auch anderer, mit ihr verwandter Anschauungen.[2])

Es scheint mir nun von einiger Wichtigkeit, daß dieser Mangel auch von physiologisch orientierter Seite bemerkt worden ist und daß man neuerdings daran arbeitet, dem physiologischen Korrelat eben jener Auffassung auf die Spur zu kommen: es be-

---

[1]) Die von Korte (a. a. O. S. 270 Anm. 1) in Aussicht gestellte mathematische Formulierung der an der Hand der Wertheimerschen Theorie gefundenen Ergebnisse wird ohne Zweifel sehr dazu beitragen, die innere Folgerichtigkeit dieser wichtigen Gesetzmäßigkeit schärfer hervortreten zu lassen als bisher und dadurch die Einsicht in ihre Bedeutung zu erhöhen; aber auch dadurch kann die Theorie nicht das werden, was sie nun einmal nicht ist, eine Theorie des Bewegungssehens.

[2]) H. Henning schließt a. a. O. nicht an Wertheimer an, sondern an eine vor der W.schen veröffentlichte Arbeit von H. Hanselmann, Über optische Bewegungswahrnehmung, Zürich 1911, und orientiert sich an Monakows Lehre von der „insularen Vertretung".

Digitized by Google

greift sich, daß man dabei zunächst an die Wirkung von „Residuen" gedacht hat.

„Die bisherigen Untersuchungen der Scheinbewegung — so lesen wir bei H. Henning[1]) — stützen sich fast ganz oder lediglich auf die Reizkomponente; allein insofern der subjektiven Scheinbewegung überhaupt keine adäquate Reizung entspricht, und insofern die Scheinbewegung aufgefaßt[2]) wird, darf die Auffassung, also die zentrale Residuenwirkung[3]) nicht außer acht bleiben."

H. stellte dann in der Tat unter diesem Gesichtspunkte einige Versuche an und gelangte auf Grund ihrer zu einer Auffassung, auf die näher einzugehen wir uns allerdings versagen müssen, nicht nur weil das weit über den Rahmen der Aufgabe, die wir uns hier gestellt haben, hinausführen würde, sondern vor allem, weil diese Auffassung selbst bisher nur sehr skizzenhaft vorliegt. Ich glaube aber, daß sie wenigstens einigen wichtigen Momenten des deskriptiven Tatbestandes des spezifischen Bewegungseindrucks gerecht wird und also vor der Wertheimerschen Annahme entschieden den Vorzug verdient — vorausgesetzt, daß man überhaupt auf die Gewinnung einer physiologischen Korrelattheorie Wert legt.[3])

Uns scheint nämlich eine solche immer nur in dem Sinne von allerdings unbezweifelbarer Wichtigkeit zu sein, in welchem es nicht minder von unbezweifelbarer Wichtigkeit ist, über die physiologischen Korrelatvorgänge, die sich etwa bei der Schöpfung eines Kunstwerks oder der Lösung einer mathematischen Aufgabe oder dem Zustandekommen eines witzigen Einfalls abspielen, theoretische Kenntnisse zu erlangen. Diese für eine große Reihe der verschiedensten rein wissenschaftlichen sowohl wie praktischen Fragen bestehende große Bedeutung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß durch physiologische Betrachtungen zum unmittelbaren Verständnis der Sache selbst schlechterdings gar nichts beigetragen werden kann — es sei denn, daß sie, wie dies bekanntlich bei einer Reihe hirnphysiologischer

---

[1]) Refraktärstadien in sensorischen Zentren. Arch. f. d. ges. Physiol. Bd. 165 S. 610.

[2]) Von mir gesperrt.

[3]) Es ist das Mißliche einer jeder derartigen Theorie, daß sie dem Faktor, der für uns die Vorstellungskomponente des deskriptiven Tatbestandes ausmacht, in dem sich also die „Deutung" oder „Umdeutung" kundgibt und den H. ganz in diesem Sinne die Auffassung nennt, daß sie diesem Faktor nur in Gestalt von Residualwirkungen u. dgl. gerecht werden kann. Darin steckt aber die oben (S. 215) von uns für problematisch erklärte Anschauung, nach der jede Vorstellung einer zugehörigen realen Wahrnehmung „entstammen" soll.

Über die Schwierigkeiten der physiologischen Theorien im allgemeinen, dem deskriptiven Unterschiede von Wahrnehmungen und Vorstellungen gerecht zu werden, vgl. auch H. Schwarz a. S. 319 a. O. S. 181 ff.

Digitized by Google

Untersuchungen der Fall war, zu einer bestimmten neuen psychologischen Auffassung hinleiten oder eine bisher bestehende unmöglich machen. Auch dann aber ist es stets die psychologische Einsicht, die das eigentliche Verständnis liefert oder die den Tatbestand als solchen begreiflicher macht, als er es vorher war.

Indessen, wie es hiermit auch bestellt sein mag, so bleibt doch die Hauptsache, daß jede für einen psychologischen Tatbestand (im Sinne unserer erweiterten Psychologie[1]) aufgestellte physiologische Theorie zuerst einmal richtig sein muß. Das kann aber doch wohl nur heißen: sie darf (unter Voraussetzung allgemein anerkannter Gesetzmäßigkeiten) nicht zu Folgerungen führen, die mit dem deskriptiven Tatbestand in Widerspruch stehen. Gerade das aber tut die Wertheimersche Theorie, wie wir bisher auf allgemeiner Grundlage nachgewiesen hatten. Wir fügen nunmehr noch einige speziellere Begründungen hinzu, wobei wir uns, um nicht zu sehr ins einzelne zu gehen, nur an das Wichtigste halten.[2])

2. Der „Zweikreuz-Versuch".

Schon in meiner früheren Arbeit über die stroboskopischen Täuschungen habe ich einen sehr merkwürdigen Versuch beschrieben, den ich den „Zweikreuzversuch" genannt habe.[3])

Man sieht bei zeitlicher Isolierung zwei Kreuze, ein stehendes und ein liegendes (+ und ×): sie sind, wie das Stadium der Gleichzeitigkeit zeigt, so beschaffen, daß sie zwei Paare von aufeinander senkrechten Durchmessern konzentrischer Kreise bilden. Wird nun die Folge der Darbietungen so geregelt, daß sich die Kreuze bei gleicher Pausenlänge, Dauer und Helligkeit fortgesetzt abwechseln, so daß also das Stadium der Ablösung zutage tritt, so sieht man ein einziges Kreuz, dessen Arme sich wie die Flügel einer Windmühle um den Mittelpunkt drehen.

Das Seltsame ist dabei aber, daß die Richtung der Bewegung nicht festgelegt ist: mehrere gleichzeitig und erstmalig beobachtende Versuchspersonen können unter denselben Bedingungen genau entgegengesetzte Bewegungen sehen: die eine sieht etwa eine solche im Sinne des Uhrzeigers, die andere im entgegengesetzten.[4]) Bei einiger Übung ist es möglich, bis zu einem ge-

---

[1]) Vgl. oben § 50 S. 133 f.

[2]) Weitere Argumente gegen die Wertheimersche Theorie finden sich bei Benussi, Psychologie der Zeitauffassung, Heidelberg 1913 S. 45 ff., bes. S. 53 und vor allem a. S. 270 a. O. S. 91 ff., bes. S. 95, ferner bei Pikler a. S. 303 a. O. S. 148.

[3]) Str. T. S. 494 ff.

[4]) Außerdem kann auch noch ein „Hin- und Herpendeln" des Kreuzes gesehen werden, sowie in seltenen Fällen noch die unten im Text beschriebene Erscheinung. Das „Pendeln" ist mit der Kurzschlußtheorie ebenfalls nicht zu vereinigen.

Digitized by Google

wissen Grade geradezu willkürlich mit der Drehungsrichtung zu wechseln.

Wertheimer und seine Nachfolger haben diesen wichtigen Versuch, trotzdem er ihnen literarisch bekannt sein mußte, unberücksichtigt gelassen. In der Tat ist sein Ergebnis mit der Kurzschlußtheorie unverträglich. Denn nach ihr müßte eine völlig andere Bewegung gesehen werden: nämlich ein „Hinüber" aus der Lage des zuerst gesehenen Kreuzes in die des zweiten zugleich nach entgegengesetzter Richtung. Isoliert man einen Quadranten der Figur, so daß (bei sonst gleichen Verhältnissen der Darbietung) z. B. zuerst nur ein senkrechter Strich (|), sodann ein auf seinen Scheitelpunkt gestellter rechter Winkel gesehen wird, dessen Schenkel je 45° von dem Striche entfernt sind ( ), so ergibt sich in der Tat eine Erscheinung, die man den Wertheimerschen Voraussetzungen ganz gemäß finden kann: der Strich scheint sich in seiner Längsrichtung zu spalten und seine Teile bewegen sich in die zweite Lage, um sich sogleich darauf wieder zu vereinigen, wie das auseinanderklappende und wieder zurückgezogene Gestell eines Regenschirms. Denkt man sich diese Bewegung auf alle vier Quadranten übertragen, so hat man die Bewegung, die man nach der Kurzschlußtheorie erwarten müßte. Und sie wird auch wirklich gesehen — aber nur in ganz vereinzelten Fällen und keineswegs allgemein von allen Beobachtern: es überwiegt vielmehr durchaus jene andere, mit W.s Theorie gänzlich unvereinbare Erscheinung.

Ferner: Wertheimer ist, wie schon erwähnt, mit mir ganz einig in der Anerkennung der Tatsache, daß das Sehen des „Ortswechsels eines Identischen" unter allen Umständen die Wahrnehmung einer Bewegung mit sich führt,[1]) er scheint aber nicht im mindesten zu bemerken, daß diese Tatsache noch ein besonderes Problem aufgibt, dem eine erklärende Theorie ebenfalls gerecht werden muß.[2]) Denn an und für sich soll die Wertheimersche Theorie doch lediglich das eigentümliche — sei es nun vollständig, sei es nur teilweise zur Geltung kommende — „Hinüber" erklären, das von der ersten Gegebenheit in der Richtung auf die zweite zu gesehen wird. Dieses bloße „Hinüber" könnte aber im Sinne Wertheimers sehr wohl bestehen, ohne daß die beiden Gegebenheiten als eine wahrgenommen würden: und W. glaubt ja auch wirklich solchen Erscheinungen, bei denen sich keine derartige Identität einstellt, theoretisch vollkommen gerecht werden zu können.

---

[1]) Siehe oben S. 285.

[2]) Geht man überhaupt vom Physiologischen aus, so eröffnen die Voraussetzungen von H. Henning wesentlich günstigere Aussichten auf die „Erklärung" der Identität (vgl. a. a. O. S. 611).

Digitized by Google

3. Gleichgültigkeit gegen die tatsächlich bestehende Identität.

Es erheben sich hier im Grunde drei Fragen, erstens: wie kommt überhaupt in gewissen Fällen eine derartige Identität zustande? zweitens: woran liegt es, daß sich mit dieser Identität (wie ja W. selbst ausdrücklich hervorhebt) regelmäßig Bewegung verbindet? und endlich: wie kommt es, daß sich diese an solche Identität geknüpfte Bewegung in so besonders charakteristischer Weise — als „optimale" Bewegung, wie W. sagt — von den übrigen Erscheinungen abhebt? Auf keine dieser Fragen kann die Theorie irgendeine, sei es auch nur andeutende Antwort geben, und sie vermag ihnen gegenüber überhaupt nur dadurch zu bestehen, daß ihr Urheber die Fragen nicht aufwirft: er hat sie ohne Zweifel gar nicht bemerkt.

§ 126. Die Grundlage der Reiztheorie und ihre Schwächen.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Die Wertheimersche Theorie reicht also in keiner Weise aus, um die eigentümliche Tatsache, die sie erklären will, verständlich zu machen. Vielleicht aber meint mein Gegner, die Theorie als solche sei gar nicht das Wesentliche, er sei zufrieden, wenn man den eigenartigen Tatbestand anerkenne, den er festgestellt habe: daß nämlich einer bestimmten Sukzession von Reizen ebenso gesetzmäßig und psychisch unvermittelt ein Bewegungserlebnis zugeordnet sei, wie einem einzelnen Reiz die entsprechende Empfindung.

Wir kennen nun bereits die Bedenken, die sich vom Standpunkte einer genaueren Analyse des deskriptiven Tatbestands gegen den Wortlaut dieser Feststellung erheben. Doch auch wenn wir von ihnen absehen, so heißt es doch von unserem Klarheitsbedürfnis sehr gering denken, wenn verlangt wird, daß es sich mit einer solchen Feststellung bereits ganz zufrieden geben solle. Sind wir ihr gegenüber nicht einigermaßen in der Lage eines Fragers, der einiges über die Einrichtung eines Schokoladenautomaten erfahren möchte und mit der Antwort abgespeist wird, es handle sich da eben um ein Ding, das, wenn man oben ein Zehnpfennigstück hineinstecke, „gesetzmäßig" unten eine Schokoladentafel auswerfe?

Aber es bestehen noch weit gewichtigere Einwände. Die fragliche Feststellung bleibt nämlich selbst dann noch falsch, wenn man sie nicht als das nimmt, wofür sie sich selbst ausgibt, nämlich als Deskription des schlicht Gegebenen, sondern als das, was sie allein ist und sein muß, wenn sie nicht allen Sinn verlieren soll, als exakte Feststellung von Tatsachen, die weiterer Theorienbildung zum Ausgang dienen können — auf anderem

Digitized by Google

Gebiete etwa vergleichbar der Feststellung des spezifischen Gewichtes eines bestimmten Stoffes, die sich ja offenbar ebenfalls nicht mit der bloßen Beschreibung gegebener (neutraler) Erscheinungen begnügt, sondern sich auf unzweifelhaft reale Tatsachen erstreckt.

Es ist einfach nicht richtig, daß das Bewegungsphänomen, dessen Untersuchung hier allein in Betracht kommt, allgemein an die Sukzession der ihm entsprechenden optischen Reize geknüpft ist. Ehe wir jedoch näher hierauf eingehen, müssen wir noch auf einige Erscheinungen hinweisen, die hier besonders in Frage kommen.

2. Die „Alphabet"-Bewegungen.

Wir haben schon festgestellt, daß von Wertheimer und seinen Nachfolgern unter dem Namen der Bewegungs- oder φ-Phänomene recht verschiedenartige Tatbestände zusammengefaßt worden sind. Vor allem vermißten wir eine klare Scheidung der bloß tachistoskopisch oder sonstwie ähnlich bedingten Bewegungen von den echten stroboskopischen Bewegungen in unserem Sinne. Da nun auch diese echten stroboskopischen Phänomene in unter sich noch recht abweichenden Formen auftreten können, so wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich nicht allmählich das Bedürfnis eingestellt hätte, die Erscheinungen in mehrere Gruppen zu sondern. Es ergaben sich bisher vier solche Gruppen, die wenig zweckmäßig (weil gar nicht unmittelbar bezeichnend), aber nach bekanntem naturwissenschaftlichem Muster mit den Namen α-, β-, γ- und δ-Bewegung belegt wurden.[1])

Alle Bewegungen, die wir bisher an der Hand unserer einfachen Beispiele beschrieben haben, entsprechen bis auf eines, von dem sogleich die Rede sein wird, nur einer dieser Gruppen, die zugleich die bei weiten einfachste von ihnen ist und deren

[1]) Man pflegt die Einführung solcher Bezeichnungen durch den Hinweis auf ihre Kürze, d. h. also die Bequemlichkeit ihres Gebrauches, zu rechtfertigen (Kenkel a. a. O. S. 363). Dem wird man, soweit der jeweilige Verfasser in Betracht kommt, restlos zustimmen müssen. Es soll jedoch bisweilen vorkommen, daß eine Abhandlung auch Leser findet, und anspruchsvolle Leute nehmen sogar an, nur für diese sei sie geschrieben. Vom Standpunkte des Lesers aus sind aber die fraglichen Bezeichnungen alles andere eher als bequem: sie bedeuten eine sehr beträchtliche Erschwerung der Lektüre. Da ist seitenweise von β-Bewegung die Rede, und wenn der Leser, wie er doch soll, bisher mehr auf die Sache als den Ausdruck geachtet hatte, so ist er genötigt zu fragen: welche Bewegung war doch mit β gekennzeichnet? denn die Beziehung des Buchstabens als solchen ist natürlich zu beiden Arten gleich eng: es wird folglich nötig, irgendein mnemonisches Mittel zu Hilfe zu nehmen oder — sich damit zu trösten, daß man ja stets zurückblättern kann.. Wie schön, einfach, klar und bezeichnend ließen sich β- und α-Bewegungen als Ding- und Scheindingbewegung auseinanderhalten! Ist die Psychologie wirklich verpflichtet, jede Geschmacklosigkeit der Naturforschung kritiklos nachzuahmen?

Digitized by Google

Vorführung deshalb immer am nächsten liegt: F. Kenkel nannte sie β-Bewegung.[1])

Von Kenkel stammt auch der Name α-Bewegung:[1]) sie ist ebenfalls eine echte stroboskopische Bewegung und findet dann statt, wenn — wie wir hier allein einwandfrei sagen dürfen — nicht bloß die gesehene Bewegung selbst, sondern auch die räumliche Verschiedenheit, die ihr entspricht, in der realen Welt nicht vorhanden ist: die Täuschung wurde übrigens von V. Benussi entdeckt oder doch jedenfalls (unter der Bezeichnung S-Bewegung) zuerst literarisch festgelegt.[2]) Ihr Prototyp ist die Schrumpfung und Ausdehnung des Mittelstrichs der Müller-Lyerschen Figur oder richtiger jenes einen Gebildes, das stroboskopisch als Träger derjenigen Bewegung gesehen wird, als deren Phasen die beiden Teilfiguren der Müller-Lyerschen Täuschungsfigur erscheinen. Wir werden von diesem eigentümlichen Phänomen noch bei anderer Gelegenheit zu reden haben.

Dagegen ist nun die γ-Bewegung, wie übrigens auch meinen Gegnern nicht ganz entgangen ist,[3]) von typisch anderer Art als die beiden soeben geschilderten. Sie wurde unter dem Titel „Innenbewegung" wenigstens der Hauptsache nach schon von Wertheimer beschrieben:[4]) der neue Name rührt ebenfalls von Kenkel her.[5]) Ihre nicht-stroboskopische Natur beweist die Täuschung dadurch, daß sie bereits bei Darbietung eines einzigen Objektes auftritt: vielleicht ist sie rein tachistoskopisch bedingt und läßt sich als eine unmittelbare Folge gewisser physiologischer Reizwirkungen auffassen. Dafür spricht auch der Umstand, daß nach K.s Angabe die Erscheinung (es handelte sich im speziellen Falle um die Darbietung eines Striches oder einer der beiden Müller-Lyerschen Teilfiguren) mit zunehmender Kürze der Exposition deutlicher wurde:

„Anfangs — so lesen wir[6]) — erschien der Gegenstand in Ruhe, kam als Ganzes und verschwand als Ganzes, bei gesteigerter Geschwindigkeit[7]) kam zunächst Unruhe in den Gegenstand, die sich bald zu einem bestimmten Zucken, dann zu einem Stoßen, Schlagen, Strecken, Zusammenziehen, Klappen usw. verdeutlichte."

---

[1]) A. a. O. S. 363.

[2]) V. Benussi, Stroboskopische Scheinbewegungen und geometrisch-optische Gestalttäuschungen, Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 24 S. 31 ff. (1912). Noch vor dem Erscheinen dieser Arbeit und jedenfalls unabhängig von ihrem Verfasser habe ich selbst mit dem Tautoskop die Müller-Lyersche Figur in eine stroboskopische Bewegung verwandelt und experimentell untersucht. Vgl. auch Koffka, Zeitschr. f. Psych. Bd. 67 S. 356 f.

[3]) Kenkel a. a. O. S. 444.

[4]) Wertheimer a. a. O. S. 197.

[5]) Kenkel a. a. O. S. 404.

[6]) Kenkel a. a. O. S. 402.

[7]) Nämlich des Rades des Schumannschen Tachistoskops, das den Hauptapparat der Versuchanordnung bildete. Vgl. oben S. 271.

Digitized by Google

Die δ-Bewegung endlich wurde von A. Korte in folgender Weise beschrieben:

„Wird von zwei kurz nacheinander exponierten Reizen der an zweiter Stelle erscheinende durch vermehrte Intensität ausgezeichnet, so entsteht bei Fixation der Mitte zwischen beiden Reizen und bei Beachtung des stärkeren Reizes der Eindruck einer Gegenbewegung vom zweiten Reizobjekt zum ersten hin, worauf der Gegenstand in die durch die objektive Lage des Reizes *b* bestimmte Lage zurückkehrt.“[1]) Dabei werden im allgemeinen die beiden Striche gleichzeitig wahrgenommen.[2])

Die letztere Bemerkung zeigt, daß auch in diesem Falle der Tatbestand der echten stroboskopischen Bewegung nicht oder doch jedenfalls nicht rein verwirklicht ist.[3]) Denn zu diesem gehört, wie wir wissen, daß die fraglichen Objekte nicht gleichzeitig, sondern nacheinander gesehen werden. Nur dann kann ja offenbar davon die Rede sein, daß sie als einander ablösende Gegebenheiten auftreten, so daß die eine als Fortsetzung der anderen erscheint: die Gleichzeitigkeit muß logischerweise die deskriptive Grundlage der stroboskopischen Bewegung mehr oder minder zerstören.

3. Die ε- (oder Positiv-Negativ-)Bewegung als Haupteinwand.

Zu diesen vier Gruppen von Scheinbewegungen fügen wir nun eine fünfte hinzu, die wir — die Alphabetisierung der Phänomene ist nun einmal eingerissen — die ε-Bewegung nennen können. Weit treffender freilich ließe sie sich als Positiv-Negativ-Bewegung kennzeichnen,[4]) denn sie ist die uns bereits von früher her bekannte:[5]) ein weißer Strich auf schwarzem verwandelt sich in einen schwarzen Strich auf weißem Grunde und diese Verwandlung wird gleichzeitig als Bewegung gesehen[6]) — in genau

---

[1]) A. Korte a. a. O. S. 205.

[2]) A. a. O. S. 202.

[3]) Auch von meinen Versuchspersonen wurde unter ungünstigen Bedingungen und besonders solchen, die eine Störung des Ablösungsstadiums und damit der ersten stroboskopischen Bewegung durch teilweise Gleichzeitigkeit im Gefolge hatten (zuerst *a* für sich, dann Hinzutreten von *b*, dann *b* für sich), gelegentlich ein solches „Zurückklappen“ beobachtet. Es ist ja leicht verständlich, daß die oben (S. 310) geschilderten Eigenbewegungen eines gesehenen Objektes (das Hineinspringen ins Gesichtsfeld usw.) in Kombination mit einem ihm vorangehenden den Charakter von „Gegenbewegungen“ annehmen können.

[4]) Unter dem Namen „paradoxes Bewegungsphänomen“ habe ich über eine besonders anschauliche Modifikation derselben Erscheinung bereits im Arch. f. d. ges. Psych. berichtet. Vgl. oben S. 269 f. Anm. 4 Nr. 6.

[5]) Siehe oben S. 300 f.

[6]) Die physikalische Intensität des auffallenden Lichtes ist dabei beidemal sowohl für das gesehene Weiß wie für das Schwarz genau dieselbe.

Digitized by Google

derselben unmittelbar zwingenden Weise wie in den anderen einfacheren Fällen.

Welcher Art sind nun hier die Reizverhältnisse? Es ist leicht zu sehen, daß sie in keiner Weise den Wertheimerschen Voraussetzungen entsprechen. In seinem Sinne ist unter allen Umständen als Grundlage des Phänomens eine Aufeinanderfolge von Reizen gefordert. Liegt hier eine solche vor?

Fragen wir uns zunächst, was „Reiz" bei W. und seinen Nachfolgern bedeuten kann; denn bei ihnen selbst fehlt darüber eine bündige Angabe. Vielleicht liegt es nahe, unter „Reiz" den die (periphere) nervöse Erregung unmittelbar einleitenden physiologischen Prozeß zu verstehen, also das erste Stadium der physiologischen Erregung selbst: Reize wären dann in unserem Falle speziell der physiologische Weiß- und Schwarzvorgang.

Die Wertheimersche Voraussetzung wäre dann folgende: Ein physiologischer Schwarzvorgang auf dieser Netzhautstelle folgt einem entsprechenden Weißvorgang auf jener, die ihr mehr oder minder benachbart ist; und dieser Reizsukzession entspricht dann „psychisch unvermittelt" das Bewegungserlebnis.

Ist das indessen richtig? Offenbar nicht: denn eine einfache Erwägung des Sachverhalts zeigt sofort, daß in unserem Falle überhaupt keine Sukzession der fraglichen beiden Reize vorliegt. Man bedenke: zuerst handelt es sich um jenen Reiz, der der Stelle des weißen Strichs entspricht. Wenn nun dieser Strich verschwindet, so verschwindet aber keineswegs zugleich auch der zugehörige Reiz; im Gegenteil: dieser bleibt nicht nur, sondern breitet sich über einen unvergleichlich viel größeren Bezirk der Netzhaut aus, nämlich denjenigen, der dem ganzen Projektionsfelde entspricht. Nunmehr müßte nach W. der Schwarzreiz „sukzedieren", also neu auftreten. Aber auch das trifft nicht zu: die Netzhautstelle, welche dem schwarzen Strich entspricht, war schon vorher vom Schwarzreiz in Beschlag genommen: sie selbst und außerdem noch ein sehr weites Feld ihrer Umgebung.

Also es besteht gar kein Zweifel: die beiden fraglichen Netzhautstellen bleiben während des ganzen Versuchs simultan gereizt, von einer Sukzession zweier Reize ist nicht im mindesten die Rede — trotzdem ist das Bewegungserlebnis vorhanden! Damit ist evident gemacht, daß der Tatbestand, den W. als die Grundlage der Erscheinung ansieht, in Wahrheit gar nicht dessen Grundlage ist. Nicht bloß nacheinander, sondern u. U. auch gleichzeitig auftretende Reize führen zu der fraglichen Bewegungswahrnehmung.

Besonders wichtig ist dabei, daß auf diese Weise der Gegensatz zur „Empfindung"[1]) vollkommen entfällt: es sollte ja, wie

[1]) Statt „Empfindung" muß es natürlich einwandfrei heißen „Wahrnehmung ruhender Außengegenstände".

Digitized by Google

der Einzelreiz die Empfindung, so die Reizfolge das Bewegungserlebnis hervorrufen. Selbstverständlich ist damit zugleich ausgesprochen, daß gleichzeitige Einzelreize immer nur Empfindungen hervorrufen können. Tatsächlich zeigt unser Versuch, daß das Gegenteil der Fall ist. Gleichzeitige Einzelreize können je nach Umständen „Empfindungen" hervorrufen oder Bewegungen. Je nach Umständen: aber welches sind diese Umstände? Natürlich finden wir auch darüber bei Wertheimer nichts. Er müßte notwendigerweise, wenn er überhaupt noch an die Reize anknüpfen wollte, seine Formulierung des Tatbestandes so weitgehend ändern, daß nichts wesentliches mehr übrig bleiben könnte.

Ist nun schon der Tatbestand falsch, so erst recht die Theorie. Hier fehlen alle Anknüpfungspunkte: die Richtung des „Kurzschlusses" ist nach W. von der zeitlich früheren Reizung abhängig; dazu mangelt es in unserem Falle an Gelegenheit: vielmehr müßte wegen des gleichzeitigen Auftretens der beiden Erregungen gerade das bestehen, was typisch nicht vorliegt, nämlich die Gleichzeitigkeit der beiden wahrgenommenen Striche. Ja, wie will W. hier überhaupt von seinen „Umkreiswirkungen" reden?

Oder meint mein Gegner, es käme nicht auf die Farbe, sondern auf die Form des Reizes an? Das wäre in dieser Ausdrucksweise natürlich zunächst eine gedankliche Unklarheit: denn natürlich steht die Form des Reizes ebensowenig in Frage wie seine Farbe. Der physiologische Schwarzvorgang ist doch wohl lediglich ein Reiz für das Schwarz, nicht aber etwa selbst ein schwarzer Reiz, und analog darf natürlich auch nur von einem physiologischen Reiz für die Strichform usw. geredet werden.[1]) Es handelt sich, genauer gesagt, um Reize für ein geformtes Schwarz und Weiß oder — wenn man lieber will — eine schwarze und weiße Form.

Und hier kommen wir ebenfalls in Schwierigkeiten. Noch immer liegen ja zwei simultane Reizungen getrennter Bezirke vor; nur formen sie sich gleichzeitig um: die durch den Weiß-Prozeß gereizte Stelle verbreitert sich über einen weiten Nachbarbezirk und die entsprechende Schwarz-Reiz-Stelle schrumpft zu genau derselben Zeit auf ein schmales Gebiet zusammen. Dem könnte nach W. nur das entsprechen, was ihm unter etwas veränderten Bedingungen auch tatsächlich entspricht, nämlich ein sich Verbreitern oder sich Auswachsen des zuerst Gegebenen zu dem umschließenden größeren Bezirk: man erreicht das sofort, wenn man das zu zweit sichtbar werdende weiße Feld (auf dem sich dann der schwarze Strich natürlich nicht mehr zu befinden

[1]) Selbstverständlich hindert das nicht, daß auch der Reiz selbst wie jedes physiologische und überhaupt reale Gebilde irgendwie geformt ist: nur ist seine Form gewiß nicht die Strichform.

Digitized by Google

braucht) soweit verkleinert, daß er z. B. nur als ein den weißen Strich gerade umschließendes weißes Oval in Erscheinung tritt.

Man sieht also: W. muß auf jeden Fall seine Voraussetzungen sehr beträchtlich ändern, um mit den Tatsachen in Übereinstimmung zu bleiben.

Es nützt auch nichts, einen anderen Reizbegriff zugrunde zu legen. Denn nimmt man diesen Begriff so weit wie möglich und versteht man unter „Reiz" den gesamten die fragliche Wahrnehmung bedingenden physikalisch-physiologischen Zustand, so muß man die gleichzeitige Reizung der angeblich nacheinander gereizten beiden Stellen nach wie vor zugeben.

Vollends bedenklich wird die Sachlage, wenn man als Reize rein physikalische Tatsachen (die sich hier also mit unseren „Wahrnehmungsrealen" decken würden[1]) betrachtet. Und doch ist gerade dieses ohne allen Zweifel das allein Geforderte, das einzige, das bei sinngemäßer Auffassung des Wortlautes der von W. und seinen Nachfolgern gemachten Angaben überhaupt möglich ist.

Denn es soll sich ja doch wohl um einen, wie es sogar heißt, „deskriptiven", also jedenfalls doch exakt feststellbaren Tatbestand handeln, der jeder weiteren Theorie als Grundlage und Ausgangspunkt dienen kann. Als solchen wird man aber den hypothetischen Schwarz- und Weißprozeß oder gar die anderweitigen physiologischen Vorgänge nicht gelten lassen wollen.

Zudem wird uns, wie wir wissen, ganz ausdrücklich die (Talbotsche) Verschmelzung intermittierender Netzhautreize als Spezialfall der Wertheimerschen Gesetzmäßigkeiten hingestellt. Dann werden wir aber in dem allgemeineren Falle denselben Begriff des Reizes zugrunde legen müssen, den auch im speziellen jeder zugrunde legt, dem es ernstlich um vorurteilslose Tatsachenfeststellung zu tun ist. Und hier ist doch wohl alles ganz klar:

Wir haben überhaupt nur zwei gesicherte Tatbestände: der eine liegt auf physikalischer Seite und ist zwar nicht als solcher gegeben, aber doch relativ exakt zu erschließen: er besteht aus einer Folge „von momentanen Einzelreizen von verschiedener Intensität und Wellenlänge",[2]) der andere ist in Gestalt einer einheitlich gefärbten Fläche deskriptiv gegeben.

Gegenüber diesen beiden Tatbeständen ist alles andere Theorie oder doch jedenfalls (da im Grunde der physikalische Tatbestand schon nicht völlig theoriefrei ist) Theorie in mehr oder minder höherem Grade: es dient nämlich (zusammen mit gewissen nur sehr allgemein bekannten physiologischen Bedingungen) zur Erklärung der durch das Wort „Verschmelzung" schon theoretisierend benannten Beziehungen der beiden Tatsachengruppen.

Wenn es meinen Gegnern also mit dem — nach Möglichkeit — theoriefreien Ausgangspunkt Ernst ist, so besteht gar kein

[1]) Vgl. oben § 84 S. 204 ff.
[2]) Ebbinghaus, Grdz. d. Psych. I² S. 260.

Digitized by Google

Zweifel, daß auch in dem fraglichen allgemeinen Falle unter den sukzessiven Reizen nur die physikalischen Reize verstanden werden müssen. Und Koffka wenigstens gesteht, wie wir schon bei anderer Gelegenheit erwähnten,[1]) selbst zu, daß als Reiz in seinem Sinne der „reizfähige physikalische Tatbestand" in Frage kommt.[2])

Dann aber würde die ε-Bewegung vollends zur Unmöglichkeit: denn sie würde nunmehr offenbar nicht bloß besagen, daß die beiden angeblich sukzedierenden Reize hier simultan vorliegen, sondern daß überhaupt nur einer von ihnen vorhanden ist: nicht zwei gereizte Netzhautstellen bestimmen die Bewegung, sondern eine gereizte Netzhautstelle einerseits und eine (mehr oder minder) ungereizte andererseits.

4. Schwierigkeiten der α-Bewegung.

Fast noch beweisender als die ε- ist in genau derselben Frage die α-Bewegung.

Nämlich: diese Bewegung enthält für unseren Standpunkt überhaupt kein besonderes Problem, für uns kann es eine α-Bewegung, genommen als eine besondere Art unserer Scheinbewegung, im Grunde gar nicht geben. Das erhellt aus folgender einfachen Betrachtung:

---

[1]) Oben S. 257.

[2]) Die Stelle (Zeitschr. f. Psych. Bd. 73 S. 33f.) scheint mir allerdings nicht sehr klar zu sein. Denn während im Text (im Anschluß an Edinger) der denkbar weiteste Reizbegriff vorausgesetzt wird (nämlich „Reiz" als die Gesamtheit der physikalisch-physiologischen Bedingungen für das Zustandekommen einer Reaktion), vertritt die Fußnote (unter „erkenntnistheoretischem" Gesichtspunkt) die oben zitierte sehr enge Fassung desselben Begriffs.

So viel ich zu sehen vermag, kann doch K.s Position nur eine solche sein, die mit dem Satze „derselbe Reiz, verschiedene Folgen" verträglich ist. Denn dann allein entspricht sie der Ablehnung der Konstanzannahme. Statt dessen wählt K. (auf Grund des Beispiels vom Fisch, für den nicht bloß der Wurm, sondern der Wurm zusammen mit dem Gesamtzustande des Fischorganismus der Reiz sein soll) eine Position, die offenbar den gerade entgegengesetzten Satz „derselbe Reiz, dieselben Folgen" nötig macht. „Reiz" ist ja hier die Gesamtheit der Bedingungen überhaupt und würde also gerade zur unbedingten Aufrechterhaltung der Konstanzannahme führen, die in diesem Sinne allerdings nichts anderes wäre als ein anderer Ausdruck für das Kausalgesetz.

Der völlig exakt faßbare Reiz ist immer nur der physikalische. Natürlich gilt auch von ihm durchaus, daß er als „relativ zum Organismus" definiert werden muß. Ein „relativ zum Organismus Seiendes" ist aber noch gar sehr verschieden von einem Ganzen, in welchem der Organismus (genauer dessen jeweiliger Zustand) ein Teil ist. Denn offenbar entspricht erst ein solches Ganzes dem Reiz im Sinne des Fischbeispiels. Auch z. B. der Stiefel ist nur relativ zum Organismus definierbar: es gibt Stiefeln nur in Beziehung zu Organismen, speziell Menschen; damit ist aber gewiß der Stiefel noch nicht zu einem Ganzen geworden, in welchem der Organismus ein Teil ist. Vgl. übrigens unsere früheren Bemerkungen über den Reizbegriff, bes. S. 238 ff.

Digitized by Google

Sind die beiden nacheinander sichtbaren Gegebenheiten statt wie bisher von der Art, daß sie im Stadium der Gleichzeitigkeit zusammen einen Winkel bilden, vielmehr einfache, z. B. wagerechte Striche, von denen nur der eine etwas länger ist als der andere und die bei gleichzeitigem Erscheinen teilweise zusammenfallen, so besteht auf Grund unserer Anschauungen kein Zweifel, daß, sobald das Ablösungsstadium eintritt, auch hier Bewegung wahrgenommen werden muß: man sieht einen einzigen Strich, der — zyklische Folge vorausgesetzt — sich bald von der Größe der kürzeren Gegebenheit zu derjenigen der längeren ausdehnt, bald wieder zu der der kürzeren zusammenschrumpft. Soweit besteht wohl für niemanden eine Fragwürdigkeit, auch nicht für den Reiztheoretiker.

Da für uns aber Reize überhaupt nicht in Betracht kommen, so folgt ohne weiteres, daß die fragliche Bewegung auch dann gesehen werden muß, wenn die zu den beiden verschieden großen Strichen gehörigen Reize oder gereizten Netzhautbezirke nicht verschieden sind — es handelt sich eben lediglich um die gesehenen Striche, um die Wahrnehmungsintentionale, nicht um die zugehörigen Reize. Der Fall ist verwirklicht, wenn die beiden Teilfiguren der Müller-Lyerschen Täuschung als Phasengegebenheiten verwendet werden: denn hier ist der intentional gegebene oder phänomenale visuelle Mittelstrich selbstverständlich jedesmal verschieden groß trotz Gleichheit der entsprechenden Netzhautreize. In der Tat entscheidet das Experiment glatt zu unseren Gunsten: die gesehene Bewegung ist so deutlich wie nur irgendeine: der Strich dehnt sich aus und zieht sich zusammen ganz wie beim Vorhandensein entsprechender Reize.

5. Verdeckung der fraglichen Schwierigkeiten.

Der Versuch zeigt weiter, daß sich die Erscheinung ohne Schwierigkeit mit der ε-Bewegung (der Positiv-Negativ-Bewegung) vereinigen läßt: das wachsende und schrumpfende Gebilde verwandelt sich dann bei diesem Vorgang noch außerdem aus einem weißen Strich auf schwarzem in einen schwarzen auf weißem Grunde.[1]) Will man auch hierfür noch Reize verantwortlich machen?

[1]) Ich selbst (und außerdem noch ein Beobachter) sah dabei die Erscheinung etwas in ihrer Deutlichkeit herabgesetzt. Drei andere Beobachter sahen sie in beiden Fällen gleich deutlich. —

Das Tautoskop eignet sich sehr gut, auf bequeme Weise die mannigfachsten Lageverschiedenheiten der beiden Figuren herbeizuführen. Die Täuschung tritt nicht nur ein, wenn die Mittelstriche der beiden Figuren sich relativ decken, sondern auch in den verschiedensten anderen Lagen und selbst wenn sie aufeinander senkrecht stehen. Dabei ergibt sich ein Maximum, wenn sich die Figur mit den offenen Schenkeln in der lotrechten Stellung befindet. Es handelt sich hier natürlich um Kombination mit der sog. „Überschätzung der Vertikalen", die sich also auch auf die entsprechende Bewegung überträgt.

Digitized by Google

Von seiten meiner Gegner wird das ohne Zweifel geschehen — aber nur infolge ihrer von uns oft genug gerügten Vermengung von Reizen und wahrgenommenen Gegenständen. Besteht nämlich diese Vermengung, so läßt sich ohne Schwierigkeit die Verschiedenheit der phänomenalen Strichlänge als eine solche der Reize auffassen und die Grundthese von der Sukzession zweier verschiedener Reize unter allen Umständen aufrecht erhalten.

Überall, wo es eine Unklarheit zu verschleiern gilt, bieten sich nach altbewährter Sitte in Philosophie und Psychologie die beiden holdseligen Wörtchen „objektiv" und „subjektiv" dar, und so werden wir uns denn nicht weiter wundern, daß auch in unserem Falle von ihnen Gebrauch gemacht wird, sobald es gilt den Tatbestand zu beschreiben.

Koffka nennt bei der gewöhnlichen (β-) Bewegung „die Verschiedenheit der beiden Reize, aus der im gegebenen Fall die Bewegung hervorging, eine objektiv gegebene", unterscheidet also eine objektiv und subjektiv oder doch nicht-objektiv gegebene Verschiedenheit der Reize: die nicht-objektiv gegebene ist, wie aus dem folgenden hervorgeht, diejenige der α-Bewegung.

Zunächst ist natürlich die Reizverschiedenheit ebensowenig gegeben wie die Reize selbst: gegeben sind nur die entsprechenden Intentionale. Diese sind aber dann unter allen Umständen „objektiv", wenn das vieldeutige Wort zunächst denselben Sinn haben soll wie „aktfremd", d. h. dem jeweils aktuellen Akt gegenüberstehend: denn das intentional Gegebene ist natürlich, wie wir wissen, als solches etwas von diesem Akte Verschiedenes und so genommen, wie es sich gibt, nicht etwa ein Teil von ihm oder gar mit ihm identisch.

Und nicht minder ist im Falle der β- wie auch der α-Bewegung das Gegebene „objektiv", wenn „objektiv" soviel heißen soll wie „ichfremd" oder „außenseiend": denn sowohl Bewegung wie bewegter Gegenstand ist nun einmal von jeder Art Erlebnis wie überhaupt von allem Psychischen genau so verschieden wie etwa ein Kreis oder ein Berg. Soll endlich „objektiv" ein anderer Ausdruck sein für „wirklich", so ist noch ein Doppeltes möglich: entweder bedeutet dann nämlich ganz wörtlich „objektiv gegeben" soviel wie „wirklich gegeben", so daß das Gegebensein, der gebende Akt bloß wirklich wäre — das wird schwerlich gemeint sein; oder aber es bedeutet soviel wie als wirklich gegeben: als wirklich gegeben ist aber alles Wahrgenommene überhaupt: uns ist ja bekannt genug, daß dieses uns durchweg mit dem unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit oder, wie wir noch entschiedener sagten, mit Wirklichkeitssuggestion versehen entgegentritt. Da es sich nun aber in unserem Falle einerseits durchweg um Wahrgenommenes handelt, andererseits das objektiv Gegebene innerhalb seiner als bloßer Spezialfall hervorgehoben wird, so kann auch diese Bedeutung nicht in Frage kommen.

Digitized by Google

Was ist also gemeint? Doch wohl allein, daß dem Gegebenen das Prädikat „wirklich" zukommt. Offenbar besteht ja im Falle der β-Bewegung die Verschiedenheit der beiden Striche in der realen Außenwelt, während dies im Falle der α-Bewegung nicht zutrifft. Indessen: dann kann ja offenbar nicht von Reizen die Rede sein; denn Reize können, wie wir wissen, als solche niemals gegeben sein, zum Wesen des Reizes gehört die reale kausale und also zeitliche Beziehung im Gegensatz zur instantanen der eigentlichen Gegebenheit. Demnach müssen wir annehmen, daß das „Gegeben" nicht auf eine Gegebenheit für den jeweils wahrnehmenden Akt geht, sondern gerade abgesehen von einer solchen gemeint ist: das besagt natürlich im Grunde nichts anderes, als daß es sich überhaupt nur um eine Redefloskel handelt: „objektiv gegeben" heißt in Wahrheit einfach „objektiv" und natürlich speziell „wirklich". Das würde also heißen, daß die Verschiedenheit der beiden Reize im einen Falle eine objektive oder wirkliche ist, im anderen dagegen eine nicht-objektive oder nicht-wirkliche.

Aber damit geraten wir auf neue Schwierigkeiten: denn was soll es heißen, daß die Verschiedenheit der Reize, die also doch offenbar in beiden Fällen besteht, bald wirklich ist und bald nicht-wirklich? Die Reize und folglich auch ihre ihnen unmittelbar zukommende Verschiedenheit sind doch wohl hier stets als etwas ihrem Wesen nach Wirkliches gemeint; was soll es da für einen Sinn haben, von einer nicht-wirklichen Reizverschiedenheit zu reden?

Natürlich wird sofort alles klar, wenn man beachtet, daß hier Reize und intentionale Gegenstände verwechselt werden. Nicht die Verschiedenheit der Reize ist bald eine wirkliche, bald nicht, sondern es gilt das vielmehr von der Verschiedenheit der gegebenen Striche und es läßt sich im allgemeinen dafür auch dieses sagen: zur gegebenen Strichverschiedenheit gehört einmal eine Reizverschiedenheit hinzu, einmal nicht.[1]) Oder etwas ausführlicher: um die Wahrnehmung einer Bewegung zwischen zwei verschiedenen Orten hervorzurufen, ist nicht erforderlich, daß zwei entsprechende verschiedene Netzhautstellen sukzessiv gereizt werden; die Verhältnisse der Netzhautreizung haben als solche keine unmittelbare Bedeutung für die Entstehung der gesehenen Bewegung.[2])

[1]) Es ist auch zum mindesten ein irreführender Ausdruck, wenn es (a. a. O. S. 355 f.) heißt, die Reize enthielten „objektiv" gleiche, aber erscheinungsmäßig verschiedene Elemente. Das legt die Auffassung nahe, es sei in den Reizen das erscheinungsmäßig Verschiedene als Teil „enthalten" oder als seien die Reize selbst das erscheinungsmäßig Verschiedene. Davon ist natürlich keine Rede.

[2]) Ganz in diesem Sinne sagt auch Benussi, indem er das Ergebnis einer seiner Versuchsreihen zusammenfaßt: „man sieht also, daß die Scheinbewegung in erster Linie durch den phänomenalen Aspekt und nicht durch die Reizvorgänge bestimmt wird" (a. S. 270 a. O. S. 104).

Digitized by Google

Man sieht: der Wertheimer-Koffkasche Standpunkt geht ganz von selbst in den unsrigen über, wenn man nur dafür sorgt, daß die Vermengung von (physikalischem) Reiz und wahrgenommenem Gegenstand beseitigt wird. Zwischen beiden besteht, sofern das durch den Reiz hervorgerufene Erlebnis dem Gegenstande „gekoppelt" ist, gewiß eine sehr enge Beziehung, aber sie sind darum nichts weniger als identisch und es kann sogar der eine ohne den anderen vorhanden sein.

6. Die allgemeine Vermengung der Begriffe „Reiz" und „Wahrnehmungsintentional" und ihre Grundlage.

Diese Vermengung ist nun sozusagen grundlegend für den gesamten Anschauungskreis meiner Gegner: sie ist der eigentliche Nerv ihrer Lehre und eröffnet für sie überhaupt erst das richtige Verständnis. Sie durchzieht gemeinsam alle Schriften, welche von der neuen Wahrnehmungslehre der Bewegung handeln, und wird so naiv und offenkundig betrieben, daß man um Belege für sie nicht in Verlegenheit kommt.

Nehmen wir beispielsweise die schon einmal angeführte Stelle, an der die δ-Bewegung geschildert wird: „wird von zwei kurz nacheinander exponierten Reizen — so heißt es da[1]) — der an zweiter Stelle erscheinende durch vermehrte Intensität ausgezeichnet . . .": bis hierher kann man mit dem Ausdruck „Reiz" einverstanden sein: der Verfasser denkt offenbar an die vom Beobachter unabhängig bestehenden, realen Objekte: nur von ihnen läßt sich ja sinnvoll sagen, daß sie exponiert und, wie hier doch gemeint, realiter in ihrer Intensität verändert werden. Zwar ist der Ausdruck „Exposition" physikalischen oder physiologischen Reizprozessen gegenüber auch nicht recht passend, aber wir wissen ja, daß wir das Wort Reiz in der Psychologie in dem weiteren Sinne unseres Wahrnehmungsreals zu nehmen haben. Nun aber kommen wir zu folgendem Nachsatz: „. . . so entsteht bei Fixation der Mitte zwischen beiden Reizen und bei Beachtung des stärkeren Reizes der Eindruck einer Gegenbewegung vom zweiten Reizobjekt zum ersten hin, worauf der Gegenstand in die durch die objektive Lage des Reizes *b* bestimmte Lage zurückkehrt". Die Mitte zwischen zwei Reizen wird fixiert? der stärkere Reiz wird beachtet? Läßt sich das sinnvoll von etwas anderem aussagen als von den jeweils intentional wahrgenommenen Gegenständen? Was würde man sagen, wenn jemand behaupten wollte, in irgendeinem psychologischen Versuche sei die Wellenlänge eines Lichteindrucks nicht genügend beachtet worden?

Im Prinzip ist die Sachlage hier keine andere. Beidemal wird behauptet, es sei etwas realiter Vorhandenes beachtet (und gar fixiert) worden: ich kann aber nur das mir jeweils als realiter

[1]) Vgl. oben S. 331.

Digitized by Google

vorhanden Gegebene beachten, und natürlich auch das Gegebene, von dem ich überzeugt bin, daß ihm das Prädikat „real" zukommt, ich kann in jedem Falle nur (intentional) Gegebenes beachten und überhaupt beobachten. Dagegen sind die realen Bedingungen dafür, daß in einem bestimmten Falle ein Gegebenes besteht, der Beobachtung durch den jeweils gebenden Akt selbstverständlich nicht zugänglich. Eine andere Auffassung hieße den gegebenen Gegenstand mit demjenigen verwechseln, was da macht, daß er als gegeben vorliegt.

Und vor allem, was wir immer betont haben: Nicht-Wirklichkeit ist mit dem Begriff des Reizes, sofern wissenschaftliche Feststellungen in Frage kommen, unverträglich, mit dem des intentionalen Gegenstandes dagegen durchaus verträglich. Da sich in unserem Falle sinnvoll sagen läßt, daß das jeweils Beachtete zwar vorhanden, aber nicht wirklich vorhanden ist, so folgt, daß hier keine Reize gemeint sein können. Aber damit stimmt nun wieder nicht zusammen, daß in den ersten Zeilen der herangezogenen Stelle von Exposition und in ihren letzten gar von der „objektiven" Lage der fraglichen „Reize" die Rede ist, wobei dem Sinne nach kein Zweifel sein kann, daß „objektiv" soviel wie „wirklich" bedeutet.

Man sieht: es handelt sich nicht um einen nachlässigen Ausdruck, sondern um eine eigentliche Vermengung. Nur sie kann es ja auch einigermaßen begreiflich machen, daß Koffka die „Reize" als deskriptiv gegeben ansieht.[1])

Schließlich kennen wir auch den tieferen Grund dieser Vermengung: es ist genau derjenige, auf dessen klare Herausstellung wir es in diesen Untersuchungen von Anbeginn abgesehen haben. Meine Gegner kennen wie fast die gesamte moderne Psychologie überhaupt nur den einfachen Gegensatz von psychischen Erlebnissen auf der einen und realen Gegenständen auf der anderen Seite. Die Folge ist, daß alles, was, wie eben unsere gesehene Bewegung und die Komponenten, aus denen sie besteht, weder das eine noch das andere ist, sich gefallen lassen muß, mit mehr oder minder großer Verrenkung des Tatbestandes je nach Bedarf dennoch bald als Realität, bald als Erlebnis betrachtet zu werden.

Und so ist es denn schließlich von hier aus beinahe folgerichtig, wenn wir unsere Scheinbewegung bei Wertheimer und seinen Nachfolgern in zweierlei zerlegt finden: in die der Bewegung gegenständlich zugrunde liegenden beiden Gegebenheiten einerseits, die aber statt dessen als reale Reize

[1]) Zeitschr. f. Psych. Bd. 67 S. 354 wird das Bestehen der Reizsukzession allerdings von Koffka als „Theorie" bezeichnet; da dies mit dem klaren Wortlaut der Ausführungen desselben Autors in Bd. 73 S. 26 der genannten Zeitschrift in Widerspruch steht, ist wohl anzunehmen, daß dort das Wort „Theorie" in dem allgemeineren Sinne von „Lehre" gebraucht ist. Vgl. oben S. 304 Anm. 1.

Digitized by Google

angesehen und im Fortgange der Untersuchung mit den eigentlichen Reizen vermengt und verwechselt werden, und in die ihnen als unselbständiges Moment zukommende Bewegung andererseits, welche jedoch wiederum nicht als ein solches Moment betrachtet wird, sondern als psychischer Tatbestand gilt, als eigenartiges, das Sehen von Bewegung ausmachendes, „dynamisches" Erlebnis, als φ-Phänomen.

Es ist nur nötig, mit dem richtigen, auf die vorliegenden Tatsachen wirklich passenden Begriffsmaterial an die Wertheimer-Koffkaschen Ergebnisse und Theorien heranzugehen, um ihnen die Möglichkeit zu entziehen, weiter sinnvoll vertreten zu werden. Ich denke, das hat sich uns jetzt genugsam erwiesen.

§ 127. Die angeblich „zweiheitlichen" Bewegungen.

1. Ihre Belanglosigkeit für unser Problem.

Was würde man zu einem Naturforscher sagen, der die Tatsache des Verbrennens untersuchen wollte, aber im Laufe seiner Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt wäre, daß die Erscheinungen der Flamme und des Lichtes an dieser Tatsache das Wesentliche seien? Doch vermutlich, daß er sich über den zu untersuchenden Tatbestand nicht genügend klar geworden sei und er infolgedessen andere Erscheinungen, die nur sehr häufig und in besonders enger Verbindung mit diesem Tatbestande auftreten, mit ihm selber vermengt und verwechselt habe.

Genau derselbe Vorwurf trifft Wertheimer. Wie es in jenem Falle das Grunderfordernis ist, zunächst den „Verbrennung" genannten Tatbestand einer gewissen stofflichen Umsetzung von dem ganz andersartigen der damit verbundenen Flammenerscheinung zu scheiden und in seiner Besonderheit zu erfassen, sich also nach Möglichkeit über ihn klar zu werden, so ist es in unserem Falle das analoge Grunderfordernis, sich über die Besonderheit der hier allein zu untersuchenden Bewegung, als welche doch auch von W. ganz ausdrücklich die für die stroboskopischen Apparate typische anerkannt wird,[1]) klar zu werden und dadurch diese Bewegung reinlich von allen mit ihr etwa verbundenen und ihr äußerlich vielleicht ähnlichen Erscheinungen abzusondern.

Und dieses Grunderfordernis würde selbst dann noch bestehen bleiben, wenn man es sich (verkehrter Weise) durchaus nicht nehmen lassen wollte, von sukzedierenden Reizen (oder besser

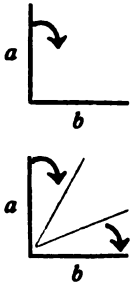
[1]) A. a. O. S. 163. Im übrigen sei hier noch einmal an die schon oben (S. 312) erwähnte Alternative erinnert: wenn etwa W. (wie mir scheinen will, einigermaßen im Gegensatze zu dem natürlichsten Wortsinne seiner Angaben) behaupten sollte, er habe es ganz oder zum Teil auf andere Erscheinungen abgesehen, so hat er kein Recht mehr, meinen Anschauungen entgegenzutreten.

Digitized by Google

wenigstens von Wahrnehmungsrealen) auszugehen: denn auch dann würde die Eigenart des in Frage kommenden Tatbestandes noch immer die sein, daß den numerisch verschiedenen „Reizen" deskriptiv oder richtiger auf der phänomenalen Seite nur ein gesehener und zumeist bewegter Gegenstand entspricht und nicht wie unter normalen Bedingungen deren zwei.

Wir wissen nun bereits, wie wenig Wertheimer das fragliche Grunderfordernis beachtet hat. Er geht aber noch weiter: denn er leitet gerade umgekehrt aus gewissen mit den echten stroboskopischen Eindrücken in Beziehung stehenden anderen Bewegungserscheinungen Argumente gegen diejenigen ab, die ihrerseits dasselbe Erfordernis immer beachtet haben, und steht hier also einigermaßen auf gleicher Stufe mit einem Forscher, der die Auffassung der Verbrennung als Oxydationsprozeß deshalb für falsch erklärt, weil dadurch das Auftreten der Flammenerscheinungen unberücksichtigt bleibe. Den Flammenerscheinungen würde im Falle Wertheimers der Nachweis entsprechen, daß die beiden dargebotenen Objekte u. U. getrennt für sich Bewegungen auszuführen scheinen: und zwar entweder alle beide oder auch nur eines von ihnen — welche Phänomene W. in der Tat verzeichnet und mit dem Namen der „dualen Teil-" und der „Singularbewegungen" belegt hat.

Es seien z.B. die beiden Schenkel eines rechten Winkels sukzessiv exponiert. Während nun hier, wie wir wissen, unter den geeigneten Umständen Drehung nur eines Striches (um 90°) gesehen wird, gibt es nach W. auch Fälle, in denen die Striche numerisch verschieden bleiben: jeder vollführt für sich eine kleine Drehbewegung von etwa 30°. Der zuerst exponierte bewegt sich aus seiner tatsächlichen Lage um 30° nach der Lage des zweiten hin, der zweite aus einer Lage, die um 30° von seiner tatsächlichen (nach der des ersten Striches zu) abweicht, in diese tatsächliche Lage hinein. Analoge Erscheinungen wurden auch bei entsprechender Darbietung paralleler Striche beobachtet.[1])



Ähnlich wie mit dieser dualen Teilbewegung steht es mit der Singularbewegung, bei der ebenfalls der Fall des rechten Winkels erörtert sei: „*a*, die Vertikallinie, erscheint, bleibt völlig ruhig, *b* zeigt, für sich, eine Bewegung; dreht sich z. B. aus der Gegend von 45° aus in die Horizontallage des *b*." Auch *a* kann solche Singularbewegung zeigen.[2])

Es ist klar, welche Stellung wir den so beschriebenen Erscheinungen gegenüber einnehmen müssen: sie liegen natürlich völlig außerhalb des für die hier maßgebenden Untersuchungen allein in Frage kommenden Problemgebietes und sind für uns

[1]) Wertheimer a. a. O. S. 192.
[2]) A. a. O. S. 199.

Digitized by Google

deshalb gerade so oder noch weniger von Belang als die Flammenerscheinungen für denjenigen, der die Tatsache der Verbrennung verständlich machen will. Infolgedessen hätten wir im Grunde keinerlei Veranlassung, hier auf diese typisch nicht-stroboskopischen Erscheinungen irgendwie einzugehen, wenn es nicht zur Kritik des Gewichts, das Wertheimer gerade ihnen beilegt, und damit zur Kritik der Anschauungen dieses Forschers überhaupt von einiger Bedeutung wäre. Es zeigt sich nämlich, daß dieses Gewicht überraschend gering ist: denn wir werden sehen, daß die fraglichen Erscheinungen selbst dann nichts Wesentliches beweisen, wenn wir uns in der Sache grundsätzlich auf den Boden Wertheimers stellen.

2. Ein methodischer Fehler: nur unzweifelhafte Bewegungen dürfen primär zugrunde gelegt werden.

Um das einzusehen, beachten wir erst das wohl für alle Forschung primär maßgebende und, wie ich denke, allgemein anerkannte methodische Prinzip, daß es zur genaueren Erforschung eines bestimmten Tatbestandes notwendig ist, zunächst solche Fälle zugrunde zu legen, in denen dieser Tatbestand rein verwirklicht ist, so daß er in seiner Eigenart für jedermann klar zur Gegebenheit gebracht werden kann. Erst wenn die Untersuchung dieser Fälle zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hat, darf zu derjenigen unbestimmterer und komplexerer Tatbestände fortgeschritten werden. Weiß ich — um wieder ein Beispiel aus der Naturforschung zu bringen — nur im allgemeinen, was eine chemische Verbindung ist, und will ich nun zum näheren Aufschluß über sie speziellere Fälle von ihr untersuchen, so werde ich natürlich solche Tatbestände auswählen müssen, in denen die Eigenart des zu Untersuchenden nicht mit anderen, mir vielleicht noch unbekannten Tatbeständen vermengt ist: denn dann allein habe ich offenbar die Bürgschaft, daß die Ergebnisse meiner Untersuchungen nur das betreffen, worauf ich es abgesehen habe. Das wird *mutatis mutandis* auch für unsere Fragen Geltung haben.

Freilich: für uns ist der zu untersuchende Tatbestand von vornherein ein anderer als für W. — indessen wollten wir ja den Versuch machen, uns ganz auf seinen Boden zu stellen. Wir nehmen also fälschlich mit ihm an, es handle sich lediglich um die Untersuchung von Bewegungserscheinungen überhaupt, nicht um die der spezifisch stroboskopischen Bewegungen. Dann ist doch aber auch hier das Ziel, ganz wie im chemischen Analogiefall, durch Untersuchung des vorliegenden spezielleren Tatbestandes über die Eigenart der Bewegungserscheinungen überhaupt Aufschluß zu gewinnen. Und genau wie dort ist auch hier die Forderung zu erheben, die dem oben dargelegten wichtigen methodischen Prinzip entspricht. Gilt es also die für

Digitized by Google

meine Gegner fundamentale Frage zu entscheiden, ob der Eindruck der Bewegung oder, wie gesagt wird, das „φ-Phänomen" „einheitlich" oder „zweiheitlich" ist, so müssen zunächst unbedingt solche Fälle zugrunde gelegt werden, die für jedermann den Charakter unzweifelhafter, d. h. deutlich ausgeprägter Bewegungen an sich tragen.

Wertheimer ist sich denn auch völlig darüber klar, daß sich bei seinen Experimenten solche ausgeprägten Bewegungen in sehr bestimmter Weise von unvollkommeneren Erscheinungen abheben; ja noch mehr: wir haben W. — es ist das vielleicht das größte positive Verdienst seiner Arbeit — ein durchaus zuverlässiges Mittel zu verdanken, um in zweifelhaften Fällen mit Sicherheit feststellen zu können, ob klar gegebene Bewegung vorliegt oder nicht. Er ließ nämlich einfach solche Versuche, in denen die Täuschung vorgeführt wurde, mit anderen abwechseln, in denen eine wirkliche Bewegung zweier Striche stattgefunden hatte. Es ergab sich, daß hinsichtlich des Bewegungseindrucks als solchen selbst die geübtesten Versuchspersonen keinen Unterschied zu konstatieren vermochten. Ja, in den Fällen, in denen sich doch ein Unterschied geltend zu machen schien, wurde gerade die Scheinbewegung als die ausgeprägtere bessere Bewegung angesehen.[1])

Diese Versuche entscheiden also offenbar in zureichender Weise darüber, was als „bestimmte" und „klare und deutliche" Bewegungserscheinung zu gelten hat und was nicht. Dem so gekennzeichneten Eindruck hatte nun W. schon vorher den Namen „optimale Bewegung" beigelegt,[2]) und wir müssen, wenn nur unser methodisches Prinzip Geltung hat — und es hat natürlich Geltung — als selbstverständlich voraussetzen, daß die für W. so wichtigen Fälle „zweiheitlicher" Bewegung ganz ausschließlich Fälle optimaler Bewegung sind.

Wir müssen das voraussetzen — wie aber ist der tatsächliche experimentelle Befund? Genau der entgegengesetzte. Weder bei Wertheimer noch bei einem seiner Nachfolger ist auch nur ein einziger Fall zu finden, in welchem duale oder singulare Bewegung als optimale Bewegung verzeichnet wäre: nirgends tritt gemäß unserer doch wohl sehr berechtigten Erwartungen im „optimalen Stadium" (das wir ja jetzt mit W. lediglich als Stadium der „bestimmten", „klar und deutlich" gesehenen Bewegung definieren dürfen[3]) eine „zweiheitliche" Bewegung auf, sondern es gilt durchweg das Gegenteil: optimale Bewegung und Bewegung nur eines, die Identität von *a* und *b* voraussetzenden Objektes werden dermaßen als Hand in Hand

[1]) A. a. O. S. 174.
[2]) A. a. O. S. 165. Vgl. auch S. 235.
[3]) Und nicht etwa in unserem Sinne als Stadium der (annähernd) pausenlosen Ablösung.

Digitized by Google

gehend betrachtet, daß sie geradezu von vornherein begrifflich gleichgesetzt werden: „bei einer mittleren Geschwindigkeit — heißt es gleich zuerst bei der Definition des Optimalstadiums[1]) — sieht man bestimmte Bewegung: ein[2]) Strich bewegt sich klar und deutlich von einer oberen Lage in eine untere und zurück".

Daraus erhellt also mit vollkommener Evidenz, daß wir es im Falle der „zweiheitlichen" Bewegung ausschließlich mit nicht-optimalen, also *per definitionem* mit „unbestimmten", „unklaren", „undeutlichen", nicht rein oder ausgeprägt gegebenen Bewegungserscheinungen zu tun haben, in denen wir wohl Mischungsergebnisse der echten stroboskopischen Tatbestände mit ganz andersartigen kinetischen Phänomenen vermuten dürfen.

Das bestätigt sich uns durch zweierlei:

Erstens durch die Aussagen der Versuchspersonen: von ihnen erhielt nämlich eine Reihe den fraglichen Eindruck anfänglich überhaupt nicht und charakterisierte das Gesehene vielmehr einfach als „schlechtere Bewegung", die „schwer zu beschreiben sei" oder ähnlich.[3]) Aber selbst wenn gelegentlich die Bezeichnung „klar" und „schön" auftritt,[4]) müssen wir eingedenk sein, daß diese Worte hier natürlich nur eine relative Bedeutung haben können: d. h. die betreffende Bewegung zeigte sich so klar und schön, als sich derlei Bewegungen eben günstigstenfalls zu zeigen pflegen. Eine andere Auffassung stände offenbar in handgreiflichem Gegensatz zu dem klaren Wortlaut, nach dem ja eben nicht-optimale und also nicht-klare Bewegung vorliegen soll.

Zweitens finden wir, daß sich die Erscheinungen immer nur in den sogenannten „Zwischenstadien" einstellen: das sind nämlich in unserer Terminologie diejenigen Stadien, bei denen die reale Pause zwischen den einzelnen Expositionen zu groß oder zu klein ist, um zum Ablösungsstadium (und damit zur echten stroboskopischen Bewegung) zu führen, und doch wieder nicht groß oder nicht klein genug, um zeitliche Isolierung oder Gleichzeitigkeit erreichen zu lassen. Es ist sehr begreiflich, daß hier Gelegenheit zu allerlei unklaren Mischungsphänomenen gegeben ist: man sieht halb die eine und halb die andere Erscheinung, aber man sieht keine von beiden deutlich.

3. Mutmaßliche Ursache der „zweiheitlichen" Erscheinungen.

Es wird nun nach dem Ergebnis gefragt werden, das meine eigenen Versuche in dieser Frage geliefert haben. Ich habe mir selbstverständlich die größte Mühe gegeben, um auch von meinen

---

[1]) A. a. O. S. 165.
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) A. a. O. S. 190.
[4]) A. a. O. S. 192, 188, 193.

Digitized by Google

Beobachtern Erscheinungen von der Art der Wertheimerschen „zweiheitlichen" Bewegungen zu erhalten, leider aber mit einem so gut wie vollständigem Mißerfolge. Bis auf einen, wie wir aber noch sehen werden, nicht ganz vollwertigen Fall, erhielt ich niemals eine Angabe, die genau der Wertheimerschen Schilderung der dualen und singularen Bewegung entsprach; ja im allgemeinen führten die Aussagen nicht einmal in die Richtung dieser Schilderung.

Das kann zwei Ursachen haben:

Erstens arbeitete ich, wie schon erwähnt,[1]) im Gegensatze zu W. und seinen Nachfolgern ausschließlich mit der Projektionsmethode, die, wie sie überhaupt günstigere Ergebnisse liefert, auch den Unterschied der echten stroboskopischen Bewegung von den viel vageren Eindrücken andersartiger Herkunft von vornherein so deutlich hervortreten läßt, daß die Beobachter viel weniger in Versuchung kommen, beides miteinander zu vermengen.[2])

Zweitens aber und vor allem erlaubte nun eben die Projektionsmethode und die für sie in Anwendung kommende Beleuchtungsweise,[3]) mit sehr wesentlich längeren Zeiten zu operieren als meine Gegner, sowohl was die einzelnen Expositionen wie auch was die Zwischenpausen anbelangt. Während die längste Gesamtexpositionsdauer bei W. nur 231 σ betrug, bemaßen sich die meinigen — deutliche Bewegungseindrücke vorausgesetzt — u. U. nach Sekunden. Hinsichtlich der einzelnen Expositionszeiten verzeichnet W. als niedrigsten Wert 5, als höchsten 67 σ.[4]) Die Bedingungen meiner Versuche ließen mich so niedrige Werte überhaupt nicht erreichen. Selbst bei Serienexperimenten[5]) waren 200—400 σ ganz normale Expositionszeiten. Entsprechend bewegten sich die Zeitwerte der Zwischenpausen zwischen etwa 300—800 σ, sie betrugen also beinahe das Zehnfache derjenigen Wertheimers, da dieser nur Zeiten von 31—178 σ verwendete.[4]) Auch die Arbeiten seiner Nachfolger bringen keine wesentliche Verschiebung dieser außerordentlichen Differenz der Zeitverhältnisse.[6])

Dagegen gelang es nun W. Zenker in den oben bereits nebenbei erwähnten, im Halleschen Institut angestellten Ver-

[1]) S. 270 ff.

[2]) Die Vorzüge der Projektionsmethode sind übrigens auf der anderen Seite durchaus anerkannt: Kenkel rühmt die mit ihr angestellten Versuche „im allgemeinen als bedeutend günstiger als die am Tachistoskop, sie stellen viel geringere Anforderungen an die Versuchsperson, weil sie binokular und bequemer beobachten kann" (a. a. O. S. 396). Gleichwohl wurden die entscheidenden Ergebnisse, namentlich soweit sie den Anschein erwecken, als wären sie gegen mich verwendbar, mit der „bedeutend ungünstigeren" tachistoskopischen Methode gewonnen!

[3]) Vgl. oben S. 271 Anm. 2.

[4]) A. a. O. S. 179 f.

[5]) Siehe oben S. 274.

[6]) Vgl. vor allem Korte a. a. O. S. 223 ff.

Digitized by Google

suchen[1]) mit der Projektionsmethode (und zwar ebenfalls mit dem Tautoskop[2]) Zeiten von der Größe der Wertheimerschen zu erhalten. Da ich bei diesen Versuchen, wenn auch nur vorübergehend, selbst als Beobachter fungierte, bin ich imstande, über sie einiges zu berichten.

Natürlich war es in erster Linie auf die eigentümlichen „zweiheitlichen" Bewegungserscheinungen abgesehen: die Expositionsbedingungen waren also dementsprechend. Herr Zenker arbeitete mit noch vier Beobachtern (außer mir). Von diesen lieferten zwei in der Tat Aussagen, die wenigstens ungefähr mit den Angaben Wertheimers übereinstimmten. Ich selbst vermochte die fraglichen Erscheinungen leider ebensowenig zu erhalten wie der Versuchsleiter. Immerhin sah ich doch einiges, was man vielleicht als Annäherungen an sie auffassen kann, und vermag also wohl dieses oder jenes über ihr mutmaßliches Zustandekommen aus eigener Anschauung zu berichten.

Und hier scheint mir nun das eine allerdings völlig sicher: so reinlich und vor allem so eindeutig in Worte faßbar, wie man es auf Grund des geschriebenen Berichtes W.s erwarten müßte, sind die Erscheinungen keinesfalls. Im Gegenteil: sie sind unbestimmt im höchsten Grade. In erster Linie gilt das von denjenigen, die im Zwischenstadium zwischen dem Gleichzeitigkeits- und dem Ablösungsstadium liegen: denn hier sind der zuerst und der zuzweit wahrzunehmende Gegenstand der Natur der Sache nach weder völlig gleichzeitig miteinander, noch sukzedieren sie reinlich: die phänomenale Pause zwischen beiden ist nicht = 0 — das würde ja noch Sukzession bedeuten —, sondern hat einen kleinen negativen Wert, der aber die Dauer des Gegebenseins von *a* oder *b* noch bei weitem nicht erreicht: m. a. W., die letzten Phasen des Gegebenseins von *a* fallen mit den ersten des Gegebenseins von *b* zeitlich zusammen. Die Folge ist, daß theoretisch sowohl Gleichzeitigkeit wie Bewegung gesehen werden kann und der tatsächliche höchst unbestimmte Eindruck zwischen beiden hin- und herschwanken muß.[3]) Dazu kommt noch außerdem, daß sich die bei sehr kurzen Expositionen stets vorhandene geringe Eigenbewegung des phänomenalen Objekts ebenfalls geltend machen wird.[4]) Werden andererseits die Zwischenpausen zu lang für das Stadium der Ablösung, ohne daß doch dasjenige der zeitlichen Isolierung erreicht wird,

[1]) Siehe oben S. 286 Anm. 2.

[2]) Mittels einer besonderen am Tautoskop angebrachten, sehr sinnreichen Hilfsvorrichtung.

[3]) W. (a. a. O. S. 189) beschreibt selbst den Eindruck der Bewegung an der Grenze der Identitätszone als „irgendwie vorhanden, unsicher oder noch mit einem Reste von Zweiheit".

[4]) Vgl. hierzu auch die sich durch die große Objektivität ihrer Stellungnahme sehr vorteilhaft auszeichnende Schrift von Paul Schilder: Über autokinetische Empfindungen, Arch. f. d. ges. Psych., Bd. 25 S. 36 ff.

Digitized by Google

so treten ähnliche Verhältnisse ein: auch hier kann theoretisch sowohl Bewegung wie zeitliche Isolierung gesehen werden, auch hier werden bei den in Frage stehenden sehr kurzen Expositionszeiten geringe Eigenbewegungen selbständig hervortreten, statt wie im Ablösungsstadium durch die klar ausgeprägte „identische" Bewegung verdeckt zu werden.[1])

Meiner Meinung nach kann der erste Eindruck, den ein gewissenhafter und unbefangener Beobachter hat, in beiden Fällen nur der sein, den auch ich als den meinigen bezeichnen muß: die gesehene Erscheinung ist von der Art, daß zunächst jedes begriffliche Material fehlt, um sie einigermaßen zureichend zu beschreiben. Da nun aber doch vom Versuchsleiter eine Beschreibung verlangt wird, so wird man genötigt, die nächstliegenden, sich gerade darbietenden Begriffe zu benutzen, um trotz ihrer Unzulänglichkeit, so gut es eben geht, eine Beschreibung zu liefern. Dadurch muß aber sehr begreiflicherweise bald eine Einstellung geschaffen werden, die zur Folge hat, daß das Gesehene von vornherein möglichst im Sinne dieses begrifflichen Materials aufgefaßt und ausgedeutet wird.[2])

Wird indessen nicht behauptet, daß die fraglichen Erscheinungen gesehen und also selbst wahrgenommen werden? Gewiß: erinnern wir uns jedoch der früher von uns festgestellten Äquivokationen des Wortes „Wahrnehmung". Wir sahen, daß „Wahrnehmung" außer der eigentlichen und assimilativen auch noch die sekundäre Wahrnehmung zu bezeichnen vermag. D. h.: es kann u. U. das von mir als wahrgenommen Betrachtete statt wirklich wahrgenommen nur im Augenblick meiner Aussage als wahrgenommen gegeben sein.[3]) Die Versuchsbedingungen sind hier eben derartig, daß von vornherein mit einer Einmengung beträchtlicher Erinnerungstäuschungen gerechnet werden muß. Darin liegt nach unseren früheren Ausführungen aber doch zugleich, daß die Beobachter subjektiv vollkommen im Recht sind, wenn sie den Gegenstand ihrer Aussagen als wahrgenommen bezeichnen.

Daß nun auf solche Weise in der Tat Eindrücke wie die bewußten „zweiheitlichen" Bewegungen Wertheimers zustande kommen können, glaube ich durch Analyse des oben schon kurz erwähnten[4]) Falles einer solchen Erscheinung, den ich in meinen

---

[1]) So bemerkt Kenkel (a. a. O. S. 403) sehr charakteristischerweise, daß bei isolierter Darbietung nur eines Objektes „bisweilen bei einzelnen Versuchspersonen die Rotation kaum derart verlangsamt werden" konnte, „daß völlige Ruhe vorhanden war".

[2]) Über die Schädlichkeit von Einstellungswirkungen bei stroboskopischen Versuchen und die Notwendigkeit, sie zu vermeiden, vgl. Benussi a. S. 270 a. O. S. 75, bes. Anm. 1.

[3]) Vgl. über verwandte Fragen auch G. E. Müller, Zeitschr. f. Psych. Ergzbd 5 S. 117 ff. und Ergzbd. 8 S. 324 ff.

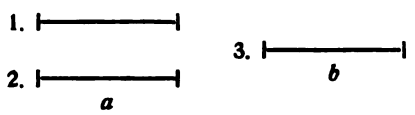
[4]) S. 346.

Digitized by Google

eigenen Versuchen als einzigen dieser Art aufzuweisen hatte, einigermaßen wahrscheinlich machen zu können.

Die Bedingungen, unter denen wir, wenn die hier vertretene Ansicht richtig ist, dergleichen erwarten können, sind also gewisse Erschwerungen des Zustandekommens eines klaren Eindrucks, insbesondere durch große Undeutlichkeit und (was ja damit im engsten Zusammenhang steht) relative Kürze der Wahrnehmungs- und also auch der Expositionszeiten der einzelnen Objekte. Die Undeutlichkeit suchte ich durch Herabsetzung der Helligkeit zu erreichen: das geschah durch Einschaltung einer Lösung von chinesischer Tusche (von beliebig variierbarer Konzentration) in den Strahlengang des Tautoskops. Die Expositionszeiten wählte ich so kurz, als dies bei meinen Bedingungen ohne gleichzeitige allzu beträchtliche Herabsetzung der Pause überhaupt möglich war, nämlich beide gleich 45 σ: ebenso lang war die Pause, so daß sich 135 σ als Dauer der Gesamtexposition ergab. Im übrigen wurde das Zustandekommen eines klaren Eindrucks noch auf folgende Weise erschwert:

Die Objekte waren zwei parallele wagerechte Striche (1 und 2) in der ersten (*a*) und ein (im Stadium der Gleichzeitigkeit) genau mitten zwischen ihnen gelegener, ebenfalls wagerechter Strich (3) in der zweiten Exposition (*b*).



Da hier das Gesetz des kleinsten Wahrnehmungsweges[1]) nicht in Anwendung kommen kann — die äußeren Striche (1 und 2) sind ja vom mittleren (3) beide gleich weit entfernt —, so ergeben sich (auf Grund der Identitätslehre) zwei verschiedene Möglichkeiten: entweder eine gemeinsame Bewegung von 1 und 2 nach der Mitte zu bis in die Lage von 3, oder zweitens ein bloßes Auftreten und Verschwinden von 1 (oder 2) und daneben eine gleichzeitige Aufwärtsbewegung von 2 (oder Abwärtsbewegung von 1) bis in die Lage von 3.

In der Tat wurden beide Arten von Bewegung gesehen. Namentlich die zweite war sehr beliebt, und hier zeigten sich schon bei Versuchen mit normalen Helligkeitsverhältnissen bisweilen interpretierende Hilfsvorstellungen, etwa: „es ist, als ob der obere Strich aus dem Raume herangeflogen käme und den mittleren nach unten herabdrückte" u. dgl. m.

Mit Hilfe der angegebenen Vorrichtung konnte ich nun die Verdunklung so weit treiben, daß die Striche gerade noch eben sichtbar blieben. Als dies erreicht war, wurde mir von einem Beobachter, Herrn Dr. Sawyer, der sich an den Versuchen

[1]) Siehe oben S. 273.

Digitized by Google

mit normaler Helligkeit nicht beteiligt hatte, folgende Angabe gemacht:

„Der obere Strich kommt und verschwindet an seiner Stelle, der untere geht bloß eine Strecke empor und verschwindet, ehe er in die Lage des mittleren kommt (etwa in der Mitte zwischen seiner ursprünglichen Lage und der des mittleren Strichs)." Das würde also einigermaßen der Wertheimerschen Singularbewegung entsprechen und in jedem Falle eine „Zweiheitlichkeit" des Eindrucks einschließen.

Die Aussage erfolgte spontan nach sechs, durch Pausen von ungefähr 1½ Sekunden[1]) getrennten Gesamtexpositionen; als nun aber die Versuche ihren Fortgang nahmen und Herr Dr. Sawyer weiter beobachtete, rief er plötzlich: „nein, es ist doch anders, ich habe mich geirrt: der untere Strich erreicht den mittleren doch!" In keinem der folgenden Versuche ist dann die erste Angabe wiederholt worden.

Hier ist offenbar die Sachlage ganz durchsichtig. Der Beobachter bezeichnet ja selbst seine erste Angabe als irrig: d. h. er hat primär überhaupt niemals eine zweiheitliche, nicht-identische Bewegung wahrgenommen; vielmehr war das Gesehene von Anbeginn eine echte stroboskopische Erscheinung: der untere Strich setzte sich (identisch) im oberen fort. Aber diese Wahrnehmung besaß infolge ihrer großen Flüchtigkeit und Undeutlichkeit einen so außerordentlich geringen Einprägungswert, daß sie teilweise sogleich wieder in Vergessenheit geriet: die dadurch entstandenen Lücken aber wurden in bekannter Weise interpretierend (und zwar fehlerhaft) ergänzt, ohne darum den Charakter von Erinnerungen einzubüßen. Das heißt aber, wie wir wissen, nichts anderes, als daß das durch sie Gegebene als etwas seinerzeit in der Weise der Wahrnehmung Erlebtes vorlag. Und so konnte denn eben der Beobachter zuerst mit vollem „subjektiven" Recht behaupten, er habe die fragliche Bewegung wahrgenommen: diese Wahrnehmung war also eine sekundäre. Aus ihr einen Schluß auf das Bestehen eines eigenartigen aktuellen Wahrnehmungsphänomens zu ziehen, wie es doch eben das φ-Phänomen sein soll, wäre gerade so töricht, wie wenn man auch sonst die Erinnerungstäuschungen benutzen wollte, um aus ihnen Schlüsse über das aktuelle Bestehen der durch sie gegebenen Wahrnehmungen herzuleiten.

Es scheint mir nun einigermaßen wahrscheinlich zu sein, daß die Wertheimerschen „zweiheitlichen" Bewegungsphänomene generell nach Analogie dieses Falles erklärt werden müssen. Immerhin möchte ich das nur als eine bloße Vermutung aussprechen. Welcher Art aber auch immer die schließliche Erklärung sein mag, keinesfalls dürfen diese Erscheinungen, wie dies W.

[1]) Genauer 1440 σ.

Digitized by Google

durchweg tut, mit den eigentlichen, ausgeprägt als solchen vorliegenden Bewegungserscheinungen auf gleiche Stufe gestellt werden: denn diese Erscheinungen bilden, wie für uns so auch für Wertheimer, eine fest in sich abgegrenzte Gruppe: nur die „optimalen" Bewegungen sind rein stroboskopischer Natur. Sie allein hätte Wertheimer darum als die doch auch für ihn eigentlich allein in Frage kommenden Bewegungen gelten lassen dürfen: (rein) „stroboskopisch" und „optimal" sind im Grunde nur zwei verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache. Und zwar ergibt sich das alles, wie wir gesehen haben, bereits auf dem Boden W.s selbst. Viel einfacher aber wird die Sachlage noch, wenn wir von vornherein unsere eigene von Anfang an streng festgehaltene Problemstellung zugrunde legen: denn wir fragten nach nichts anderem als nur den stroboskopischen, d. h. den mittels einer bestimmten Gruppe von Apparaten gemeinsam erzielten Täuschungen, die sich nun einmal ohne weiteres deskriptiv als Identitätstäuschungen charakterisieren in dem von uns genau erläuterten, ganz unmißverständlichen Sinne.

§ 128. Weitgehende Übereinstimmung mit Wertheimer.

Stellen wir uns jedoch nun zum Schluß wiederum auf den Boden unseres Gegners und wenden wir nur unser einwandfreies methodisches Prinzip an, nach welchem zur grundlegenden Charakterisierung des zu untersuchenden Phänomens ausschließlich die sogenannte „optimale" Bewegung verwendet werden darf, übersetzen wir also „optimal" mit „rein stroboskopisch", so gelangen wir zu folgendem merkwürdigen Ergebnis:

Abgesehen von der gegenstandstheoretischen Unklarheit, nach der sich von dem Eindruck einer Bewegung ohne Bewegtes sinnvoll reden lassen soll, und der phänomenologisch-psychologischen Unzulänglichkeit in der Analyse des Wahrnehmungsbegriffs, die die „Teilnahme" von an sich bloß vorgestellten Gebilden „an der Wirklichkeitssuggestion der Wahrnehmung" verkennt, wie sie in Gestalt unserer „assimilativen" Wahrnehmung vorliegt, abgesehen von diesen beiden Mängeln bestehen in den tatsächlichen experimentellen Ergebnissen zwischen mir und Wertheimer überhaupt keine nennenswerten Gegensätze, sondern es herrscht durchweg Übereinstimmung. Das erhellt aus der folgenden Übersicht unserer gemeinsamen Anschauungen, die hier zuletzt mitgeteilt sei:

Erstens: W. lehnt genau wie ich die Beteiligung von Augenbewegungen zur Erklärung der Erscheinungen ab.[1])

[1]) A. a. O. S. 181—187, 240. Z. T. legte W. dabei ähnliche Versuche zugrunde wie ich, vgl. Str. T. S. 496.

Digitized by Google

Zweitens: Er lehnt ebenso mit mir die Anschauung ab, nach der sich die stroboskopischen Erscheinungen zu einem wesentlichen Teile aus den Tatsachen des Talbotschen Gesetzes erklären sollen.[1])

Drittens bekämpft W., genau wie ich, die Meinung, daß der Bewegungseindruck durch mangelnde Aufmerksamkeit zustande kommt. In Wahrheit wird nämlich die Klarheit des Bewegungseindrucks auch durch die genauste Beachtung nicht im mindesten herabgesetzt.[2])

Viertens und vor allem bestätigte W. auch meine eigentliche Hauptthese: überall, wo zwei sukzessiv auftretende räumlich differente Gegenstände unmittelbar als identisch wahrgenommen werden, besteht stets und unter allen Umständen zugleich der deutliche Eindruck einer entsprechenden Bewegung.[3]) Wie wir wissen, war dies der Tatbestand, den wir auf Grund der assimilativen Wahrnehmung verständlich zu machen suchten.

Fünftens fand W. schließlich auch das Umgekehrte: in allen Fällen, in denen ein Bewegungseindruck rein („optimal") hervortrat, war auch „Identität" der fraglichen Objekte zu konstatieren.[4])

Zusammenfassend darf man also wohl sagen, daß in den tatsächlich vorliegenden experimentellen Ergebnissen zwischen Wertheimer und mir volle Übereinstimmung besteht:[5]) die Abweichung beginnt erst bei ihrer Interpretation.[6])

---

[1]) A. a. O. S. 185, 239 f., 246.

[2]) A. a. O. S. 206 ff., 223 f., 237. Str. T. S. 483 f.

[3]) A. a. O. S. 190, vgl. oben S. 285.

[4]) A. a. O. S. 186, 233.

[5]) Das gilt im wesentlichen auch von W.s Nachfolgern. Es kommt mir, wie noch einmal ausdrücklich hervorgehoben sei, dabei heute (außer meiner Lehre von der assimilativen stroboskopischen Bewegungswahrnehmung) nur auf die oben aufgezählten fünf Thesen an. Auf untergeordnete Punkte, namentlich solche, die sich lediglich auf meine früheren Versuche am Zootrop beziehen und in denen mir A. Korte glaubt entgegentreten zu müssen (a. a. O. S. 282, 288, 292), lege ich jetzt keinen Wert mehr.

[6]) Wie schwer es auch bei gewissenhaftestem Experimentieren ist, sich in der Verwendung der vorliegenden Versuchsergebnisse von der Herrschaft vorgefaßter theoretischer Meinungen frei zu machen, kann wiederum Wertheimer in einem überaus lehrreichen Beispiel zeigen. W. glaubt nämlich (a. a. O. S. 239) gewisse frühere Versuchsergebnisse von mir selbst als Beleg für die ihm so wichtige „duale" Bewegung heranziehen zu dürfen! Tatsächlich ist aber das, wovon ich an den angeführten Stellen (Str. T. S. 531, 535) rede, etwas vollkommen anderes und dürfte wohl auch von jedem wahrhaft Unbefangenen ohne weiteres als dieses andere erkannt worden sein: meine Worte beziehen sich nämlich einfach auf die „zwei" jeweils gegebenen Figuren, die als „Phasen" desselben in Bewegung befindlichen Gegenstandes erscheinen, was selbstverständlich etwas ganz anderes ist als die zwei gegebenen Bewegungen auf die es W. allein ankommen darf. Einer ähnlichen Umdeutung ganz andersartiger Erscheinungen (es handelte sich hier um Verdoppelung durch Nachbilder) in „duale" Bewegungen machte sich W (a. a. O. S. 191) übrigens auch O. Fischer gegenüber schuldig.

Digitized by Google

§ 129. Anhang 1: Die allgemeinen und einfachen stroboskopischen Erscheinungen.

Bisher war so gut wie ausschließlich von stroboskopischen Bewegungserscheinungen die Rede. Ist aber unsere einfache Lehre richtig, nach der das eigentlich Charakteristische dieser Erscheinungen zunächst die „Identifikation" von Gegebenheiten ist, die an und für sich auch isoliert und also in numerischer Verschiedenheit vorkommen können, so folgt ohne weiteres, daß jene Bewegungserscheinungen nur der Spezialfall einer allgemeineren Gruppe sein können.

Ohne Zweifel muß es stroboskopische Erscheinungen geben, die bloße Identifikationen sind, ohne daß sich Bewegung mit ihnen verbindet. Ihre gegenstandstheoretische Grundlage ist sofort erreicht, wenn wir, statt wie in unserer früheren Betrachtung[1]) von räumlich differenten, vielmehr von räumlich völlig gleichartigen Gegenständen ausgehen. Auch in ihrer zeitlichen Anordnung ergeben sich die bekannten drei Stadien.

Wir stellen uns also rein phantasiemäßig in variablem zeitlichen Abstande, aber an genau derselben räumlichen Stelle zwei (oder mehrere) Gegenstände von völlig gleichartigem Aussehen vor, etwa wieder weiße Striche, *a* und *b*, auf schwarzem Grunde. Wählen wir nun zunächst den zeitlichen Abstand so, daß eine sich deutlich aufdrängende Pause zwischen ihnen besteht, so haben wir auch hier das Stadium der Isolierung, das kein besonderes Problem darbietet: es sind dann eben an demselben Orte zwei numerisch verschiedene sukzedierende Striche gegeben, die sich nach Größe, Gestalt, Lage und sonstigen Qualitäten in keiner Weise voneinander unterscheiden und von denen der jeweils folgende erst auftritt, wenn der andere bereits eine Weile lang verschwunden oder unsichtbar geworden ist.

Ganz anders wird die Sachlage, wenn wir die Pause = 0 werden lassen und also das Ablösungsstadium erreicht ist. Beachten wir zunächst, daß hier natürlich, da es sich ja um rein gegenstandstheoretische Beziehungen handelt, das Verschwinden im eigentlichen Sinne gemeint ist: d. h., was wir uns denken, ist ein plötzliches, totales und spurloses Unsichtbar- oder Vernichtetwerden: es bestehen nicht etwa einige sukzessive Vernichtungsphasen, so daß beispielsweise ein seitliches Entweichen des Gegenstandes zu bemerken wäre, sondern er verschwindet momentan, gewissermaßen wie mit einem Zauberschlage, vollständig von der Bildfläche. In genau demselben Moment aber, in welchem dieses Verschwinden stattfindet, also sozusagen wieder mit demselben Zauberschlage tritt nun unserer Voraussetzung nach ebenso plötzlich und ebenso vollständig der neue Gegenstand an die Stelle des alten: mithin finden wir nunmehr an demselben Orte unmittelbar nacheinander und ohne merkbaren Übergang Gegebenheiten vor, die sich für uns sonst in keinem einzigen Punkte voneinander unterscheiden. Das heißt aber: die sukzedierenden Gegenstände machen sich in unserem Bewußtsein in durchaus keiner anderen Weise geltend als ein einziger ruhender Gegenstand, der während der Gesamtzeit ihres Vorhandenseins allein (intentional) erlebt wird; denn auch in diesem Falle sukzedieren für uns unmittelbar und ohne merkbaren Übergang mehrere ununterscheidbare Gegebenheiten, wie sich andererseits auch umgekehrt jeder gegebene Gegenstand, als neutrales

[1]) Oben S. 320 f.

Digitized by Google

oder bloß phänomenales Gebilde genommen, gedanklich in eine Reihe von beliebig vielen und entsprechend beliebig lange verharrenden unmittelbar sukzedierenden Gegebenheiten auflösen läßt.

Wir haben also hier offenbar den Fall der echten stroboskopischen Täuschung: Die in Wahrheit vorhandenen numerisch verschiedenen Gegenstände machen sich für uns unmittelbar ganz ebenso geltend wie ein einziger, der während derselben Zeit gegeben ist; und da sich andererseits in diesem Falle die Einstellung auf nur einen Gegenstand als die weitaus einfachere naturgemäß in unvergleichlich höherem Grade aufdrängen muß als die auf mehrere, so ergibt sich die Entstehung des wenn auch nur anscheinenden Eindrucks des Vorhandenseins eines einzigen Gegenstandes ganz von selbst.[1])

Wiederum ein anderer Tatbestand ergibt sich, wenn schließlich die Pause zwischen den fraglichen vorgestellten Gegebenheiten geringe negative Werte erreicht. Denn dann entsteht ein Stadium, in welchem sich die beiden Gegenstände (gänzlich oder nur in einigen Phasen) decken müssen. Auch hier resultiert ein einziger Gegenstand: dieser umfaßt aber nicht mehr wie vorher eine Gesamtheit zeitlich aufeinander folgender Momente sukzedierender Gegebenheiten, sondern diese Gegebenheiten bilden jetzt ein simultanes Ganze: soweit Deckung besteht, sind beide Gegenstände zu einem gleichzeitig gegebenen neuen Gegenstande kombiniert. Der neue Gegenstand kann sich nun freilich unserer Voraussetzung nach in seinen räumlichen Eigenschaften nicht von den beiden einzelnen Gegenständen unterscheiden, dagegen besteht hinsichtlich der materialen Qualitäten, zu denen natürlich auch der Stärke- und Helligkeitsgrad seiner Färbung zu rechnen ist, die Möglichkeit eines mehr oder minder ausgeprägten Gegensatzes.

Auch diese drei Stadien lassen sich, wenigstens in sehr großer Annäherung, mit Hilfe des Tautoskops verwirklichen; und auch hier müssen wir natürlich beachten, daß wir wegen der physiologischen Reizverhältnisse die Pause zwischen den Expositionen länger wählen müssen, als es abgesehen davon den intentional gesehenen Strichen entsprechen würde.

Das erste Stadium wird bei einer genügend langen Zwischenpause erreicht, das zweite — stroboskopische — dann, wenn der Strich *a* dem Beobachter in genau dem Moment als Ganzes entrückt wird, in dem *b* (ebenfalls als Ganzes) vor ihm erscheint, das dritte dann, wenn — beispielsweise durch Wegfall der rotierenden Blende — gleichzeitige Exposition von *a* und *b* erreicht ist. Nur im ersten Stadium werden zwei verschiedene Striche gesehen, im zweiten erscheint nur einer, der aber sowohl mit *a* wie auch mit *b* identisch ist und genau den Eindruck macht, als wäre entweder *a* oder *b* eben so lange gegeben wie tatsächlich *a* und *b* in ihrer Sukzession zusammen genommen. Im dritten Stadium endlich wird ebenfalls nur ein Strich intentional wahrgenommen: er ist aber (außer in den vorausgesetzten räumlichen Eigenschaften) weder mit *a* noch mit *b* identisch, sondern weist eine Lichtstärke auf, die von beiden beträchtlich abweicht.

Es ist nun höchst bemerkenswert, daß auch hier zur Herbeiführung weder des zweiten noch des dritten Stadiums die Tatsachen des Talbotschen Gesetzes irgendwie vorausgesetzt zu werden

[1]) Über täuschenden Schein im allgemeinen vergleiche man die wichtige Anmerkung 2 auf S. 193.

Digitized by Google

brauchen. Das muß deshalb betont werden, weil auch heute noch die Meinung verbreitet ist, daß zwar die stroboskopischen Bewegungserscheinungen nichts mit den physiologischen Besonderheiten der Netzhautreizung und den durch sie bedingten Verschmelzungstatsachen zu tun haben, wohl aber die stroboskopischen Erscheinungen in dem jetzt besprochenen, in gewisser Weise allgemeineren Sinne. So scheint es manchen, als könne gar kein Zweifel sein, daß z. B. die bei kinematographischen Vorführungen so beliebten ruhenden Titelüberschriften der einzelnen Szenen, die bekanntlich durch sukzessive Projektion einer großen Reihe unter sich gleichartiger Filmbandbilder dieser Überschriften zustande kommen, allgemein auf den Tatsachen des Talbotschen Verschmelzungsgesetzes beruhen. Das ist indessen nur in dem Sinne richtig, in welchem es beispielsweise auch richtig ist, daß Vergiftungen allgemein durch Injektion von Zyankalilösung herbeigeführt werden: d. h. es ist überhaupt nicht richtig. Es gilt nur für einzelne Fälle, in denen (wie in den jetzt verbreitetsten kinematographischen Projektionsapparaten) eben die Talbotsche Verschmelzung (richtiger nur ein ihr einigermaßen verwandter Vorgang)[1]) zur Herbeiführung der fraglichen Erscheinung ausgenutzt wird. Gerade bei den am vorzüglichsten arbeitenden Apparaten ist das nicht der Fall: sie sind nämlich so eingerichtet, daß die Netzhaut (bei gleichmäßiger Reizung derselben Stelle) überhaupt nicht von „periodisch veränderlichem und regelmäßig in derselben Weise wiederkehrendem Lichte getroffen wird",[2]) daß m. a. W. eine „sukzessiv-periodische" Reizung gar nicht stattfindet.[3]) Vielmehr gelangt hier fortwährend „objektiv" gleichviel Licht in das Auge, und die Wahrnehmung erfolgt in genau derselben Weise wie bei jedem beliebigen normal gegebenen und normal beleuchteten Objekt. Das Filmband wird nicht mehr, wie bei den gebräuchlichen Modellen, tatsächlich ruckweise bewegt, sondern läuft kontinuierlich ab, um lediglich „optisch stationär" gemacht zu werden, was zwar technisch ungleich vollkommener, aber prinzipiell in ganz derselben Weise geschieht wie schon in dem alten, im Jahre 1877 erfundenen Spiegelstroboskop oder „Praxinoskop":[4]) in beiden Fällen handelt es sich um eine realiter pausenlose Bildfläche: es wechselt nicht Hell mit Dunkel ab, sondern Hell mit Hell.

---

[1]) Denn bei den kinematographischen Apparaten darf die Sukzessionsgeschwindigkeit nicht über einen gewissen Wert gesteigert werden, da sonst i. a. störende Überdeckungserscheinungen der einzelnen Bilder eintreten (drittes Stadium). Für die Tatsachen des Talbotschen Gesetzes dagegen ist gerade umgekehrt die Unabhängigkeit von der Sukzessionsgeschwindigkeit das eigentlich Charakteristische (vgl. darüber z. B. K. Marbe, Theorie der kinematographischen Projektionen S. 27).

[2]) Helmholtz, Handb. d. physiol. Optik[2] S. 483.

[3]) Marbe a. a. O. S. 29.

[4]) Vgl. darüber Lehmann a. a. O. (Kinematogr.) S. 9.

[5]) Es ist natürlich ganz richtig, wenn Wertheimer (a. a. O. S. 240) die Theorie, welche das Abklingen der Erregung in den gereizten Netzhautstellen für die stroboskopischen Erscheinungen generell verantwortlich macht, darum ablehnt, weil es sich bei seinen Versuchen um Eindrücke handelt, die bei beträchtlichem Abstande bei fixem Auge entstehen. Es würde jedoch grundfalsch sein, daraus zu folgern, diese Theorie wäre, wenn es sich um identische Netzhautstellen handelt (oder gar generell beim Stroboskop, vgl. W. a. a. O. S. 240 Anm. 1), stets und unter allen Umständen im Recht. Das ist, wie die obigen Ausführungen zeigen, durchaus nicht der Fall. Es braucht also auch nicht etwa erst die

Digitized by Google

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß diese Apparate nicht etwa ausschließlich für die bloßen, einfachen Identitätstäuschungen in Frage kommen: sie haben vielmehr für alle kinematographischen Erscheinungen die denkbar größte Wichtigkeit, nicht nur weil sie die wichtigste und schädliche Art des sogenannten „Flimmerns" vermeiden (das überall, wo es sich um „Verschmelzungen" physiologischer Erregungsprozesse handelt, so gut wie unvermeidlich ist), sondern in erster Linie, weil eine naturgetreue Wiedergabe sehr rascher Bewegungen nur auf diese Weise möglich gemacht werden kann. Wir erwähnten aber die fragliche Vorrichtung hier deshalb, weil sie besonders schlagend und eindringlich dartut, daß Talbotsche Erscheinungen zur generellen Erklärung der stroboskopischen Täuschungen selbst da nicht in Frage kommen, wo man es der Natur der Sache nach am ersten erwarten könnte, nämlich beim Auftreten des gesehenen Gegenstandes an derselben Stelle des Gesichtsfeldes.

Die allgemeinen oder einfachen stroboskopischen Täuschungen interessieren uns aber hier vor allem deshalb, weil sie sich lediglich auf Grund der eigentlichen Wahrnehmung, also ohne Hinzuziehung der assimilativen restlos verständlich machen lassen. Zugleich läßt sich doch der Übergang zu den assimilativ bedingten stroboskopischen Täuschungen sehr leicht von ihnen aus aufweisen. Wir brauchen nämlich einen der beiden „Striche", die ja natürlich Rechtecke sind, nur ganz wenig merkbar zu verschieben, um sogleich, selbst wenn er bloß so angeordnet ist, daß er sich (bei Simultanexposition) noch partiell mit dem anderen deckt, eine assimilativ wahrgenommene Scheinbewegung zu erhalten. Sobald unmittelbar vor den Augen des Beobachters derselbe Gegenstand aus einem Orte *a* sich sozusagen in den benachbarten Ort *b* hinein fortsetzt, entsteht eben immer die Wahrnehmung einer Bewegung, und bei so geringen Unterschieden wie den hier vorausgesetzten wird das vielleicht manchen ganz unproblematisch vorkommen. Es ist in Wahrheit genau so unproblematisch, freilich auch genau so problematisch wie die Tatsache, daß eine aus bloßen Punkten zusammengesetzte „Kreislinie" eben als Kreislinie oder ein den Julius Cäsar darstellender Schauspieler als Julius Cäsar „wahrgenommen" wird.

Tatsache herangezogen zu werden, daß stroboskopische Bewegungserscheinungen noch gesehen werden, wenn eine kurze Dunkelpause zwischen den beiden gegebenen „Phasen" bemerkt wird. Auch bei völlig ununterbrochenem, dauerndem Sehen desselben phänomenalen Gegenstandes kommt die fragliche Theorie nicht notwendig in Betracht.

Unglaublich ist es, daß sich in den Lehrbüchern auch jetzt noch Anschauungen breit machen, die den „Nachbildern" eine (wenn auch vielleicht sekundäre) Rolle in allen stroboskopischen Erscheinungen zuweisen. Ich vermag das nur darauf zurückzuführen, daß hierbei das „noch Gegebensein" der vorangehenden Phase (nämlich in der Weise der primären Erinnerung) beim Auftreten der neuen mit dem (natürlich davon toto genere verschiedenen) Gegebensein eines „Nachbildes" dieser Phase verwechselt wird.

Was endlich speziell das Talbotsche Gesetz anbelangt, so hat es genau genommen nicht einmal dann eine Bedeutung, wenn tatsächlich das Abklingen der Erregung für das ununterbrochene Sehen in Frage kommt: vgl. oben S. 355 Anm. 1. Es ist in der Tat genau so, wie ich es früher einmal (Str. T. S. 543) grotesk formuliert habe: die stroboskopischen Erscheinungen beruhen ebensowenig auf dem Talbotschen wie auf dem Gravitationsgesetz.

Digitized by Google

§ 130. Anhang II: Die freien stroboskopischen Erscheinungen.

Noch aus einem anderen Grunde verdienen die allgemeinen stroboskopischen Täuschungen hervorgehoben zu werden. Sie sind nämlich viel unabhängiger von den speziellen Apparaten und kommen deshalb frei in der wahrnehmbaren Natur vor, in mannigfachen Formen: wir können sie darum in diesem Falle *freie* stroboskopische Täuschungen nennen.

Ein besonders einfacher Fall einer solchen Täuschung liegt vor, wenn man einen homogen gefärbten dünnen Streifen in seiner eigenen Längsrichtung hinter einem in einem Schirm befindlichen schmalen Spalt, den er in einem beliebigen schiefen Winkel schneidet, rasch vorbeizieht. Soweit der Schirm dem Beschauer die tatsächliche Bewegung verbirgt und die Umstände sonst günstig sind, wird das durch den Spalt abgeschnittene Streifenstück in Ruhe erscheinen. Der Grund ergibt sich auf dem Boden unserer Anschauung von selbst: es befinden sich zwar sukzessiv immer andere Streifenteile im Spalte; da sie sich aber durch nichts voneinander unterscheiden und infolgedessen ganz wie in den früheren Fällen ihr Wechsel, ihr Kommen und Gehen verborgen bleibt, so erscheint das durch den Spalt abgeschlossene Streifenstück als ruhendes Gebilde, das identisch an seiner Stelle verharrt.

Gesetzt nun ferner, es zeige ein solches *ruhend erscheinendes* Streifenstück dem Beschauer eine Bewegung (parallel zu sich selbst) in der *Längsrichtung* des Spaltes, so ist klar, daß sich ihm auch jetzt noch nicht ansehen läßt, ob fortgesetzt neue Teile in den Spalt eintreten oder ob Ruhe *in dieser Hinsicht* vorliegt: man kann m. a. W. nicht unterscheiden, ob die Bewegung in der Längsrichtung nur einem identisch *erscheinenden* Stücke zukommt oder einem *tatsächlich* identischen, also *im übrigen* ruhenden Gebilde. Im ersteren Falle muß eine Bewegung in derselben Richtung auch *dann* zum Vorschein kommen, wenn der Streifen *senkrecht zur Längsrichtung des Spaltes* bewegt wird. In der Tat sieht man, wenn dies geschieht, stets eine sehr deutliche Bewegung in dem angegebenen Sinne.

Ja es verführt die Abschneidung durch den Spalt selbst *dann* noch zu einer isolierenden Betrachtung des Streifenstückes, wenn dessen tatsächliche Bewegung *nicht ganz unbemerkt* bleibt: der Bewegungseindruck haftet lediglich an der gesehenen *Form*, auch wenn sich *innerhalb dieser Form* noch weitere Bewegungen vorfinden. Ich sehe, wenn ich den Spalt z. B. lotrecht vor mir habe, *auch in diesem Falle* einen realen, in Gestalt und Größe fortwährend gleich bleibenden Gegenstand sich auf- und abbewegen, nämlich eben das isolierte Streifenstück. Indem sich nämlich die im Grunde allein gegebenen, sich sukzessiv aneinanderreihenden, lediglich *gleichartigen* Streifenstücke in der Wahrnehmung zu einem *identischen* Ganzen zusammenfügen, entsteht zunächst eine stroboskopische Täuschung von ganz derselben Art wie beim Tautoskop, wenn sich die beiden Objekte räumlich (und auch sonst) *nicht* unterscheiden: es entsteht m. a. W. eine *reine* Identitätstäuschung. Wenn nun außerdem, wie dies sich in unserem Falle als Folge der vorausgesetzten realen Bewegung (senkrecht zur Spaltrichtung) auf Grund einfacher phoronomischer Beziehungen ergibt, die einzelnen sukzedierenden Streifenstücke kontinuierlich eine immer andere und andere Lage einnehmen, so muß das ihnen entsprechende, *scheinbar* identische *eine* Streifenstück ebenfalls seine Lage kontinuierlich ändern,

Digitized by Google

d. h. es muß sich für den Beschauer in der durch diese Lageänderung vorgezeichneten Weise bewegen.

Diese Scheinbewegung entspricht übrigens keineswegs genau der stroboskopischen Bewegungstäuschung. Man könnte sie immerhin mit dem Tautoskop einigermaßen nachahmen, wenn man in unserer letzten Anordnung[1]) während der Dauer der gesamten Exposition die beiden wahrgenommenen Striche in der Weise realiter bewegte, daß der erste Strich während der Zeit seiner Sichtbarkeit die erste, der zweite in der entsprechenden Zeit die zweite Hälfte der gesehenen Bewegung ausführt. Dann nämlich hätte man auch hier das verwirklicht, was das eigentliche Wesen der Streifentäuschung ausmacht: die tatsächliche Bewegung eines scheinbar Identischen. Die stroboskopische Bewegungstäuschung dagegen ist die scheinbare Bewegung eines scheinbar Identischen: nur darum bedurften wir ja, um sie verständlich zu machen, der assimilativen Wahrnehmung; für die Streifentäuschung reichen wir mit der eigentlichen Wahrnehmung vollkommen aus: die Bahn der Bewegung und mit ihr die Zwischenphasen des bewegten Gegenstandes sind hier in der Wirklichkeit vorhanden.

Eine sehr bekannte und besonders eindringliche Modifikation derselben Täuschung erhält man, wenn man die isolierende Wirkung des Spaltes dadurch ersetzt, daß man den schrägen Streifen auf einen Zylinder aufrollt; man erhält dann bei Rotation des Zylinders um seine Achse die zuerst von Poggendorff beschriebene Schraubentäuschung: der nunmehr schraubenförmig gewundene Streifen und so überhaupt die Schraubengänge jeder beliebigen Schraube scheinen längs der Achse fortzuwandern, „vor- oder rückwärts, je nachdem die Rotation gleiche oder entgegengesetzte Richtung mit dem Gewinde hat".[2]) Nur eine etwas andere Form genau desselben Phänomens ist übrigens die bekannte „Plateausche Spirale", eine um ihren Ausgangspunkt rotierende Spirallinie, die je nach der Rotationsrichtung (radial) zu wachsen oder zu schrumpfen scheint.

Noch allgemeiner bekannt ist endlich eine weitere Modifikation der Streifentäuschung, die diese zugleich mit der Relativität des Bewegungseindrucks verbindet: das scheinbare Auf- und Abschwingen der Telegraphendrähte, das man bei jeder Eisenbahnfahrt beobachten kann. Hier bilden natürlich die Drähte den Streifen, während der Spalt durch das Abteilfenster ersetzt ist.[3])

Auch diesen Erscheinungen gegenüber hat gegenwärtig der „Physiologismus" die Oberhand: man sucht sie auf Grund der Exnerschen Lehre von der „Bewegungsempfindung" zu erklären. So werden beispielsweise von einem neueren Autor[4]) gewisse rein physiologische Erklärungsprinzipien angeführt, die er ebenso bündig und klar wie sprachlich wohllautend als die

---

[1]) D. h. bei räumlich völlig gleichartigen Objekten *a* und *b*.

[2]) Poggendorffs Annalen Bd. XXII S. 601; vgl. dazu Str. T. S. 405 ff. Eine ähnliche Modifikation derselben Täuschung ist die „Plateausche Spirale", auch die in der Natur sichtbaren Wellenbewegungen gehören hierher. Vgl. Str. T. S. 408 f.

[3]) Über andere freie stroboskopische Täuschungen (in unserem Sinne der „Identifikationstäuschungen der unmittelbaren Wahrnehmung") vgl. Str. T. S. 396 ff., S. 462 ff., ferner Lehmann a. a. O. (Kinematogr.) S. 15 ff.

[4]) Pleikart-Stumpf, Zeitschr. f. Psych. Bd. 59 S. 321 ff.

Digitized by Google

auf Grund gleichsinniger E. Ü. sich entwickelnden B. E. Pr. bezeichnet.[1]) E. Ü. sind nämlich „Erregungsübergänge", d. h. Übergänge aus einem Erregungszustande einer Netzhautstelle in einen anderen, wenn die Netzhaut mit über sie hinwandernden Konturen gereizt wird. Gleichsinnig heißen zwei solche Übergänge dann, wenn beide von einem helleren zu einem dunkleren Lichteindruck oder umgekehrt erfolgen.

Wenn auf der Netzhaut zwei gleichsinnige E. Ü. innerhalb eines gewissen Umkreises nebeneinander und in einem gewissen zeitlichen Abstande nacheinander auftreten, so entstehen angeblich B. E. Pr., d. h. Bewegungsempfindungsprozesse, deren wichtigstes und für uns hier allein in Frage kommendes Resultat die „Empfindung" einer Bewegung in der Richtung der Aufeinanderfolge ist. Da sich nun aber nach diesem Gesetz häufig mehrere gleichzeitige und verschieden gerichtete Bewegungen an derselben Netzhautstelle ergeben müßten, nimmt der Autor auf Grund eines besonderen hypothetischen Hilfsgesetzes an, daß unter diesen Umständen die „empfundene" Bewegung in der Richtung der Resultierenden stattfinde, während die einzelnen zusammenwirkenden B. E. Pr. nur als „Bewegungstendenzen" in Frage kommen.[2]) Denken wir uns also unseren Streifen etwa als dunkles Gebilde auf hellem Grunde, so ergibt sich nach den Beobachtungen des Autors auf Grund der angeführten Gesetzmäßigkeiten ein Fortrücken des Streifens senkrecht zu sich selbst.

An diesen Ausführungen ist zunächst der deskriptive Tatbestand nicht richtig. Die gesehene Scheinbewegung erfolgt gar nicht senkrecht zur Richtung des Streifens, sondern, wie wir schon immer hervorhoben und es auch sonst in der Literatur stets hervorgehoben wurde,[3]) in der Längsrichtung des Spaltes (oder in der Richtung der Achse des Zylinders usw.), also senkrecht zur wirklichen Bewegung und mithin schief zur Streifenrichtung.

Aber auch wenn der Tatbestand richtig beschrieben wäre, würde er durch die angegebenen Gesetzmäßigkeiten nicht erklärt werden können. Denn diese lassen gerade das Wichtigste unberücksichtigt: daß nämlich die Täuschung nur eintritt, wenn aus dem Streifen bestimmte Stücke für die Betrachtung isoliert sind, wie es eben durch Spalt, Zylinder oder durch Umsetzung in Spiralenform geschieht. Ferner: die Täuschung ist aufgehoben oder doch sehr wesentlich vermindert, wenn man auf dem Streifen genügend deutliche Markierstellen anbringt. Beide Tatsachen werden auf Grund unserer Anschauung sofort verständlich, für die physiologische Theorie bedeuten sie eine Schwierigkeit.[4]) Denn der isolierende Spalt sowohl wie

---

[1]) Vgl. S. 329 Anm. 1.

[2]) Daß diese Gesetze auch abgesehen von dem besonderen Fall, den sie erklären sollen, nicht richtig sind, ergibt sich schlagend aus unserer Positiv-Negativ-Bewegung (vgl. oben S. 331 ff.). Denn hier entsteht der Eindruck einer Bewegung aus der Aufeinanderfolge und in der Richtung zweier Erregungsübergänge, die in der Terminologie unseres Autors durchaus ungleichsinnig genannt werden müssen.

[3]) Poggendorffs Annalen Bd. 22 S. 601; Stern, Zeitschr. f. Psych. Bd. 7 S. 329 f.; Linke, Str. T. S. 405 f; Lehmann a. a. O. (Kinem.) S. 23 usw.

[4]) Da für Wertheimer, der dieselben Erscheinungen mit Hilfe seines φ-Phänomens erklärt (a. a. O. S. 232), offenbar dieselben Schwierigkeiten bestehen, bedeuten die obigen Ausführungen zugleich auch einen neuen Einwand gegen die Wertheimersche Theorie.

Digitized by Google

das Fehlen oder ungenügende Hervortreten der Markierstellen hat ja natürlich nur die eine Bedeutung, die falsche „Identifikation" (in unserem wohldefinierten Sinne[1]) zu ermöglichen, die nun einmal allem Physiologismus zum Trotz die eigentliche Grundbedingung dieser wie aller anderen „stroboskopischen" Erscheinungen ist.

Schluß.

Rückblick. Zusammenfassung.

„Immer mehr gewinnt man die Überzeugung, sagt Benussi einmal,[2]) daß der Apsychologismus für die Psychologie von gleicher Bedeutung ist, wie der Psychologismus für die mit Psychologie zusammenhängenden philosophischen Zweigdisziplinen." Ich glaube, die Untersuchungen, die uns hier beschäftigt haben, können als ein Beleg für den ersten Teil dieses Satzes angesehen werden: sie verfolgen das gemeinsame Ziel, den Psychologismus innerhalb der Psychologie allgemein zu überwinden, und suchen zuletzt zu dieser Überwindung an der Hand eines konkreten Beispiels einen speziellen Beitrag zu liefern.

Von einem Psychologismus innerhalb der Psychologie zu reden, wird freilich manchen höchst befremdlich klingen. Psychologismus ist doch wohl Psychologie an falscher Stelle: wie aber sollte innerhalb der Psychologie selbst Psychologie an falscher Stelle sein?

Wir brauchen uns indessen nur die eigentümliche Beziehung vieler psychischer Erlebnisse zu vergegenwärtigen, die sie zu solchen Gegenständen haben können, die von ihnen selbst verschieden sind, um sofort einzusehen, wie weit „Außerpsychisches" in das psychologische Problemgebiet hineinragt. Denn die von den Erlebnissen erfaßten Gegenstände sind ja sehr häufig außerpsychischer Natur und innerhalb eines umfangreichen Erlebnisgebietes müssen sie es sogar offenbar ausnahmslos und mit Notwendigkeit sein.

Offenbar — wenigstens nach unserer Überzeugung: andere freilich sind anderer Ansicht. Und von hier aus rollte sich unser Problem auf: das Problem der sogenannten „sinnlichen" Wahrnehmung. Wir glaubten diese Wahrnehmung kurz als „Außenwahrnehmung", als Wahrnehmung nicht-psychischer individueller Gegenstände charakterisieren zu können. Aber das führte uns in einen Gegensatz zur herrschenden Meinung. Es scheint, daß das „sinnlich" Wahrgenommene sehr oft durchaus psychisch ist: die sogenannten Sinnesqualitäten sind ja in der Außenwelt nicht vorhanden, also als „subjektiv" psychischer Natur. Und können wir nicht an ihnen, ja können wir nicht sogar u. U. an

---

[1]) Vgl. oben S. 278.
[2]) Psychologie der Zeitauffassung S. 497, Anm. 2 von S. 495.

Digitized by Google

geometrischen Figuren, an Flächen und Linien unzweifelhaft psychologische Untersuchungen vornehmen? Es handelt sich doch wohl in allen diesen Fällen um „Bewußtseinsinhalte".

Wir antworteten: es ist nicht wahr, daß die sogenannten Sinnesqualitäten generell in der Außenwelt nicht vorhanden sind. Wer das behauptet, verwechselt Außenwelt mit wirklicher Außenwelt. Blau ist eine „dingliche", besser gesagt eine Außenseinsqualität: es kann seiner Natur nach nur an räumlich Ausgedehntem bestehen. Der blaue Himmel fungiert als Raumgebilde, nur eben nicht als wirkliches Raumgebilde und man nennt ihn deshalb „nur subjektiv" bestehend: aber „subjektiv" ist ein lächerlich vieldeutiges Wort und besagt in diesem Sinne keinesfalls so viel wie „psychisch". Psychisches (wie auch Physisches in einer naheliegenden Wortbedeutung) umfaßt Wirkliches und Unwirkliches zugleich.

Aber wenn ein unwirkliches Gebilde nicht in der wirklichen Welt vorhanden ist, dann muß es doch wohl „im Bewußtsein" vorhanden sein. Gewiß — aber dann ist „im Bewußtsein" eben nur ein anderer Ausdruck für „nicht-wirklich"; keinesfalls darf aber „im Bewußtsein vorhanden" soviel wie „als Bewußtseinstatsache, Bewußtseinsinhalt oder Erlebnis" vorhanden bedeuten: an nicht-wirklichen Dingen kann ich, ja muß ich in entscheidenden Fällen geometrische Feststellungen machen, an Bewußtseinserlebnissen wären solche Feststellungen widersinnig.

Sind aber nicht vielleicht „Bewußtseinsinhalte" noch etwas anderes als „Erlebnisse"? Das führte uns auf ein schwieriges, aber in der Eigenart seiner mannigfachen Umbildungen überaus anziehendes Problem, das wir als Inhalt-Gegenstandsproblem bezeichneten und in seiner historischen Entwicklung verfolgten. Das Ergebnis war unter anderem, daß sich gerade der Inhaltsbegriff als ganz außerordentlich mit verwirrenden Mehrdeutigkeiten belastet erwies, und es erschien uns deshalb als unzweckmäßig, ihn noch weiter zu verwenden. Klar dagegen hoben sich zwei andere Begriffe hervor: erstens der des Gegenstandes in dem denkbar weitesten Sinne des „Etwas" überhaupt,[1]) zweitens der des Erlebnisses oder Aktes und speziell des einen Gegenstand erfassenden (intentionalen) Aktes.

Wie unterscheidet sich der Gegenstand „Erlebnis" von anderen Gegenständen? Ein Gedankenexperiment — Gedankenexperimente zeigten sich uns als genaues Gegenteil der echten, (echte) Beobachtungen einschließenden und von Induktionen überwachten Experimente — ein Gedankenexperiment brachte Aufschluß und lehrte uns dieses: Ein konkret (d. h. als selbständiger Gegenstand) gegebenes Gebilde ist dann ein Erlebnis, wenn

[1]) In diesem weitesten Sinne sind also beispielsweise die Kantischen Kategorien, die den „Gegenstand" in einem offenbar ganz anderen Sinne erst konstituieren, selbst schon Gegenstände.

Digitized by Google

es unabtrennbar (d. h. in der Weise eines unselbständigen Teilgegenstandes) mit einem anderen ebenfalls unselbständigen Gebilde wesensnotwendig verbunden ist: kein Kummer ohne jemanden, der bekümmert, keine Freude ohne jemanden, der erfreut ist, und so allgemein kein Gefühls-, kein Willens-, kein Wahrnehmungs- oder Vorstellungsakt ohne ein fühlendes, wollendes, wahrnehmendes, vorstellendes Etwas. Indem wir dieses Etwas das „Ich" nannten, gewannen wir nicht nur einen von jeglicher „Mystik" freien Ichbegriff, sondern auch eine völlig klare und einwandfreie Abgrenzung der Erlebnisse oder Bewußtseinstatsachen: denn nur die Einheit der Erlebnisse vermochten wir von dem nunmehr gewonnenen Standpunkte aus als Bewußtsein gelten zu lassen. Die Bewußtseinserlebnisse faßten wir dann weiter mit den „reproduzierbaren" Spuren von ihnen (worin diese auch immer bestehen mochten) und den Dispositionen zu künftigen Akten zum Gesamtgebiete des Psychischen zusammen und nannten die Wissenschaft, die von ihm handelt, die Psychologie.

Nunmehr bedurften wir auch zur Bestimmung des „Physischen" nicht mehr des (vielleicht nicht ganz unbedenklichen) Umwegs über den Raum, denn es stellte sich jetzt einfach als das „Ichfremde" heraus, als die Gesamtheit alles konkret Existierenden (nebst seinen Teilen), soweit es nicht mit einem Ich, einem Erlebnis oder der Disposition dazu zusammenfällt. Weil indessen das Wort „physisch" oft spezieller das Physisch-Wirkliche bezeichnet, wählten wir den vorsichtigeren und natürlich nicht wörtlich zu nehmenden Ausdruck „Außensein".

In den schärfsten Gegensatz zu den jetzt herrschenden Anschauungen gerieten wir, als wir nun weiter der Lehre entgegentraten, die da glaubt, das Gegebene (namentlich soweit es nicht-wirklich ist) als vom erfassenden Bewußtsein abhängig auffassen zu müssen. Nehmen wir indessen, wie wir unbedingt müssen, das Gegebene nur so, wie es im gebenden Akte selbst gemeint ist, und halten wir unseren wohlbegründeten Bewußtseinsbegriff aufrecht, so zeigt sich, daß das falsch ist. Alle gegebenen Gegenstände, auch der blaue Himmel oder etwa Gespenster, stellen sich vielmehr als etwas vom gebenden Akte Verschiedenes dar, das unmittelbar genommen keineswegs von ihm abhängig ist: es gehört einer in diesem Sinne von ihm unabhängigen Schicht an, ist „aktfremd", wie wir gesagt hatten. Selbst der phantasierte und von mir für nicht-wirklich gehaltene Gegenstand eines Märchens stellt sich mir in gewisser Weise als von mir unabhängig dar, und ich meine mit seiner Nichtwirklichkeit nur, daß ihm ein bestimmtes Merkmal, nämlich seine „Individualität" oder, wie wir weniger mißverständlich sagten, seine „Diesartigkeit", d. h. die feste Zeitstelle, mit der er stets (sei es auch lediglich in der höchst vagen, ihre Auffindbarkeit nicht ermöglichenden Weise des „es war einmal") versehen gegeben ist, in

Digitized by Google

Wahrheit nicht selbst (unabtrennbar) zukommt, sondern ihm in einem besonderen Akte von irgend jemand beigelegt wurde. Und so meinen wir allgemein, wenn wir ein „Dies" als nicht-wirklich bezeichnen, daß ihm der Index der Diesartigkeit nicht selbst zukommt, sondern irgendwie aus mir" stammt, aus meiner „Seele", aus der Gesamtheit meines psychischen Seins. Halte ich etwa einen „sinnlich" wahrgenommenen Gegenstand — einen wahrgenommenen diesartigen Außengegenstand — für nicht-wirklich, so heißt das, daß ihm die feste zeitliche Stelle, die ihm die jeweilige Wahrnehmung beilegt, und folglich seiner Natur nach auch seine feste Raumstelle in Wahrheit nicht selbst zukommt, sondern der psychischen (oder psychophysischen) Organisation des Wahrnehmenden entstammt. Ohne diese Stellen aber (ohne raumzeitliche Begrenzung) bleibt von dem Gegenstande offenbar nur sein „ideeller Sinn" übrig, der als der eines Außengegenstandes selbstverständlich als etwas von mir in jeder Hinsicht Unabhängiges gemeint sein muß, aber gleichwohl darum zu nichts Wirklichem wird. Wir haben also das Ideelle („Zeitlose") und das Diesartige („Individuelle") sowie als dessen Spezialfall das Wirkliche („Reale") auseinanderzuhalten. Alles als Diesartiges Gegebene („Phänomenale" im weiteren Sinne) ist an und für sich „neutral": es kann sowohl wirklich sein wie nicht-wirklich („bloß phänomenal").

Das bloß Phänomenale und das Ideelle werden vielfach miteinander vermengt und in ihrem gegenseitigen Verhältnis nicht richtig erkannt: ein Phänomenales steht niemals beziehungslos neben dem entsprechenden Wirklichen, sondern beide gehorchen denselben Idealgesetzen. Ein phänomenaler Raum (etwa der Sehraum) ist ein räumliches Dies und also in demselben Sinn ein individueller „Fall" des ideellen (Euklidischen) Raumes wie jedes — sei es bloß phänomenale, sei es wirkliche — individuelle Paar von Gegenständen ein individueller „Fall" der Zweiheit überhaupt oder der Zahl Zwei ist, und wie dieses den Idealgesetzen der Zweiheit, so gehorcht jener den Idealgesetzen des (Euklidischen) Raumes, steht also mit jedem der wirklichen Welt angehörigen Raumdinge (nicht aber mit „dem" [ideellen] Raume) auf gleicher Stufe.[1]) —

[1]) Es sei hier noch eine ergänzende Bemerkung gestattet. Wir vertreten, wie kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden braucht, die „Moment-Theorie" des Raumes im Stumpfschen Sinne: sie ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, wenn man, wie wir, die sogenannten Sinnesqualitäten als Eigenschaften der räumlichen Gegenstände ansieht. Das Räumliche ist ein „Moment" wie die Farbe. Wichtig ist dabei, zu beachten, daß den Raumgebilden, ja dem Raum überhaupt immer nur die einzelne Farbe entspricht. Daß die sogenannten Farbenkontinua künstliche Gebilde sind, deren „Kontinuität" mit der des Raumes an sich nichts zu tun hat, diese zur Vermeidung mißverständlicher Auffassungen über das gesamte Raumproblem äußerst wichtige Feststellung ist das Verdienst von Schmied-Kowarzik, dessen Anschauungen über den Raum wir also

Digitized by Google

Was wir hier auseinanderhalten, der phänomenale, der ideelle und der wirkliche Außengegenstand, das floß alles in dem alten Begriffe des „Inhalts" mehr oder minder unklar zusammen, es wurde aber außerdem noch mit etwas von ihm fundamental Verschiedenem (weil Psychischem) vermengt, nämlich den Empfindungen. Wie wir die auf Grund einer völlig überflüssigen Anleihe bei der Physiologie „sinnlich" genannten Wahrnehmungen rein psychologisch und zugleich gegenstandstheoretisch als Wahrnehmungen von Außengegenständen fassen konnten, so bestimmen sich nun die Empfindungen durch gewisse Teilmomente dieser Gegenstände. Jeder selbständige Gegenstand zeigt nämlich zwei Arten unselbständiger Teile: formale und materiale. Die formalen machen den Form- oder Gestaltcharakter der betreffenden selbständigen Gegenstände aus, die materialen charakterisieren ihn als rot, blau, hell, kalt, warm, süß, leicht, schwer usw. Beide Teile können an dem in voller Selbständigkeit als das, was er ist, „selbst" oder anschaulich (d. h. nicht signitiv) gegebenen Gegenstande auf Grund eines einfachen Kriteriums (§ 104, vgl. § 66) unterschieden werden. Ferner: der selbstgegebene Gegenstand wird durch einen intentionalen Akt erfaßt, der je nach der Besonderheit des Gegenstandes ein anderer ist: das bloße Erfassen des Aktes als solches heißt Aktform oder Aktcharakter, seine vom Gegenstande abhängige — ihm „gekoppelte" — Eigentümlichkeit Aktstoff oder Aktmasse. Da sich die ganze Besonderheit des Gegenstandes in der Aktmasse geltend macht, so muß sich in ihr sowohl ein dem formalen wie dem materialen Teile des Gegenstandes entsprechendes Moment wiederfinden: jenes heißt Gestalterlebnis, dieses Empfindung. Die Empfindung ist also weiter nichts als das Wahrnehmungserlebnis der Außenseinsmomente Rot, Blau, Warm usw.: die Lehre von der „beseelenden Tinktion" der Empfindungen entspricht nicht den Tatsachen. Intentionalität ist nie und nimmermehr Interpretation. Während bei den sogenannten „höheren" Empfindungen diese selbst relativ unbemerkt bleiben — die Anerkennung unbemerkter Gegebenheiten hatte sich uns nicht bloß als zulässig, sondern als unumgänglich erwiesen (§§ 24, 74) — bleiben bei den „niederen" Empfindungen umgekehrt die Außenseinsmomente unbemerkt und wohl auch tatsächlich unentwickelt, sind aber doch auch hier als „Ausgangszonen" eines sich unmittelbar als real darstellenden Prozesses nachzuweisen, dessen schließliche Hauptphase eben als Hunger, Durst, Süßigkeit usw. qualifiziert ist.

Aber sind nicht Rot, Blau u. dgl. deshalb psychisch, weil sie

---

im übrigen nicht zu billigen vermögen. Vgl. Schmied-Kowarzik, Raumanschauung und Zeitanschauung, Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 18 S. 94 ff. sowie Umriß e. neuen analyt. Psychol., Leipz. 1912 S. 208 ff., ferner als eine Auseinandersetzung der Grazer Schule mit den Anschauungen dieses Autors: J. Krugs Aufsatz im Arch. f. d. ges. Psych. Bd. 33 S. 241 ff.

Digitized by Google

sich zu Gegenständen der Selbstbeobachtung machen lassen? Dann müßten auch Linien und Flächen psychisch sein: es zeigte sich uns aber, daß Selbstbeobachtung hier der Hauptsache nach nur die Beobachtung von Etwas bedeutet, die zu psychologisch bemerkenswerten Ergebnissen führt.

Ferner: das, was wir Gegenstände nennen, kann deutlicher und undeutlicher werden. Kennzeichnet es sich dadurch nicht als psychisch? Nein, denn Deutlichkeit ist als Unvollkommenheit der Vermittlung von etwas, das als vorhanden vorausgesetzt wird (das da ist oder doch da sein müßte), lediglich eine normative Beziehung, die obzwar sie auf der Gegenstandsseite besteht, doch die Gegenstände selbst unverändert läßt.

Wie unterscheidet sich die Aktform oder der Aktcharakter der Außenwahrnehmung von dem der entsprechenden Vorstellung? Darauf konnten wir zunächst mit Sicherheit eine negative Antwort geben: nicht durch das Bestehen von sogenannten „Reizen" Reize sind kein phänomenologisches Kriterium und führen außerdem auf die sogenannte „Konstanzannahme", die wir unbedingt ablehnen müssen. Auch darf man Reize nicht, wie dies sehr beliebt ist, mit den intentionalen Außengegenständen verwechseln. Diese Gegenstände stehen nämlich, so sehr gerade dies dem unmittelbaren Eindruck nach der Fall zu sein scheint, durchaus in keinem realen Kausalverhältnis zu den sie jeweils erfassenden Akten: sie entstehen und verschwinden instantan mit ihnen — in scharfem Gegensatz zu den Reizen. Das Verhältnis des Reizes (des „Wahrnehmungsreales", als welches wir ihn vom psychologischen Standpunkte aus präziser zu bestimmen suchten) zum entsprechenden wahrgenommenen Gegenstande (dem „Wahrnehmungsintentional"), etwa des Blaureizes zum gesehenen Blau, ist also ebenfalls kein real-kausales und überhaupt auch sonst (bei parallelistischer Hypothese) kein reales; sondern: der natürlich reale Reiz bewirkt zunächst die ebenfalls reale physiologische Erregung, die sodann mit dem nicht minder realen psychischen Akterlebnis (kausal oder sonstwie) verbunden ist; zugleich mit diesem Akte besteht aber der wahrgenommene intentionale Gegenstand, der sich zwar unmittelbar als wirklich darstellt, ja sogar ebenso unmittelbar den Eindruck der kausalen Beeinflussung des Bewußtseins mit sich führt, der aber in Wahrheit neutral ist und also keineswegs wirklich zu sein braucht: er gehört einer anderen Schicht an und steht infolgedessen gänzlich außerhalb einer wirklichen Kausalbeziehung zum Akt.

Die dem bloßen unmittelbaren Eindruck nach vorhandene Beeinflussung des jeweils gegebenen Bewußtseinszustandes durch den Außengegenstand, das „Hineintönen", „Hineinleuchten", allgemein das Eindringen in das eben aktuelle Bewußtsein ist es nun, das die Außenwahrnehmung statt des Reizes charakteristisch von der

Digitized by Google

Vorstellung unterscheidet. Außerdem sind Vorstellungen, wie das im Falle der Erinnerungen besonders klar hervortritt, stets „Schachtelerlebnisse", d. h. Akte, von denen zunächst Akte und erst durch sie die ihnen intentional zugeordneten Gegenstände erfaßt werden.

Der unmittelbare Eindruck der Wirklichkeit eines gegebenen Gegenstandes — seine Wirklichkeitssuggestion, wie wir ihn zur Unterscheidung von dem diesem Gegenstande u. U. fehlenden echten Wirklichkeitscharakter genannt hatten, — könnte und kann an und für sich auch ohne das erwähnte Bewußtsein der gleichzeitigen Beeinflussung durch diesen Gegenstand also außerhalb der bisher so genannten Wahrnehmung bestehen. Insonderheit zeigt die Beobachtung, daß manches, was, wie z. B. fremde Bewußtseinszustände, der Natur der Sache nach nicht eigentlich wahrgenommen werden kann, sich doch mit demselben unmittelbaren Wirklichkeitseindruck versehen einstellt wie das als mit ihm verbunden Wahrgenommene. Solche Teilnahme des bloß Vorgestellten an der Wirklichkeitssuggestion des „eigentlich" Wahrgenommenen nannten wir assimilative Wahrnehmung, wobei zum Überfluß auch hier noch einmal ausdrücklich hervorgehoben sei, daß dieser Begriff an und für sich auch nicht das allermindeste mit Assoziationen und reproduktiven Prozessen zu tun haben soll.

Beispiele solcher assimilativen Wahrnehmung (neben der wir übrigens noch drittens die „sekundäre" Wahrnehmung unterschieden hatten) fanden wir vor allem in den Fällen des sogenannten „Ansehens von" gewissen Eigenschaften: man sieht dem Eisenblock die Schwere, dem Samt die Weichheit, dem lachenden Gesichte die Fröhlichkeit an. Hier wird überall in gewisser Weise „wahrgenommen", nicht bloß vorgestellt, auch nicht etwa geurteilt. Besonders wichtig werden nun aber Fälle wie die, in denen beispielsweise eine aus bloßen Punkten bestehende Figur, die sich sehr deutlich als keine geschlossene Kurve und speziell als kein Kreis kennzeichnet, gleichwohl als Kreis „wahrgenommen" wird.

Wir wurden dadurch auf das Problem der Gestaltwahrnehmung geführt. Hier ergab sich als einfache Konsequenz unserer bisherigen Feststellungen, daß wir die verbreitete Lehre von der „Fundierung" der Gestalten in „Empfindungen" ablehnen mußten. Natürlich ist das Umgekehrte richtig. Will man überhaupt von einer Fundierung reden, so muß man von der konkreten Gestalt ausgehen — wie wir das auch in dieser Übersicht bereits getan hatten. Nach einer „Entstehung" der konkreten Gestalten überhaupt zu fragen, hat ebensowenig einen Sinn, wie wenn man etwa versuchen wollte, nach der Entstehung eines Etwas überhaupt aus — „etwas" zu fragen, das nicht schon selbst wieder ein Etwas wäre. Nur Umgestaltungen, Umänderungen, Umformungen von Gestalten bilden ein Problem.

Digitized by Google

Und hier interessierte uns nun der Fall der Umgestaltung durch assimilative Wahrnehmung. Das erwähnte „Hineinsehen" der Kreisform in die punktierte „Linie" gehörte hierher. Ebenso aber auch der analoge Fall der sogenannten „stroboskopischen" Bewegung: der bloße Ortswechsel eines Gegenstandes wird als Bewegung „wahrgenommen", trotzdem doch zugleich wieder die „Wahrnehmung" aufs deutlichste zeigt, daß dieser „Bewegung" ebenso wichtige Eigenschaften der Bewegung fehlen, wie dort dem „Kreise" solche der Kreisform.[1])

Während aber diese Erscheinung durch unsere Anschauungen in der ungezwungensten Weise und ohne jede besondere Hilfsannahme begreiflich gemacht wird, sind über sie in der herrschenden Psychologie Theorien und Hypothesen verbreitet, die unseres Erachtens nichts anderes zu beweisen vermögen als die erstaunliche Unzulänglichkeit des innerhalb dieser Wissenschaft bisher erarbeiteten „begrifflichen" Materials gegenüber einer Reihe wichtiger Probleme. Denn die Behauptung, von der die zurzeit beliebteste dieser Theorien ausgeht, es sei durch experimentelle Beobachtung allen Ernstes der anschauliche Eindruck einer Bewegung festgestellt, der das bewegte Etwas fehle, und die folglich Bewegung schlechthin sei, ein ausschließlich „psychisches" Phänomen — diese Behauptung steht auf völlig gleicher Stufe mit Sätzen wie etwa denen, daß einmal von irgend jemand zwei mit vier Kirschen der Anzahl nach gleiche Kirschen oder ein von Schwarz nicht verschiedenes Rot oder Kreise ohne Krümmung regelrecht anschaulich wahrgenommen seien. Der Mangel an phänomenologischer Besinnung ist hier evident und macht es begreiflich, daß bisher in der Tat die Hilfsmittel fehlten, die zur Erklärung oder auch nur richtigen Beschreibung der von uns angeführten Bewegungserscheinung nun einmal unerläßlich sind.

Zum Schlusse unterzogen wir auf dem einen Gebiete des stroboskopischen Problems, in das aber viele prinzipiell wichtige Fragen einmünden, auf Grund eigener Experimente die herrschenden Anschauungen einer genauen Prüfung. Auf diese Weise konnten wir einerseits unsere allgemeinen Anschauungen an der Besonderheit eines konkreten Falles erhärten und auf ihre Fruchtbarkeit prüfen, andererseits aber auch das von uns in erster Linie bekämpfte theoretische Vorgehen, nämlich den Psychologismus in der experimentellen Psychologie — und nicht minder seinen Bundesgenossen, den Physiologismus — gleichsam *in flagranti* ertappen.

---

[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die assimilative Wahrnehmung auch auf dem Gebiete der Raum- und insbesondere der Tiefenwahrnehmung eine wichtige Rolle spielt. Es schien aber zweckmäßig, uns hier zunächst allein auf die stroboskopische Wahrnehmung zu beschränken.

Digitized by Google

Nachwort.[1]

Die Notwendigkeit einer Neuauflage des vorliegenden (schon seit Jahren vergriffenen) Buches scheint zu beweisen, daß es studiert worden ist. Gleichwohl wage ich die Behauptung, daß es sich literarisch nicht so ausgewirkt hat, wie das um der Sache willen wohl wünschenswert gewesen wäre. Sein zentrales Thema, die grundsätzliche Neuorientierung der gesamten Lehre von der Wahrnehmung — welche Lehre den Philosophen ebenfalls oder noch mehr angeht als den Psychologen —, hat nur bei wenigen Forschern Beachtung gefunden.

Vor allem aber ist der entscheidende Gegensatz, in welchem die Ausführungen des Buches zur Phänomenologie der Husserlschen Richtung stehen, nirgends bemerkt worden.

Das hat nun freilich einen sehr einfachen Grund: der fragliche Gegensatz war mir zur Zeit der Abfassung des Buches selbst noch nicht deutlich genug zum Bewußtsein gekommen; ich fühlte ihn damals mehr als daß ich ihn explizit erkannt hätte, und vor allem vermochte ich seine Tragweite noch nicht richtig abzuschätzen. Heute ist mir klar geworden, daß er von der allergrößten Bedeutung ist.

Darum soll von diesem Gegensatze, den wir durch die Schlagworte „Erlebnisphänomenologie" und „Gegenstandsphänomenologie" kennzeichnen wollen, hier zuerst die Rede sein. Abschnitte über Driesch und das Unbemerkte (S. 389), über Wahrnehmung und Vorstellung (S. 392), über die Gestalttheorie (S. 400) sowie über die Theorie des kinematographischen Sehens (S. 412) werden sich anschließen.

1. Erlebnisphänomenologie und Gegenstandsphänomenologie (Husserl).

Husserls Phänomenologie ist Erlebnis-, die von mir vertretene ist Gegenstandsphänomenologie, wobei diese Ausdrücke hier als besondere wissenschaftliche Termini eingeführt werden.

Man könnte nämlich versucht sein, den fraglichen Gegensatz sehr einfach in folgender Weise zu fassen: Erlebnisphänomenologie

[1] Im Register nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

ist Phänomenologie der Erlebnisse, Gegenstandsphänomenologie dagegen solche der von gewissen Erlebnissen erfaßten Gegenstände. Allein so ist die Sache nicht gemeint. Erlebnisphänomenologie und Gegenstandsphänomenologie haben vielmehr zu einem wesentlichen Teile dasselbe Gebiet. Erlebnisphänomenologie ist allerdings Phänomenologie der Erlebnisse; was aber an diesen Erlebnissen vorzugsweise interessiert, sind die von ihnen oder, wie sehr bezeichnenderweise gesagt wird, die in ihnen erfaßten Gegenstände (die in ihnen „evident ausweisbaren", „intentionalen Gegebenheiten"[1]). Das Ziel ist, diese Gegenstände von den Akten her und aus ihnen zu begreifen: denn, so wird behauptet, in diesen Akten „konstituieren" sie sich.

Von hier aus entspringen nun diejenigen Gedanken Husserls, die ihn immer mehr zu einem Standpunkt geführt haben, welcher dem Kants und des Neukantianismus verhältnismäßig sehr nahe kommt. Das Bewußtsein als Ort der Erlebnisse — selbstverständlich das reine, nicht das empirische Bewußtsein — macht das Dasein der Gegenstände möglich.

Vor allem in den „Ideen" findet sich diese Auffassung: sie hat hier zu der bekannten radikalen Negierung der realistischen Weltansicht geführt, die ein charakteristisches Kennzeichen dieses Buches bildet. Es gibt kein reales Dasein außerhalb des — reinen oder absoluten — Bewußtseins. „Eine absolute Realität, heißt es[2]), gilt genau so viel wie ein rundes Viereck." Denn „alle realen Einheiten sind »Einheiten des Sinnes«". Sinneseinheiten aber setzen ein sinngebendes Bewußtsein voraus. Damit soll die reale Welt keineswegs in subjektiven Schein verwandelt sein. Vielmehr gehört es nach Husserl zum Wesen und zum Sinne dieser realen Welt selbst, ihr ganzes Sein als einen gewissen „Sinn" zu haben, der absolutes Bewußtsein, als Feld der Sinngebung, einschließt[3]). In diesem Bewußtsein „konstituiert" sie sich. Sie ist intentional und „somit" bloß relativ.

Nach der realistischen Weltansicht gilt selbstverständlich das Gegenteil: die reale Welt ist „absolut", sie besteht „an sich" und bedarf darum keiner intentionalen Erlebnisse, auch nicht solcher eines absoluten Bewußtseins, um sich zu konstituieren. Daß sie ihr Sein als einen gewissen „Sinn" hat, kann man freilich sagen, aber diesen Sinn hat sie in sich und durch sich selbst, genau so wie etwa auch die Parabel ihren Sinn in sich und durch sich selbst hat und nicht durch ein Bewußtsein, auch nicht durch ein absolutes. Husserl ist anderer Meinung: für ihn ist zugleich mit dem „Sinne" auch das sinngebende Bewußtsein gesetzt. Sein Stand-

[1]) E. Husserl, Log. Unters. Bd. II, 2 S. 236.
[2]) Ideen zu e. reinen Phänomenologie usw., Jahrb. f. Philos. u. phän. Forschung, Halle 1913, S. 106.
[3]) A. a. O. S. 107.

Digitized by Google

punkt deckt sich also in dem entscheidenden Punkte mit dem des transzendentalen Idealismus.

Gerade heute, wo die allgemeine philosophische Entwicklung mehr und mehr zu einer ablehnenden Haltung gegenüber diesem Idealismus drängt (und zwar auch bei ursprünglich kantianisch eingestellten Denkern[1]), muß diese Meinung auffallen. Sie ist jedenfalls geeignet, Bedenken zu verstärken, die bei unbefangenen Lesern sich bereits gegenüber den Voraussetzungen geltend machen, von denen Husserl ausgeht und die sich schon in seinen „Logischen Untersuchungen" finden, sofern auch sie grundsätzlich Erlebnisphänomenologie treiben und also die Gegenstände — ihre philosophisch bedeutsamen Schichtungen, Eigenschaften und Beziehungen — von den Erlebnissen aus verstehen wollen.

Dieser Lehre stellen wir die Gegenstandsphänomenologie gegenüber. Sie negiert den Grundgedanken der Erlebnisphänomenologie: d. h. es bedürfen nach ihr die Gegenstände nicht der Erlebnisse oder, wie wir hier auch sagen können, der „Akte"[2]), um das zu sein, was sie sind, auch nicht der Akte eines angeblichen reinen Bewußtseins, die dann etwa aus der Mannigfaltigkeit an „Empfindungsdaten" eine synthetische „Einheit" erzeugen. Nicht Erlebnis- und speziell Aktanalyse führt zu einem philosophischen Verständnis der Gegenstände, sondern die unmittelbare Analyse dieser Gegenstände selbst.

Von Phänomenologie aber reden wir auch hier, weil die Aussagen, um die es sich handelt, das bloß phänomal Gegebene betreffen oder, was dasselbe sagt, sich nicht spezifisch auf Wirkliches beziehen: eine phänomenologische Feststellung bleibt richtig, ganz gleich ob das, worauf sie sich richtet, wirklich ist oder nicht.

Das sind ja bekannte Dinge[3]). Die Wahrheit des Satzes, daß die Farbe Purpurrot dem Blau ähnlicher ist als dem Gelb, kann ich mir unmittelbar an der Betrachtung dieser drei Farben verdeutlichen, und es ist dabei völlig gleichgültig, ob sie in den Zusammenhang des realen Weltgeschehens soweit eingeordnet sind, daß der Naturforscher mit ihnen experimentieren oder nach der Methode seiner Wissenschaft Beobachtungen über sie anstellen kann, oder ob sie etwa nur halluziniert, geträumt oder phantasiert sind.

Als Gegenbeispiel diene der Satz: die Farbe Purpurrot ergibt, wenn sie genügend mit einem bestimmten Grün gemischt wird, die Farbe Grau. Hier genügt die Phantasie ganz und gar nicht. Ich kann mir ohne Schwierigkeit vorstellen, daß die beiden Farben, wenn sie z. B. auf einem Farbenkreisel gemischt werden, eine ganz andere Farbe ergeben oder etwa auch überhaupt nicht verschmelzen.

---

[1]) Typisch ist hier Nikolai Hartmann. Vgl. besonders dessen Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis. Berlin u. Leipzig 1925[2].

[2]) Akte im Sinne von intentionalen Erlebnissen.

[3]) Vgl. z. B. auch Husserl schon in den Log. Unters. a. a. O. S. 236.

Digitized by Google

Oder ein Beispiel aus psychischem Gebiet: Wir vergleichen die Sätze: „jede Erinnerung setzt ein aktuelles Erlebnis voraus, auf das sie sich unmittelbar intentional bezieht" und „jede Erinnerung verblaßt mit der Zeit." Nur der erste der beiden Sätze ist eine phänomenologische Aussage. Ich kann ihren Wahrheitsgehalt an jedem beliebigen Erinnerungsvorgang „erschauen" — auch an einem fingierten: es ist ganz gleichgültig, ob er einmal wirklich stattgefunden hat oder nicht. Dagegen ist der zweite Satz, wenn er auch nur eine banale „Selbstverständlichkeit" ausdrückt, das Ergebnis einer Induktion aus Beobachtungen wirklicher Erinnerungsfälle. Ich kann ohne Schwierigkeit eine Erinnerung fingieren, für die der Satz ohne Geltung ist: das allmähliche Verblassen gehört nicht zum „Sinne" dessen, was wir Erinnerung nennen, wohl aber die unmittelbare intentionale Beziehung auf ein aktuelles Erlebnis.

Denselben Gegensatz finden wir bei den Sätzen: „jede Bewegung hat notwendigerweise eine gewisse Richtung und Geschwindigkeit" und „jede Bewegung verschwindet allmählich durch Umsatz von Energie" usw.

Das zweite Beispiel ist von besonderem Interesse: denn hier liegt in dem zuerst angeführten Satze ein Fall vor, dessen Analyse Phänomenologie eines Erlebnisses (nämlich eines Erinnerungserlebnisses) ist, ohne daß wir darum von Erlebnisphänomenologie sprechen dürfen. Vielmehr treiben wir auch hier Gegenstandsphänomenologie. Das, was wir analysieren, steht uns genau wie in den anderen Fällen als Gegenstand gegenüber: es ist immer gleichgültig, ob es sich um eine Farbe, eine Bewegung oder sonst etwas handelt. Und ich kann ein Erlebnis und einen Akt genau so gegenständlich erfassen wie alles andere. Von Erlebnisphänomenologie könnte auch hier erst die Rede sein, wenn nicht der erfaßte, sondern der erfassende Akt analysiert würde und zwar in der Annahme, daß die Ergebnisse dieser Analyse für das Verständnis des erfaßten Aktes von Bedeutung sind. Denn der erfaßte Akt ist natürlich in diesem Falle der Gegenstand. Jedes Etwas überhaupt (also auch jeder Akt) heißt uns Gegenstand, ganz gleich ob es erfaßt (gehabt) ist oder nicht. Und das erfaßte Etwas heißt dann eben der erfaßte oder der intentionale Gegenstand, wobei wir, wie nebenbei bemerkt sei, voraussetzen, daß dieser Gegenstand durch das Erfassen (oder Haben) nicht etwa ins Bewußtsein hineingezogen wird: der intentionale Gegenstand ist kein mentaler, kein immanenter Gegenstand. Das πρῶτον ψεῦδος, das nun bei Husserl so bedeutsame Folgen gehabt hat, besteht darin, daß er — eine Lehre Brentanos mißverstehend[1]) — in der Gegenstandserfassung eine Apperzeption, eine Auffassung sieht: nämlich eine Auf-

[1]) Über dieses Mißverständnis vgl. unten S. 376.

Digitized by Google

fassung von etwas an und für sich Nicht-Gegenständlichem als Gegenstand. Der intentionale wird ihm zum auffassenden Akt. Zugleich unterscheidet er in folgender Weise[1]) zwischen Empfindung und Wahrnehmung: *„Ich höre,* sagt er, das kann in der Psychologie heißen, ich empfinde; in der üblichen Rede heißt es, ich nehme wahr: ich höre das Adagio des Geigers, das Zwitschern der Vögel, u. dgl. Verschiedene Akte können dasselbe wahrnehmen und doch ganz Verschiedenes empfinden. Denselben Ton hören wir einmal räumlich nahe und das andere Mal ferne. Ebenso umgekehrt: Gleiche Empfindungsinhalte »fassen wir« einmal so und das andere Mal anders auf.“ Und diese Auffassung läßt sich „nie und nimmer auf einen Zufluß neuer Empfindungen reduzieren, sie ist ein Aktcharakter, eine »Weise des Bewußtseins«, des »Zumuteseins«: wir nennen das Erleben von Empfindungen in dieser Bewußtseinsweise Wahrnehmung des betreffenden Gegenstandes“.

Husserl stellt sich also die Sache so vor: Ich höre, das heißt zunächst: ich empfinde, ich habe einen Empfindungsinhalt, z. B. eine gewisse Geräuschempfindung. Diesen „Inhalt“ fasse ich einmal als Vogelgezwitscher auf, das andere Mal vielleicht als das bekannte Geräusch, das bei der Reibung eines Pfropfens an einer Glaswand entsteht u. dgl. m. Ein identisch bleibender „Inhalt“ — in unserem Falle das Geräusch — wird bald als dieser, bald als jener „Gegenstand“ aufgefaßt oder gedeutet, dieselbe Empfindung führt bald zu dieser, bald zu jener Wahrnehmung.

Der Gegensatz von Wahrnehmung und Empfindung und zugleich von erfaßtem Gegenstand und Inhalt ist hier also der des Ergebnisses einer Auffassung oder Ausdeutung zu dem „Material“, das ausgedeutet wird[2]). Die Frage ist nur, ob hier nicht der erfaßte Gegenstand in einem ganz bestimmten Sinne, nämlich eben im Sinne des Ergebnisses einer Ausdeutung, mit dem erfaßten Gegenstand überhaupt verwechselt wird. Erfassen und Auffassen ist zweierlei. „Erfaßt“ — und das soll hier nur heißen von mir, dem Vorstellenden, Wahrnehmenden, Empfindenden, Denkenden usw. vorgestellt, wahrgenommen, empfunden, gedacht (d. h. als nicht zum jeweils aktuellen Bewußtseinszustande gehörig „gehabt“ oder „erlebt“[3]) — „erfaßt“, ist doch ohne Zweifel nicht erst das Vogelgezwitscher, sondern bereits das schlichte Geräusch, das als Vogelgezwitscher „aufgefaßt“ wird. Es ist ein erfaßtes Etwas, ein intentionaler Gegenstand. Nennt man das

---

[1]) Logische Untersuchungen Bd. II, 1 1913[2] S. 381. Vgl. auch II, 2 1921[2] S. 232 ff.

[2]) In der 1. Auflage der Log. U. ist meist von Deutung die Rede. Die 2. Auflage und die spätere Arbeit gebraucht statt dessen das viel weniger deutliche Wort „Auffassung“ oder gar den verrufenen Terminus „Apperzeption“.

[3]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Die Überwindung des Subjektivismus“ in der Rehmke-Festschrift 1928 (Grundwissenschaft Bd. VIII) S. 271 ff.

Digitized by Google

schlichte Geräusch, wie dies in der Psychologie leider üblich, „Empfindung", so ist dann natürlich die Empfindung ein intentionaler Gegenstand. Zweckmäßiger ist es, das Erlebnis, den Bewußtseinszustand, durch welchen das Geräusch, (genauer: sein materialer Teil[1]) dem Subjekt gegeben ist, als Empfindung zu bezeichnen. Wir müssen also bereits bei der Empfindung von „Akten" sprechen — wobei Akt wieder nur ein anderer Ausdruck ist für jenes Erlebnis oder jenen Bewußtseinszustand, der ein Etwas erfaßt. Das Wort „Empfindung" täuscht durch die bekannte doppelte Bedeutung der Worte auf „-ung": es kann auch das Empfundene bezeichnen. Dann ist die „Empfindung" in der Tat „präsentierender" Inhalt, der dann als dieses oder jenes aufgefaßt, so oder so interpretiert wird. Hat sie aber darum aufgehört, „erfaßter" Gegenstand zu sein? Ich deute ja das fragliche Geräusch nicht anders aus, als ich etwa einen unzweifelhaft intentional gegebenen Gegenstand, z. B. diese Kugel vor mir ausdeute, wenn ich sie als Billardkugel oder als Gummiball auffasse.

Das andere, dem visuellen Gebiet entnommene Beispiel Husserls zeigt das ebenfalls. Wir erwähnen es, weil es ein besonders folgenschweres Beispiel ist. Denn Husserls ganze spätere verfehlte und irreführende Lehre von der „Abschattung" ist hier vorausgenommen.

„Ich sehe, sagt er[2]), ein Ding, z. B. diese Schachtel, ich sehe nicht meine Empfindungen. Ich sehe immerfort diese eine und selbe Schachtel, wie immer sie gedreht und gewendet werden mag. Ich habe dabei immerfort denselben »Bewußtseinsinhalt« — wenn es mir beliebt, den wahrgenommenen Gegenstand als Bewußtseinsinhalt zu bezeichnen. Ich habe mit jeder Drehung einen neuen Bewußtseinsinhalt, wenn ich in viel passenderem Sinne, die erlebten Inhalte so bezeichne. Also sehr verschiedene Inhalte werden erlebt, und doch wird derselbe Gegenstand wahrgenommen. Also ist weiter der erlebte Inhalt, allgemein zu reden, nicht selbst der wahrgenommene Gegenstand. Dabei ist zu beachten, daß wirkliches Sein und Nichtsein des Gegenstandes für das eigene Wesen des Wahrnehmungserlebnisses irrelevant ist und somit auch dafür, daß es Wahrnehmung von diesem so und so erscheinenden, als das und das vermeinten Gegenstande ist".

Erfaßtes und Aufgefaßtes (richtiger: das, als was aufgefaßt wird) unter dem Titel Inhalt und Gegenstand zu unterscheiden, ist auch hier wieder bedenklich. Wir haben es in Wahrheit mit dem einfachen Gegensatze von einem nicht-ausgedeuteten und einem ausgedeuteten Gegenstande zu tun — wie wir ihn schon durch das Beispiel von bloßer Kugel und Gummiball usw. zu verdeutlichen suchten. Ich deute die verschiedenen Gegenstände, die

[1]) Vgl. oben S. 165 ff.
[2]) A. a. O. S. 382.

Digitized by Google

ich nacheinander sehe, als „Erscheinungen“ („Abschattungen“) der einen identischen Schachtel und zwar selbstverständlich auf Grund bestimmter Erfahrungen. Ich deute m. a. W. eine Reihe von Sehdingen als ein einziges gesehenes Ding, d. h. als einen identisch bleibenden Gegenstand, der gesehen und durch mein Sehen, genauer: durch die besondere immer wechselnde Situation meines Sehens, in verschiedener Weise modifiziert ist. Ich deute ihn — dafür kann ich auch sagen: ich versehe ihn gedanklich mit dem entsprechenden Merkmal. Ebenso wie ich die Kugel mit den Merkmalen „aus Gummi hergestellt“, „zum Billardspiel dienend“ usw. versehe, so versehe ich ein jedes dieser Sehdinge mit dem Merkmal: „diese (eine, durch die Art und Weise meines Sehens modifizierte) Schachtel vor mir“. Oder richtiger: es vollzieht sich in mir ein Prozeß, der, wenn man ihn in Begriffen formulieren würde, durch den oben angeführten Satz ausgedeutet werden müßte. Er vollzieht sich aber selbst ganz und gar nicht in begrifflicher Formulierung. Vielmehr entspricht er im wesentlichen dem Vorgang, den wir oben[1]) als „urteilfremde Deutung“ bezeichnet und beschrieben haben.

Das Beispiel von der Schachtel ist übrigens unzweckmäßig. Es schafft unnötige Komplikationen. Die Schachtel oder der Tisch, von dem die „Ideen“ sprechen[2]), weist noch andere, speziellere Probleme[3]) auf; so ist vor allem noch zu fragen, wieso dergleichen nie in seiner Ganzheit zur vollen Gegebenheit kommen kann und also in diesem Sinne stets „transzendent“ bleibt. So gering auch die Schwierigkeiten sein mögen, die Probleme dieser Art darbieten, so wird es doch gut sein, von einer möglichst einfachen Fragestellung auszugehen. Die erhalten wir, wenn wir an Stelle der Schachtel eine bloße planimetrische Figur setzen, etwa einen Kreis auf einer vor uns stehenden Fläche. Drehen wir jetzt diese Fläche in gewisser Weise, so verwandelt sich der Kreis in eine Ellipse oder genauer in eine Reihe von ineinander übergehenden Ellipsen von verschiedenen Maßverhältnissen. Gewiß können wir auch hier sagen: die Inhalte (Erscheinungen, Abschattungen) haben gewechselt, der Gegenstand ist derselbe geblieben, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß wir Inhalt und Gegenstand nicht (wie es Husserl tut) in verschiedenen Schichten suchen. Sowohl „Inhalt“ wie „Gegenstand“ sind in Wahrheit Gegenstände — durch nichts voneinander geschieden als durch das begleitende Wissen, daß das, was wir sehen, im Falle des gesehenen Kreises durch die besonderen Bedingungen unseres Sehens nicht (oder doch nicht wesentlich) modifiziert ist, während in den anderen Fällen beträchtliche Modifikationen vorliegen. Der an sich bestehende Kreis erscheint in dem einen

[1]) S. 262 (§ 109).
[2]) A. a. O. S. 73 ff.
[3]) Vgl. darüber bei Kraus in der unten S. 376 zitierten Schrift S. LXIX ff.

Digitized by Google

Falle als das, was er an sich ist, in den anderen Fällen als etwas anderes. Zum „Kreise an sich" gehören als „Erscheinung" das eine Mal ein Kreis, die anderen Male Ellipsen. Erscheinung heißt hier aber nur gesehener — oder überhaupt wahrgenommener und schließlich ganz allgemein: „anschaulich" erfaßter — Gegenstand, im Gegensatz zu dem an sich Bestehenden und außerdem nicht Gesehenen, nicht Wahrgenommenen und auch sonst nicht anschaulich Erfaßten[1]). Das eine Mal sehe ich den Kreis tatsächlich als Kreis, das andere Mal als eine andere Figur — die Situation ist im Prinzip ganz dieselbe, wenn ich etwa ein Gesicht einmal unmittelbar erblicke und ein anderes Mal durch einen Schleier verhüllt: auch hier kann ich unterscheiden zwischen dem Gesicht, das an sich besteht und nicht gesehen wird, und dem gesehenen Gesicht oder seiner „Erscheinung", in welcher dann wiederum das Gesicht entweder unmittelbar erfaßt ist, ohne Trübungen und Veränderungen, oder, wie eben im Falle des Schleiers, mit solchen[2]).

Für uns ist aber die Hauptsache, daß im Gegebenen selber nicht der geringste direkte Unterschied besteht zwischen dem unmittelbar und dem getrübt oder verändert Erfaßten oder zur Erscheinung Kommenden. Dort handelt es sich um einen wahrgenommenen Kreis, hier um eine wahrgenommene Ellipse. Die Erfahrung belehrt mich, daß der Kreis an sich besteht, die Ellipse nicht. Aber diese Erfahrung ist ein sekundäres Faktum, sie kann nicht hindern, daß das, was ich sehe — will sagen, was mir faktisch visuell gegeben ist — die Eigenschaften hat, die ich an ihm vorfinde. Vielleicht täusche ich mich auch, vielleicht hat eine wirkliche („objektive") Änderung stattgefunden: der Kreis hat sich realiter in eine Ellipse umgewandelt, das unmittelbar Gesehene ist darum gewiß nichts anderes. Und es ist absolut unerfindlich, warum ich das eine „Gegenstand", das andere „Inhalt", „Empfindung", „Erscheinung", „Abschattung" oder sonst wie nennen sollte. Vielmehr sind beides Gegenstände und zwar intentionale, „erfaßte" Gegenstände. Sagt man dagegen, es sei doch nun einmal keine Täuschung vorhanden: nur einer dieser angeblichen Gegenstände stehe wirklich vor uns, so erwidern wir, daß es darauf nicht ankommt; tatsächlich gegeben sind beide ganz gleich und genau so wie etwas wirklich vor uns Stehendes. Erst Erfahrungen sekundärer Art, die das, was wir als Kreis und als Ellipse vor uns haben, nicht im geringsten zu alterieren brauchen, belehren uns, daß hier ein Unter-

[1]) Erscheinung und Ding stehen nicht im Gegensatz zueinander. Die radikale Beseitigung der zwischen beiden künstlich geschaffenen Kluft würde einen sehr erheblichen Fortschritt in der Philosophie unserer Zeit bedeuten. Erscheinung ist das Ding selbst, nur eben das wahrgenommene (oder auch bloß vorgestellte) Ding, das dabei zugleich durch die Bedingungen des Wahrnehmens (oder Vorstellens) vielleicht mehr oder minder modifiziert ist.

[2]) Vgl. hierzu meine Streitschrift gegen N. Hartmann, Bild und Erkenntnis (Philos. Anzeiger I, Halbb. 2, 1926) S. 315 ff.

Digitized by Google

schied zwischen an sich bestehenden und durch Wahrnehmung modifizierten gesehenen Gegenständen gemacht werden muß. Gesehene Gegenstände aber sind sie beide.

Auch die Farbe, die wir am Kreise und der Ellipse sehen, ist natürlich ein Gegenstand, und auch sie bleibt ein solcher, ganz gleich, ob sie nun bloße „Abschattung" ist oder nicht: sie ist ein gesehenes, räumlich ausgebreitetes Etwas. Sie und jede wahrgenommene Farbe überhaupt wird keineswegs, wie Husserl meint, durch die Tatsache der Abschattung zu einem „reellen Bestandstück" unseres Bewußtseins, genannt „Empfindung"; sondern sie ist stets und unter allen Umständen empfundener Gegenstand, Empfindung aber ist auch hier das erfassende Erlebnis.

Das ist auch die — wie neuerdings O. Kraus[1]) hervorgehoben hat — von Husserl leider völlig mißverstandene Meinung Brentanos über die Sache. „Empfinden — sagt Kraus in seiner Einleitung zur Neuausgabe der Brentanoschen Psychologie[2]) — ist im selben Sinne ein intentionales Erlebnis, wie jedes andere Bewußtsein. Ich habe, wenn ich etwas sehe, höre, taste, etwas sinnlich als Objekt, wie, wenn ich den Gott Jupiter vorstelle, ich etwas unsinnlich zum Objekt mache. Jedes Bewußtsein ist Bewußtsein von etwas, und jede Empfindung ist ein Bewußtsein".

Das Jupiter-Beispiel stammt von Husserl selbst; er verwendet es, um damit die alte, früher auch von Brentano vertretene Lehre von der „mentalen Inexistenz" des Gegenstandes[3]) zu bekämpfen, nach welcher der erfaßte Gegenstand (oder Inhalt) im Bewußtsein, im Geiste eine Art Sein hat.

Natürlich hat Husserl recht: dergleichen „immanente" „im Geiste" oder „im Bewußtsein" existierende Dinge gibt es nicht und kann es nicht geben. Die populäre Rede, welche die fiktiven und überhaupt die nicht wirklich existierenden Gegenstände als bloß im Geiste (oder gar im Kopfe) vorhanden bezeichnet, ist nicht wörtlich zu nehmen[4]). „Für das Bewußtsein ist das Gegebene ein wesentlich Gleiches, ob der vorgestellte Gegenstand existiert, oder ob er fingiert und vielleicht gar widersinnig ist. Jupiter stelle ich nicht anders vor als Bismarck, den Babylonischen Turm nicht anders als den Kölner Dom; ein regelmäßiges Tausendeck nicht anders als einen regelmäßigen Tausendflächner"[5]).

---

[1]) A. (im Text) a. O. S. LXIV ff.

[2]) Leipzig (Meiner) 1924 S. LXVIII.

[3]) Brentano, Psychologie v. emp. St. Neuausgabe Leipzig 1924 Bd. I S. 124 f. Vgl. dazu die Bemerkungen von Kraus und dessen oben zitierte Einleitung.

[4]) Ausgenommen natürlich, wenn Bewußtsein soviel wie Gegebenheitssphäre, richtiger Sphäre der intentionalen Gegebenheiten, der erfaßten Gegenstände bedeutet. Vgl. hierzu und zum folgenden: Bild und Erkenntnis (s. vorige Seite), bes. S. 331 ff. Man beachte vor allem immer, daß Intentionales (gegenständlich Erfaßtes) auch real sein kann.

[5]) Log. U. II², 1 S. 373.

Digitized by Google

So verhält es sich ohne allen Zweifel, und erst recht ist es verfehlt, auch das Erfassen der wirklichen Gegenstände analog zu interpretieren, wobei dann das „altüberlieferte Schema: innerlich bewußtes Bild — außerbewußtes An-sich-sein" zum Vorschein kommt, das von Husserl ebenfalls bekämpft wird. Wir stellen den „transzendenten" Gegenstand nicht über einen „immanenten" hinweg oder durch ihn hindurch vor, das sogenannte „Bild", sondern wir erfassen oder haben ihn unmittelbar vor uns, ganz gleich ob er wirklich existiert oder nicht.

Das wird vielleicht am deutlichsten durch das Beispiel vom halluzinierten Gebilde: nehme ich ein solches Gebilde wahr — denn von „Wahrnehmen" muß hier unbedingt gesprochen werden[1]) — so mag man es bei der Vieldeutigkeit des Wortes immerhin „immanent" nennen: das besagt dann aber nur, daß es nicht in der wirklichen Welt an sich vorhanden ist; nicht aber kann damit gesagt sein, es existiere „im" Bewußtsein, sei ein Bestandteil des Ich und seiner Erlebnisse oder gar selbst ein Erlebnis, eine Bewußtseinstatsache in diesem Sinne. Sondern dieses Gebilde, vielleicht ein Haus oder ein Berg, befindet sich *für mich* (den Erlebenden), genau da, wo sich auch wirkliche Gebilde der gleichen Art, wirkliche Häuser und Berge befinden, nämlich außerhalb meines „Erlebnis-Stromes", außerhalb meines Ich, meines seelischen wie meines körperlichen. Und dabei brauchen wir dieses „außerhalb" nicht unbedingt räumlich zu verstehen. Es hat in unserem speziellen Falle allerdings räumliche Bedeutung: Haus und Berg sind ihrer Natur nach auch räumlich außerhalb des Ich. Aber es genügt vollkommen, wenn „außerhalb von" nur soviel bedeutet wie „nicht (selbständiger oder unselbständiger) Teil seiend von". Der halluzinierte Berg ist in der Tat ebensowenig Teil eines „Bewußtseins", eines Ich und seiner Erlebnisse, seiner Zustände und Beschaffenheiten, wie es der wirkliche Berg ist, und der Gegensatz etwa zu einer Freude, einer Hoffnung, einem Zweifel usw. ist in beiden Fällen ganz derselbe. Husserl hat vollkommen recht, wenn er sagt[2]), daß in phänomenologischer Hinsicht nichts geändert zu sein braucht, wenn der intendierte Gegenstand wirklich existiert. Und es ist auch gleich, ob es sich dabei um Halluzinationen handelt oder um Vorstellungen im engeren Sinne. Ich stelle in der Tat den Gott Jupiter nicht anders vor als Bismarck. Beide sind transzendente Gegenstände, wenn „transzendent" soviel heißt wie „nicht Teil eines Ich und seiner Erlebnisse seiend"[3]). Aber warum soll das, was Jupiter recht ist, den Farben und Tönen nicht billig sein? Sie sind doch gewiß ebenso wenig wie dieser alte Gott Teile eines Ichs und seiner Erlebnisse und ganz gewiß keine Be-

[1]) Vgl. oben S. 62, 193 ff., 223 ff.
[2]) Log. U. II, [2], 1 S. 373.
[3]) Vgl. hierzu und zum folgenden meine oben erwähnte Streitschrift gegen N. Hartmann.

Digitized by Google

wußtseinszustände. Kraus erläutert das ganz in unserem Sinne an der Vorstellung des Eigengrau des Auges. „Ich stelle — sagt er[1]) — anschaulich etwas Graues-Ausgedehntes vor, aber dieses »anschaulich sinnlich Gegebene«, d. h. angeschaute Graue-Ausgedehnte gehört nicht zum »realen Bestande« des Erlebnisses. »Etwas Reales zum *Objekte* haben« heißt nicht »Etwas Reales als *Teil* haben«!!! Wer den Ausdruck »Etwas Graues (und überhaupt Reales) zum Objekte haben« für gleichbedeutend hält mit »Etwas Graues als Teil haben« begeht einen erkenntnistheoretischen Irrtum von übelsten Folgen".

Kraus hat vollkommen recht, wenn er Husserl vorwirft, er erneuere mit seiner entgegengesetzten Meinung, ohne es zu merken, die sonst von ihm bekämpfte Lehre von der mentalen Inexistenz des Objektes. Denn es ist nun einmal nicht so, wie Husserl glaubt: daß Farben, Töne usw. als „Empfindungen" oder „immanente Inhalte" die intentionalen Akte „aufbauen" helfen, indem sie „als die notwendigen Anhaltspunkte" die Intention „ermöglichen"[2]). Sondern die Farben, Töne usw. sind selbst intentionale Gegenstände, „erfaßt" von intentionalen Akten, die in diesem Falle dann eben empfindende Akte sind: Empfindungen.

Husserl wird freilich erwidern, wir verwechseln hier „Farbenempfindung" und „objektive Farbigkeit" des gesehenen Gegenstandes. „Es genügt aber der Hinweis auf den leicht faßlichen Unterschied zwischen dem objektiv als gleichmäßig gesehenen Rot dieser Kugel und der gerade dann in der Wahrnehmung selbst unzweifelhaften und sogar notwendigen Abschattung der subjektiven Farbenempfindungen — ein Unterschied, der sich in Beziehung auf alle Arten von gegenständlichen Beschaffenheiten und die ihnen korrespondierenden Empfindungskomplexionen wiederholt".

Aber wir leugnen ja gar nicht, daß ein Unterschied zwischen dem gleichmäßigen Rot der Kugel selbst und ihrer Abschattung besteht. Wir leugnen nur, daß die Abschattung in das Bereich des Bewußtseins, der Empfindungen, der Inhalte, der Vorstellungen, der Erlebnisse gehört. Wir behaupten vielmehr, daß sie grundsätzlich als ebenso gegenständlich gefaßt werden muß wie das gleichmäßige Rot selbst, von dem sie sich abschattet. Sie steht mit ihm völlig auf gleicher Stufe — ganz wie Ellipse und Kreis in unserem früheren Beispiel. Das geht schon daraus hervor, daß sich beide ganz gleichmäßig bildlich darstellen lassen. Ja die Abschattung findet sich in allen ihren Abstufungen (genau so wie bei jenem angeblichen „Erlebnis") auf der Platte jeder photographischen Kamera wieder.

Natürlich ist Husserl im Recht, wenn er gegen Wundt polemisierend hervorhebt, daß es verkehrt ist, Empfindung und

[1]) A. a. O. S. LXVII und LXVI.
[2]) Log. U. II, [2], 1 S. 374.

Digitized by Google

empfundenes Objekt zu identifizieren (beide seien dasselbe, nur unter verschiedenen „Gesichtspunkten und Interessen" betrachtet[1]). Aber er selber steht Wundt noch bedenklich nahe, indem er mit ihm in der Ungeheuerlichkeit einig ist, Gegebenheiten von intentionaler Gegenständlichkeit zu Bestandteilen des aktuellen Bewußtseins zu machen. Denn es gilt hier wieder genau das, was wir schon oben von Ellipse und Kreis ausgeführt haben: in der Art ihrer Gegebenheit sind gleichmäßiges und abgeschattetes Rot gar nicht verschieden; sie werden es erst, indem wir auf Grund empirischer Feststellungen das eine als eine bloße (durch die jeweilige Situation des Sehens bedingte) Modifikation des anderen ausdeuten. Die abgeschattete Kugel ist einfach die gleichmäßig gefärbte Kugel, versehen mit dem Merkmal: durch die jeweilige Beleuchtung u. dgl. modifiziert.

Indessen Husserl wird hier das sagen, was er bekanntlich sehr oft seinen Gegnern zu sagen pflegt[2]: wir — und natürlich auch Kraus — hätten ihn mißverstanden. Was er Abschattung nenne im Gegensatz zum „abgeschatteten" Gegenstande, sei nicht die Ellipse im Gegensatz zum Kreise und nicht das ungleichmäßige Rot im Gegensatze zum gleichmäßigen, es sei, wie er ausdrücklich hervorgehoben habe, überhaupt nichts Räumliches. „Abschattung ist Erlebnis. Erlebnis aber ist nur als Erlebnis möglich und nicht als Räumliches. Das Abgeschattete ist aber prinzipiell nur möglich als Räumliches (es ist eben im Wesen räumlich), aber nicht möglich als Erlebnis. Es ist speziell auch ein Widersinn, die Gestaltabschattung (z. B. die eines Dreieckes) für etwas Räumliches und im Raume Mögliches zu halten, und wer das tut, verwechselt sie mit der abgeschatteten, d. i. erscheinenden Gestalt"[3].

Dann ist also, scheint es, nicht das gemeint, was wir bisher Abschattungen nannten und was sich, da es sich in der photographischen Kamera genau so vorfindet wie in unserer Gegebenheitssphäre, ganz offenbar als räumlich erweist, sondern etwas anderes. Aber was? Man wird sagen: nicht diese offenbar räumlichen Gebilde, wohl aber die Erlebnisse von ihnen: nicht Ellipse und nicht Rot, wohl aber das Ellipsen- oder das Roterlebnis.

Husserl nennt bekanntlich nach Vornahme der sogenannten phänomenologischen Reduktion, d. h. der Ausschaltung oder „Einklammerung" der Wirklichkeit die Erlebnisseite die noëtische, die entsprechende Gegenstandsseite die noëmatische Schicht. Die „Abschattungen" müssen also der noëtischen zugerechnet werden — nämlich die Abschattungen im Sinne der Erlebnisphänomenologie Husserls —; unsere Abschattungen gehören offenbar ins Noëma.

---

[1]) A. a. O. S. 349.
[2]) Vgl. z. B. seine Äußerung über Külpe, Ideen S. 11 Anm. 1.
[3]) Ideen S. 75 f.

Digitized by Google

Leider sagt uns Husserl trotz dieser gewiß sehr schönen Ausdrücke nicht, was er nun eigentlich unter einem Erlebnis versteht. Für uns ist Erlebnis, wie oben ausgeführt[1]), Teil oder Zustand des erlebenden Ichs: „Ichhaftigkeit" ist sein Kennzeichen. Bewußtseinszustand oder, wenn man dabei hervorheben will, daß es sich nicht um Beharrliches zu handeln braucht, Bewußtseinsgeschehnis sind Ausdrücke von gleicher Bedeutung wie Erlebnis[2]). Solche ichhaften Zustände oder Bewußtseinsgeschehnisse sind Ellipsen und ungleichmäßig verteilte Farben gewiß nicht. Bleibt es also bei dieser Definition der Erlebnisse und zugleich bei der Ansicht Husserls, daß Abschattungen Erlebnisse sind, so dürfen wir keinesfalls von unserer Meinung abweichen: diese Ellipsen und Farben sind nicht die Abschattungen.

Hat Husserl nun einen anderen Erlebnisbegriff? Ein Umstand spricht dagegen. Er faßt, wie aus dem obigen Zitat hervorgeht, die Erlebnisse ausdrücklich als unräumlich. Und unräumlich sind gewiß nicht Farben und Ellipsen, wohl aber unsere Erlebnisse.

Dennoch ist es ausgeschlossen, daß Husserl mit dem, was er Abschattung nennt, das meint, was wir Erlebnis einer in unserem Sinne gefaßten Abschattung nennen. Denn im Falle einer Farbe z. B. ist unser Abschattungserlebnis natürlich das Empfinden dieser Farbe, der Empfindungs-„akt": der eigentümliche Bewußtseinszustand, durch den uns die Farbe gegeben ist und damit zugleich die Art und Weise, wie uns „zu Mute ist", wenn wir die Farben erfassen oder „haben"[3]). Dergleichen ist nun ganz gewiß nichts, das auch nur die mindeste Ähnlichkeit mit dem hat, was wir Farbe nennen dürfen. Dieses Erleben von Farbe ist so wenig selbst Farbe wie etwa das Erleben des Weltkriegs selbst der Weltkrieg oder das Wahrnehmen des Himmels selbst der Himmel ist. Und auch nicht „so etwas wie der Weltkrieg" und „so etwas wie der Himmel" ist dieses Erleben oder Wahrnehmen, sondern auch hier ist beides toto coelo verschieden. Und toto coelo verschieden vom Erlebnis der Farbabschattung in unserem Sinne, die ja einfach Farbe ist, ist folglich auch alles, was „so etwas wie Farbe" ist. Als „so etwas wie Farbe", ja geradezu als Farbe selbst, nämlich als „Empfindungsfarbe" wird aber von Husserl die Farbenabschattung, die ja doch Erlebnis sein soll, ausdrücklich bezeichnet[4]). Folglich ist Husserls Erlebnis nicht unser Erlebnis. Es ist vielmehr durchaus „so etwas wie Farbe" — vorausgesetzt, daß man unter der eigentlichen Farbe nur die dingliche, dem einen Gegenstande selbst zukommende Farbe versteht, die

[1]) Vgl. oben S. 102 ff.

[2]) Selbstverständlich gilt das nur soweit, als der Gegensatz der durch die Worte „Zustand" und „Geschehnis" ausgedrückt ist, nicht gerade urgiert wird. Da das aber hier nicht der Fall ist, kann es außer Betracht bleiben.

[3]) Vgl. oben S. 167 f.

[4]) Ideen S. 202.

Digitized by Google

gegenüber der Vielheit der wechselnden Abschattungen identisch bleibt, und es ist Farbe selbst, wenn man, wie es uns natürlich scheint, den Begriff der Farbe etwas weiter faßt.

Aber Husserl spricht doch (wie aus unserem Zitat auf S. 379 hervorgeht[1]), seiner Abschattungs- oder Empfindungsfarbe die Räumlichkeit ab, ja sogar die Möglichkeit, im Raume zu sein. Indessen besteht auch hier eine Unklarheit. Die Worte „Räumlichlichkeit" und „Raum" sind äquivok. Ich sage von einem fingierten, bloß gedachten, bloß vorgestellten Gebilde, es befinde sich nicht wirklich „draußen im Raume", sondern eben nur „im Kopfe", „im Geiste", „im Bewußtsein". Und weil es nicht wirklich draußen im Raume ist, fehlt ihm dann auch der Charakter der Räumlichkeit in diesem Sinne; ja, bei der offenbaren Unmöglichkeit, ein solches fingiertes Gebilde in diesen Raum da draußen hinausstellen, wird man es auch nicht einmal für etwas im Raume Mögliches halten dürfen. Nicht anders steht es mit den Abschattungen: auch sie sind nicht wirklich „im Raume draußen" und können nicht in ihn hinausgestellt werden.

Andererseits ist doch sicher, daß auch ein fingiertes Gebilde, sofern nur eben nichts rein Geistiges oder Seelisches fingiert ist, als etwas Räumliches gedacht oder vorgestellt wird. Der fingierte Berg ist als etwas vorgestellt, das eine gewisse Höhe und Breite, einen Fuß und einen Gipfel hat, und ist dadurch wohl unterschieden von jedem und zwar auch von jedem fingierten Gefühl oder Wunsch- oder Zweifels- oder Erwartungserlebnis usw. Und in diesem, nur in diesem Sinne sprachen wir den Abschattungen Räumlichkeit zu und können von ihnen natürlich auch sagen, sie seien im Raume. Im ersten Falle ist der Raum das eine große Raumkontinuum, in das wir primär alle Gegenstände unserer Außenwahrnehmung einordnen, sofern wir nur nicht etwa ihrer „Nichtwirklichkeit" sicher sind. Diese letztere Situation entspricht dem zweiten Falle.

Wir wollen nun den Raum des ersten Falles den „wirklichen" oder, um gewissen Mißverständnissen, die sich gerade hier leicht an das Wort „wirklich" anknüpfen können, von vornherein vorzubeugen, den primären Raum nennen: in ihn verlegen wir den wirklichen Kreis, auch wenn er uns als Ellipse erscheint, unter Umständen aber auch diese Ellipse selbst, falls wir nämlich nicht wissen, daß sie bloß als Ellipse gesehen wird, sondern tatsächlich glauben, es sei eine solche Kurve an der betreffenden Stelle in der Wirklichkeit vorhanden. Aber auch, wenn wir die Frage nach der Wirklichkeit alles in dieses Raumkontinuum Eingeordneten suspendieren (und also etwa mit Husserls „Reduktion" die „Daseinsthesis" „einklammern") kann noch immer nur vom primären Raume die Rede sein. Die Sache wird erst anders, wenn uns Gebilde entgegentreten, die sich ihrer Natur nach keinesfalls

[1]) Ideen S. 75 f.

Digitized by Google

innerhalb des bewußten einen Raumkontinuums unterbringen lassen. Das gilt z. B. sicherlich von den räumlichen Gebilden eines Märchens: sofern wir sie eben als Märchengebilde betrachten, sind wir überzeugt, daß sie an keiner Stelle jenes Kontinuums Platz finden können. Ebenso verhält es sich aber mit allen subjektiven „Abschattungen" der im primären Raume befindlichen Gegenstände: die Ellipsen-Abschattung eines — wirklichen — Kreises, ist (falls wir sie als solche auffassen) von uns nicht im primären Raum unterzubringen; an der Stelle, die sie einnimmt, befindet sich dort ja eben der Kreis. Da sie dennoch räumliche Qualitäten hat, rechtfertigt es sich, wenn wir von einem sekundären Raume: (richtiger: von sekundären Räumen) sprechen, den oder die wir dem primären an die Seite stellen.

Nimmt man, wie dies im populären Sprachgebrauch vielfach geschieht, das Wort „Raum" nur im Sinne des einen primären Raumkontinuums, so darf man konsequenterweise den „sekundären" „Raum" nicht mehr eigentlich Raum nennen: er muß dann notgedrungen zu „so etwas wie" Raum gemacht werden, wie ja die analoge „Farbe", d. h. was wir ohne Bedenken so nennen, in der Tat von Husserl zu „so etwas wie Farbe" gemacht wird.

Husserls Abschattungstheorie, d. h. also die Lehre, daß „Abschattungen" Erlebnisse seien, ergibt sich also zunächst als Folge der Verwechslung von „primärem" Raum mit „Raum überhaupt", welche Verwechslung dann noch mit gerade dem Gedanken ein Bündnis eingeht, dessen radikale Bekämpfung eine der Hauptaufgaben dieses Buches sein will: daß nämlich das Nichtwirkliche bereits um seiner Nichtwirklichkeit willen den Charakter des Erlebnismäßigen annehmen müsse. Husserl erneuert nicht nur die Lehre von der mentalen Inexistenz, sondern vermengt geradezu Erlebnis und (intentionalen) Gegenstand. So ungeheuerlich diese Vermengung erscheinen mag[1]), so ist doch sie es allein, durch deren Beachtung Klarheit in die Konfusion der Husserlschen Abschattungstheorie gebracht werden kann. Es ist erfreulich, daß dies auch von anderer Seite festgestellt wurde. Otto Janssen hat in sehr ausführlichen Erörterungen auf Grund einer eindringenden Analyse die gänzliche Haltlosigkeit der Husserlschen Lehre aufgewiesen[2]); es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß wir diesem Autor in allen wesentlichen Punkten zustimmen. Auch für ihn steht fest als etwas über allen Zweifel Gewisses, „daß nicht nur eine" Farbe im Sinne des evident Gegebenen „da" ist, „sondern auch daß sie als solche da draußen im Raume vor mir steht"[3]).

---

[1]) Die Ungeheuerlichkeit dieser Verwechslung läßt es wohl entschuldigen, daß ich sie früher (vgl. oben S. 75 ff.) nicht für möglich hielt und Husserl glaubte gegen ein angebliches Mißverständnis Messers verteidigen zu müssen.

[2]) Vorstudien zur Metaphysik, Halle 1921, Bd. I S. 48 und bes. 51 ff.

[3]) A. a. O. S. 53.

Digitized by Google

Und von der Abschattung heißt es: „die vermeintliche Abschattung steht da draußen vor mir“[1]).

Braucht jetzt noch ausdrücklich gesagt zu werden, daß der Einwand verfehlt ist, der uns von Seiten der Parteigenossen Husserls gemacht zu werden pflegt, daß wir nämlich hier statt Phänomenologie dogmatische Ontologie trieben? Die Phänomenologie — so etwa sagt man — ist nicht auf den Gegenstand eingestellt, sondern auf die Erlebnisse, in denen er uns gegeben ist und mithin auf das Bereich der Zusammenhänge, die ihn mit seiner Erfahrung verbinden. In dieses Bereich gehören auch die Abschattungen. Wir aber, indem wir „in gerader Blickrichtung“ lediglich auf die Gegenstände selbst gerichtet sind, müssen damit gerade das eigentliche Ziel der phänomenologischen Betrachtung verfehlen.

Das Unsinnige dieses Vorwurfs erhellt sofort, wenn wir bedenken, daß wir einwandfrei gezeigt haben, daß jene angeblichen „Erlebnisse“ bereits selbst Gegenstände sind: die Ellipse als Abschattung des Kreises ist genau so gut Gegenstand wie der Kreis selbst und ihre (ontischen) Eigenschaften lassen sich an ihr genau so gut nachweisen wie an jeder anderen[2]).

Es bleibt also bei unseren früher entwickelten Ansichten: das, was Husserl „Empfindung“, „Inhalt“, „Erscheinung“, „Abschattung“ nennt und in die „noëtische“ Schicht der Erlebnisse einbezieht, gehört in Wahrheit in die der Nicht-Erlebnisse, der Noëmata, der intentional gegebenen Gegenstände; es ist „physisches Phänomen“ in Brentanos, ein Teil der „Außenwelt“ oder des „Außenseins“ in unserer Ausdrucksweise.

Dabei beachten wir, daß jede „mentale Inexistenz“ radikal abzulehnen ist. Nicht nur die Gegenstände des Außenseins

---

[1]) A. a. O. S. 54. Vgl. auch S. 62 ff.

[2]) Nach dem Gesagten bedarf es wohl keines Kommentars, um die *Ignoratio elenchi* offenbar zu machen, die sich in folgenden Ausführungen Arnold Metzgers (Der Gegenstand der Erkenntnis, Husserl-Jahrbuch Bd. 7 1925 S. 642) findet: „Es ist ein fruchtloses Beginnen, die sogenannten transzendentalen Zusammenhänge, d. i. die Beziehungen, die zwischen Gegenstand und erfahrendem Erlebnis »a priori« bestehen, dadurch bestreiten zu wollen, daß man sich auf das, was der Gegenstand an die Hand gibt, beruft. Man sagt etwa: man findet an dem Gegenstande (an ihm als individuellem oder seinem Wesen nach) keine Erlebnismomente. Gewiß nicht. Das den Gegenstand analysierende Verfahren (die sogenannte distinctio rationis) wird niemals transzendentale Gebilde zu Gesicht bringen. Aber nur deshalb nicht, weil sie für jenes Verfahren nicht existieren. Die dogmatische Haltung ist gegenüber den Zusammenhängen, die den Gegenstand mit seiner Erfahrung verbinden, abgeblendet.“

Natürlich handelt es sich gar nicht um die Frage, ob am Gegenstande Erlebnismomente vorhanden sind, sondern um die ganz andere, ob das, was von Husserl hier als Erlebnismoment ausgegeben wird, nicht in Wahrheit ein gegebener Gegenstand ist.

Es ist zu bedauern, daß Metzger die zu der Frage vorliegende Literatur (insbesondere Janssens Untersuchungen) nicht berücksichtigt hat.

Digitized by Google

sind „außerhalb" der sie jeweils erfassenden und der sonstigen aktuellen (mit ihnen gleichzeitigen) Erlebnisse (d. h. gehören nicht als selbständige oder unselbständige Teile zu ihnen oder fallen gar mit ihnen zusammen — denn „außerhalb" darf natürlich nicht räumlich verstanden werden), sondern auch, was wohl zu beachten ist, die Erlebnisse selbst, sofern sie nur nicht jeweils bloß aktuell erlebt werden (wenn sie natürlich auch durch aktuelle Erlebnisse gegeben sind): ein Erlebnis, an das ich mich erinnere, auf das ich erinnerungsmäßig „hinblicke", existiert nicht jetzt mental, ist nicht jetzt im Bewußtsein oder in der Seele, sondern steht „vor mir", und das heißt nur: es ist mir als etwas gegeben, das nicht zur Zeit des betreffenden gebenden Erlebnisses aktuell in meinem Ich als dessen Zustand oder Zustandsänderung, d. h. als Erlebnis oder Erlebnisteil besteht. Ich blicke, wie namentlich der Tatbestand der primären Erinnerung[1]) zeigt, in höchst eigenartiger Weise unmittelbar hin auf Vergangenes, also zurzeit überhaupt nicht mehr Bestehendes.

Wir fassen zusammen der konsequente Bruch mit der Lehre von der mentalen Inexistenz des intentionalen Objektes führt von der Erlebnis- zur Gegenstandsphänomenologie. Es genügt auch nicht, zu sagen, daß „Erlebnisse" nicht ohne erlebendes Ich bestehen können. Das schützt nicht vor der üblichen viel zu weiten Fassung der Erlebniskategorie und führt gerade zu der hier bekämpften Ansicht Husserls u. a.; entscheidend ist erst die Bestimmung der Erlebnisse als streng ichhafter, d. h. ohne etwas, das sie erlebt, nicht sinnvoll vorstellbarer Gebilde. Erscheinungen, Abschattungen usw. sind das nie und nimmer mehr, auch wenn sie realiter an echte Erlebnisse geknüpft sind. Darum sind weder sie noch durch sie die Gegenstände vom Bewußtsein her zu begreifen. Phänomenologie ist eine ontologische Disziplin[2]).

Nachtrag (Geyser).

Joseph Geyser wendet sich in der dritten Auflage seines „Lehrbuches der allgemeinen Psychologie" unmittelbar gegen meine (und also auch des späteren Brentano und seiner Anhänger) Auffassung[3]). Er wirft mir vor, daß ich mich „mit Händen und Füßen dagegen sträube, den intentional wahrgenommenen oder vorgestellten Anschauungsinhalten von Dreiecken, Farben, Räumen usw. ein seelisches Sein, die Natur eines Bewußtseinsvorkomm-

[1]) Vgl. oben S. 179 ff.

[2]) Es sei noch bemerkt, daß sich ähnliche Ausführungen wie die unsrigen gegen Husserl bei K. Bühler gegen Spranger finden (vgl. Die Krise der Psychologie. Jena 1927 S. 72 ff.).

[3]) Münster i. W. 1920, Bd. II S. 29 f., vgl. auch vorher S. 12 ff.

Digitized by Google

nisses zuzuschreiben. Lieber nimmt Linke außer dem seelischen und dem wirklichen Sein noch eine dritte Schicht des Seins an, eben das nichtwirkliche Außensein, durch das z. B. die Märchen und Luftschlösser Dasein haben."

Mit diesen Worten ist meine Auffassung nur dann richtig wiedergegeben, wenn die Worte „Dasein" und „Sein" nichts anderes bedeuten sollen als das, was sonst auch als „Gegebensein" bezeichnet wird. Etwas ganz Falsches wäre mir dagegen untergeschoben, wenn sie etwa, wie es doch wohl das Nächstliegende, einigermaßen als äquivalent mit eigentlichem „Dasein" oder „an sich Sein" gebraucht sein sollten. Beachten wir dies, so zeigt sich, daß ich nichts anderes meine, als eine hier immer hervorgehobene und völlig unbestreitbare Tatsache, nämlich daß das intentional Gegebene niemals ein Teil oder Zustand des jeweils aktuellen Erlebens ist, und wir wissen auch, daß es dabei ganz gleich bleibt, ob dieses Gegebene nun „psychisch" oder „physich", besser gesagt, ob es selbst wieder Erlebnis oder etwa außengegenständlich ist; und wiederum ist es gleichgültig, ob nun dieses Psychische oder Physische seinerseits wirklich oder nichtwirklich ist. Die Einteilung der Gegenstände in physische und psychische kreuzt sich eben, wie wir wissen[1]), mit der in wirkliche und nichtwirkliche. Das ist völlig unbezweifelbar und darf allein den Ausgangspunkt bilden. Dann aber muß unbedingt gesagt werden, daß ein Luftschloß zwar gewiß in der Sphäre des Gegebenen liegt (und nur in ihr liegen kann), daß es aber sowohl falsch ist, es in die des Physisch-wirklichen wie auch in die des Psychisch-wirklichen einzubeziehen. Es wird dadurch, daß es nicht physisch-wirklich ist, noch nicht zu etwas Psychisch-wirklichem: es gewinnt auf diese Weise noch kein reales Dasein im Bewußtsein oder in der Seele.

Nun kann man ja freilich den Begriff des Bewußtseins anders fassen. Man kann darunter nicht bloß wie wir den Erlebnisstrom verstehen, insonderheit dessen jeweils aktuellen Teil, sondern außerdem noch das den Akten dieses Stromes (intentional) Gegebene. Dann gehört offenbar alles, was ich jetzt sehe, höre oder sonstwie wahrnehme oder früher wahrgenommen habe, nicht minder aber auch alles bloß Vorgestellte ebenfalls ins Bereich des Bewußtseins. Man sieht sofort die Unzweckmäßigkeit einer solchen Terminologie. Denn das Gegebene (Gehabte, Erfaßte) kommt auf diese Weise sogleich wieder in Verdacht, als „Inhalt" des „Bewußtseins" schließlich doch etwas Erlebnisartiges und jedenfalls psychischer Natur zu sein. In der Tat ist das Geysers Meinung: das vorgestellte Dreieck existiert für ihn in der Seele des Vorstellenden. Meinem oben ausführlich erörterten Einwand[2]), daß auf diese Weise die Sätze über das Dreieck (und damit alle geo-

[1]) Vgl. oben S. 120 f.
[2]) Vgl. oben S. 41 ff.

Digitized by Google

metrischen Sätze überhaupt) zu psychologischen Sätzen werden müßten, sucht er auf folgende Weise zu entkräften[1]):

Man muß stets Sein und Sosein unterscheiden. Das Sein des vorgestellten Dreiecks ist in der Tat ein psychisches: ein solches Dreieck existiert in der Seele. Gleichwohl bleibt es ein Dreieck: „ob ein Dreieck in der Seele, oder etwa für sich selbst, oder an einem Außengegenstande existiert, es ist und bleibt darum doch ein Dreieck. Durch seine Existenz, mag sie sein wie sie wolle, wird sein ihm eigentümliches Sosein nicht verändert und nicht aufgehoben. Infolgedessen sind nun auch Sätze, die sich auf ein Sosein als solches beziehen, niemals und in keinem Sinne Sätze psychologischer Natur. Sie sind es auch dann nicht, wenn das den Gegenstand dieser Sätze bildende Sosein nicht zu den Objekten der seelischen Akte, sondern zu diesen selbst gehören sollte, wenn es sich z. B. um Sätze über das Sosein »Wollen« oder »Erkennen« handelte"[2]).

Aber eine solche Auffassung wäre doch wohl nur dann zu billigen, wenn sich eine völlige Selbständigkeit des Soseins dem Sein gegenüber erweisen ließe. Davon kann aber nicht die Rede sein: denn dergleichen wäre völlig absurd. Stets gehört das Sosein unmittelbar zu dem Sein des fraglichen Gegenstandes: es ist ja offenbar nichts anderes als der Inbegriff der Eigenschaften (Beschaffenheiten, Merkmale usw. — wir nehmen das Wort „Eigenschaften" in seinem weitesten Sinne), die einem bestimmten Seienden, einem bestimmten Gegenstande zukommen, so daß also ein psychischer Gegenstand (d. h. etwas Psychisches) ein Gegenstand mit psychischen, ein geometrischer Gegenstand ein solcher mit geometrischen, ein biologischer ein solcher mit biologischen Eigenschaften ist usw. Ist also unser Dreieck etwas Psychisches, so hat es eo ipso auch psychische Eigenschaften, da ja eben etwas Psychisches gar nichts anderes heißt und heißen kann als ein Etwas mit psychischen Eigenschaften, ein Seiendes mit psychischem Sosein. Ist das Dreieck dagegen ein geometrisches Gebilde, so hat es geometrische Eigenschaften: psychische Eigenschaften könnte es nur haben, wenn und soweit diese mit geometrischen verträglich sind — was bekanntlich nirgends der Fall ist.

Geyser geht nun allerdings soweit, selbst Sätze, die sich auf das Sosein eines offenkundig Psychischen beziehen, nicht als psychologische anzuerkennen: nur wer die „Existenz- und Kausalverhältnisse"[3]) des Wollens usw., nicht aber wer dessen Eigenschaften behandelt, steht im Bereiche der Psychologie. Hier

[1]) A. a. O. S. 25 f.

[2]) Ähnliche Auffassungen hat neuerdings M. Scheler entwickelt. Nur geht bei ihm gerade umgekehrt das Sosein der Gegenstände in das Bewußtsein ein, während das Dasein *extra mentem* bleibt. Vgl. Die Wissensformen und die Gesellschaft, Lpz. 1926. S. 279 ff.

[3]) A. a. O. S. 26.

Digitized by Google

erreicht die Unzweckmäßigkeit der fraglichen Terminologie ihren Höhepunkt: mehr als die Hälfte des Geyerschen Lehrbuches würde keine psychologischen Probleme behandeln, und was soll man dazu sagen, daß danach *per analogiam* alle Aussagen, die sich auf die Eigenschaften von Elektrizität, Wärme, Schwere usw. beziehen, aus der Physik herausgewiesen werden müßten?

Zuletzt ergibt sich aber doch, daß Geyser uns näher steht als er selbst zugeben möchte. Ein vorgestelltes Blau, sagt er, existiert „allerdings in der Seele, aber in der Form des Wahrgenommenwerdens, durch *percipi*“[1]). Wir sagen: das Blau existiert in der Form des Wahrgenommenwerdens, besser des intentionalen Gegebenseins, des gegenständlichen Gehabtwerdens, und ist eben darum nicht im Ich und in der Seele. In der Seele ist, wie Geyser selbst hervorhebt[2]), „nicht ein Blau, sondern nur ein Bewußtsein von Blau“. Wo aber ist es dann, wenn es weder in der Seele ist noch — wie die Physik gezeigt hat — in der realen Außenwelt? Wir antworten: in der „Gegebenheits-Sphäre“ des Intentionalen, die, weil sie sowohl Reales wie Nicht-Reales umfaßt, weder der realen Außenwelt noch einem realen Ich und seinem Erlebnisstrome zugerechnet werden darf. Jedes Ich hat seine besondere Gegebenheitssphäre. Sehe ich eine blaue Kugel, so liegt diese (dadurch, daß ich sie sehe), in dieser Sphäre oder ist ein Teil dieser Sphäre selbst geworden. Kapriziert sich jemand darauf, die Gegebenheitssphäre „Bewußtsein“ zu nennen, so darf er auch sagen: jene Kugel und jenes Blau ist ein Teil des Bewußtseins geworden — zu welcher Ausdrucksweise die sprachliche Wendung „ich bin mir einer Sache bewußt“, ein Recht zu geben scheint. Das darf aber nicht hindern, anzuerkennen, daß — wie Geyser an der zuletzt erwähnten Stelle selbst sagt[3]) — „in der Seele nicht ein Blau, sondern nur ein Bewußtsein von Blau, ein Vorstellen solcher Dinge existiere“.

Die schlichte Tatsache, daß das wahrgenommene Blau ebenso wie die wahrgenommene Kugel als nicht zum wahrnehmenden Akt gehörig gegeben ist (als „aktfremd“, wie wir früher gesagt haben)[4]), muß die Grundlage aller weiteren Behauptungen bilden. Gegeben ist das Blau ganz sicher nicht als etwas Psychisches; was aber gewiß nicht hindert, es in der Besonderheit seiner Daseinsweise als durch psychische Faktoren bedingt anzusehen: es ist nicht in der Seele, aber durch die Seele. Aus der Fülle des intentional und somit „aktfremd“[5]) Gegebenen[6]) heben sich

[1]) A. a. O. Bd. I S. 117.
[2]) A. a. O. S. 117.
[3]) A. a. O. S. 117.
[4]) Oben S. 124.
[5]) Vgl. oben S. 124.
[6]) Es wird hier immer nur an individuelle Gebilde gedacht: das Problem der ideellen Gegenstände soll ausscheiden.

Digitized by Google

allerlei Gebilde heraus, von denen sich feststellen läßt, daß die Tatsache der Gegebenheit (also die entsprechenden intentionalen realen Erlebnisse) für sie gleichgültig ist; sie können auch ohne sie bestehen: so in unserem Falle die (annähernde) Kugelgestalt des wahrgenommenen blauen Dinges. Solche Gebilde gelten uns als real, als ebenso real wie die intentionalen Erlebnisse selbst; diejenigen dagegen, welche, wie in unserem Falle das wahrgenommene Blau, nur als gegebene Gebilde vorkommen und also, falls man mit Brentano unter Sein nur echtes Dasein, also wirkliches Sein verstehen sollte, überhaupt kein Sein haben, haben wir als nicht-real (oder nicht-wirklich) zu betrachten. Es wird der Verdeutlichung dienlich sein, wenn wir die Sachlage einmal statt wie bisher vom Gegebenen, vielmehr von den realen Gegenständen aus zu erfassen suchen.

Da existiert also irgendwo ein physikalisches Gebilde, das wir die blaue Kugel nennen und das, so gewiß es nicht blau ist, doch ohne Zweifel eine Gestalt hat, die sich mit einigem Recht als Kugelgestalt bezeichnen läßt. Dieses Gebilde wirkt über physikalische und physiologische Vorgänge hinweg schließlich auf ein psychisches Subjekt. Und was geschieht weiter? Ich zweifle nicht, daß viele Psychologen und Philosophen die Antwort bereit halten: das psychische Subjekt bewirkt die „Erscheinung" (oder gar die „Empfindung") des Blau und der Kugel. Aber wie kann das Blau (von einem offenbar wirklichen Geschehen) bewirkt werden, da es doch gar kein echtes Dasein hat? Bewirkt wird vielmehr nur das intentionale Erlebnis, dem als gegenständliches Korrelat das Blau ebenso zugehört wie auch die Kugel — beide mit dem unmittelbaren Eindruck ihrer Realität[1]); und es verschlägt dabei nicht das Geringste, daß sich das Blau schließlich als unwirklich herausstellt, während die Realität der Kugel unangefochten bleibt. Der psycho-physische Mechanismus, der eine solche Zuordnung des gegebenen Gegenstandes zum Akte bewirkt, geht uns in diesem Zusammenhang, in dem wir es nur mit deskriptiven Fragen zu tun haben, natürlich nichts an: eine Aufhellung seiner Wirkungsweise ist aber sicher eines der bedeutsamsten Probleme der kausalen und genetischen Psychologie[2]). Nur daran sei erinnert[3]), daß der gegebene Gegenstand, obwohl er mit dem bewirkenden Gegenstande (dem „Reiz") zusammenfallen kann (wenn auch nicht genau zeitlich), dennoch primär in einer anderen Beziehung zum Akt steht als dieser: nämlich in einer durchaus unkausalen, instantanen. Mit dem Aufhören des Aktes ist auch das Bestehen seines intentionalen Korrelates beendet: d. h. des Gegenstandes, sofern er ein (intentional) gegebener ist — was nicht hindert, daß der

[1]) d. h. der mit ihrem Wahrnehmungscharakter Hand in Hand gehenden Wirklichkeitssuggestion. Vgl. oben S. 224 ff.

[2]) Vgl. unten S. 411 f.

[3]) Vgl. oben S. 191 ff.

Digitized by Google

Gegenstand, der (als Reiz) den Akt hervorbrachte und der (abgesehen von jener zeitlichen Differenz) mit dem intentionalen völlig zusammenfallen kann, weiter bestehen bleibt. So bleibt ja auch der beleuchtete Gegenstand bestehen, wenn der Akt der Beleuchtung aufgehört hat. Mit dem Akte der Beleuchtung aber geht Hand in Hand (hier freilich nicht instantan) das Bestehen des Gegenstandes als eines beleuchteten oder sofern er beleuchtet ist. Doch ist die Analogie keine vollständige.

2. Das „Unbemerkte" am Gegenstande. (Driesch.)

Meine Ausführungen über die Frage des Unbemerkten (oben S. 68ff) haben merkwürdigerweise bei einem Denker Widerspruch gefunden, dem ich mich sonst nahe fühle: bei Hans Driesch. Er schließt sich in der Frage des „Unbemerkten" jenen positivistischen Denkern an, welche in den „unbemerkten Vorstellungen" einen Widerspruch zu erblicken glauben. „Ausgang, sagt er[1]), ist immer das bewußte Haben und das bewußt Gehabte. Wo dieses nicht ist, ist jedenfalls etwas bewußt Gehabtes nicht. Es ist also sinnlos zu sagen, etwas sei bewußt, aber unbemerkt, d. h. als bewußtes doch eben nicht da.... Insofern sind »unbemerkte Vorstellungen« ebenso ein Unding wie »unbewußte Vorstellungen«, denn »Vorstellung« heißt das bewußt Gehabte; das Wort »unbemerkt« für sich genommen aber sagt nichts anderes als das Wort »unbewußt«". „Ein analysierter Akkord und »derselbe« Akkord unanalysiert sind eben zwei verschiedene Erlebtheiten, zwei verschiedene unmittelbare Gegenstände. Das analysierte Erlebnis war doch eben, als es unanalysiert erlebt wurde, nicht da". Schlick, auf den sich Driesch an anderer Stelle[2]) beruft, sieht gar in dem Streben, „in verschiedenen psychischen Gebilden dieselben Elemente unverändert wieder zu finden (das eine Mal unbemerkt, das andere Mal bewußt)" einen „Überrest atomistischer Denkweise"[3]). Aber der Vorwurf atomistischer Denkweise könnte nur für den Bedeutung haben, der (wie Schlick selbst) die Intentionalität nicht anerkennt und für den deshalb echte psychische Tatbestände mit Gebilden auf gleicher Stufe stehen, die wie etwa die Töne ganz sicher keine solchen sind[4]). Anders steht es bei Driesch. Er lehnt die Intentionalität wohl dem Worte nach, keineswegs aber in der Sache ab; denn sein „Haben" besagt im allgemeinen dasselbe. Um so mehr muß es überraschen, daß er in der Frage des Bemerkten und Unbemerkten mit Schlick ganz einig ist. Und er scheut hier

[1]) Ordnungslehre 1923² S. 389.
[2]) Wissen und Denken 1923² S. 32.
[3]) Allgemeine Erkenntnislehre 1925² S. 142.
[4]) Mit der Ablehnung oder auch nur der Nicht-Anerkennung der Intentionalität ist der Weg zu jeder wirklichen Lösung des Erkenntnisproblems verbaut — bei Schlick und nicht minder bei E. Becher, von dem Ähnliches gilt.

Digitized by Google

vor den radikalsten Konsequenzen nicht zurück: die Ellipse — nicht die empirisch wirkliche Ellipse natürlich, wohl aber die unmittelbar „gehabte", vorgestellte, wahrgenommene —, an der ich neue Eigenschaften „entdecke", ist seiner Meinung nach um diese Eigenschaften bereichert worden: sie kamen ihr vorher noch nicht zu. „Eigentlich meine ich das zweite Mal mit dem Worte »Ellipse« einen anderen Gegenstand als vordem. Und der »Kreis«, an dem ich den Lehrsatz des Thales, daß der Winkel im Halbkreis ein rechter ist, oder an dem ich den sogenannten Sekantensatz als in Ordnung bestehend schaue, ist auch im Grunde ein anderes, reicheres Etwas als das vorher durch das Wort »Kreis« bezeichnet Gewesene"[1]).

Die Epitheta „eigentlich" und „im Grunde", die den beiden Aussagen hinzugefügt sind, machen mißtrauisch: uneigentlich meine ich das zweite Mal mit dem Worte „Ellipse" also doch denselben Gegenstand? Legt das nicht die Auffassung nahe, daß unter Umständen die uneigentliche Betrachtung zur eigentlichen werden kann?

In der Tat ist an der hier bekämpften Meinung etwas durchaus richtig: die Gesamtheit des gegenständlich Gegebenen ist im zweiten Falle eine andere als im ersten. Ist eine Ellipse samt ihren neu entdeckten Eigenschaften gegeben, so ist etwas anderes gegeben als wenn sie ohne solche intendiert ist. Nehme ich ein Polygon wahr oder stelle ich es — z. B. erinnernd — vor, ohne daß ich um die Anzahl seiner Seiten Bescheid weiß, so „habe" ich etwas anderes und zwar weniger, als wenn ich außerdem weiß, daß es sich etwa um ein Fünfeck handelt. Aber — wie gerade Driesch anerkennen müßte — ich tue, indem ich die Ecken zähle, gewiß nichts hinzu. Ich finde nur etwas auf, das schon vorher vorhanden war. Der Gegner wird sagen: die fünf Ecken waren natürlich da: aber nur im empirisch vorliegenden Fünfeck, nicht im vorgestellten, gehabten. Wir antworten: Wäre das tatsächlich der Fall, so bliebe die Merkwürdigkeit unerklärt, daß ich die Fünfzahl feststellen kann, ohne im mindesten auf ein empirisch wirkliches Fünfeck zurückzugehen: es genügt das vorgestellte, z. B. das erinnerungsmäßig vorgestellte, vollkommen. Genau so genügt auch die bloße Erinnerung an einen vor kurzem gesehenen Würfel zur exakten Feststellung der Anzahl seiner Ecken, während sie vollkommen versagt, sobald es etwa gilt, den Stoff genau zu eruieren, aus welchem er bestand oder besteht.

Wie kommt das? Die Anzahl der Würfelecken gehört (als „unselbständiges Moment") zum Würfel als solchem und geht deshalb mit Notwendigkeit in die bloße Vorstellung mit ein — bildet ein Charakteristikum auch des bloß vorgestellten Würfels — im ausgesprochenen Gegensatz zu den physikalisch-chemischen Be-

[1]) Wissen und Denken S. 32.

Digitized by Google

schaffenheiten desselben Würfels, die ich auf Grund vager und mittelbarer Indizien vielleicht vermuten, niemals aber exakt feststellen kann. Denn diese Beschaffenheiten gehen in keiner Weise in die Vorstellung mit ein.

Setzen wir dem um der Wichtigkeit der Sache willen noch ein anderes Beispiel an die Seite. Bekanntlich haben Geräusche genau wie die Töne ihre bestimmte Höhe und diese Höhe geht (wiederum in scharfem Gegensatz zu anderen ihnen zugehörigen Tatbeständen wie etwa ihren physikalischen Grundlagen) ebenfalls mit Notwendigkeit in die Vorstellung mit ein. Dennoch bleibt sie in der Regel „unbemerkt", genau wie die Anzahl der Ecken des Würfels oder des Fünfecks in unseren Beispielen. Driesch muß konsequenterweise sagen, daß Geräusche für gewöhnlich überhaupt keine Höhe haben oder aber, wenn für ihn wie für uns die Höhe ein wesentliches Merkmal der Geräusche bildet, daß das, was wir gewöhnlich als Geräusche wahrnehmen, tatsächlich keine Geräusche sind. Wie einfach wird alles, wenn man hier den Begriff des Bemerkens einführt. Denn die Widersprüche, die man in ihm finden will, sind in Wahrheit gar nicht vorhanden. Man lege doch beispielsweise irgend jemand, der es nicht weiß, die Frage vor, wieviel Ecken ein Oktaeder hat. Kennt der betreffende ein solches Raumgebilde und hat er eine deutliche Vorstellung von ihm, so wird er ohne Schwierigkeit „in der Phantasie" die Ecken zählen können. Wie macht er das? Verwandelt sich ihm, indem er die Zahl feststellt, das vorgestellte Oktaeder in etwas anderes? Das insgesamt Vorgestellte (oder allgemeiner gesagt das insgesamt Bewußte, bewußt Gehabte überhaupt), verwandelt sich natürlich, wie wir schon oben erwähnt haben: dem vorgestellten Oktaeder tritt die besonders vorgestellte Anzahl seiner Ecken an die Seite. Aber das Oktaeder selbst wandelt sich durchaus nicht: seine Ecken sind es ja, die gezählt werden. Und so kann man natürlich auch sagen: diese Anzahl war bereits vor dem Zählen bewußt. Sie war in der Tat am Gegebenen oder Gehabten vorhanden als eine Eigenschaft von ihm: sie gehörte zu ihm hinzu. Nur eben explizit *als* Anzahl war sie nicht bewußt. Will man diesen Tatbestand, für den der Sprachgebrauch das bezeichnende Wort „bemerken" hat, wirklich ernstlich leugnen? Man kommt dann in lauter Absurditäten. Das Oktaeder, das ich mir vor dem Zählen in vollkommener anschaulicher Klarheit vorstelle und vorstellen muß, (denn sonst könnte ich an ihm niemals die richtige Eckenzahl feststellen), wäre das Kuriosum eines Polyeders ohne eine feste Anzahl seiner Ecken. Vollends aber würde das Zählen der (in Phantasie oder Erinnerung) vorgestellten Ecken, das dem „erkenntnistheoretisch" unverdorbenen Verstande so einfach vorkommt, zu einem völlig mystischen Prozesse werden: es gäbe da offenbar etwas zu zählen, was keine Anzahl hat, und statt daß wie sonst das Ergebnis des Zählens eben die Feststellung der unabhängig vom Akt des Zählens und vor ihm bestehenden An-

Digitized by Google

zahl ist, müßte irgend ein geheimnisvoller Vorgang angenommen werden, durch den diese Anzahl geschaffen würde — wobei aber wieder rätselhaft bliebe, daß die so geschaffene Anzahl mit derjenigen übereinstimmt, die jedem und also auch dem vorgestellten Oktaeder zukommt. Eine Fülle von Hilfshypothesen werden notwendig, sobald man nur ernstlich versucht, den Gedankengang zu Ende zu denken, den man durch systematische Verkennung der Tatsache des „Bemerkens" eingeleitet hat.

3. Wahrnehmung und Vorstellung.

Ungefähr gleichzeitig mit der ersten Auflage dieses Buches erschien C. Stumpfs Abhandlung über „Empfindung und Vorstellung"[1]), in welcher ihr Verfasser — wie einst Hume — die Auffassung vertritt, daß zwischen diesen beiden Tatbeständen nur ein gradueller, kein spezifischer Unterschied bestehe. „Vorstellung" ist dabei, wie kaum gesagt zu werden braucht, in der engeren Bedeutung dieses Wortes genommen, und unter „Empfindung" versteht Stumpf *mutatis mutandis* das, was wir „Außenwahrnehmung" (sinnliche Wahrnehmung[2]) genannt haben. *Mutatis mutandis:* denn bei dem Worte „Empfindungen" denkt Stumpf zunächst an die „Inhalte der Sinnesempfindungen", die er auch als „Erscheinungen erster Ordnung" bezeichnet im Gegensatz zu denen zweiter Ordnung, ihren gleichnamigen „Gedächtnisbildern", den „bloß" vorgestellten Farben, Tönen usw.[3]). Wir kennen keinen solchen Ordnungsunterschied der Erscheinungen: der Gegensatz zwischen einem empfundenen und einem bloß vorgestellten Rot ist nicht der, welcher zwischen einem Gegenstande und etwas besteht, das in irgend einem Sinne ein Abbild dieses Gegenstandes genannt werden könnte[4]), sondern beide sind faktisch ein und dasselbe und unterscheiden sich nur durch die Art, in der sie gehabt oder erfaßt werden, also durch die „Akte" (die Stumpf bekanntlich „Funktionen" nennt). Und wir wissen auch, wie wir den naheliegenden Einwand gegen diese Auffassung zu entkräften haben: daß nämlich das bloß vorgestellte Rot usw., da es andere Eigenschaften aufweise als das empfundene, keinesfalls mit ihm identisch sein könne; denn es sei im Gegensatz zu der Konsistenz des empfundenen Gebildes undeutlich, flüchtig und lückenhaft. Indessen ist uns aus früheren Betrachtungen[5]) bekannt, daß diese Eigenschaften nur scheinbar dem vorgestellten Gebilde als solchem zukommen. Unser „Haben" des Rot, unser „Hinblicken" darauf ist im Falle des Vorstellens ein viel weniger un-

[1]) Abh. der Preuß. Akademie der Wissensch. Jahrg. 1918. Phil.-hist. Kl. Nr. 1. Berlin 1918.
[2]) Oben S. 152, 164.
[3]) A. a. O. S. 4. Vgl. oben S. 118 f.
[4]) Vgl. die oben zitierte Abhandlung „Bild und Erkenntnis".
[5]) Oben S. 179 ff.

Digitized by Google

mittelbares als in dem des Empfindens und darum viel weniger imstande, seine Funktion zu erfüllen — welche Funktion natürlich nur das *„percipere"* sein kann, das möglichst vollständige geistige Ergreifen. So ergibt sich ein mehr oder minder unvollständiges „Ergreifen" („Erfassen", „Haben"), das keineswegs mit dem Ergreifen eines Unvollständigen identisch ist: der bloß vorgestellte Gegenstand ist nicht ein verschwommenes und lückenhaftes „Bild" dieses Gegenstandes, sondern er ist der ungenügend ergriffene und darum verschwommen und lückenhaft erscheinende[1]) Gegenstand selbst. Auch schon im Falle der Empfindung findet infolge von Unzulänglichkeiten der Sinnes- oder der nervösen Apparate oft genug dergleichen mangelhaftes Ergreifen statt: auch hier erscheint dann (wie etwa beim Kurzsichtigen) das Ergriffene verschwommen und lückenhaft, ohne es doch zu sein.

Die qualitative Verschiedenheit von Vorgestelltem und Empfundenem kann also nichts beweisen, sie besteht nur scheinbar. Stumpf vertritt unter sorgfältiger Abwägung aller Gegenargumente die entgegengesetzte Meinung und geht zuletzt so weit, den Unterschied zwischen den beiden angeblich verschiedenen Inhalten so gut wie ausschließlich in deren Stärkeverhältnissen zu sehen: bei fortgesetzter Abschwächung der Intensität der Empfindungsinhalte gehen diese von selbst in Erscheinungen zweiter Ordnung über. Die Empfindungen bilden eine Reihe abnehmender Intensitäten bis zu den unmerklichen, dann kommt bei weiterer Abnahme eine Zwischenschicht von solchen, in denen für gewöhnlich sich keine Bewußtseinsinhalte einzustellen pflegen, zuletzt — als Inhalte geringster Intensität — finden sich die Vorstellungen. Wenn ausnahmsweise in der Zwischenschicht doch Erscheinungen auftreten, so sind diese ein Übergang zwischen Empfindungen und Vorstellungen.

Daß dieser Aufassung Schwierigkeiten entgegenstehen, hat Stumpf natürlich gesehen: er hat sie ausführlich erörtert und durch allerlei Hilfshypothesen zu beseitigen gesucht. Von diesen Schwierigkeiten scheint mir keine so groß und so unüberwindlich wie die, deren Erörterung am nächsten liegt: daß nämlich nach Ansicht Stumpfs ein vorgestellter sehr intensiver „Inhalt" also z. B. ein vorgestelltes Fortissimo schwächer sein müßte als ein empfundener sehr schwacher „Inhalt", wie etwa ein gehörtes Pianissimo — eine offenbare Sinnwidrigkeit.

Was Stumpf hier apologetisch anführt, kann nicht befriedigen. Er nimmt die unsere sinnlichen Erscheinungen mannigfach durchsetzende „Deutung" zu Hilfe. „Schon innerhalb der Empfindungszone selbst wird keineswegs alles, was wir Fortissimo nennen, mit höchster Intensität gehört." Der ferne Kanonenschuß wird

[1]) Vgl. über den Terminus „Erscheinung" die Abhandlung „Bild und Erkenntnis" S. 315 ff. sowie oben S. 375.

Digitized by Google

selbstverständlich nicht fortissimo gehört, je selbst das Fortissimo eines nur mäßig entfernten Orchesters gelangt „mit einer geringeren physikalischen Tonstärke zum Ohre des Hörenden, als sie etwa eine kräftig angeschlagene Stimmgabel, dicht vor das Ohr gehalten, besitzt“ [1]: die entsprechende Sinnesempfindung, der gehörte Schall, ist also nur von mittlerer Stärke. Wenn wir ihn gleichwohl „als Fortissimo auffassen, so geschieht es mit Rücksicht auf die Stärke, die er haben würde, wenn er dem Ohr näher erklänge.“ Wir „deuten“ also den relativ schwachen Ton als sehr starken — offenbar nicht anders, wie wir gelegentlich einen undeutlich gesehenen Baumstumpf als Menschen oder gewisse geometrische Gebilde als Buchstaben und also letzten Endes als Laute „deuten“ usw.

Ähnlich deuten wir nun auch den — angeblich — noch viel schwächeren empfundenen Schallinhalt, der uns als bloße Vorstellung zum Bewußtsein kommt, nach der relativen Stärke, die ihm zukommt, je nachdem als Fortissimo, Forte oder Piano.

Das ist nun gewiß eine sehr geistreiche Theorie. Die Frage ist nur, ob sie die Tatsachen richtig wiedergibt. Mir will scheinen, als mute sie der „Deutung“ doch etwas zuviel zu. Das dürfte schon von der Analogie im reinen Empfindungsgebiete gelten, von der Stumpf ausgeht. Das Fortissimo des entfernten Orchesters erscheint uns doch schwerlich deshalb als Fortissimo, weil wir es als solches deuten, sondern weil es vom Anbeginn nur als relatives Fortissimo im Vergleich zu den anderen Tönen des fraglichen Orchesters in Betracht kommt. Ebenso höre ich einen fernen Donner bereits als solchen nur relativ laut im Vergleich mit anderen ebenso oder noch nicht einmal so entfernten Geräuschen.

Mit welchen Schwierigkeiten Stumpfs Theorie zu kämpfen hat, wird am deutlichsten, wenn wir die primäre (oder unmittelbare) Erinnerung betrachten [2]. Auch Stumpf befaßt sich mit ihr und deutet sie in seiner Weise: er bezeichnet es als „eine der Grundtatsachen des normalen Bewußtseins, daß jeder Eindruck, auch der kürzeste, eine Weile im Bewußtsein verharrt und während dessen sich selbst zeitlich modifiziert, sich in der Zeitlinie zurückschiebt. Bei Aufeinanderfolge zweier momentaner, nur durch eine kurze Pause getrennter Eindrücke ist der erste noch gegenwärtig, wenn der zweite eintrifft, aber gegenwärtig als vergangener“ [3].

Was hat es mit diesen „als vergangen gegenwärtigen“ Erscheinungen für eine Bewandtnis? Stumpf, der sich klar ist, daß es sich hier nicht um Nachbilder (weder um Empfindungs- noch um Erinnerungsnachbilder) handeln kann, nimmt eine besondere Klasse von Vorstellungen an, die er „primäre Gedächtnisbilder“ nennt und glaubt merkwürdigerweise deren Bestehen auch

[1] A. a. O. S. 29.
[2] Vgl. oben S. 179 ff.
[3] Stumpf a. a. O. S. 111.

Digitized by Google

dann noch rechtfertigen zu können, wenn sich herausstellen sollte, daß (wie dies übrigens auch Brentanos spätere Lehre war[1]) die stattfindende Umwandlung vor allem eine solche des erfassenden Aktes ist. Auch in diesem Falle fände ein Übergang von „Empfindung" in „bloße Vorstellung" statt und also nach Stumpf ein „sofortiger starker Abfall der Erscheinungsintensität".

Ist das indessen eine richtige Beschreibung dessen, was vorliegt? Knüpfen wir wieder an unser früheres Beispiel an von dem plötzlich gehörten Knall, den ich unmittelbar nach seinem Verklingen noch „habe": er ist — mit Stumpf selbst zu reden — „gegenwärtig als vergangener." Aber darf Stumpf so sagen? Gegenwärtig ist ja nach seinen oben zitierten Äußerungen nicht der Knall, sondern dessen „primäres Gedächtnisbild", eine Erscheinung zweiter Ordnung mit starkem Intensitätsabfall: wir blicken nicht geistig zurück auf den vielleicht sehr lauten früheren Knall selbst, sondern wir haben an seiner Stelle etwas anderes, von ihm (der ja immer identisch mit sich selbst, also laut und eine Erscheinung erster Ordnung bleiben muß) Verschiedenes. Wie sollen wir uns die Sache nun weiter denken? Erfassen wir schließlich doch den Knall selbst sozusagen durch das Gedächtnisbild hindurch? so daß wir zweierlei „hätten": das als gegenwärtig gegenwärtige Gedächtnisbild des Knalles und durch dieses vermittelt den als vergangen gegenwärtigen Knall selbst. Aber das widerspricht ja dem hier doch gewiß völlig klar gegebenen Tatbestande, der von einer solchen Zweiheit nichts weiß. Was aber liegt dann vor? Wir müssen wohl oder übel auch hier zu einer Deutung unsere Zuflucht nehmen. Der — unterschwellige — Empfindungsinhalt, der allein vorhanden ist, wird als der sehr laute „Inhalt" gedeutet. Ist jedoch nicht auch das alles pure Konstruktion? Denn von einer solchen Deutung ist in dem schlichten Erlebnis, das ich habe, wenn der Knall mir als eben gehörter gegeben ist, wahrlich rein gar nichts zu finden. Man denke doch, was uns zugemutet wird: ich höre beispielsweise ein Wort, etwa das Wort „Erscheinung": in dem Augenblick, in welchem das „g" als überschwelliger Empfindungsinhalt vorliegt, ist das „n" nebst den anderen vorangehenden Lauten unterschwellig als bloßes Gedächtnisbild vorhanden und dieses wird dann sogleich zu einem Empfindungsinhalt umgedeutet. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß davon nichts gegeben ist. Vielmehr haben wir von der auch von Stumpf ganz ausdrücklich anerkannten Tatsache des „als vergangen Gegenwärtigseins" auszugehen. Sie genügt vollkommen: die einzelnen Laute sind (mit sukzessiv abgestuften Zeitzeichen) als vergangene gegenwärtig: das Bewußtsein hat die sonderbare Fähigkeit, ein „Hinblicken" auf sie zu ermöglichen,

[1]) Brentano, Klassifikation der psych. Phän., Leipzig 1911 S. 131 ff. (= Psych. v. emp. Stp. II, Leipzig 1925² S. 142 ff.).

Digitized by Google

obwohl sie zur Zeit nicht mehr als etwas gegenwärtig Vorhandenes bestehen. Das heißt aber: es sind allein die empfundenen Laute, auf die hingeblickt wird oder die gegenwärtig sind, besondere „Vorstellungs"- oder „Gedächtnisbilder" sind überflüssig und können gar nicht in Betracht kommen.

In bezug auf die primären Erinnerungsvorstellungen besteht also kein Zweifel, daß sie ausschließlich durch die Eigenart ihrer Akte bedingt sind. Weshalb sollte es bei den sekundären anders sein? Sie sind von den primären ja grundsätzlich in nichts unterschieden; sekundär nennen wir sie nur um ihrer Entstehung willen, nicht wegen ihrer phänomenologischen Beschaffenheit[1]). Mit den Phantasievorstellungen steht es nicht wesentlich anders. Ob ich mich einer roten Fläche erinnere oder ob ich sie phantasiemäßig vorstelle, in beiden Fällen ist das, was ich habe, die rote Fläche selbst, nicht aber eine bloße „Vorstellung" von ihr, eine Erscheinung zweiter Ordnung, und es macht nichts aus, daß sie in dem einen Falle vorher „empfunden" (sinnlich wahrgenommen) war (und als solche gegeben ist), in dem anderen nicht. Nicht die Erscheinung (der „Inhalt", besser gesagt: der Gegenstand) ist beidemal etwas Sekundäres, sondern der Akt, sofern er eben ein vorstellender ist.

Aber hat nicht Stumpf aufs gründlichste dargelegt, daß eine solche Rückführung des Unterschiedes von Empfindung und Vorstellung auf den der zugehörigen Akte nicht statthaft ist[2])? Hat er nicht auch unsere eigene, oben vorgetragene Auffassung im voraus widerlegt? Anknüpfend an bekannte Äußerungen Lotzes hatten wir die sinnliche Wahrnehmung (also Stumpfs „Empfindung") dadurch von der bloßen Vorstellung zu scheiden gesucht, daß wir sagten: ihr Gegenstand wird in einer eigentümlichen unmittelbaren Einheit mit dem jeweils erlebenden Bewußtseinszustande erlebt. Der Ton, den ich jetzt höre, so gewiß er selbst meinem Ich[3]) nicht als Teil oder Zustand zugehört, wird doch als etwas ihm in eigentümlicher Weise sich Näherndes erlebt: er tönt — so sagten wir — in mein Ich, mein aktuelles Bewußtsein hinein[4]) im Gegensatz zu dem Ton, an den ich mich erinnere oder den ich phantasiemäßig vorstelle und der fertig vor mir steht[5]).

Stumpf wird erwidern: Das sei nichts anderes als das Bewußtsein der äußeren Verursachung oder wenigstens einer bewußten Beziehung auf äußere Gegenstände, das oder die nach einigen Forschern für die Empfindung im Gegensatz zur Vorstellung charakteristisch sein soll. Aber damit sei gar nichts wirklich Ent-

[1]) Vgl. darüber oben S. 180.
[2]) Stumpf a. a. O. S. 18 ff., bes. S. 23 ff.
[3]) Der Begriff des Ich immer in unserem schlichten und wohldefinierten Sinne (vgl. oben S. 106 ff.) genommen.
[4]) Genauer: Er ist mir als ein solcher in mein aktuelles Bewußtsein hineintönender Ton gegeben.
[5]) Vgl. oben S. 207 f.

Digitized by Google

scheidendes gesagt: das Bewußtsein eines solchen von außen her Kommens, von außen in das Bewußtsein Eintretens kann auch bei bloßen Vorstellungen vorhanden sein. So kann ich mir etwa „die bloße Vorstellung eines fernen Geräusches bilden, das aus einer bestimmten Richtung an mein Ohr dringt, kann sogar außerdem überzeugt sein, daß jetzt zufällig auch wirklich in dieser Richtung, in diesem Rhythmus und mit diesem Tonfalle Glocken läuten, gleichzeitig aber überzeugt sein, es nicht wirklich zu hören“[1]).

Das ist nun gewiß alles durchaus richtig, trifft aber nicht unsere Auffassung. Das ferne Geläut, das ich mir bloß vorstelle, steht keineswegs in jenem eigenartigen Kontakt mit dem erlebenden Ich, den wir meinen. Seine zeitliche Koinzidenz mit dem erlebenden Akte beweist nichts für unser „Hineintönen.“

Man kann sich das auf folgende Weise verdeutlichen:

Wir sahen oben, daß alles, was wir Wahrnehmung zu nennen pflegen, genau genommen mehr ist als bloße (primäre) Wahrnehmung, nämlich vielmehr Wahrnehmung vermehrt um die sich anschließende primäre Erinnerung an das eben Wahrgenommene: beides geht unmittelbar und lückenlos ineinander über, und dieser Prozeß wiederholt sich in steter Folge. So ist z. B. bei einer Reihe aufeinander folgender Taktschläge in dem Augenblick, in welchem der zweite Schlag der Reihe sich dem Bewußtsein zuerst (als jetzt gegenwärtig) geltend macht, der erste in primärer Erinnerung (also als eben vergangen) gegeben, sofort darauf aber trifft den zweiten dasselbe Schicksal, während nun der dritte aktuell gehört wird usw. Selbstverständlich ist die Länge der Pausen zwischen den einzelnen Schlägen ohne Belang, wenigstens wenn sie nicht allzugroß ist; auch für den Fall, daß sie den Wert O annimmt und also ein einziges kontinuierliches Geräusch vorliegt, bleibt die Sachlage grundsätzlich dieselbe. Offenbar ist aber jedes Geräusch kontinuierlich: auch Momentangeräusche sind selbstverständlich kontinuierliche Geräusche in dem eben entwickelten Sinne, nur von sehr kurzer Dauer.

Das läßt sich verallgemeinern: an jede (primäre) aktuelle Wahrnehmung von irgend etwas schließt sich sofort die zugehörige primäre Erinnerung an und ein Kontinuitätsbewußtsein entsteht hierbei dadurch, daß eine wenn auch noch so kurze Zeit lang Momente aufeinander folgen, in denen das jeweils in dieser Weise primär Erinnerte mit dem in demselben Zeitpunkt aktuell Wahrgenommenen (wenigstens annähernd) identisch ist. Es besteht also fortgesetzt eine stationäre Abwanderung von aktuellen Erlebnissen aus ihrer eigenen Sphäre in die der primären Erinnerung. Stationär ist diese Abwanderung, weil es gleichartige Erlebnisse sind, die ununterbrochen in die neue Sphäre

[1]) A. a. O. S. 24.

Digitized by Google

übergehen, und diese sind gleichartig, weil ihr Gegenstand dabei identisch bleibt; wir können auch sagen: es ist ein eine (meist sehr kleine) Zeit hindurch „identisch" beharrendes Erlebnis vorhanden, das zugleich während der ganzen Zeit seines Bestehens in die Sphäre der Erinnerung übergeht. Nichts anderes als dieses stationäre Übergehen, diese Abwanderung in die Sphäre der — primären — Erinnerung bei gleichzeitigem Ersatz des Erinnerten in der Sphäre des aktuell Erlebten ist unser „Hineintönen (und analog Hineinleuchten usw.) ins Bewußtsein." Es gibt der Außenwahrnehmung einen besonderen Nachdruck und verschafft ihr das eigentümlich Zwingende, das sie an sich hat und sie von einer jeden bloßen Vorstellung sofort unterscheidet: dem „Geläut" des Stumpfschen Beispiels fehlt es durchaus. Natürlich ist hier nichts über die Ursachen gesagt, die uns das eigentümliche Erlebnis einer solchen stationären Abwanderung (der Abwanderung bei gleichzeitigem Ersatz) zu verschaffen pflegen. Normalerweise werden es äußere „Reize" sein. Doch können offenbar auch andere Ursachen dasselbe Erlebnis hervorbringen — in verschiedenen Graden der Annäherung: unvollständig etwa in den prägnanten Fällen der sogenannten Eidetiker[1]) und bei den Pseudohalluzinationen, vollständig bei den echten Halluzinationen und im Traum.

Ist nun unsere Auffassung richtig, so ergibt sich notwendig, daß bei besonders kurzen aktuellen Erlebnissen der Wahrnehmungscharakter am wenigsten ausgeprägt sein muß, auch wenn sie (ganz in der Weise der normalen Außenwahrnehmungen) von äußeren Reizen herrühren. Denn kurze Dauer heißt hier nichts anderes, als daß der Ersatz aus der aktuellen Sphäre relativ fehlt, daß also das Erlebnis seinen stationären Charakter erheblich einbüßt und von einem „Hineintönen" oder sonstigem „Einziehen" ins Bewußtsein infolgedessen nicht mehr recht gesprochen werden darf. Es überwiegt mit anderen Worten hier die primäre Erinnerung an das aktuelle Erlebnis (und den von ihm erfaßten Gegenstand), die ja zwar durch Konzentration der Aufmerksamkeit für längere Zeit festgehalten werden kann, aber dadurch nicht aufhört bloße Vorstellung zu bleiben: bloße Vorstellung, und sogar ihre Erinnerungsqualität muß fragwürdig werden, da ja Erinnerung ihrem Wesen nach primär stets Erinnerung an ein aktuelles Erleben ist, während hier gerade der Zusammenhang mit einem solchen gestört ist.

Die Frage ist nur, welche aktuellen Erlebnisse (der fraglichen Art) als „besonders kurz" zu gelten haben. Gewiß nicht ohne weiteres solche mit sehr kurzen äußeren (physikalischen) Reizen. Denn bekanntlich ändert bei jeder größeren Reizintensität die Tatsache der Nachdauer die psychologische Situation sehr erheblich.

---

[1]) Vgl. E. R. Jaensch (z. B. Bericht über den 7. Kongr. für exp. Psychologie 1921).

Digitized by Google

Wohl aber kommen sehr schwache Reize in Betracht, Reize, die so schwach sind, daß es einer anstrengenden Aufmerksamkeitskonzentration bedarf, um die ihnen entsprechenden Empfindungserlebnisse die Schwelle erreichen zu lassen. Solche Reize kann man dann sogar sehr lange Zeit ununterbrochen exponieren, ohne daß die zugehörigen Erlebnisse an Kürze ihrer Dauer einbüßen; denn der Schwellenwert wird infolge der großen Schwierigkeit, ihn überhaupt zu erreichen, nicht bloß in wenigen Momenten, also selten, sondern auch immer nur für Momente, also die denkbar kürzeste Zeit lang, erreicht werden. Und dann ist gemäß unseren Ausführungen Gelegenheit vorhanden, das für bloß vorgestellt zu halten, was sich bei günstigeren Bedingungen als etwas als wahrgenommen Gegebenes herausstellen würde. Zudem ist die seelische Haltung konzentriertester Aufmerksamkeit an und für sich dieselbe, welche auch zum längeren Festhalten von bloßen Vorstellungen nötig ist.

Auf diese Weise dürften auch nun die von Stumpf[1]) zur Bestätigung seiner Theorie herangezogenen Versuche von Külpe, Seashore und Perky ihre einfache Erklärung finden[2]), welche allesamt zu beweisen scheinen, daß gelegentlich schwache Empfindungen mit den entsprechenden bloßen Vorstellungen verwechselt werden — soweit sie nicht etwa als bloße Ergebnisse falscher Fragestellungen zu bewerten sind. Denn damit ist leider sehr zu rechnen: was soll man beispielsweise dazu sagen, daß Külpe zur Kennzeichnung dessen, was den Versuchspersonen einerseits als wahrgenommen, andererseits als vorgestellt erscheint, glaubt die äquivoken Worte „objektiv" und „subjektiv" verwenden zu können[3]) und als „objektiv" dabei das auffaßt, was (ihrem Eindruck nach) von äußeren Reizen veranlaßt wird! Dadurch kommt gerade das Entscheidende nicht zum Ausdruck. Denn auch wenn eine Versuchsperson den Eindruck hat, daß das betreffende, von ihr erfaßte Gebilde zwar durchaus wahrgenommen (empfunden), zugleich aber als halluzinationsartig gekennzeichnet ist, muß sie es ihren Instruktionen gemäß als „subjektiv" bewerten. D. h. die Versuche besagen im Grunde überhaupt nur etwas für den relativ nebensächlichen Unterschied zwischen den Gegebenheitsweisen desjenigen, bei dem ein Fehlen eines äußeren Reizes vorausgesetzt wird, und desjenigen, bei dem dies nicht der Fall ist; für den viel eingreifenderen Unterschied von Vorstellung und Wahrnehmung beweisen sie gar nichts Sicheres. Mit den beiden anderen Forschern steht es nicht besser: auch hier ist es nicht der Unterschied von Vorstel-

---

[1]) A. a. O. S. 69 ff.

[2]) Auch Stumpf selbst hebt (S. 68) hervor, daß sich die zwangsmäßige Bestimmtheit der Erscheinungen mehr und mehr mit dem Überschreiten der Schwelle geltend macht.

[3]) Über diese Äquivokationen vgl. oben S. 128, 337, sowie meinen oben (S. 372 Anm. 3) zitierten Aufsatz.

Digitized by Google

lungen und Wahrnehmungen, der eigentlich festgestellt wird, sondern der ganz andere von bloß „subjektiven" Eindrücken *(ghosts* u. dgl.) und solchen, die mehr sind als das.

Es ist wohl bloß aus der Voreingenommenheit Stumpfs für seine Theorie zu erklären, daß dieser sonst so vorsichtig wägende Forscher sich mit den groben Distinktionen solcher Untersuchungen begnügen konnte. Denn sie alle (und Stumpf mit ihnen) machen sich des in gewisser Hinsicht schwersten Fehlers schuldig, den man experimentellen Untersuchungen vorwerfen kann. Es ist zugleich gerade der, dessen Bekämpfung sich dieses Buch zum Ziel gesetzt hat: der Mangel an phänomenologischer Analyse der grundlegenden Kategorien. Ehe ich feststellen kann, ob etwas in einem einzelnen Falle *hic et nunc* Vorliegendes eine Wahrnehmung, eine Vorstellung oder sonst etwas ist, muß ich Klarheit darüber haben, was rein kategorial als Wahrnehmung, Vorstellung usw. verstanden werden muß — genau so wie, ehe ich feststellen kann, ob etwas in einem einzelnen Falle *hic et nunc* Vorliegendes eine Ellipse ist (also etwa ob die Planetenbahnen Ellipsen sind), ich Klarheit darüber haben muß, was rein kategorial als Ellipse zu verstehen ist — denn sonst könnte ich sie mit einer anderen Kurve verwechseln[1]).

4. Bemerkungen zur Gestalttheorie.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches hat sich die Gestaltpsychologie und Gestalttheorie überhaupt zu einer selbständigen wissenschaftlichen Richtung[2]) entwickelt, und verfügt

---

[1]) Wenn darauf erwidert wird, daß dann etwa auch bei der Entscheidung der Frage, ob ein *hic et nunc* vorliegender Vorgang ein elektrischer ist, zunächst gewußt werden müsse, was ein elektrischer Vorgang ist, so ist das eine Entstellung der hier vertretenen Ansicht. Denn „elektrisch" ist keine Kategorie oder, was genau dasselbe besagt, kein „ideelles Merkmal" in dem von uns oben (S. VII ff.) genau umgrenzten Sinne. Das hindert natürlich nicht, daß auch der Physiker, um elektrische Vorgänge festzustellen und zu identifizieren, allerlei kategoriale (oder ideelle) Merkmale (die allgemeinen ontologischen, die arithmetischen, geometrischen, kinematischen usw.) als bekannt und einigermaßen geklärt voraussetzen muß.

[2]) Es sollte allgemein zwischen Gestalttheorie als schlichter Lehre (nebst der Disziplin, die diese Lehre auszubauen sucht) und andrerseits Gestalttheorie als Forschungsrichtung und Schule unterschieden werden. Indem man gewöhnt wurde, von Gestalttheorie nur als Richtung und Schule zu sprechen, scheint man ein wenig vergessen zu haben, daß die Gestalttheorie als Lehre und Disziplin auch außerhalb dieser Schule existiert. Den Vertretern einer so charakterisierten Gestalttheorie wäre dann außer ihren Begründern (Ehrenfels, Meinong, Cornelius) und deren Schülern nicht bloß der Verfasser dieses Buches beizuzählen, sondern vor allem Felix Krueger, der schon vor 30 Jahren ausgedehnte gestalttheoretische Forschungen getrieben und, ausgehend vom Konsonanzproblem, die überragende Bedeutung der „Gestalten" (oder, wie er sich in Erweiterung des Gestaltgedankens ausdrückt, der „Komplexqualitäten") auf den verschiedensten Gebieten herausgestellt und von ihnen besonders zur Grundlegung der Entwicklungspsychologie und Ge-

Digitized by Google

seit 1922 in der „Psychologischen Forschung“[3]) über eine eigene Zeitschrift. Neben den hier in ihren Anfängen bereits erwähnten Untersuchungen Wertheimers, Koffkas und ihrer Schüler hat insbesondere Wolfgang Köhler durch sein Werk über die physischen Gestalten[4]) die Aufmerksamkeit der Forscher erweckt.

Es ist unmöglich, auf die umfangreiche Gestaltliteratur[5]) hier im einzelnen einzugehen: das würde zudem auch dem Tenor dieses Buches nicht entsprechen, das ja nur Grundfragen behandeln will. Von diesen aus fragen wir:

Was bedeutet die Gestaltlehre im Ganzen der psychologischen Wissenschaft? Hört man ihre eigenen Vertreter, so möchte man glauben, daß die Antwort nur lauten darf: Alles oder doch die unumgängliche Grundlage. Erst die Gestaltlehre — so etwa sagt man — hat uns ein wirkliches Verständnis des psychischen Seins erschlossen, indem sie den Bruch mit der alten Elementenlehre und der mit ihr mehr oder minder eng verschwisterten Assoziationspsychologie herbeiführte.

Daß das viel zu weit gegangen ist, wird heute wohl von keinem Forscher außerhalb der engeren Schule der Gestaltpsychologen bestritten. Die Entdeckung der Gestalterlebnisse kann nur als einer

---

fühlslehre Gebrauch gemacht hat (vgl. F. Krueger. Das Wesen der Gefühle, Leipzig 1928, wo auch seine früheren Arbeiten verzeichnet sind). Ein Hauptverdienst Kruegers aus jüngster Zeit ist die klare Herausarbeitung der so oft vermengten Kategorien „Gestalt“ und „Struktur“ (Der Strukturbegriff in der Psychologie 1924, Ber. über den 8. Kongr. f. exp. Ps.). Da sich die Fragestellungen der Arbeiten Kr.s nur sehr lose mit den unseren berühren, werden wir auf sie nur beiläufig zu sprechen kommen. Krueger stehen nahe: Hans Volkelt, der die Gestaltlehre für die Tier- und Kinderpsychologie fruchtbar gemacht hat (Arb. z. Entwicklungspsych. u. Ber. üb. d. 8. und 9. Kongr. f. exp. Ps.), und im ganzen auch C. Spearman (Brit. J. Psych. 15, 1925 und Ber. üb. d. 8. intern. Kongr. f. Psych. in Groningen; vgl. unsere Fußnote 5 auf S. 405 f.).

Auch eine Einteilung der verschiedenen Gestaltauffassungen fehlt bisher. Mir würde es am zweckmäßigsten erscheinen, zunächst folgende drei Hauptgruppen hervorzuheben: 1. eine psychologische (Cornelius, Krueger), 2. eine naturalistische oder, wenn man lieber will, psychologisch-naturalistische (Wertheimer, Köhler, Koffka), 3. eine gegenstandstheoretische oder ontologische (als deren Vertreter ich mich selbst ansehen würde). Zwischen psychologischer und ontologischer Auffassung steht die Grazer Schule und Hönigswald. Driesch dagegen dürfte der ontologischen Auffassung eher zuzurechnen sein als der naturalistischen.

[3]) Herausgegeben von K. Koffka. Berlin, Springer.

[4]) Die physischen Gestalten in Ruhe und in stationärem Zustand. Braunschweig 1920. Vgl. auch den Aufsatz desselben Autors „Gestaltprobleme und Anfänge einer Gestalttheorie“ (Jahresbericht über die gesamte Physiologie 1922, Bd. 3).

[5]) Eine verhältnismäßig vollständige Übersicht über die gesamte Gestaltliteratur findet sich in der dem Bericht über den auch sonst bedeutsamen Vortrag F. Sanders (Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie) beigefügten Bibliographie (X. Kongr. für exp. Ps. in Bonn, Jena 1928); sie umfaßt 534 Schriften.

Digitized by Google

der Faktoren gewertet werden, welche jenen Bruch bewirkt haben, und sicher ist es nicht einmal der wichtigste. Den wichtigsten Faktor müssen wir vielmehr, wie für den Leser dieses Buches kaum noch gesagt zu werden braucht, in der Weiterführung des Brentanoschen Gedankens von der Intentionalität des Psychischen erblicken. Erfreulicherweise wird das mit ständig zunehmender Deutlichkeit erkannt und anerkannt[1]), und auch die Gestaltpsychologen selbst werden, wie wir noch sehen werden, durch die Konsequenzen ihrer eigenen Theorien auf die Anerkennung der Intentionalität hingeleitet. Gleichwohl ist eines richtig und verdient gegenüber einer zu weit gehenden Ablehnung der Gestalttheorie[2]) hervorgehoben zu werden: innerhalb der prononziert physiologisierenden Richtung der experimentellen Psychologie, also innerhalb der vorwiegend an materiellen „Erklärungen" interessierten Forschung (die ja begreiflicher Weise am längsten an den alten sinnes- und assoziations-psychologischen Voraussetzungen festzuhalten suchte) war es in erster Linie die Gestaltpsychologie, die auch hier für die neue Betrachtungsweise den Weg frei machte. Es war kein Zufall, daß M. Wertheimer[3]) seine erste Gestaltuntersuchung sogleich mit einer gehirnphysiologischen „Erklärung" verband, und es war

---

[1]) So vor allem in der Schule Diltheys. Vgl. z. B. Th. Litt, Erkenntnis und Leben (Leipzig 1923) S. 49 ff. — Ferner: Th. Erismann, Die Eigenart des Geistigen I u. II (Leipzig 1924, bes. I, S. 29 ff.) und E. Jaensch in den Jahrbüchern der Philosophie III, 1927 (Die Psychologie in Deutschland), S. 136; auch Drieschs „Ursachverhalt" gehört natürlich hierher. Mit erfreulicher Entschiedenheit hat R. Hönigswald die Lehre von der Intention zum Mittelpunkte seiner „Denkpsychologie" (Die Grundlagen der D., Leipzig 1922) gemacht. Besonders nahe fühlen wir uns K. Bühler (s. S. 384). Auffallenderweise fehlt jede Erwähnung dieser Tatsachen in allen Schriften E. Bechers (vgl. oben S. 389). F. Krueger bekämpft die fragliche Lehre ausdrücklich.

[2]) Bei Jaensch (a. a. O. S. 135) finden sich folgende Worte: Der philosophisch und naturwissenschaftlich gebildete Leser des Köhlerschen Buches „vermag sein Erstaunen nicht zu unterdrücken über die Leichtfertigkeit, die hier bei Behandlung aller grundlegenden Begriffe waltet und über die eine ganz unnötige, prunkhafte Ausstaffierung einfacher Dinge durch mehrfache Integrale und ausführliche Wiedergabe bekannter Tatsachen und Formeln den physikalisch Gebildeten nicht hinwegtäuschen kann. Das Köhlersche Buch hätte längst eine Ablehnung erfahren, wenn nicht die Physiker die neuen Aufschlüsse, die sie selbst in der Reproduktion physikalischer Sätze nicht finden können, in den psychologischen Entdeckungen vermuteten, und die Psychologen wieder, die von solchen nichts bemerken können, sich im allgemeinen für unzuständig hielten, hinter die ganz überflüssige Dornenhecke physikalischer Formeln und Sätze zu fassen, hinter der in Wahrheit einfachste und mit schlichtesten Begriffen zu bezeichnende Dinge liegen, denen man sich aber nicht nähern kann und die man nicht in die Hand nehmen darf, ohne daß sie einem daselbst zerrinnen".

Demgegenüber darf man es vielleicht doch lieber mit Driesch halten, der bei aller Gegnerschaft gegen Köhler ihm als bleibendes Verdienst anrechnet, die physischen Gestalten, die er mit Recht lieber „Wirkungseinheiten" nennen möchte, auf den verschiedensten physikalischen Gebieten scharf herausgearbeitet zu haben (Biolog. Zentralbl. Bd. 47, S. 647).

[3]) Vgl. oben S. 272 und 3.5 ff.

Digitized by Google

ebensowenig ein Zufall, daß W. Köhler[1]) seine umfassenden Forschungen in das kühne Wagnis des Versuchs einer physikochemischen Theorie der physiologischen Grundlagen der gestaltlichen Wahrnehmungsprozesse auslaufen ließ.

Um jener Wegbahnung und um dieses kühnen Versuches willen wird man der Gestalttheorie manches zugute halten dürfen.

Wir vermissen an der bisherigen Gestalttheorie vor allem den Radikalismus, der sich sofort ergibt, wenn man sie konsequent durchführt, und der sich in der von uns oben erhärteten These ausspricht: alles konkret Vorliegende ist gestaltet[2]). Mit der Annahme dieser These wäre die Theorie allerdings um ihre eigentliche Kraft gebracht; sie könnte dann gerade das nicht mehr leisten, was man von ihr erwartet. Denn sie lebt ja nur von dem Gegensatze der Gestalten zu den „Und-Verbindungen". Aber solche Undverbindungen gibt es gar nicht — wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem man sie durchweg voraussetzt; sie sind gar nicht den Gestalten koordinierbar: denn sie liegen niemals in der Schicht der konkreten Tatbestände, wie die wichtigsten und die Gestaltpsychologen vorwiegend interessierenden Gestalten, sondern in einer ganz anderen: Undverbindungen sind bloße gedankliche Abstraktionen[3]).

Die ganze Lehre ist nicht so weit über die anfänglichen Ehrenfelsschen Anschauungen hinausgeschritten, wie uns versichert wird — schon die trotz aller Vorbehalte immer wiederkehrende Anknüpfung an die veralteten „Ehrenfelskriterien" beweist das. Noch immer beherrscht eine Auffassung die Situation, die sich in etwa folgender Weise charakterisieren läßt:

Wenn man eine „psychische" Gestalt, z. B. eine Melodie, einen Rhythmus oder ein gesehenes Dreieck dadurch in seine Teile zerlegt, daß man jeden dieser Teile „in" einem anderen Bewußtsein auftreten läßt, so hat man damit die Gestalt zerstört: es bleibt eine „Summe", eine bloße Folge oder Gleichzeitigkeit von Empfindungen übrig. Erst durch das gemeinsame Auftreten „in" einem Bewußtsein entsteht die Gestalt.

Der unhaltbar gewordenen älteren Auffassung dieser Sachlage, nach welcher auch bei nur einem erfassenden Bewußtsein primär stets eine bloße „Summe" von elementaren Eindrücken vorhanden sein soll, zu der dann „höhere Prozesse" der „Gestaltproduktion" hinzutreten[4]), setzte man die neue entgegen, nach der die

[1]) A. a. O. Vgl. oben S. 401 Anm. 4.

[2]) Der Satz läßt sich nicht umkehren: man denke an Zahlengebilde, wie es die periodischen Dezimalbrüche sind, die ganz deutlich rhythmische Gliederung und somit Gestalt aufweisen. Vgl. mein Korreferat zu Ziehens Vortrag im Kongreßbericht der Zeitschrift für Ästh. u. allg. Kunstw. XXI S. 95.

[3]) Jaensch geht darum noch nicht weit genug, wenn er sagt (a. a. O. S. 136): „Reine Undverbindungen gibt es ja überhaupt in der Natur so gut wie gar nicht."

[4]) Die Produktionstheorie der Gestalten ist auch jetzt noch nicht ganz tot. In überaus eigenartiger Weise vertritt sie im Zusammenhang mit be-

Digitized by Google

Reize unmittelbar — also nicht über „summenhafte" Eindrücke und einen Produktionsprozeß hinweg — die Gestalt entstehen lassen. Man glaubte damit Wunder was geleistet zu haben, besonders wenn man noch weiter hinzufügte, daß der einzelne Teil einer Gestalt durch den Charakter der ganzen Gestalt mitbestimmt und insofern — indem z. B. eine bloße Gerade als Dreieckseite auftritt — verändert wird[1]).

In Wahrheit genügt das alles noch längst nicht. Denn es ist bereits der ganze ehrenfelsgegründete Ausgangspunkt der ganzen Theorie verfehlt und überhaupt nur aus dem damals herrschenden Positivismus und Subjektivismus zu verstehen[2]).

Zunächst sind die fraglichen Gestalten natürlich gar nicht psychisch. Es ist der von uns fortgesetzt bekämpfte falsche Begriff des Psychischen, der hier zugrunde liegt. Auch eine Melodie ist keine psychische Gestalt, wie auch ein einzelner Ton nichts Psychisches ist. Deutlicher ist die Sachlage beim Rhythmus, der doch ganz gewiß ebenfalls eine Gestalt ist. Ich höre etwa (und sehe zugleich) den Rhythmus des brandenden Meeres — ist das, was ich hier wahrnehme, etwas Psychisches? Nur eine vorgefaßte Meinung kann das behaupten.

An dem Beispiel läßt sich sogleich ein zweiter Fehler verdeutlichen, der eigentliche Grundfehler der Lehre. Der Rhythmus der Meeresbrandung besteht doch wohl (wenigstens für den durch positivistische Metaphysik nicht verwirrten, und Theorien müssen hier fernbleiben) an sich, d. h. unabhängig von unserer Wahrnehmung — ganz abgesehen davon, daß er wie alles gegenständlich Gegebene mindestens doch als an sich gegeben vorliegt[3]). Folg-

merkenswerten Ausführungen über das Inhalt-Gegenstandsproblem R. Hönigswald (a. a. O. S. 205 ff.). Leider fehlt bei ihm jeder Hinweis auf die unseres Erachtens schlagenden Einwände, die heute gegen diese Theorie erhoben werden. Erst recht vermißt man eine Auseinandersetzung mit ihnen: denn ohne eine solche müssen Behauptungen wie die, daß die Gestalten „Setzungsakte" fordern und „produzierte Gegenstände" sind, als unverträglich mit der gegenwärtigen wissenschaftlichen Situation betrachtet und darum zurückgewiesen werden.

H. Johannsen-Jena (Die Grundlagen der Denkpsychologie in E. Saupes Einführung in die neuere Psychologie) beschränkt sich (wohl absichtlich) auf ein schlichtes Referat von Hönigwalds Gestaltlehre. Von der schwierigen Position, in welche diese durch den Fortschritt der Forschung geraten ist, erwähnt er nichts.

[1]) Vgl. z. B. M. Wertheimer, Über Gestalttheorie. Symposion (Erlangen) Bd. 1, S. 47 ff.

[2]) Es braucht nach alledem nicht besonders erwähnt zu werden, daß wir in der Ablehnung aller mit den Mitteln der alten Elementen- oder Assoziationspsychologie arbeitenden Versuche zur Bewältigung des Gestaltproblems mit Wertheimer und seinen Anhängern in allem Wesentlichen einig sind. Wichtig ist hier besonders: G. E. Müller, Komplextheorie und Gestalttheorie, Göttingen 1923. Gegen ihn: W. Köhler, Psych. Forschung Bd. 6, 1925. Darauf Müller: Zeitschr. f. Psychol. Bd. 99, 1926, und wieder Köhler: Psych. Forschung Bd. 8, 1926.

[3]) Es braucht hier hoffentlich nicht wiederholt zu werden, daß das als an sich Gegebene von dem tatsächlich an sich Seienden weitgehend abweichen

Digitized by Google

lich kann auch die in ihm manifestierte Gestalt nicht durch Verteilung an mehrere Bewußtseine zerstört werden. Die Gestalt besteht als solche weiter, wenn auch die Teile von ihr, die wahrgenommen werden, eben nur Teile dieser Gestalt und darum unfähig sind, dem Wahrnehmenden etwas von ihr zu vermitteln. Ebenso bestehen natürlich die räumlichen Gestalten an sich. Auch hier können durch Wahrnehmung (aber selbstverständlich ebensogut auf anderen Wegen) Teile isoliert werden. Und wenn man sich nur von dem Vorurteil befreit hat, daß diese Teile (etwa die einzelnen Töne) „Empfindungen" sein, als „Empfindungen" aber in einem gewissen Gegensatz zu den Gestalten stehen müßten, sieht man leicht, daß auch die isolierten Teile wieder Gestalten sind. Wir haben das oben[1]) schon auseinandergesetzt, und, daß „Striche" und „Punkte", so wie wir sie sehen, Gestalten sind, bedarf ja kaum der Erläuterung. Aber auch Reize sind gestaltet. Sie sind doch wohl materielle Gebilde, und man wird schwerlich in ihnen den Fall einer ungestalteten (ungeformten) Materie sehen wollen. Man sage nicht, daß damit ein zu weiter Begriff von Gestalt vorausgesetzt sei. Im Gegenteil: der von Köhler wiederum im Anschluß an Ehrenfels eingeführte Gestaltbegriff[2]) verdient diesen Vorwurf, da in ihm (wie von E. Becher hervorgehoben wurde[3]) Gestalten und Relationen (bzw. Relationsgrundlagen) vermengt sind. Will man diese Vermengung vermeiden, kann man entweder so definieren, wie wir es oben taten[4]), oder sich Bolzano[5]) zum Vorbild nehmen und im Anschluß an ihn die Gestalt (Form) eines Gebildes als die Art und Weise bestimmen, in welcher Teile, in die man es sich zerlegt denken kann, miteinander zu ihm als einem Ganzen verbunden sind. Sehr oft werden die Teile schon als solche in dem gestalteten konkreten Ganzen (also wohl unterschieden voneinander) vorhanden sein, etwa wie die einzelnen Töne einer Melodie oder die Laute und Silben der Sprache: dann redet man von gegliederter Gestalt[5]). Die Verbindung der Teile miteinander findet in der Regel

kann. Zu dem ganzen Problem vgl. meinen oben (S. 372 Anm. 3) zitierten Aufsatz aus der Rehmke-Festschrift.

[1]) S. 248 ff.

[2]) A. a. O. S. IX.

[3]) W. Köhlers physikalische Theorie der physiologischen Vorgänge, die der Gestaltwahrnehmung zugrunde liegen. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 87, S. 7. Diese ausgezeichnete kritische Darstellung der Köhlerschen Lehre gehört zu dem Besten, Klarsten und Vorsichtigsten, was je über das Gestaltproblem gesagt worden ist. Ich verdanke ihr selbst sehr viel.

[4]) S. 250. Diese Definition ist die entscheidende, aus ihr läßt sich die Bolzanosche ableiten.

[5]) Wissenschaftslehre Bd. I, S. 38 ff. Es ist im Interesse der Sache in höchstem Maße zu bedauern, daß die klaren und tiefdringenden Forschungen dieses ausgezeichneten Denkers noch immer unbeachtet bleiben — während man an die weit wertloseren Unterscheidungen älterer Denker (z. B. an Tetens, vgl. Sander a. a. O. S. 26 u. 68) gern anknüpft. Bolzano verdient, wie man sich auch sachlich zu ihm stellen mag, jedenfalls das Lob, daß er seine Termino-

Digitized by Google

in einer von vielen möglichen durch die Beschaffenheiten der Teile bedingten Weisen statt. Abstrahieren wir von aller solcher Verbindungsweise, also von der Gestalt, so bleibt der bloße Inbegriff der Teile übrig, den wir mit Bolzano am besten eine Menge (und unter Umständen auch eine Summe) nennen können. Die einzelnen Teile einer Menge brauchen als solche nicht unter sich verbunden zu sein, und, wenn man sie durch „und" verbindet und sie dadurch in eine bestimmte Reihenfolge bringt, tut man dies nur, weil dies aus psychologischen Gründen nicht anders möglich ist, im übrigen weiß man, daß sich jederzeit von solcher Verbindung (etwa Haus, Bäume, Himmel) wieder abstrahieren läßt. Wenn dies beachtet wird, kann man die bei den Gestaltpsychologen übliche

logie niemals unnötig vom lebendigen Sprachgebrauch abweichen läßt — wie leider so viele moderne Forscher. So verwendet er (a. a. O. S. 393 ff.) das Wort „Ganzes" synonym mit „Inbegriff" und „Zusammengesetzes" und also völlig in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch. Denn für diesen ist jede Summe, jede Menge, da sie eben zusammengesetzt ist, selbstverständlich ein Ganzes. In der Wissenschaft macht sich jetzt (wohl hauptsächlich unter dem Einfluß von Driesch, vgl. bes. Das Ganze und die Summe, Lpz. 1921) leider eine Ausdrucksweise geltend, die „Ganzes" und „Summe" in Gegensatz bringt — in flagrantem Widerspruch zum lebendigen Sprachgebrauch: für diesen sind die Begriffe „Ganzes" und „Ganzheit" inhaltsärmer als die von „Summe" und gar von „Aggregat"; die neue, lebensfremde Terminologie gibt dagegen dem Begriffe „Ganzheit" oft einen noch reicheren Inhalt als ihn im Sprachgebrauch selbst der der „Gestalt" hat. Auch Aggregate sind Gestalten: wenn ich z. B. auf einen Würfel einen anderen Würfel stelle oder aufleime, so entsteht ein Aggregat von Würfeln; aber dieses Aggregat ist — nach einer bisher wohl noch von niemand beanstandeten Terminologie — stets wiederum eine Gestalt, etwa ein (nicht-kubisches) Parallelepipedon usw. Erst recht ist es eine Ganzheit, ein Ganzes — zumal ja sein Wesen durch Wegnahme von etwas zerstört wird. Denn wenn ich ihm z. B. eine Ecke wegschneide, hört es auf ein Parallelepipedon zu sein. Ganzheit im Sinne der neuen, lebensfremden Sprechweise (der sich auch F. Krueger angeschlossen hat, vgl. oben S. 400 Anm. 2), ist dagegen ein sehr viel weniger umfassender Begriff als der von Gestalt. In ihr bedeutet nämlich dieses Wort (nicht immer, aber doch zumeist), wenn ich recht sehe, nur eine solche Gestalt, deren Teile in jedem Augenblick ihres Daseins durch ein besonderes Realgesetz zu dieser Gestalt zusammengeschlossen und so von allen anderen konkreten Gebilden abgegrenzt werden, ja noch darüber hinaus: das spezifisch organische Ganze.

Eine nicht minder erhebliche Abweichung vom Sprachgebrauch bedeutet die von F. Krueger (a. a. O. S. 35) vertretene und von H. Driesch (Grundprobleme der Psychologie, Lpz. 1926, S. 64) übernommene Auffassung, nach der Ganzheiten nur dann Gestalten genannt werden dürfen, wenn sie gegliedert sind. Danach wäre vieles von dem keine Gestalt, was bisher von Leben und Wissenschaft immer und überall als typische Gestalt betrachtet wurde: eine Kugel z. B. wäre dann keine Gestalt. Oder ist die Kugel etwa ein gegliedertes Ganzes? Bei der allgemeinen Vagheit der hier gebrauchten Begriffe läßt sich freilich auch dies behaupten: man braucht nur (freilich wiederum im Gegensatz zu allem normalen Sprachgebrauch) zu den Gliedern auch die unselbständigen Teile zu rechnen, um auch bei der Kugel die Behauptung der Gliederung leidlich rechtfertigen zu können. Nur hebt sich dadurch diese Auffassung selbst auf. Denn aus unselbständigen Teilen setzt sich natürlich jedes in der realen Welt als solches vorkommende Ganze zusammen. Gliederung wäre dann keine *differentia specifica* mehr — wie sie es doch gerade sein soll.

Digitized by Google

Bezeichnung „Und-Verbindung“ für etwas tatsächlich nicht Verbundenes wohl gelten lassen. Aber sie ist irreführend und legt den falschen Gedanken nahe, es könne echte Verbindungen und also in erster Linie Verbindungen im Bereiche des konkret (real oder phänomenal) Vorliegendem geben, die keine Gestalten sind: so z. B. die sogenannten Assoziationen und vieles in der physischen Welt.

Die Gestaltpsychologen, die hier übrigens keineswegs allein stehen, sind freilich entgegengesetzter Meinung. Sie kennen konkrete Undverbindungen, die sie auch Summen nennen und die dann vorhanden sein sollen, „wenn durch Ausscheiden von »Teilen« oder »Stücken« weder das zurückbleibende »Restzusammen« noch die ausgeschiedenen »Teile« geändert werden“, so daß also eine Summe aus ihren Teilen hergestellt werden kann, ohne daß infolge der Zusammensetzung einer der Teile sich ändert[1]).

Wir sind mit Köhler einig[2]), wenn wir hier überall Wert auf strenge begriffliche Fassungen legen, und es wird darum erlaubt sein, auf folgende Schwierigkeit hinzuweisen:

Das Wort „ändern“ ist in dem obigen Satze nicht eindeutig. Das mag folgendes Beispiel zeigen: es sei zunächst eine beliebige Gerade gegeben, die in drei Teilstücke zerlegt sein mag. Nun biegen oder gruppieren wir diese Stücke, ohne sie zu ändern, so um, daß sie ein Dreieck bilden. Ich frage: haben sich die Stücke jetzt geändert? Ja, natürlich: denn mindestens zwei von ihnen haben eine andere Lage angenommen, welche Lage ja eben zur „Gestalt“ des Dreiecks und zu dem ihr entsprechenden neuen Gestalterlebnis geführt hat. Aber wir hatten doch gerade die Nicht-Änderung der Stücke zur Bedingung unserer Umgruppierung gemacht? Der Widerspruch löst sich, wenn wir beachten, daß die Worte „ohne sie zu ändern“ nur eine Abkürzung sind für „ohne sie im übrigen zu ändern.“ „Im übrigen“ das heißt aber: von den Änderungen abgesehen, die wir, da sie mit der fraglichen Umgruppierung ohne weiteres mitgesetzt sind, als selbstverständlich betrachten und darum nicht besonders erwähnen. Natürlich ist ein solches Nichterwähnen bei einer so grundsätzlichen Betrachtung wie der unsrigen unstatthaft — wir wissen ja nie, wo die Selbstverständlichkeit aufhört. Wie wichtig aber die Hervorhebung von dergleichen „mitgesetzten“ Änderungen werden kann, zeigt gerade unser Fall. Denn ohne sie (also bei Abstraktion von ihnen) wäre unser Dreieck keine Gestalt: nach Köhler müßte es vielmehr, da es ja aus Teilen zusammengesetzt ist, die sich infolge der Zusammensetzung nicht ändern, eine bloße Summe sein. Desgleichen umgekehrt: lassen wir einen Teil, also etwa wieder eine Seite, aus dem Dreieck ausscheiden, so ist sowohl der ausgeschiedene Teil wie der Rest geändert: jener hat sich aus einer „Seite“ in einen bloßen

[1]) Köhler a. a. O. S. 42.
[2]) A. a. O. S. 42.

Digitized by Google

Strich verwandelt, dieser aus einer geschlossenen Figur in einen Winkel. Sobald wir jedoch von diesen Änderungen, weil sie als „mitgesetzte" selbstverständlich sind, absehen, hat sich weder das „Restzusammen" noch der ausgeschiedene Teil geändert, und wir müßten daraufhin das Dreieck als Summe betrachten. Da das nicht angeht — denn am Gestaltcharakter des Dreiecks zweifelt doch wohl niemand — erhellt die Unmöglichkeit, dergleichen „mitgesetzte" Änderungen zu ignorieren. Auch der nicht-summative Charakter anderer zweifelloser Gestalten ist nur auf diese Weise zu erhärten. Wenn wir in der Periode eines Rhythmus, also beispielsweise in einem Versfuß, einem Daktylus etwa, einen Teil — sagen wir die erste Kürze — ausscheiden lassen, so ist das Restzusammen sehr bedeutsam geändert: die Länge wird nur noch von einer Kürze begrenzt und diese steht jetzt an zweiter, statt an dritter Stelle, das Ganze aber ist ein Trochäus geworden. Ebenso ist die ausgeschiedene Kürze bedeutend verändert: aus einem Teil oder Glied eines Versfußes wurde eine isolierte Silbe.

Nun gibt es freilich auch „nicht-summative" Gebilde — und alles tatsächlich Vorhandene, sofern es nur in der Konkretheit, in der es notwendigerweise vorliegt, belassen wird, d. h. sofern keine Abstraktionen an ihm vollzogen werden, ist ja „nicht-summativ" — nun gibt es „nicht-summative" Gebilde (Gestalten also), bei denen sich unter den fraglichen Umständen auch noch Änderungen vollziehen, die keineswegs wie die bisher betrachteten „selbstverständlich mitgesetzt" sind: die von Köhler ausführlich behandelte Verteilung einer Elektrizitätsmenge auf einem isolierten Leiter (die elektrostatische Ladungsstruktur[1]) bildet ein einfaches Beispiel für diese; denn hier tritt z. B. bei Wegnahme eines Teils der Ladung eine (über die dadurch eo ipso mitgesetzten Änderungen weit hinausreichende) besondere Änderung ein, indem eine Bewegung stattfindet, die dann zu einer neuen Gleichgewichtsverteilung führt.

Es handelt sich also bei den fraglichen Änderungen (und entsprechend schon bei den Zusammensetzungen) um zwei grundverschiedene Tatbestände, die man nicht vermengen darf. Köhler vermengt sie aber in der Tat und zwar so sehr, daß man auf den Gedanken verfallen könnte, er habe diese Vermengung absichtlich als dialektischen Kunstgriff angewandt, um seine Thesen zu erhärten. Das ist natürlich nicht der Fall, aber das alte Wort (Schopenhauers), daß eine vorgefaßte Theorie uns Luchsaugen verschafft für alles sie Bestätigende, uns aber blind macht gegen alles, was ihr widerstreitet, dieses alte Wort scheint an ihm wieder einmal wahr geworden zu sein. Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: entweder man engt den Begriff der Änderung so ein, daß die durch Umgruppierungen eo ipso mitgesetzten Änderungen

[1]) A. a. O. S. 54 ff.

Digitized by Google

nicht als solche zu gelten haben, dann schafft man einen ganz neuen Gestaltbegriff: denn da die bei Dreiecken und sonstigen geometrischen Gestalten, bei Rhythmen, Melodien usw. gegebenenfalls auftretenden Änderungen durchweg eo ipso mitgesetzte Änderungen sind, so hätten diese Gebilde alle, die doch bisher gerade als die eigentlich typischen Gestalten aufgefaßt wurden, nicht mehr als Gestalten zu gelten; oder aber man nimmt den Änderungsbegriff so weit wie wir, dann bleibt alles beim alten. Es ist dann aber auch nichts mehr einzuwenden gegen unsere These, daß alles konkret Vorliegende gestaltet ist. Daß hier eine Aporie besteht, scheint Köhler selbst gefühlt zu haben, denn er fügt noch einiges über „Gruppierungen" hinzu. „Sechs Münzen — sagt er —, die so auf dem Tische liegen, daß sie die Ecken eines regelmäßigen Sechsecks vorstellen könnten, ändern ihre Natur durch diese Anordnung nicht merklich"[1]). Ist das wahr? Wenn man unter „Natur", was hier doch wohl das einzig Sinngemäße ist, Beschaffenheiten (Bestimmtheiten) überhaupt versteht und das Wort: „Änderungen" in der für den Gestaltbegriff maßgebenden weiteren Bedeutung nimmt, ist es falsch. Denn die Münzen waren vorher entweder als isolierte (und natürlich ebenfalls gestaltete) Gebilde vorhanden oder aber als Teile einer anderen Gestalt. Jetzt aber sind sie nichts von beiden mehr, sondern sie sind Teile dieser neuen sechseckigen Gruppierung geworden, haben sich also gewiß verändert. Weiter heißt es: „wenn die Hälfte von ihnen entfernt wird, bleiben die übrigen drei in genau derselben Gruppierung, die sie im Zusammen der sechs vorher einnahmen"[1]). Hier muß man die Worte wägen: die Gruppe der drei hat sicher gewisse neue Beschaffenheiten angenommen; aber richtig ist, daß innerhalb dieser Gruppe die Gruppierung dieselbe geblieben ist. Ist das jedoch bei vielen ganz unzweifelhaften Gestalten im geringsten anders? Man denke an eine Melodie, von der nur die erste Hälfte gehört wird u. dgl. m. So ergibt sich die Notwendigkeit, auch das fragliche Münzensechseck bereits als gestaltliche, also nicht summative Gruppierung anzusehen. Das braucht uns, für die alles, was nicht durch menschliche Abstraktionsfähigkeit seines ursprünglichen Charakters entkleidet ist, Gestalt hat oder ist, nicht zu überraschen; und wenn in der Physik von Gestalten nicht viel die Rede ist, so liegt das keineswegs daran, daß im Bereich der physikalischen Wirklichkeiten keine Gestalten anzutreffen sind, sondern die Physik befindet sich auf einer so hohen Stufe der Abstraktion von den ursprünglich vorliegenden Gestalten, daß diese unbeachtet bleiben können: die summativen Gebilde, die — wie Köhler mit Recht hervorhebt — die beherrschende Rolle in der Physik spielen, sind bloße Abstraktionsprodukte. Die „Masse", die er u. a. als Beispiel anführt[2]), kann uns das verdeutlichen. Denn es ist natür-

[1]) A. a. O. S. 43.
[2]) A. a. O. S. 44 f.

Digitized by Google

lich ganz richtig, daß (wie K. sagt) die Masse, die in einem System enthalten ist, diesem System in Einzelbeträgen zugeführt oder aus ihm entfernt werden kann, ohne daß die Teilmassen sich dabei änderten, aber dies gilt nur deshalb, weil von vornherein im Begriff der physikalischen Masse (als „additiver Konstante") schon das Absehen von den konkreten Realitäten ausgesprochen ist, in denen sie vorliegt. Versteht man einmal ausnahmsweise unter Massen eben diese konkreten Realitäten, so gilt der Satz nicht mehr: denn die konkreten Teilmassen, also etwa Bleikugeln, die ich einem System hinzufüge, ändern sich nach Ort und Lage dadurch beträchtlich.

Das Entscheidende in Köhlers Verfahren ist die Einengung des Wortes „Änderung" auf die zweite der hier hervorgehobenen Bedeutungen. Indem er diese, soweit physikalische Tatbestände in Frage kommen (und freilich nur hier), konsequent durchführt, gewinnt er für die Physik einen ganz neuen Gestaltbegriff, der mit dem ursprünglichen „psychologischen" fast nichts mehr gemein hat. E. Becher konnte in seiner vortrefflichen kritischen Darstellung der Köhlerschen Lehre[1]) zeigen, daß hier ganz wesentliche spezifische Differenzen beachtet werden müssen. Er belegt daher die „physikalischen Gestalten" Köhlers im Gegensatz zu allem, was sonst Gestalt genannt wird, mit dem besonderen Namen der „universal-kausalkohärenten" Gestalten[2]). Da an und für sich alles gestaltet ist, darf man den Namen Gestalt als belanglos streichen und ihn durch einen anderen ersetzen, der diese Belanglosigkeit offen zur Schau trägt, und etwa von „Gebilden" sprechen. Es ist — so müßten wir dann sagen — das Verdienst Köhlers, im Gegenstandsbereiche der physikalischen Forschung universalkausalkohärente Gebilde aufgewiesen zu haben. Die Bedeutung dieser Entdeckung für die Physik zu würdigen, steht uns nicht zu — für die Gestalttheorie aber ist sie gleichgültig. Denn für diese würde sie offenbar nur dann etwas zu sagen haben, wenn sie imstande wäre, ein tieferes Verständnis für das zu vermitteln, was „Gestalt" ihrem Wesen nach ist, und die Vorgänge aufzuhellen, die der sogenannten Gestaltwahrnehmung zugrunde liegen. In der Tat war ja das der eigentliche Sinn der Forschungen Köhlers. Es kam ihm darauf an, in der physikalischen Welt nach Analogien zu den angeblichen (und in ihrer Angeblichkeit primär vorliegenden) „psychischen" Gestalten zu suchen, um so zu einer Theorie der entsprechenden zentral-nervösen Prozesse und schließlich der psychischen Gestalten selbst zu gelangen. Haben aber wir recht, so ist das alles als ein von Grund aus verfehltes Unternehmen entlarvt: Gestalten sind ja schon da, sie bestehen, da alles, was nicht Abstraktionsprodukt ist, als gestaltet gelten muß, in der außer-

[1]) A. a. O. S. 14. Vgl. unsere Anm. 3 auf S. 405.
[2]) Vgl. oben S. 402 Anm. 2 (Driesch).

Digitized by Google

psychischen Welt, in der physikalischen und biologischen, genau so wie in der psychischen. Eine „Theorie" der Gestaltwahrnehmungen und der ihnen zugrunde liegenden Prozesse als einer Gruppe besonderer, (eben durch ihre Beziehung auf Gestalten) von anderen Wahrnehmungen abgegrenzter Wahrnehmungen und Prozesse ist ein Unding, weil es solche andere Wahrnehmungen nicht gibt und nicht geben kann, da jede Wahrnehmung Wahrnehmung von einem konkreten Etwas und jedes solche Etwas gestaltet ist[1]). Eine Theorie der Gestaltwahrnehmung kann deshalb nichts anderes sein als eine Theorie der Wahrnehmung überhaupt. Und eine Theorie der konkreten Gestalt muß zusammenfallen mit derjenigen des konkreten Etwas überhaupt. Dieses ist Ausgangspunkt, nicht Ziel der Theorie; nicht die konkrete Gestalt ist Problem, sondern die Abstraktionen aus ihr; nicht das Nichtsummative bedarf der Aufklärung, sondern gerade umgekehrt: das Summative, das Zustandekommen der Summen und Mengen wie aller abstrakten Gebilde überhaupt.

Trotz aller dieser fundamentalen Irrtümer aber wäre es verfehlt, die Gedanken Köhlers und Wertheimers in Bausch und Bogen zu verwerfen. Im Gegenteil: sie enthalten sehr bedeutsame Einsichten. Man muß sie nur aus den fehlerhaften Begriffsbildungen der überlieferten Gestalttheorie, in denen sie, wie schon hervorgehoben wurde, noch viel zu sehr befangen sind, herausbiegen. Im Grunde handelt es sich bei ihnen nämlich — freilich, ohne daß bei ihren Vertretern Klarheit darüber besteht — gar nicht um eine Theorie der Gestalt und der Gestaltwahrnehmung, sondern um eine (wenn auch noch sehr embryonale) Theorie der Gestaltumschichtung, besser gesagt (da alles gestaltet ist) überhaupt der Umschichtung im psychologischen Prozeß der Wahrnehmung. Das Haltbare und Wichtige der Theorie liegt — worauf namentlich M. Scheler[2]) hingewiesen hat — in dem Versuche, nach dem Bruche mit der alten positivistischen und Kantianischen[3]) Empfindungslehre Erkenntnisse zu gewinnen, die den Tatsachen der Wahrnehmung besser gerecht werden. Es besteht also zunächst die klare Einsicht in die völlige Unmöglichkeit, aus bloßen Empfindungsprozessen die wahrgenommene Dingwelt, allgemeiner gesprochen: die allen diesen Prozessen „transzendente" Welt der erfaßten Gegenstände aufzubauen und zu begreifen — ganz gleich, ob man glaubt, dazu mit bloßen Assoziationen auskommen zu können, oder noch einen „Produktionsprozeß" für nötig hält. Ein solcher Aufbau aus Empfindungen findet eben überhaupt nicht statt. Was in Wahrheit stattfindet, ist — so möchte ich die neue Lehre in freier Umformung ausdrücken — was stattfindet, ist lediglich ein psychophysischer Prozeß, kraft dessen der jeweiligen Empfin-

[1]) Vgl. hierzu unsere früheren Ausführungen S. 248 ff.
[2]) A. a. O. (Die Wissensformen und die Gesellschaft) S. 375 ff.
[3]) Es ist sicher kein Zufall, daß der letzte Vertreter der alten Produktionstheorie Kantianer ist (vgl. oben S. 403 f. Anm. 4).

Digitized by Google

dung (und den mit ihr eine Einheit bildenden anderen Erlebnissen) instantan ein intentionaler, als solcher in einer anderen Schicht befindlicher[1]) Gegenstand zugeordnet wird — m. a. W.: wir sind bei einem Problem angelangt, dessen fundamentale Bedeutung wir bereits in einem früheren Zusammenhang erkannt und hervorgehoben haben[2]). Da es als Problem eines psychophysischen Prozesses seine physiologische Seite hat, ist es das gute Recht Köhlers und seiner Mitarbeiter, zunächst eben diese Seite in Angriff zu nehmen. Noch weniger wird ihn ein Vorwurf treffen, wenn er diese physiologische Seite, soweit das der Natur der Sache nach möglich ist, zuerst in ihrer physikalischen Eigenart zu begreifen sucht: das ist kein falscher Physikalismus, wie F. Krueger[3]) glaubt, sondern ein Vorgehen, dessen logische Berechtigung auch der anerkennen muß, der, wie natürlich wir selbst, überzeugt ist, daß der Fortgang der Forschung diese Auffassung über kurz oder lang überholen oder wenigstens erheblich korrigieren wird[4]).

5. Zur Theorie des kinematographischen Sehens.

Wir können uns kurz fassen. In den zehn Jahren, die seit der ersten Ausgabe dieses Buches verstrichen sind, ist nichts erschienen, was einen ernstlichen Einwand gegen die hier vorgetragenen Grundanschauungen abgeben könnte.

Eher gilt das Gegenteil. Ich hatte meine rein deskriptive Lehre insofern als unvollkommen bezeichnet, als sie eines genetischen Unterbaues bedürftig sei. Als ein solcher läßt sich, wie ihr Urheber selbst bemerkt[5]), ungezwungen die Theorie Franz Hillebrands auffassen[6]). Da indessen alle genetischen und insbesondere alle physiologischen Betrachtungen für uns programmäßig ausscheiden, verbietet sich an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf sie. In allem Grundsätzlichen besteht erfreulicher Weise bei dem ausgezeichneten Forscher eine weitgehende Übereinstimmung mit unseren Anschauungen. So wird die Wertheimersche Theorie von Hillebrand noch entschiedener abgelehnt als von uns[7]). Eine

---

[1]) Vgl. oben S. 189 ff.
[2]) Vgl. oben S. 388 f.
[3]) A. a. O. S. 103. Ähnlich Jaensch a. a. O. S. 139 ff.
[4]) Daß diese relative Anerkennung des Köhlerschen „Physikalismus" sich seiner Grenzen bewußt ist, braucht kaum noch gesagt zu werden. Wir stimmen Driesch vollkommen zu, wenn er sich gegen den Glauben wendet, es sei durch „Köhlers scharfsinnige Analyse" der Gegensatz zwischen Lebendigem und Unbelebten irgend überbrückt worden. (Vgl. Drieschs Aufsätze in den Annalen der Philosophie Bd. V, 1926, S. 1 ff. u. 285 ff.)
[5]) Franz Hillebrand, Zur Theorie der stroboskopischen Bewegungen. Zeitschrift für Psychologie, Bd. 90 (1922) S. 44.
[6]) A. a. O. Bd. 89 S. 209 ff. und Bd. 90 S. 1 ff.
[7]) A. a. O. S. 36. Er bezeichnet sie als „ein Musterbeispiel solcher Theorien, die durch einen Panzer von Unklarheit gegen alle Angriffe gewappnet

Digitized by Google

von ihm für wesentlich gehaltene Abweichung aber dürfte sich als eine bloß scheinbare herausstellen. Hillebrand ist nämlich der Meinung, unsere angeblich rein deskriptive Theorie überschreite in einem Falle evident das deskriptiv faßbare Gebiet: dann nämlich, wenn es sich um „freie" stroboskopische Täuschungen[1]) handle, d. h. also nicht um solche, bei denen mehrere nacheinander vorgeführte Gebilde (wie zumeist) Bewegung vortäuschen, sondern statt deren bloß einen einzigen identisch verharrenden unbewegten Gegenstand. In diesem ruhend verharrenden Gegenstande sei der deskriptive Tatbestand erschöpft, und, wenn ich hier von einer Täuschung rede, so könne das nur durch Heranziehung der außerhalb seiner vorausgesetzten realen Objekte geschehen. Da diese den Erklärungsgrund der Täuschung abgäben, ihre „Theorie' also, so sei diese hier keine deskriptive mehr.

Demgegenüber ist die Frage erlaubt, ob der sonst mit dem Worte „deskriptiver Tatbestand" und „deskriptive Theorie" verbundene Sinn hier nicht von Hillebrand unnötig eingeengt ist. Im allgemeinen wird unter dergleichen ein solcher Tatbestand und eine solche Theorie verstanden, innerhalb deren physiologische Faktoren keine Rolle spielen; aber selbst wenn man, wie wir dies taten[2]), nicht so weit geht, muß man doch anerkennen, daß die vollkommen pausenlose Aneinanderreihung mehrerer visueller Objekte mit Notwendigkeit zur Gegebenheit nur eines Objektes führen muß oder richtiger gesagt von einer solchen keinesfalls unterschieden werden kann. Und dies läßt sich jederzeit rein gedankenexperimentell ohne Zuhilfenahme irgendwelcher besonderer physiologischer, physikalischer oder sonstiger Voraussetzungen zur Evidenz bringen. In dieser Tatsache erblicke ich dasjenige Moment in unserer Theorie, das sie zu einer deskriptiven stempelt[3]).

Wichtiger erscheint es mir, aus der zahlreichen, aber meist nicht sehr wesentlichen neueren Literatur über unsere Frage[4]) die

sind" — ein ausgezeichnetes *bon mot*, das uns aber bei manchen „philosophischen" Erörterungen aus neuerer und neuester Zeit unvergleichlich besser am Platze zu sein scheint als bei den doch jedenfalls verstehbaren Ausführungen Wertheimers. Vgl. übrigens Wertheimers Entgegnung: Psychol. Forsch. 3, S. 106 ff.

[1]) A. a. O. S. 47 ff. Vgl. oben S. 357 ff. (zum Terminus „freie" str. E.).

[2]) Oben S. 305 ff. Vgl. auch S. 277 f.

[3]) Wenn H. (a. a. O. S. 45 f.) mir vorwirft, ich glaube sogar den Tatbestand der Adaptation „rein deskriptiv erschöpfen zu können", so ist das wohl auch ein Mißverständnis. Nicht erschöpfen wollte ich ihn, sondern nur seine doch unzweifelhaft bestehende deskriptive Seite (die isoliert natürlich die Rede von Adaptation noch nicht erlauben würde) wollte ich hervorheben. Eine Äquivokation des Ausdrucks „Verwandlung" spielt dabei gar keine Rolle.

[4]) Vgl. über sie die Diskussion Koffkas (Psychol. Forschung Bd. 8, S. 222 ff.) „Über das Sehen von Bewegung", die sich mit einer Arbeit von Glenn de Vere Higginson auseinandersetzt (The Visual Apprehension of Movement under Successive Retinal Excitations. Americ. Journ. of Psych. 37, S. 63 ff., 1926).

Digitized by Google

schönen Versuche von J. Ternus S. J.[1]) hervorzuheben, die im Anschluß an die Voraussetzungen Wertheimers zu Ergebnissen kommen, die von meiner Theorie aus ihre ungezwungenste Deutung finden und sie dadurch aufs neue bestätigen.

Wertheimer und die Seinen gehen, wie wir wissen, von Reizen aus[2]). Reizpunkte, die (ganz oder annähernd) pausenlos nacheinander an derselben Stelle auftreten, müssen, falls sie zur Wahrnehmung identischer Gebilde führen, im Sinne der diesen Forschern am nächsten liegenden These als ruhend wahrgenommen werden. Reizpunkte, die unter denselben Bedingungen an benachbarten Stellen auftreten, müssen im Sinne derselben These als bewegt erscheinen[3]).

Der Versuch zeigt, daß dies nicht richtig ist. Wenn man z. B. drei Punkte zweimal hintereinander stroboskopisch in der Weise exponiert, daß die erste Darbietung dem hier (von mir) in runde, die zweite dem in eckige Klammern gesetzten Gebilde entspricht (· [· ·) ·][4]), so müßten die beiden mittleren Punktexpositionen im Sinne der fraglichen These unbewegt identisch erscheinen, ein Bewegungsphänomen könnte sich höchstens an die beiden anderen knüpfen: denn jene mittleren Expositionen bedeuten ja — konstante Fixation vorausgesetzt — eine Dauerreizung identischer Netzhautstellen. Was aber in der Regel tatsächlich gesehen wird, ist etwas anderes: der erste der mittleren Punkte, also der zweite der ersten Exposition, begibt sich nach rechts in die Lage des dritten der ersten Exposition, d. h. also wieder in die Lage des zweiten der zweiten Exposition und analog begibt sich der dritte und erste Punkt der ersten in die Lage des dritten und ersten Punktes der zweiten Exposition. Oder in viel einfacheren Worten: die drei Punkte werden als einheitliches Ganzes aufgefaßt, das — da es sich in beiden Expositionen sofort als identisches Gebilde aufdrängt — auch als solches wahrgenommen und folglich mit einer dieser „Identifikation" entsprechenden seitlichen Verschiebung gesehen wird. Das geschieht allen Reizverhältnissen zum Trotz und jedenfalls völlig unabhängig von ihnen. Es kommt eben bei der ganzen stroboskopischen Frage, wie wir in den verschiedensten Untersuchungen gezeigt (vgl. S. 269—360), nie und nirgends auf die Reize an, sondern von Anfang an nur auf die durch die Reize hervorgerufenen intentionalen Gegenstände und ihre Gestaltungen oder Konfigurationen (vgl. schon unsere Ausgangsbestimmung oben S. 269).

Ternus bestätigt diese Auffassung durch zahlreiche geistreich ersonnene Versuche, aber er bestätigt auch die Berechtigung des

---

[1]) Experimentelle Untersuchungen über phänomenale Identität. Psychol. Forschung Bd. 7, S. 81 ff.
[2]) Vgl. oben S. 313 ff., 324 ff. und bes. 328 ff.
[3]) A. a. O. S. 84 f.
[4]) A. a. O. S. 86.
[5]) A. a. O. S. 86 ff., 96 ff., 131 ff. u. ö.

Digitized by Google

Vorwurfs, den wir glaubten generell gegen die Vertreter der Gestalttheorie (in ihrer jetzigen Form) erheben zu müssen: den Mangel an Radikalismus in ihren eigenen Überzeugungen[1]). Nur dieser Mangel macht es verständlich, daß unserem Autor seine von den Reizverhältnissen ausgehende „These I"[2]), welche „Identitätserhaltung" behauptet, als „selbstverständlich" erscheint. Sie ist nichts weniger als das; wenn man statt von den Reizen von den Gestalten, wie sie primär als gegeben vorliegen, ausgeht, ist vielmehr das selbstverständlich, was Ternus als „Identitätsverschiebung" bezeichnet[3]). Die „Selbstverständlichkeit" dieser Anschauung muß sich der Autor erst mühsam im Laufe seiner Untersuchungen erobern: er formuliert sie als „These II": „Phänomale Identität bestimmt sich in Hinsicht auf Gestaltidentität", also „vorzugsweise vom Ganzen her, nicht von stückhaften Verhältnissen"[4]). Das entspricht genau der von uns immer vertretenen Grundauffassung.

Aber auch ohne diese Grundauffassung bleibt die experimentelle Übereinstimmung bedeutsam und ein verheißungsvolles Zeichen für die Zukunft — im Sinne der schönen Worte Wilhelm Wirths[5]), der es als besonderen Vorzug der experimentellen Methode preist, „daß alles, was einmal nach einer phänomenologisch sorgfältig durchdachten experimentellen Fragestellung exakt bestimmt worden ist, seinen unverlierbaren Wert behält, gleichgültig, was bisher theoretisch daraus abgeleitet wurde".

---

[1]) Vgl. oben S. 403.
[2]) A. a. O. S. 84.
[3]) A. a. O. S. 87 u. ö.
[4]) A. a. O. S. 101.
[5]) Zur Widerlegung der Behauptung von Krisen in der modernen Psychologie (Psychologie und Medizin. Stuttgart. Bd. II).

Digitized by Google

Register.

Soweit die Stichworte des zusammenfassenden Rückblickes (S. 360 ff.) sich mit denen des Textes decken, sind sie im Register nicht noch einmal angeführt. Das Nachwort (S. 368—415) ist hier nicht berücksichtigt.

A.

α-Bewegung (= Scheindingbewegung) 330, 335 f., 337 f., Vereinigung mit der ε-(= Positiv-Negativ-)Bewegung 336.
Abbildtheorie 34, 42 A., 216.
Abhängigkeit der Vorstellungen von den Wahrnehmungen 215.
Ablösung, Stadium der 321, 323, 326, 336, 345, 347 f., 353.
Abschattung, = Erscheinung 132 ff.; als Außengegenstand 160 f.; kein Inhalt im Sinne von Aktstoff 160 f.; und Phänomenalität 160 f.; -slehre; -stheorie 74 f., 87, 161.
absolut 56; im Sinne von individuell 150; -eQualitäten 197, -eWirklichkeit 196 f., -e Schicht (Husserl) 92, -es Bewußtsein 123.
abstrakt = unselbständig, siehe daselbst.
Abstraktion 33 ff., 56, 143 f., 164 ff. u. ö.; als gedankliche Analyse 103; -sproblem 27; -sprozesse, gegenständl. Bedingtheit der 253; -stheorie XIV, 18 ff., 89, 122.
Ach, N. 179.
Adaptation 260, 304; deskriptiv Vorliegendes bei 265 f.
adäquat 92, 194 u. ö.
Adhärenz 106.
Ähnlichkeit 240; beim strobosk. Bewegungseindr. 286.
Akt(e) 3, 48, 55 ff., 60, 61 ff., 68 u. öfter; der Vorst. 78; Brentano 85; Ziehen 192; als das allen Vorst. Gemeinsame (Meinong) 85; seine inhaltl. Seite 153; trübe 161 f.; der nied. Sinne 162 f.; -charakter der Wahrn. u. Vorst. (Jaspers) 217; -form (= -charakter) 158, 167, 170 ff., 221; uneigentliche (Deutlichkeitsprobl.) 170 ff.; eigentliche 181 ff.; -en höherer Ordnung 170; -ganzes 158; -gebundenheit 183; -masse s. -stoff; -qualität (Husserl) 158 A., 170 A.; -stoff (= -masse) 156 f., 165 f., 167 f., 211 f., 221, kein Konstituens d. Gegenst. 169; -unterschied (s. allgemeine Bedeutung für die Scheidung von Wahrn. u. Vorst.) 223 f.
aktfremd 124 u. ö.
aktualisieren 3 u. ö.
aktuell, nichtaktuell 209 f. u. ö.
aktuelle Erlebnisse 58 ff. u. ö.
Akzidenz 136.
allgemein 27 ff.
Allgemeinbegriff 122.
allgemeiner Gegenstand 31.
Allgemeinheit, komparative XIII.
allgemein-notwendig XIII.
Allgemeinvorstellung 18 f.
Alphabetbewegungen 329 f.
Als ob (Vaihinger) X.
Ameseder, R. 239 A.
ametrisch, relativ 150.
amorph 246.
Analyse (phänom. u. exper. Erf.) 32 ff.; u. Gestalt 246.
Annahme (affirmative, Meinong) 86.
Anomalien der Wahrn. 195.
anschaulich 8, 210 u. ö.; s. auch selbstgegeben.
Anschaulichkeit = Selbstgegebenheit; s. selbstgegeben; sinnliche (irreführendes Prädikat bei Gestaltauff.) 264.
Anschauung sinnliche 40; (bei Messer) 74.
Anschauungsraum (s. auch Sehraum u. dgl.) 150.
Ansehen (= als wahrnehmungsmäßig gegeben haben) 229; von . . . 183, 229 f. u. ö.
An sich, Welt des phänomenologischen 171.
Anzahleindruck 52.
Apperzeption 41, 173.
a priori 4.

Digitized by Google

Apsychologismus (Benussi) 360.
arithmetische Beziehungen 254.
Art VIII ff., 28, 122, 144, 254; -en u. Gattungen indiv. Geg. 97.
Assimilation im alten Sinne der Assoz.-Psych. 280 A.; als rein deskript. Tatbest. („Ansehen von . . .") 231 f. u. ö.; u. Komplikation 182, 230.
assimilative Wahrn. 234 f., 236 f., 260 ff., 299 f., 319, 351 f.; als Deutung 262.
Assoziationen, simultane (Wundt) 182, 230; reproduktive 232, 314.
assoziationspsychologische Auffassung des „Ansehens von . . ." 230 f.
Assoziationstheorie 20 u. ö.
assoziativ 184 f.
Astigmat, Astigmatismus 195.
audition colorée 230 A.
Auffassen, Mehrdeutigkeit des Worts 171.
Aufmerksamkeit 44 A.; (Deutlichkeit) 172 f.; Vorstadium der 179 A.; als Erhöhung des Bewußtseinsgrades 181; u. Umformung 253; u. strob. Täuschungen 352; -s zustände 275; s. auch Beachtung, Bemerken, Deutlichkeit.
Augenbewegungen 275; 351.
Ausdeutung, interpretierende (Husserl) 95; vgl. Interpretation.
Ausgangszone 163 f., 166, 208.
Außengegenstände, materiale u. formale Beschaffenheiten der 165 f.; nicht durch Ausdeutung von Empfindung. bedingt 168; intentionale, i. Unterschied vom Reiz 188 ff.; ihr lebendiger Einfluß in der Wahrn. 208, 212; fehlt in d. Vorst. 209.
Außensein 118 ff.; 118 f., 133 u. ö.; reales 134; nicht-wirkliches 134; -sgebilde (wesentlich ichfremd) 115 ff.; -squalitäten 128 u. ö.; -sgesetze 134 f.
Außenwahrnehmung (strengerer Ausdruck für Sinnesw.) 152 ff., 161 ff., 164.
Außenwelt, reale 9, 19, 34, 35, 42, 45 ff., 58 ff., 188 u. ö.
Außerphysisches (s. a. Psychol.) 134, 139, 187 u. ö.
außerpsychische Bedingtheit psych. Geschehnisse 290 f. u. ö.
Außerpsychisches 3, 8, 41, 43, 48 ff., 51 f., 56, 73, 87 ff., 94 u. ö.; vorläuf. Definition des A. 78; Genaueres auf Grund der Def. des Psychischen (s. daselbst).
Außerseinsansicht (Meinong) 86.
aviatisch (Ziehen) 192.

B.

β-Bewegung (= Dingbewegung) 330, 337 ff.
Baade, W. 7 A.
Bahn, Bedeutung der für die Bewegung 283.
Bain, A. 11.
Barth, P. 176 A.
Bauch, B. 124 A.
Beachten, Beachtung 25, 28, 178 f. u. ö.; als Wiedererkennen (Cornelius) 176, s. auch Aufmerksamkeit, Deutlichkeit, Bemerken; Beachtungsrelief 179 A.
Becher, E. 59 A., 99 A., 163 A.
Bedeutungsanalyse 7.
Begrenztheit (u. Unbegrenztheit) von „Räumen" 150.
Begriff, u. ideelles Merkmal XIV A.; -sanalyse 2, 6; -sbildung XV, 2; -smaterial 2; begriffliche Form 36.
Beleuchtungsfarbe 199.
belief (Hume) 228 A.
bemerken 48, 178 ff. u. ö.; s. auch beachten, Deutlichkeit, Aufmerksamkeit.
Benussi V. 195 A., 238 f., 240 A., 242 ff., 252 ff., 270 ff., 280 A., 297 A., 299 f., 301 A., 326 A., 330, 338 A., 348 A., 360.
Beobachten, Beobachtung VII ff., bes. IX, XII.
Bergerlebnis 289 f.
Bergmann, H. 66 A., 108 A.
Berkeley, G. 22, 100.
Beschaffenheit, Bolzanos als unser unselbständiger Teil 107; -s charakter der subj. Vorstell. Bolzanos 106; vgl. auch Bestimmung, Eigenschaft, Merkmal, Moment, Quale, Qualität.
Beschreiben, Beschreibung XVI ff., 2 u. ö.; -smittel IX u. ö.; s. auch Deskription, deskriptiv.
beseelende Auffassung, Tinktion (Husserl) 95, 168 f., 220.
bestimmt (nicht = individuell) 27 ff.
Bestimmung (vgl. auch Beschaffenheit, Eigenschaft, Merkmal usw.) 21.
Bewegung als formales Moment 251; wirkliche u. phänomenale 151, 295; als Gestalt 279; und Identität 302 f.; und Bewegungserlebnis 295; im mathem.-physik. Sinne 293 f.; ohne Bewegtes? 287 ff.; Sehen u. Erschließen von B. 284; nicht-sichtbar usw. (Benussi) 299 A.; angeblich ohne wesentl. Bewegungs-Kennzeichen im strobosk. Versuch 279; als irreduzible räuml. Qualität 290; -en, tachistosk. u. strobosk. 329;

Digitized by Google

kein -serlebnis *sui generis* 288 ff.; -sempfindung 288, 292, 358; -sphänomen 329 ff. u. ö.; paradoxes s. ε-(Pos.-, Neg.-) Bew.; -sphasen 302 u. ö.; -swahrnehmung u. Empfindg. 315 ff.
Bewußtheit 180, 215.
Bewußtsein 113 ff., 115, 117 u. ö.; überhaupt 123; -sgrad 173, 181; -sinhalte (-tatsachen, -zustände) nicht = dem Bewußtsein gegeben 40 ff., ihr Unterschied von Gegenständen im allg. Sinne 41 ff.
Beziehungen s. Relationen.
Bild 42; -ertheorie 34. 42 A., 216;
Brentano, F. 11 A. 63, 77 ff., 83, 88 ff., 98 ff., 115, 130, 171, 174.
Brunswig, A. 179, 206 A., 287 A.
Bühler, K. 52 ff., 240 f.

C.

Cartesius s. Descartes.
cartesianisch X, 98.
Campbell, G. W. 164 A.
Chaos 67.
Conrad, Th. 183 A., 212 f.
Conrad-Martius, H. XIX.
Cornelius, H., 32, 35 A., 65 ff., 68 ff., 73, 83 f., 87, 110 A., 124, 164, 176, 204 A., 247.

D.

δ-Bewegung 331, 339.
Darstellungsexperimente 7 A.
Dauer als Gestalt 248; als formales Moment 251.
Definitionen, keine Existenz geometr. Gebilde begründend 142.
Descartes, R. 91, 172 f.
Deskription, empirische 3 u. ö.; s. a. Beschreibung.
deskriptiv 57, 63 f., 275, 277, 313 f., 324 f. u. ö.; -es Gebiet u. Wirklichkeit 305 f.; -e Analyse, genauer als immanente (intentionale, phänomenale) A. zu bez. 275; ihr Wert für die Psych. 275; -e Erscheinungslehre XIX; -e Psychologie XIX, 94.
Determination 12.
determinierende Tendenzen 179, 233 A.
deutlich 43 ff., 178; = eindringlich 181; = abgegrenzt 181.
Deutlichkeit 43 ff., 56, 170 ff. u. ö.; bei Descartes, Leibniz, Kant, Erdmann, Wundt, Elsenhans 172 f.; b. Lipps, Wirth, Brentano, Meinong, Witasek, Dürr, Geyser, Husserl 174; b. Ziehen, Cornelius, Volkelt, Katz, Müller-Freienfels 176 f.; u. Klarheit 172, Unwichtigk. ihres gegenseitigen Verhältnisses 173 f.; als Normbegriff 176 f.; keine Akteigenschaft 178; -sstufen als Grade der Vollkommenheit d. Vermittlung von etwas 178.
Deutung, urteilende (log.) 262; urteilsfremde (psychol.) 262 f.
Dies, diesartig, Diesartigkeit s. Individuum, individuell, Individualität.
differentia specifica 12, 13.
diffuse Qualitäten 20 ff, 296 f.
Ding 10 u. ö.; im Gegensatz zu Dingerscheinung (-abschattung) 75, 83 f.; Dingerscheinung 74 f. u. ö.; nicht auf d. Erlebnisseite 165.
disjunkte Stücke (Husserl) 103.
Dispositionen 58, 59 A.; 255 f., 258, 265, 286, 289, 295; psychische (auch i. weiter. S.) 128.
Dispositionalität 180.
distinctio rationis 33 ff., 105 A., 249.
Doppelbilder 307 f.
Drei, Dreiheit, 3 „an sich" 11.
Driesch, H. XII A., 6 A.
duale Teilbewegung 342 ff.
Dürr, E. 174, 255, 269 A.
dynamisches Erlebnis 342 f.

E.

ε-(Positiv-Negativ-) Bewegung 331 f., 359 A.; vereinigt mit α-(Scheinding-) Bewegung 336.
Ebbinghaus, H. 255 A., 269, 303 A., 307, 334 A.
Edinger, L. 335 A.
egozentrisch VI ff.
eidetisch 135 u. ö.; s. auch Idee, ideeller Gegenst., Merkmale, ideelle Merkm., Quale, Qualitäten usw.
eidetisch-phänomenolog. Analyse 4, 33 u. ö.; vgl. auch d. ganze Vorwort.
Eigenschaften 12 ff., 36 u. ö.; als unselbst. Teile 101; 136 (Lotze); E. realer Gegenst. sind real 240; auflösbar in Beziehungen 241; s. auch Beschaffenheiten, Momente, Qualitäten, Merkmale usw.
Eindringlichkeit 35, 56, 181 (G. E. Müller) u. ö.
Eindruck, im Sinne von „Sich-beeindruckt-fühlen" 57; vgl. auch Erlebnis, Phänomen, Wahrnehmung usw.
Einfühlung 235; -stheorie 58, 228 A., 262.
Einheit, als formales Moment 250; als Gestalt 248; ideale d. Spezies 87.
Einklammerung der Wirklichkeit (Husserl) 87, 91 ff.

Digitized by Google

Einmaligkeit 28 u. ö.; vgl. auch Individualität, Diesartigkeit, zeitliches Festliegen usw.
Einstellung 53 u. ö.; -en, passiv herbeigeführte 179 A.
Einzelbewegungen 310.
Ekelerlebnis 164.
Eteaten 192 A.
Elemente, gemeins. von Wahrnehmung u. Vorstell. 217
Elsenhans, Th. IX A., 6 A., 29, 173.
Empfindung(en) 1, 152 ff. u. ö.; als angebl. den Reizen unmittelbar entsprechend 182; 193 A. (Vorstellung bei Ziehen); u. Reiz 201 ff.; 74 (visuelle b. Messer); als „wissendes Erfassen" v. „Inhalten" ist psychisch (Pfänder) 77; Mehrdeutigkeit d. Worts 113; Aktseitigkeit der 164 ff.; nur durch abstraktive Analyse aufweisbar 164 ff.; dsgl. 165 u. 245 (Koffka); als materiale Momente d. Aktmasse 167 ff., 221; -s charakter d. Wahrnehmungen u. Vorstellungen (Jaspers) 217; -s elemente, ihr Verhältnis in Wahrnehmungen u. Vorstellungen 221 ff.; -smaterial, Kritik der Lehre vom 220 ff.; u. Gestaltswahrnehmung 244 ff.; als unselbst. Teile 245; Relativität d. (Koffka) 245; -saggregat, amorphes (Bühler) 246; s. auch Empfindungsinhalte.
Empfindungsinhalte 10 u. ö.; sind Bewußtseinstatsachen 119; b. Benussi 244; u. Empfindungen (Lipps, Pfänder) 77; s. auch Empfindung, Gegenstand, Aktstoff, Aktmasse, Phänomen usw., ferner Inhalt-Gegenstands-Problem.
empirisch, -experiment. Fragestellung 8 u. ö.; -e Gesetze 46, 157 u. ö.; individuell-tatsächl. 33; -induktiv 33 u. ö., vgl. auch das Vorwort.
Empirismas 1.
Energie, psychische 173.
Episkotister 199.
ἐποχή, phänomenologische 87.
Erdmann, B. 172 f.
Erfahrung XVIII A u. ö.; experim. E. u. phänomenolog. Analyse 32 ff.; s. auch empirisch, diesartig, individuell.
„Erfassen" als erlebendes Geschehen, Einziehen in das Ganze eines seelischen Seins 156; erfassen, erfaßter Gegenstand 12 ff. u. ö.
Ergänzung, assimilative b. strobosk. Bew. 282.
Erinnerung(en) 62 ff. u. ö.; als Schachtelerlebnisse (wesensgemäß Erinn. an Erlebnisse) 208 ff.; ihre Wirklichkeitssuggestion 227 f.; und Lotzes Satz 207; primäre = unmittelbare 179 u. ö.; -sbewußtsein 210 u. ö.; -serlebnis 48, 59, 62, 63 ff. u. ö.; -sgegewißheit (Volkelt) 60 A.; -stäuschung 60, 198, 236, 348, 350; -sbilder 49 f., 63 f., 180, 209, 236, 287.
erinnert 65 u. ö.; Erinnertes stets ein „Dies" 210.
Erkenntnistheorie 79, 183.
erkenntnistheoretisch XIX, 77 f., 335 A.; -e Feststellungen 120; -es Subjekt 123.
Erklärung, erklärende Theorie 327, s. auch kausal usw.
Erlebnis(se) (s. auch Akte) 3 u. ö.; als konkrete Bewußtseinszustände 102; „sinnliches" (Messer) 74; b. Husserl 75; selbständig od. unselbständig? 102 ff.; Vorstellungsbilder als — 41; als Bewußtseinstatsache, Untersch. von psychisch bedingter Tatsache 40 ff.
Erlebnisbeobachtung 52 ff.; s. auch Selbstbeobachtg.
Erlebnisstrom 55 ff.; als absolute Schicht Husserls 92, 94.
Erregungen, physiolog. 316 ff. u. ö.
Erschauen IX ff.
Erscheinung(en) 15, 65 u. ö.; 118 ff. (Stumpf); erster u. zweiter Ordnung 118; bloße 131 (keine Erlebn. 132); u. erscheinende Gegenstände 132 ff.; als „Inhalt" 133; -sgesetze (Stumpf) 134 ff.; im Gegensatz zur ideellen „Eigenschaft" 136 ff.; s. auch Gegebenheiten, gegeben, Phänomene usw.
Erscheinungslehre, deskr. XIX.
Erschlossenes, indirekt 185.
essentiell 56; s. auch wesentlich, wesensgesetzlich u. sinngesetzlich.
„Etwas überhaupt" = Gegenstand 9 A., 14 u. ö.
Euklidische Geometrie XI A., 45; — Gesetze 146 ff.; -r Raum 145.
evidentes Sein 92.
Evidenz 111 ff.; d. inn Wahrn. (Brentano) 78, 87, 91, 194 A.
Existenz 31; kein „reales Prädikat" (Kant) 131.
Exner, S. 269, 284, 288, 292, 296, 319 A., 358.
Experiment, echtes VII ff.
experimentelle Psychologie s. Psychologie; e. Untersuchungen VIII.
Explizierung, log. 71.

Digitized by Google

F.

Farbakt 153.
Farbe, keine Bewußtseinstatsache 40; Unterscheidung von den Raumformen 41; eigentliche, wahre u. scheinbare (Katz) 199 ff.; physiologische (Katz) 200; physikalische 9 u. ö.; wesensgesetzl. an Raumgestalt gebunden 34, 248.
farbenblind 170.
Fechner, G. Th. 202.
fehlende Qualitäten (keine diffusen) 24 ff.
Fehlerinnerung 59.
Fiktionen X u. ö.
fingierte Welt 67 u. ö. vgl. auch Phantasiewelt.
Fischer, O. 352 A.
Fleischl, E. v. 352 A.
Flimmerbewegung 304.
Flimmern 296; kinematographisches 356.
formale Gesetze 45 ff.
formal-material verschieden von ideell-individuell XIX A.
formale Momente 165 f., 250 f.; der Aktmasse = Gestalterlebnisse 167.
Form u. Farbe 34, 248 u. ö.
Form u. Stoff, Charakterisierung von 251.
Frege, G. 90, 142 A.
Frische, sinnliche der Gestaltauffassung 238, 260; desgl. als Wirklichkeitssuggestion 264.
Fundierung, Lehre von ihr (Meinong) 239; ihre Ablehnung (Koffka) 243 f.
fundierend 89, 315.
fundiert 1, 89, 240, 248 u. ö.
Funktionen (Stumpf) = Akte 44 A., 48, 91, 119.

G.

γ-Bewegung 330.
Gallinger, A. 7 A., 64 A., 183 A., 288 A.
Gattung 28, 122, 144 u. ö.; s. auch Art.
Gauss, K. F. 142.
gebundene Vorstellungen 188 u. ö.
Gedächtnisdispositionen 175 u. ö.; als theoret. Hilfsannahmen 261.
Gedächtnisvorstellungen 208 A.
Gedankenexperimente 104, 111 ff. u. ö.; scharfer Gegensatz zu echten Exp. 113, vgl. auch XIII ff. u. d. ganze Vorwort.
Gefühle, Gefühlsvorgänge usw. 48, 76, 162 u. ö.; ihr Gestaltcharakter 248.
Gefühlsempfindungen (Stumpf, Husserl) 100, 163.
Gefühlstheorie, James-Langesche 163; Lipps' 111, 162.
gegeben (s. auch selbstgegeben, phänomenal, deskriptiv u. ähnliches) 15 ff., 41 u. ö.
Gegebenheiten, bloße, psych. u. phys. (Gegens. zu realen Tats.) 91; s. auch Schichtenunabhängigkeit.
Gegebenheitssphäre, als Schauplatz gegenstandstheoretischer Beziehungen 256, 258; enthält auch Psychisches 261.
Gegenstand = Etwas überhaupt 9 A., 14, 102 A. u. ö.; 6, 21, 36, 55 u. ö; -stände höh. Ordnung (Meinong) 89, 240, 248; konkrete als Ausgangspunkt der Empfindungslehre 220; unechte 88; als Objekt an sich und als Inhalt (Höfler-Meinong) 80; der Vorstellung (Bolzano) 82; erfaßter nicht = Geg. im weitesten Sinne 90 A.; u. Akt 55 ff., 61 ff., 68 ff.; u. Stoff (od. Masse) 157; Gegenstandslosigkeit 38; -sbegriff, erweiterter 38; -sbewußtsein (Pfänder) 77; -sgedanke als Dispositionsged. (Meinong) 85; -s- u. Aktbeschaffenheiten, Zuordnung von 152 f.; -s-Aktbeziehung (Verh. des realen und des intentionalen Geg. zum Akt) 191 ff.; -sgesetze des Außenseins, reine 184; -steile (Husserl) 100; s. auch das folgende.
Gegenständlichkeit, aktuelle u. potentielle (Meinong) 85.
Gegenstandstheorie, gegenstandstheoretisch XX u. sehr oft im Text.
gegenstandstheoretische Gesetze 251, 253 ff.; -Notwendigkeiten 289.
Geiger, M. XVIII A., 57 A.
Gelb, A., 250 A.
genus proximum 13.
Geometrie, „psychologische" 47.
geometrische Feststellungen an Bewußtseinszuständen 43, 76; — Gesetze 45 ff. u. ö.; ihre bedingungslose Geltung 148 ff.; -r Raum (Stumpf) 143, 147.
Geradheitsschwelle 52 ff.
Gesamtakt 152 f.
Gesetze, phänomenologisch-gegenstandstheoretische 46, 193, 253 f. u. ö.
Gestalt(en), selbständig oder unselbständig? 101; u. Größe (formales Mom.) 166, 250; reale 240 f.; u. Analyse u. Synthese 246 f.; konkrete u. abstrakte 248 f.; keine Relationen 250 A; bloß vorgestellte, ihre Reizlosigkeit u. außersinnl. Provenienz

Digitized by Google

257 (vgl. unten Gest.-Erlebnisse); -auffassung als Analogon zur Empfindung (Koffka, Benussi) 260; -charakter alles Konkreten 246 ff., speziell alles „sinnlich" Wahrnehmbaren 248 f., 252; -entstehung, Sinnwidrigkeit der Frage nach der generellen 246 f., 261; -eindruck 5, 52 u. ö.; -erlebnis als formaler Teil der Aktmasse 167, 221; -erlebnisse sind reizlos (Grazer Sch.) 238; generell ohne psych. Vermittlung 243 f.; -mehrdeutigkeit 238 ff., 242, echte 259 ff., -moment u. materiale Qualität 250 f.; -produktion (Grazer Sch.) 238 ff., 248, 253; -reize 242 (Koffka), vgl. auch 244, 261; -wahrnehmung 5, 238 ff., und Reiz (Benussi) 242, u. sinnl. Wahrnehmung (ihre deskr. Gleichheit, Ben.) 238, assimilative u. kinematogr. Sehen 269 ff.
Gestaltung und Umgestaltung 252 ff.
Geyser, J. XVIII A., 24 A., 31 A., 79 A., 143 ff., 173 ff., 206 A., 207 A.
Gignomene (Ziehen) 192.
Gleichheit, in derselben Seinsschicht wie die Gegenstände, von denen sie prädiziert wird 241 f.; u. Identität 302 A.
gleichzeitige Reize als Ursachen e. Bewegungserlebnisses 338.
Gleichzeitigkeit, Stadium der 321, 323, 326, 336, 345, 347.
Goldschmidt, R. H. 277 A.
Grazer Schule 238 ff., 241 ff., 248, 253, 256, 258 f., 364 A.
Grenze zwischen Psychischem und Nicht-Psych. 55 ff.
Größe, wahrgenommene u. Netzhautgröße 187.
Grünbaum, A. 293 ff.
Grundempfindung (Ziehen) 63.
Grundmerkmale IX, XVI.

H.

Halluzination 34, 62 f., 66 f., 131, 199; 216 (Kandinsky, Jaspers), 224, 236, 258 f., 292, 295 u. ö.
Hanselmann, H. 324 A.
Helmholtz, H. 355 A.
Henning, H. 163 A., 324 f.
Herbertz, R. 73 A.
Hering, E. 3, 146, 148.
hic et nunc-Gebilde, VIII ff.
hirnphysiologische Vorgänge 244, 252, 316 f., 325.
Höfler, A. 203, 250 A.; -Meinong 79 ff., 84.
Hofmann, H. 75, 146, 149 A.
Homer 127.
Hörakt 153.
Hume, D. 36, 228 A.
Hunger 162 f.
Husserl XVIII, 2 ff., 6, 18, 22, 29, 32 f., 38, 41, 63, 74 ff., 78, 85, 86 ff., 89 ff., 96 f., 100, 103, 108 ff., 112 A., 116 A., 119, 135, 140 A., 146, 151 A., 158 A., 160, 161 A., 168 f., 170, 175, 216, 220, 287.
hyletische Erlebnisse 169.
Hyletik Husserls = Phänomenologie Stumpfs 119.

I, J.

Jaensch, E. R. 33 f.
James-Langesche Gefühlstheorie 163.
Jaspers, K. 95 A., 131 A., 216 ff.
Ich, reines 108 ff.; als unselbst. Moment 108; als Beziehungszentrum (Natorp) 108; höchst konkretes (Husserl) 109; erkenntnisth. (Rickert) 110 A.; Unreduzierbarkeit des (Lipps) 111; aktuelles u. vorgestelltes 212; -auffassung Bolzanos 106 ff., Husserls, Natorps 108 ff., Lotzes, Lipps', Österreichs', Kafkas 111 ff.; eigene Stellung zum Ichproblem 102 ff.
ichfremd 115, 124, 152, 156, 163, 208, 289; Ichfremdes u. Räumliches 116 A.
ichhaltig (ichhaft) 115, 152 u. ö.
Ichmetaphysik 108.
Ichvorstellung, nicht = Ich 110 f.
ideale Gase als Bewußtseinszustände 43.
Idealgesetze, normative Bedeutung der 141 f.
Idealismus 32.
Idealität 29, u. Phänomenalität 137 ff.
Ideation, Problem der 29.
Ideen, ideelle (eidetische) Gegenstände, Gebilde, Merkmale usw. VIII ff., 6, 14, 31, 33, 39, 54, 87 A., 89, 96, 134 ff., 249 f. u. ö.; existierend (nicht bloß unanschaulich intendiert) 31; in ihrer Bedeutung für die Raumwahrnehmung 143 ff.; nicht sinnlich wahrnehmbar 291 A.
ideelles Wissensgebiet als Grundvoraussetzung jeder empirischen Disziplin XV ff.
Ideierung 90 A.
identisch = mehreren Gegenst. gemeinsam 302.
Identität im strob. Versuch 277 ff.; im deskr. Tatbestande der strob. Beweg. 304 f.; u. Beweg. 352; u. Gleichheit 302 A.; Gleichgültigkeit gegen die tatsächl. bestehende I. 328.

Digitized by Google

Identitätstäuschung, reine 357; gemeinsames Kriterium aller strob. Täuschungen 351.
Identitäts„theorie", angebliche 301 ff.
illustrierende Bilder 39, 64 A.; -sVorstellen 29.
immanent, Vieldeutigkeit des Worts 128; immanentes (intentionales) Objekt 80, 84, s. auch intentional.
Inadäquatheit 193 f.; außersinnl. bedingte der Gestalten (Benussi) 239; sinnl. u. Gestalt — 243; s. auch Schein, Täuschung, Trugwahrnehmung, nichtwirklich usw.
indirekt, indirektes Erfassen 38, 65 A. u. ö. s. auch symbolisch, signitiv, unanschaulich, uneigentlich; indir. Indizien s. Indizien.
Individualität (= Diesartigkeit) eines intentionalen Geg., ihre Unabhängigkeit vom Subj. als Kennzeichen des (der Meinung nach) Wirklichen 126 ff.; -s index 127, 215, 228 A., natürlicher u. künstlicher 211.
„Individualgesetz" besser als „Realgesetz" 138.
Individuell (= diesartig), indiv. Gegenstand VIII ff., 3, 11, 14 ff., 27 ff., 39, 53 A. 96 ff., 101 u. ö.; in dem besonderen Sinne von absolut 150.
Individuum (= Dies) 28 u. ö., = zeitl. einmaliger, zeitl. festliegender Gegenstand 97 ff., 126.
Indizien, indirekte, ihr Wert für Wirklichkeitsfeststellungen 132.
Induktion 138 u. ö.
induktives Verfahren VIII ff. u. ö.
inexistentia intentionalis 63.
Inexistenz, intentionale (Brentano) 99 ff.
Inferiora 89, 238.
Inhalt, unklarer Terminus 9, 47 u. ö.; als Bindeglied zw. Akt u. Gegenst. unwirklich (Twardowski) 80 ff.; als „Erscheinung" (Cornelius) 83 ff.; u. Gegenstand bei Brentano 78; -Gegenstandsproblem bei den übrigen Forschern 79 ff., 96; als realer Teil des Aktes (Meinong) 84 ff.; als Aktstoff 156 ff.
Innenbewegungen 311, 330.
innerer Sinn bei Külpe 92.
innere Wahrnehmung, nur gegenständlich zu bestimmen 129 ff.
instantan, -er Charakter der Bez. von Akt u. intent. Gegenst. 191 f., 317, 338.
Intensität 56 f. u. ö.; -s unterschiede (angebl.) der Empfindungselem. in Wahrn. u. Vorst. 221 f.
Intention 61, 63 u. ö.; unerfüllte 210, 215; nicht = Interpretation 73; indirekte 21 f., s. auch indirekt.
Intentional s. Wahrnehmungsintentional.
intentional 21, 34 u. ö., s. auch Gegenstand; [erfaßt-]es u. aktuelles Erlebnis 209; — Gegebenes als ‚dritte' Schicht 58 ff.
Intentionalität 63 ff., 73 u. ö.; Kriterium der 61; alles Psychischen (Brentano) 78; bei d. Empfind. der niederen Sinne 162 f.
Interpretierende Funktion d. Akte (abgelehnt), 95, 168 f., 220.
Interpretation 70 f., 184 u. ö.
Intervall, Hören eines -s 297 A.
introspektiv XVI.
irreduzible Momente, ihre mittelbare Charakterisierung bei Unmöglichkeit ihrer Definition 290.
Isolierung, gedankliche 82, 103, 148; Stadium der zeitlichen 321, 323, 326, 345, 347 f., 353.

K.

Kafka, G. 111 A.
Kälteempfindung, paradoxe 201.
Kamerabild 53 f.
Kandinsky, V. 216 f., 224.
Kant, J., kantisch XIII, 98, 108 f., 131, 172 f., 247, 361 A.
kategoriale Anschauung 40; Bestimmung IX, 49 A.
Kategorien, kantische 361 A.
Katz, D. 44 A., 176 A., 195 A., 199 ff.
kausal 36 u. ö.; (reale) -e Beziehung, Erklärung 305 f., 313 f., 317, 338 u. ö.; -genetisch 64, 286, 232 u. ö.; -e Interpretation 58; -es Geschehen 190 u. ö.; K-gesetz, physikalisches 46; K-gesetze 320, 335 A.; -prozeß 191, 239; -veränderungen (Naturgesetze) 192 f.; -zusammenhang 15 A., 67, 188 u. ö.
Kehr, Th. 291 A
Kenkel, F. 272 A., 308 A., 311 A., 329 A., 330, 346 A., 348 A.
kinästhetische Empfindungen 163.
Kinematograph, Besonderheit seiner Leistungen 311; -ie 355 f.
kinematographische Erscheinungen 270 u. ö.; Projektionsapparate 355; -s Sehen u. assimilative Gestaltwahrnehmung 269 ff.
kinematohaptische Ersch. (Benussi) 270 A.
Klarheit s. Deutlichkeit.
Koffka, K. 18 ff., 38, 131, 165, 189 A., 195 A., 201 A., 207, 212 ff., 238, 242 ff.,

Digitized by Google

245 f., 252 f., 258, 260 f., 266 ff., 272 A., 273 A., 315, 330 A., 335, 337, 339 ff.
Köhler, W. 45 A., 132, 146, 185 ff., 188 A.
Kollektivum (ein Dies) 144 A.
Komplexion psych. Erlebnisse (Husserl) 108.
Komplikation (Wundt) 182.
konkret = selbständig, s. daselbst; -abstrakt nicht = individuell-allgemein 100 A.
Konkretum, ideelles 151.
Konstanz, dingliche 66 ff., -annahme (Köhler), -beziehung 1, 132, 155, 201 f., 242, 257, 276, 335 A.; ihre Ablehnung 183 ff.
Kontrastfarbe (Beisp. relat. Wirklichk.) 198.
Köpenick, Hauptmann von (Analogon zur Wirklichkeitssuggestion) 226.
Koppelung 156 f., 164, 188 f., 205, 211, 221 f., 265, 274, 339; -sbestand in d. Aktmasse = Empfindungen u. echte Gestaltserlebnisse 165 f.
Korrelation, zwei versch. Arten von K. von Akten u. Geg. 189.
Korrelattheorie, physiologische 325
Korte, A. 272 A., 273 A., 316 A., 323 A., 324 A., 331, 346 A., 352 A.
Kreibig, J. R. 194 A.
Krueger, F. 164, 177 A., 182 A., 186 A.
Krug, J., 364 A.
Krümmung (u. Selbstbeobachtung) 52.
Kugel, Kugelbild, Kugelding, Kugelerlebnis, Kugelphänomen (Beispiele zur Erläuterung des Gegensatzes von Erlebnis und durch dieses erfaßtem Außengegenstand, besonders d. neutralen) 34, 113 ff. u. ö.
Külpe, O. 92, 114, 120 A., 194 A.
Külpesche Schule 30, 32, 39, 74, s. auch Würzburger Sch.
Kurzschluß als physiol. Korrelat des φ-Phänomens (Wertheimer) 318; -theorie (Werth.) 315 ff., 327, 333; ihr relativer Wert 315 f., 321 f.; ihre Unzulänglichkeit 318 f.
Kurzsichtiger 177.

L.

Länge als formales Moment 251.
Lasersohn, W. 302 A.
Lebhaftigkeit, sinnliche der stroboskopischen Bewegungsauffassung 278, 281 f., 287 f.
Lehmann, H. 271 A., 273 A., 355 A., 358 A., 359 A.
Leibhaftigkeit 216 ff., = Selbstgegebenheit 224, = Wahrnehmungscharakter 226.
Leibniz, G. W. 172 f., 175.
Letztheiten, phänomenologische 115 A.
Leyendecker, H. 194 A.
Liebmann, O. 80.
Linke, P. F. 30, 359 A.
Lipps, Th. 77, 79 A., 111 ff., 162, 174, 225 A., 228 A, 235 A.
Locke, J. 8, 18 ff.
Logik, logische Gesetze usw. XIV, XX, 3, 36, 80, 196 u. ö.
Lokalisation 162 (als Empfindungskriterium irreführend); somatische u. außersomatische 164 A.
Lotze, H. XIX A., 111 ff., 135 f., 138, 140, 144, 206 f.
Lotzes Satz (üb. d. Vorstellg.) 206 ff.

M.

Mach, E. 150, 193 A.
Maier, H. 182 A., 228 A.
Marbe, K. 270 A., 278, 316, 355 A.
Märchen (-figur) 45, 49, 88, 123, 127, 293.
Martius, H. s. Conrad-Martius
Masse des Aktes s. Aktstoff.
materiale Bestandteile der Aktmasse = Empfindungen 167 f.; Momente am Außengegenst. 165 f.; Qualität-(en) 354, Unterschied von Gestaltmomenten 250 f.
Materie (Husserl) 158 A.
Mathematik, angewandte 10, 147 A.; reine X ff.; 10, 33 u. ö.
Mechanik 196, 291; theoretische 10.
mechanistische Anschauung 20.
Mehrdeutigkeit bei Empfdg. 242, bei Gestalten 238 ff., 242; echte 259 ff.; als Lockerung der Zwangsläufigkeit 263.
Meinong, A. XX, 84 ff., 86 ff., 97, 113 A., 157, 170, 174, 239, 240 A., 241 A.
Meinong-Höfler 79 ff.
Melodien 239, 248.
Merkmale VIII ff., 6 f. u. ö.; primäre u. sekundäre X ff.; s. auch Beschaffenheiten, Eigenschaften, Qualitäten, Bestimmungen usw.
merkmalsarm 21, 28.
Merkmalseinheit 6.
Messer, A. 8 ff., 16, 18, 21, 38, 73 ff., 77, 79 A., 131, 165 A., 173 A., 247.
Messungen XII; astronomische 32 f.
Metaphysik 79, 133; spekulative 197.
metaphysisch 107 A., 136.
Meumann, E. 179 A., 233 A.
Modifikationsminimum (-maximum) b. den Stufen der Wirklichkeit 179 f.
Momenttheorie des Raumes (Stumpf) 363 A.

Digitized by Google

Monákow, v. 324 A.
Müller, G. E. 39 A., 41 f., 48, 181, 348 A.
Müller-Freienfels, R. 176 A.
Müller-Lyersche Figur 146 A., 227, 243, 330, 336.
Münsterberg, H. 76 A.
Mutoskop 310.

N.

Nachbarerlebnisse (Erinnerungsprobl.) 210 f.
Nachbilder 217, 275, 356.
Nachgeordnetheit der Vorst. geg. d. Wahrn. (Conrad) 212.
Natorp, P. 108 ff.
Naturgesetze 192, 193 u. ö.
Naturwissenschaft (s. auch Physik, physisch usw.), bei Brentano 116, bei Stumpf 129 A., eig. Def. 129, als Geb. der Reize 190.
Netzhaut (-bilder, -stellen-, -reize) 35, 53 f., 307 f., 316 f., 332, 336, 338, 355, 359; -größe 187.
neutral, Neutralität 34, 58 ff., 160 f., 206 u. ö.; s. auch gegeben u. phänomenal.
Nicht-Euklidische Geometrie XIX A., 47.
Nicht-Existenz 37.
nicht-individuelles Sein 28 u. ö.; vgl. ideell usw.
nicht-intentionale Erlebnisse 99 f. u. ö.; Wahrnehmung 65 u. ö.
nicht-real, s. nicht-wirkl., auch real, wirkl.; -e Erlebnisse, -es Psychisches 60, 128 f. u. ö.
nicht-selbstgegeben (= unanschaulich) 35 u. ö.
nicht-wirklich 59 ff., 66, 88 ff., 120 ff. u. ö.; Nicht-wirkliches, objektives (Frege) 90, Psychologisierung des N. 73 ff., wahrgenommenes (ist nicht bloß vorgestellt) 218; s. auch nicht-real.
Nicht-Wirklichkeit 6 u. ö.; u. Scheinbarkeit 200; s. auch nicht-wirklich.
Noëma, noëmatisch (Husserl) 75, 95, 158 A.; -er Kern 158 A.
Noësis, noëtisch 75, 95, 158 A.
Nominalismus 32.
normativ 15 u. ö.; -e Bedeutung der Idealgesetze 141 f.
Normgegenstand 178 f.; vgl. Deutlichkeit.
Nötigung, psychische 233, 262.
Notwendigkeit XIII, 36 f., s. auch allgemein-notwendig, sinngesetzlich, Wesen u. dgl.

O.

Objekt s. Gegenstand; -e, fehlende (bei strob. Ersch.) 296 ff.
Objektiv (Meinong) 170.
objektiv, Mehrdeutigkeit u. Ablehnung des Worts 128, 337; = außerpsychisch 77 u. ö.; = aktfremd 337 (vgl. auch intentional, gegeben usw.); = ichfremd (außenseiend) 337; = wirklich gegeben 337; = als wirklich gegeben 337; = wirklich 340; = leibhaftig (Jaspers) 216; objektiv gegeben = wirklich 338; -er Charakter von Empfindungen (Messer) 77; -e Möglichkeit 7 A.; -e Nichtwirklichkeit (Frege) 90; -er Raum (Jaspers) 217, kein Wahrn.-krit. 217 f.; -realer Raum (Stumpf) 143, 147; -lose Gefühle (Becher) 99 A.
Oesterreich, K. 88 A., 108 A., 111 ff., 153 f.
Ohrwall, H. 295 A.
ökonomische Hilfseinrichtungen und wiss. Meth. 145.
Oktaederbeispiel XII ff.
optimal, (Wertheimer) 328; -e Beweg. als klare Beweg. 344; = rein strob. 351.
Optimalstadium (Werth.) 320 f., vgl. optimal.
Optik 196 u. ö.; physik. u. physiol. 275 u. ö.
Ordnung, natürliche, der Töne u. Farben 135.
Organempfindungen 163.
Organisation, psychische (psychophysische) 51 f., 129.
originärgebender Char. der Wahrn. (Husserl) 287.
Ortswechsel, bloßer, noch keine Beweg. 283; — eines Identischen 327 u. ö.; Unanschaulichkeit s. assimilat. Ergänzung 299 f.; u. Bewegungswahrn. 285.

P.

Panmorphismus 248 f.
paradoxe Kälteempfindung 201.
paradoxes Bewegungsphänomen 331 A., s. auch e-(Positiv-Negativ-B e-wegung.
Parallelbestandteile (Ziehen) 64 A.
Parallelgesetzlichkeit (Ziehen) 191 f.
Parallelismushypothese 190.
Parmenides 192 A.
partielle Anschauung 31.
partikular 29, 29 A.
peripher 323, 332; -e Erregungen 316.
Perseverationstendenzen 179 A.

Digitized by Google

perspektivische Verjüngung u. Verkürzung 149.
Pfänder, A. 77.
φ-Phänomen (Wertheimer) 287 f., 329, 341, 350, 359 A.; einheitlich oder zweiheitl.? 344.
Phänomen(e) 2 u. sehr oft; angeblich psychisch 56; als relativ (Husserl) 92; psychische (Scheler) 91; ps. u. physische 77 ff., 88, 90, 98, 115, s. auch Schichtenunabhängigkeit sowie physisch u. psychisch; Purkinjesches s. Purkinjesches Ph.
phänomenal 13 ff., 50, 54 f., 64, 69, 70 f. u. ö.; -e Schicht 251 u. ö.; -r Raum 143, 147 s. auch Sehraum; = realitätsgleichgültig (neutral), 34, 58 ff., 160 f. u. ö. (vgl. bloße Phänomenalität); Phänomenales, seine Selbständigk. 91 ff.
Phänomenalität, u. Idealität 137 f.; neutrale 160 u. ö. (s. auch neutral); bloße = Nichtwirklichkeit 160 u. ö.; = Erscheinungsweise 160 u. ö.
Phänomenologie, eidetische XVIII ff., 2, 4, 6, 33 A., 86 f. u. sonst sehr oft; nicht = deskript. Erscheinungslehre XIX; nicht = deskr. Psychol. XIX, 94; nicht = Psychol. d. rein. Selbstbeob. XVIII A.; Phänomenen-Ph. (Gegensatz: Aktph.) 95; Stumpfs (= Hyletik Husserls 119) 134; in Husserls Darstellung (absol. Bew., Relativ. der Außenw.) XVIII A.
phänomenologische Einsichten 33 u. ö.; Gesetze s. Sinn- (od. Wesens)-gesetze, eidetisch, ideell usw.; Untersuchungen 8 u. ö.; ihr Gebiet 93; Untersch. v. emp.-realwissenschaftl. 93, s. auch d. ganze Vorwort.
Phantasie (-Welt u. dgl.) VIII ff., 78, 94 u. ö.; u. Umformung 255; -Vorstellung (= ungebundene V.) 183 u. ö., def. 211; u. Wirklichkeitsugg. 227.
phoronomisch 151, 292; -e Gesetze 47, 357.
Physik (s. auch Naturw.), def. 129; empir. 10 f., 33 A., 197, 242 u. ö.; theor. 33 A.; s. auch Naturwissenschaft.
Physikalisches, sein Charakter 129.
physikalische Farbe usw. 9; Beobachtung 49 u. ö.; Welt als Kriterium der Wahrnehmungsrichtigkeit 198 ff.; keine prinzipiell andere als die wahrgenommene 198.
Physiologie 2, 63, 139, 244, 324 ff. u. ö.
physiologisch 315 ff. u. ö.; -e Erklärungen 261, 268, 324 ff.; -e Prozesse 188, 265, 316 ff. u. ö.
physiologisierend 63, 137.
Physiologismus 182, 358, 360, 367.
physisch, -e Gegenstände 6, 96 u. ö., (s. auch psychisch), bei Messer 75, vorläufig bestimmt 97, endgültig best. 115 (vgl. 129); s. auch Außensein; im Sinne von physisch-wirklich 79, 134, 143 u. ö., von individuell-außenseiend (wirklich oder bloß phänomenal) überhaupt 143; Begriffe ph.-psychisch u. wirkl.-nichtwirklich kreuzen sich 120 f.; -e Phänomene (Brentano) 98, Bedenken gegen den Ausdruck 116 ff.
pigmenta — colores 148.
Pikler, J. 303 A.
Plateausche Spirale 358.
Poggendorff, J. C. 312 A., 358, 359 A.
pointierende Beachtung 75, 248.
positivistisch 122.
Positiv-Negativ-Bewegung als Haupteinw. geg. d. Reizth. 331 ff., s. auch *s*-Bewegung.
Präsenz, zeitliche u. örtliche als Wahrnehmungskriterium (Koffka) 207.
Präsenzzeit, psychische 284.
Praxinoskop 355.
primäre Inhalte (Husserl) 95.
primärer Gegenst. der Selbstbeob. 48 ff.
Primzahlen, sechsbeinige 31.
Produktionsprozeß (Benussi) 238 f., 244, nicht deskr. 256.
Projektionsfeld 332.
Projektionsmethode 346.
Pseudohalluzination 131 A., 216, 224.
psychisch (s. auch physisch) 6 u. ö., nicht = subjektiv (nicht-wirklich) 40 ff.; -e Erlebnisse, durch innere Wahrn. zu bestimmen (Scheler) 130, def. 115, als unselbst. 102, als koexistierende Teilvorgänge 102; -e Phänomene s. Phän. u. physische Ph.; -e Relevanz 129 (s. auch psychol. relev.); psychisch bedingt 40 u. ö.; Psychisches s. Bewußts., Psychol., Seele usw.
Psychologie, 1 ff. u. ö.; d. bloßen Selbstbeob. XVI, XVIII A.; empirische 33 A., 128 f., d. psych. Wirkliche als ihr Gegenst. 128; erweiterte 129 f., 326; experimentelle V ff., 142, 236, 258 u. ö.; deskriptive IX, 94 u. ö., vgl. auch deskr. Erscheinungsl.; physiologische 189; u. Naturwiss. 128 f.; reine XVIII A., 1 u. ö.
psychologisch relevant, ausgezeichnet

Digitized by Google

10 ff., 40, 54 u. ö.; -e Probleme keine erkenntnistheor. 123; -e und gegenstandstheor. (eidet.-phän.) Ges. 253 (s. auch d. Vorwort); gegenständl. Bedingtheit gewisser ps. Vorgänge 254.
Psychologisierung d. Nichtwirklichen 73 ff.
Psychologismus XX, 37, 116, 131, 193 A., 254, 294, 360, 367.
Psychophysik 205.
psychophysisch 53, (psychisch) bedingt 40, -e Organisation 40 u. ö.
Purkinjesches Phänomen 138 f., 141.

Q.

Quale, reines (Einheit ideeller Merkmale) besteht, aber existiert nicht wirklich 126; vgl. auch das Vorwort; aktualisiert 140 u. ö.
Qualitäten 66 u. ö.; absolute 197.
Qualitätsunterschiede d. Empfindungselemente in Wahrnehmung u. Vorstellung nicht vorhanden 221 ff.
quantitatives Verfahren in der Psychologie XV.

R.

Radikalbeziehung (Ziehen) 63 ff.
Raum, bei Stumpf 143, obj. u. subj. (Jaspers) 217 f., anschaul. (Euklidischer) 145, erfüllter 147 A., ideeller 145, phänomenaler (s. auch Sehraum) 142, 149 f. u. ö., physikalischer 149 u. ö., als mehrdeutiger Ausdr. 148 f., als Gesamth. räuml. Eig. 148, als indiv. Raumstück 148; -begriff, erweiterter 145, 151; -form 34 f.; -gesetze 45 ff. u. ö.; -haltigkeit 115 u. ö.; -wahrnehmung (u. ideell. G.) 134 ff.; -zeitcharakter der Wahrn. u. Vorst. (Jaspers) 217.
Räumliches bei Meinong 89 ff., r. „Dies" keine Art Raum 148 f., nicht räuml. Wirkliches 73.
Räumlichkeitsbeziehung (nied. Empf.) 162 f.
Real s. Wahrnehmungsreal 36, 50, 66, 127 u. sonst sehr oft, s. auch Realität, wirklich, Wirklichkeit; -es Bewußte. 66; als physisch 122 ff.; realpsychologisch 175, 215, 268.
Realgesetz, Ungenauigkeit des Ausdruckes 137 ff., vgl. auch empir. Gesetze.
Realität (= Wirklichkeit, s. daselbst) 50, 126 f. u. ö.; der Außenwelt 80; der Beziehungen 240; Verhältnis zu Akt, Inh., Geg. bei Bolzano u. Twardowski 83.
realitätsgleichgültig (= neutral gegeben) 34, 160 f., 206 u. ö., vgl. auch phänomenal.
Realitätslosigkeit des Fundierten, bei Vorstellungsprod. (Meinong, Benussi) 239 f.
Realitätsurteil (Jaspers) 226.
Reduktionsbestandteile (Ziehen) 193 A.
Rehmke, J. 100 A.
Reinach, A. 64 A.
Reiz(e) 1, 9 ff., 35 u. ö.; physikal. u. physiol. i. der Psychol. 208 f.; als reizfäh. physik. Tatbest. 257; als physiolog. Gesamtzustand des Organismus 203; physikalischer als reale Bedingung des Aktes 317; -bedingung der strob. Bew. 322; -begriff (Brunswig) 206, (Fechner) 202, (Höfler) 203, (Koffka) 257, 335, (Köhler) 203, (Verworn) 202, (Wundt) 202, als theoret. Hilfsbegriffe i. d. Psych. 265 ff., seine Definition (von der Empfindung aus) 202, eigene (eines speziell für die Ps. zu fordernden Reizbegriffs, R. als subjektbez. Wahrnehmungsreal) 205; -gebiet (der echten R.) stets im physik. u. physiol. Realen 189 f.; -gesetze, nicht normativ für Wahrnehmungen 195; keine Prämissen für physik. Feststt. 196; -losigkeit bei Gestalten 238, 265 f.; sukzession (physiol. Erreg. u. Wahrn.) 317; -theorie der strob. E., Spezielles über sie 324 ff.; u. ε- (Pos.-, Neg.-) Phänomen 332 ff.; Unterschied vom intention. Außengeg. 188 f., 337 ff.; als angebl. deskr. geg. (Koffka) 340; gestaltete 240; u. Gestaltswahrn. 242 (Ben.), 252 f.; u. sinnl. Wahrn. 252; periph. u. zentrale 202; Unwahrnehmbarkeit der R. als solcher 189 f., 340; stets wirklich 340.
Reizung, adäquate u. inadäqu. 194.
Relationen, ihre Realität 240, u. Gestalten (Höfler, Stumpf) 250 A.
relative Wirklichkeit 196 ff.
Relativismus 92.
Relativität der Empfindungen (Koffka) 245.
Reproduktion 230 f. u. ö., u. Umformung 255 f., 258.
reproduktive Faktoren, Gebilde 76, 185 u. ö.
Residuenwirkung 325.
Retention 63.
Rickert, H. 110 A.

Digitized by Google

Rot, phänomenales 13 ff.; physikalisches 13 ff.; ideelles u. (signit.) Rotbegriff 140 A.; individuelles, nicht psychisch, sondern psychisch bedingt 183; -erlebnis nicht E. *sui generis* 289 f.
Rückübersetzung von Phys. ins Psych. 319 A.

S.

S- u. s-Bewegung (Benussi) 330.
Sachverhalt (Husserl, Stumpf) 170.
Schachtelerlebnisse 208 ff., 234, 237 u. ö.
Schachtelung (als allg. Vorstellgskrit.) 209 ff., 215, 225.
Schapp, W. 184.
Schätzungsfähigkeit (Selbstbeobachtung) 50.
Schein, täuschender 198 f. A., 354 A., vgl. auch Täuschung, Trugwahrnehmung, Nichtwirklichkeit usw.
Scheinbarkeit 194 A., 226; u. Unwirklichk. 200; s. auch Schein usw.
Scheinbewegungen s. strobosk. Bew. u. dgl.
Scheinevidenz 112.
Scheler, M. 92, 95 A., 130, 183 f., 194 A., 229.
Schicht, gegenständl. 56; Bewußtseins- 56; des intentional Geg. 58 ff.; der nicht-real. Erl. 60.
Schichtenmodifikation der Empfindungselem. in Wahrn. u. Vorst. 221 f.
Schichtenunabhängigkeit 58 ff., 126, 193 A.; Gesetz der 58 ff., 73, 124 ff., 163.
Schilder, P. 347 A.
Schleier, psychischer 180.
Schmied-Kowarzik, W. 363 A.
Scholastiker 63.
Schraubentäuschung, Poggendorffsche 358.
Schumann, F. 146 A., 271, 302 A., 330 A.
Schwarz, H. 319 A., 325 A.
Schwellen -bestimmungen 52 ff., 201, 205; -wert 54.
Schwingungsvorgänge 11 ff., 198 u. ö.
Seele 129.
Sehakt nicht Farbe u. nicht blosses Erfassen 154.
Sehding 9 f., 74 f., 141, 143 ff.; -qualitäten 229 f.
Sehen als Wahrnehmen von Sehdingqualitäten 229 f.
Sehfunktion, ihre Gleichheit beim Sehen verschiedener Farben usw. 155.
Sehraum 142, 148 f.; gehorcht d. Euklid. Ges. 146 f.; zweidimensionaler 146 A.; = Gesamtheit d. gegeb. Sehdinge 149; seine Nichthomogeneität (Hofmann) 149.
Sehvorgang, physiologischer 192.
Sehzahl 151.
Seinsansicht (Meinong) 86.
Seinsschichten 61; s. a. Schichtenunabhängigkeit.
sekundäre Abhängigkeit v. Subj. (Selbstbeob.) 51; — Unselbständigkeit 102; — Wahrnehmung 236 f., 350.
selbständig (konkret) (Selbständigkeit) 25, 100 ff., 248 f. u. ö.; -e Gegenst. od. Teile 21, 100 ff., 248 ff. u. ö.; -e Erlebnisse 102 ff.; sekundäre, relative 102.
Selbstbeobachtung 43, 47, 48 ff., 52 ff., 129 (= seelische Beobachtung) u. ö.; u. Beobachtung VI ff., IX, XII, XVI f., XVIII A.
Selbstbesinnungslehre (Driesch) 6 A.
selbstgegeben (Selbstgegebenheit) X ff., = anschaulich 31 A., 65 A., 101, 103, 253 u. ö.; nicht relativ 93.
Selbstwahrnehmung 41, 48 ff., 52 ff.; s. a. Selbstbeobachtung.
Selektion (Koffka) 18, 21, 30.
Selz, O. 158 A.
sensualist. Philosophie 1.
sensuelle (hyletische) Daten (Husserl) 95, 169.
Serienexperimente 346.
Setzungscharakter (Husserl) 158 A.
signitiv 22, 65 A.; vgl. auch unanschaulich u. dgl.
Sigwart, Chr. 251 A.
Simultanassoziation (Wundt) 182, 230; u. Sukzessivassoziation 231, vgl. auch Assimilation, assimilativ u. dgl.
Simultanstadium (Wertheimer) 320 f.
Singularbewegungen (Werth.) 342 ff.
singulär-ideelle Gegenstände 97.
Sinn(er)forschung X f.; (= Sinnwissenschaft, -theorie, Phänomenologie) 6; s. auch Phänomenologie.
Sinnesenergie, Gesetz d. spezif. 230 A.
Sinnes-erscheinungen 135 u. ö.; -wahrnehmungen (sinnl. Erlebn.) 1 u. sonst sehr oft, als Außenwahrnehmung 161 ff., 164, als Abstraktionsbestand d. Dingerscheinung (Messer) 165, vgl auch Außenwahrnehmung, Wahrnehm. usw.; -physiologie 1 f. u. ö., s. auch Physiologie; -qualitäten IX ff., 56 u. ö., Wirklichkeitsannäherung bei 197; -täuschung 122, s. auch Trugwahrnehmung, Täuschung usw.

Digitized by Google

Sinn (Wesens-)gesetz VIII ff., 137, 193 u. ö.; vgl. auch eidetisch, ideell usw.
sinnvoll XIV, 4, 8, 11 u. ö.
sinnwidrig (= widersinnig, s. daselbst) 46 u. sonst sehr oft.
Skotom 214.
Sonne, astron. = gesehene 198.
Spiegelgleichnis (Stoff u. Gegenst. d. Aktes) 159 f.
Spiegelstroboskop 355,
Spuren 58 u. ö.; s. auch Residuenwirk. u. Dispositionen.
Stadien, Wertheimersche, ihre rein gegenstandstheoretische Ableitung 320 f.
Stampfer 312 A.
Stampfersche Scheibe 310.
Standpunktswirklichkeit 66.
statisch u. dynamisch (Werth.) 295 A.
Steinmann, H. G. XVIII A.
Stern, W. 296, 359 A.
Stetigkeit d. objekt. Bewegung, ihre Irrelevanz b. Benussi 299.
Stoff d. Vorstellg. u. Wahrnehmung 157, s. auch Aktstoff (-masse).
Stoff u. Form, ihre Charakterisier. 251.
Streifentäuschung 358.
strobästhetische Erscheinungen 270 A.
stroboskopisch(e) Apparate 310, Bewegung (= strob. Scheinbew.) 269 ff.; u. eigentliche Beweg. 292; Bewegungsauffassung als assimilative Gestaltwahrnehmung 279 ff., 285 f.; -rBewegungseindruck, seine deskript. u. real-kausalen Probleme 284 ff.; Erscheinungen, ihr Problem bereits im Gegebenen 275, als Identitätsphänomene 277 ff., 311 f., allgem. u. einfache 353 ff., als bloße (bewegungslose) Identifikationen 353, freie 357 ff.; -s Gesamtproblem und die 2 Teilprobleme 316 ff.; -r Tatbestand, bisherige unzulängliche Bestimmung 272 f., definiert nach deskript. Gesichtspunkten 274, 277 f., definiert kausal durch Reize (Werth.) 276, sachl. Einigkeit u. begriffl. Abweich. über ihn 309 ff., charakterisiert durch Hinweis auf die Apparatur 310, 341, eigene Auffassung im Gegensatz zu Wertheimer 310.
Stumpf, C. 22, 26 A., 34, 35 A., 44 A., 48, 90 ff., 100, 105 A., 111 A., 112, 116, 118 f., 123, 129 A., 133 ff., 142 ff., 146 ff., 155, 163, 170 f., 250 A., 363 A.
Stumpf, Pl. 358 A.
Subjekt (s. auch Ich), als „Erlebendes" 106; Vieldeutigkeit d. Worts 122.
subjektiv 35, 57 u. ö.; Vieldeutigkeit u. Ablehnung d. Worts 128, 337; -er „erkenntnistheor." Charakter d. Empfindungen (Messer) 77; -e Vorstellung (Bolzano) = unser Vorstellungserlebnis 81, 107; = bildhaft (Jaspers) 216; -er Raum (Jaspers) 217 f.
Subjektunabhängigkeit des intentional Gegebenen 124 ff.; und Erkenntnis 124 A.
Subjektzugehörigkeit der Erlebnisse 104 f.
Substanz 106, 136.
sukzessiver Charakter d. Bezhg. v. realen Akt z. real. Gegenst. 191 f.
Sukzessivstadium (Wertheimer) 320 f.
Superiora 89, 238.
symbolisch 22, 38 f., 65 A.; -e Funktion 64; s. auch indirekt, unerfüllt, signitiv usw.
symbolisch-deduktiv. Verfahren der Mathem. X.
Synthese u. Gestalt 247.

T.

Tachistoskop, Schumannsches 271.
tachistoskopisch 68, 184 f., 236, 310, 330.
Talbotsche(s) Gesetz, Verschmelzung 196, 199, 270 A., 275, 323; u. strob. Täuschung 352, 354 ff.; Scheibe 196 f., 305.
Tatsachenforschung (d. indiv. Gegenstände) X.
Täuschungen (s. auch Trugwahrn., Schein usw.) 193 f. A.; u. Sinneswahrn. 197.
tautästhet. Erscheinungen 270 A.
Tautoskop, 271 (seine Beschreibung), 322, 336 A., 347 f., 354, 357 f.; Grundversuch am 272 f.
Teile, selbständige u. unselbst. 15, 21, 25, 97 f., 100 ff. u. ö.
Teilvorgänge, Erlebnisse als 102.
Tetens, J. N. 241 A.
τόδε τι (Husserl) 97 A.
Ton, Töne 9, 56 u. ö.; physikal. 9 u. ö.; ihr Gestaltscharakter 248; -schritt 250.
transzendent, Vieldeutigk. u. Ablehn. d. Worts 128; -metaphys. Feststellungen 120.
Transzendenz i. d. Immanenz (Husserl) 109.
transzendentales Bewußtsein 92.
Trugwahrnehmungen 196 f.; bei Jaspers 216; vgl. Täuschungen usw.
Tugend, rote 31.
Twardowski, K. 79 ff., 83 f., 87, 96.

Digitized by Google

U.

Umformung(Umgestaltung),ihre außersinnl. Provenienz und psych. Vermittlg. 252 ff.; ihre gegenstandstheor. u. psychologischen Gesetze 253 ff., 257, 279; des Wahrgenommenen i. d. Vorstellung 259; zwangsläufige 261 ff.
Umkreiswirkungen (Wertheimer) 316, 333.
unabhängig. Veränderlichkeit, gegens., von Subj. u. Erl. 105, 109.
Unabtrennbarkeit = Unselbständigk.
unanschaulich 19 ff., 29 ff., 38, 65 A., 210 u. ö.
Unanschaulichkeit d. assimil. Ergänz. b. strob. Ersch. 299 ff.
unbemerkt 68 ff. u. ö.; vgl. auch 178 ff. (Beachtung).
Unbemerktheit des Ich 110.
unbestimmt 27 ff. u. ö.
Unbestimmtheit (Unvollständigkeit) kein Vorstellungskriterium 223 f.
unbewußtes Psychisches 49; vgl. auch Dispositionen, Spuren, Seele.
undeutlich 43 ff. u. ö.; nicht = unentwickelt 175; vgl. auch deutlich, Deutlichkeit.
unechte Gegenstände 88.
uneigentl. Erfassen 38.
unerfüllt 210, 215 u. ö.; vgl. auch unanschaulich, signitiv usw.
ungebundene Vorstellungen 183, 211 u. ö.; ihre Beziehung z. Erinnerung 210 f., 215; vgl. auch Phantasievorstellung.
universal, Universale 29 f.
unmittelbar Gegebenes 65, 65 A., 68 ff. u. ö.; s. auch gegeben.
unselbständig (abstrakt), unselbst. Teile (Momente, Gegenst.) 21 ff., 28, 47, 62, 100 ff., 248 ff., 341 u. ö.
unterscheiden, nicht = teilen 36.
unterschwelliger Reiz 298.
Unwirklichkeit s. Nichtwirklichkeit, Wirklichkeit, real usw.
Unzugänglichkeit d. Objekts XII ff.
Unzulänglichkeit d. Intellekts XIV.
Urteil 170 u. ö.; als Beispiel XVII; -s reize" 203; -s theorie (Brentano) 86 f., 171; -s täuschung 186, 235.
urteilsfremde (psychol.) Deutung 262 ff.

V.

Vaihinger, H. X.
verblassen (verschwinden, verschwimmen) 43, 45.
Verdeckung 44 f.; psychische 215.
Vergleich(en) 178; passives 178.
Verhüllung 178.
vérités de fait 137.
Vermittlung 178 ff.; psych., i. d. Gestaltwahrnehmung 242 f., 252 f.
Verschmelzung, Talbotsche 198, 275, 323, 334, 355 f.
Verwandlung 266.
Verworn, M. 202, 205 A.
Vielheit als Gestalt 248.
Viereck, rundes 31.
Volkelt, H. 176 f., 181 A.
Volkelt, J. 60 A., 227 A.
Vorstellen, Vorstellung 6, 19, 48 u. ö.; ihr allg. Kriterium 209 ff.; an sich (bei Bolzano = Inhalt b. Tward.) 81; gedachte (Bolzano) = unser intent. Akt 81; bei Meinong 85; u. Raum (Jaspers) 217 ff.; u. Wahrnehmung 181 ff.; = Gegenstandserfassung (intent. Akt) überhaupt 183; -s bild 22, kein Erlebnis 41 ff., 49 ff.; -s inhalt b. Meinong 157; -s objekt (Wundt) 56.
Vulgärpsychologie 56

W.

Wahr 39 u. ö. (s. auch Wahrheit).
Wahrgenommenes, neutrales (s. auch neutral) 276; leibh. Geg. (Jaspers) 217 ff.; nicht notw. = wahrnehmungsmäßig gegeb. 236; nicht als Sinnesinhalt 156; Verhältnis z. Wirklichk. 193 ff., bes. 196 f.; u. Vorgestelltes i. d. Gestaltwahrn. 265.
Wahrheit, -sbewußtsein 7.
Wahrnehmbarkeit, kein Wirklichkeitskriterium 121 ff.
Wahrnehmen, Wahrnehmung 1, 6, 19, 48, 181 ff. u. ö.; -s akte (-s erlebnisse, -s vorgänge) 68 u. ö., reale 188, doppelte Korrelation 189 f., nicht stets real 236; -s aspekt der Vorst. (Conrad, Koffka) 212 ff.; assimilative 284 ff., 299 f., 314, 319, 358, nichtbeurteilende Auff. 285; Spezialfall der urteilsfremden Deutung 268; äußere (s. auch Außenw., sinnl. W.) 41, 129 ff. u. ö.; -sbegriff (eigtl., ass., sek. W.) 236 f., 348, künstlicher 40; eigtl. bei strob. Täuschg. 281 f., 356, 358; -s intentional 204 ff., 306 f., 322, 336 u. ö.; innere, 129 ff. = Erlebnisw. 131 u. ö.; -skriterium (-s charakter) 181 ff., b. Lotze 207 f, eigenes 208, 215, 224 ff.; -sproblem 1, 6, 87, 96 u. ö.; von Psychischem 41 f., psychische oder psychologische 48 ff. u. ö.; -sreal 204 ff., 257, 259 ff., 265 ff., 306 ff., 322, 334, 339, 342, zweif. Bed. 204, relat. Realit. 205, s. auch Reiz; sinnliche, 1, 41, 48 ff., 62 ff., 94 f., 97 u. ö., 152,

Digitized by Google

161 ff.; angebl. unm. Kenntnis der Realit. gebend 79; nicht durch d. Reiz bestimmt 187 ff.; -stäuschung 235 u. ö., s. auch Täuschung, Trugwahrn., Schein; u. Vorstellg. 181 ff., 206; -sweg, Prinzip des kürzesten 273, 349; Zangencharakter der W. 153 f.; nicht zeitl. (nur log.) primär 245.
Watt, H. 295.
Welterkenntnis 156.
Wertheimer, M. 244, 252, 258, 261, 267, 270 A., 272 ff., 283, 288 ff., 295, 296 f., 301 f., 310 ff., 315 ff., 355 A., 359 A.
Wesen 7, 87 u. ö., vgl. auch Idee, ideell, eidetisch.
Wesensgesetz s. Sinngesetz.
wesensgesetzlich, s. sinngesetzlich, eidetisch, ideell.
Wesensmerkmal 17, 71 f. u. ö.
Wesentlichkeitsbegriff 36.
Westphal, E. 39 A.
Widersinn, widersinnig 31, 37 ff., 230 u. ö.
Widerspruch, Satz des W. 3.
Willens-abhängigkeit kein Vorstellgskriterium 228; -determinationen 179 A., -vorgänge 76; -unabhängigkeit kein Wahrnehmungskrit. 224.
Winkeldrehung, strob. 273 ff.
Winkel, visuelle 149.
wirklich 15 ff., 62 u. ö.; als kategor. Best. 49 A.; kein Allgemeinbegriff 122; Spezialfall v. individuell 126; -nichtwirkl. u. psych.-phys. kreuzen sich 120 f.; -er Raum, 3 Bedeutungen 146 f.
Wirklichkeit 6 u. sonst sehr oft; absolute 196 ff.; außengegenstandl. (= des Außenseins) 11, 49, 188 u. ö.; -sbegriff 66, 121 f; bewußtseinsunabh. (Stumpf) 90 ff.; -scharakter des Wahrgen. (Jaspers) 95 A., 225, 227; u. deskr. Gegeb. 305 f.; -seindruck s. -s suggestion; -s einklammerung 87, 91 ff.; „erscheinende" 66 f.; -s modifikationen 197 f.; -skriterium, indirektes durch empir. Feststellung von realer Beziehung zu schon als wirklich Bekanntem 67, entscheidendes 126; physische, physikalische s. außengegenständl.; -prädikation a. Gr. indir. Indizien 132; psychische 47 f. u. ö.; relative 196 ff.; -sschichten (-sstufen) 196 ff., 200; -s suggestion 224 ff., 234, 237, 263 f., 279 ff., 337, 351.
wirklichkeitsgleichgültig s. neutral, phänomenal.
Wirth, W. 174.
Witasek, St. 174 A., 179 A., 235 A., 238 A., 239 A., 253, 256.
Wortbedeutung 7, 20.
Wundt, W. 56, 164, 173 f., 176 A., 182, 202 f., 230 ff.
Würzburger Schule 8, 29, s. auch Külpesche Schule.

Z.

Zahlen, -eigenschaften, -gesetze 7, 141 f.
Zahlbewußtsein 7.
Zangencharakter der Akte abgelehnt 153 ff.
zeitliches Festliegen, s. auch individuell 28 u. ö.; zeitliche Trugwahrnehmungen 194; zeitliche Verhältnisse der Wahrnehmungsreale und -intentionale 322 f., vgl. 191 ff.; zeitliche Zuordnung von Geg. u. Akt 191 ff.
zeitlos-eine Vorstellung (Bolzano) 82.
Zenker, W. 286 A., 346 f.
Ziehen, Th. 63 ff., 65, 176, 191 f.
Zimmermann, R. 81.
Zootrop 276, 310, 352 A.
Zumutesein 153, 161, 167 f.
Zuordnung, s. Relation, Korrelation, zeitlich usw.
Zustände als Beschaffenheiten i. w. S. (Bolzano) 107; als unselbst. Gegenstände 101.
Zwangscharakter der Erinnerung 227.
Zwangsläufigkeit beim „Ansehen von ..." 233; deskriptiv gegeben 262 f
zweiheitliche Bewegung 341 ff.; als optimale u. nicht-optimale B. 344 ff.; ihre mutmaßliche Ursache 345 ff.
Zweikreuzversuch 326 ff.
Zwischenfeld (kein „gesehenes Objekt im Z." beim strob. V.) 277 f.
Zwischenstadien 345, 347.

Digitized by Google